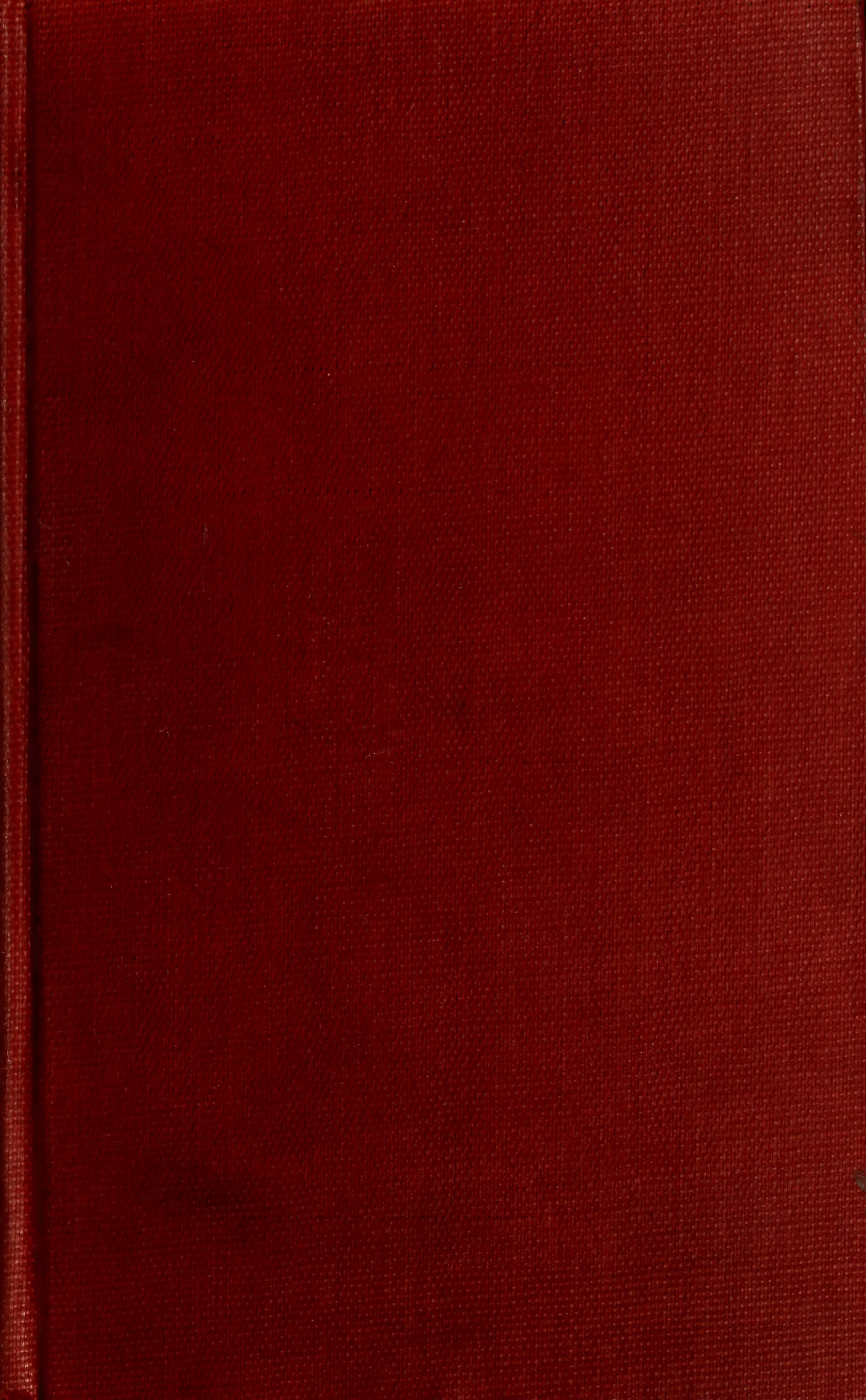
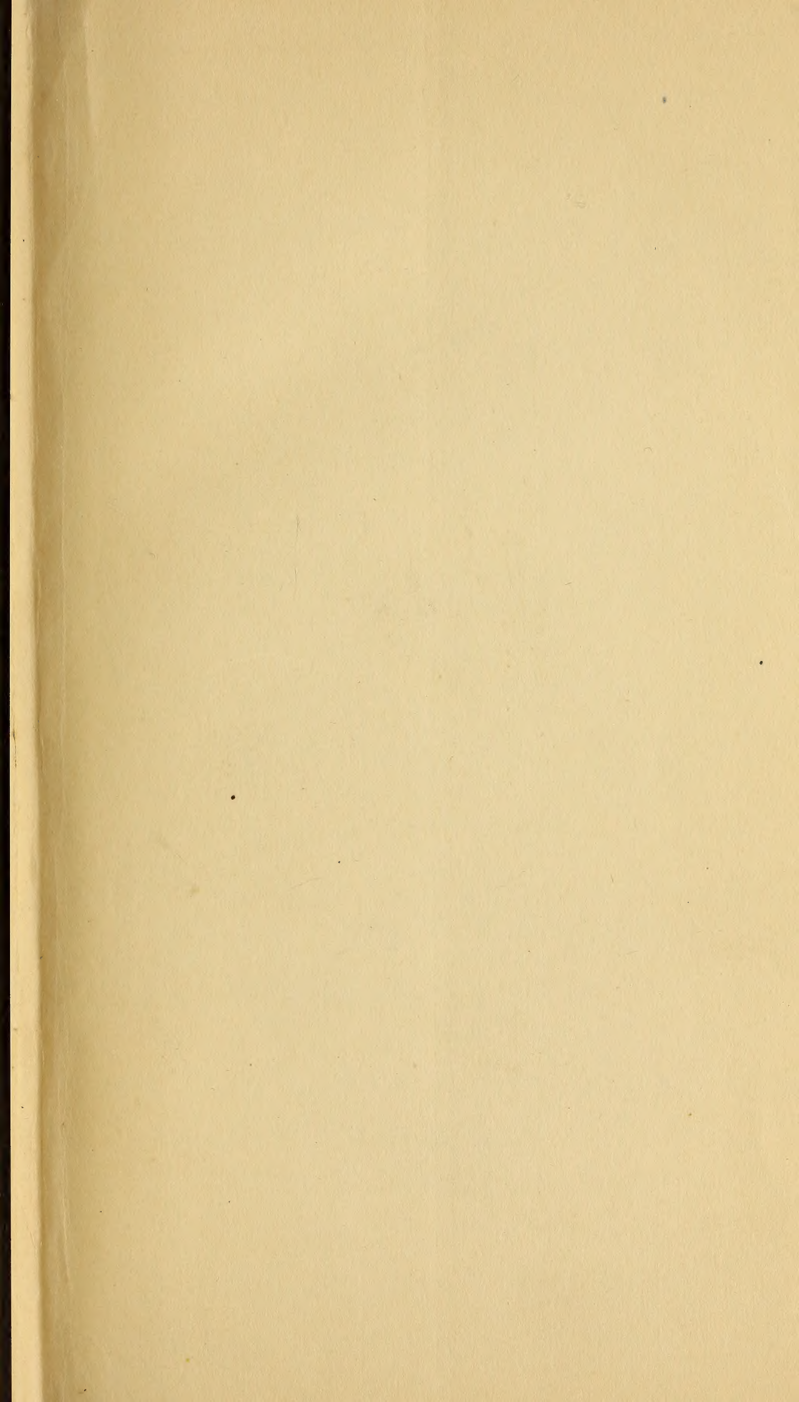
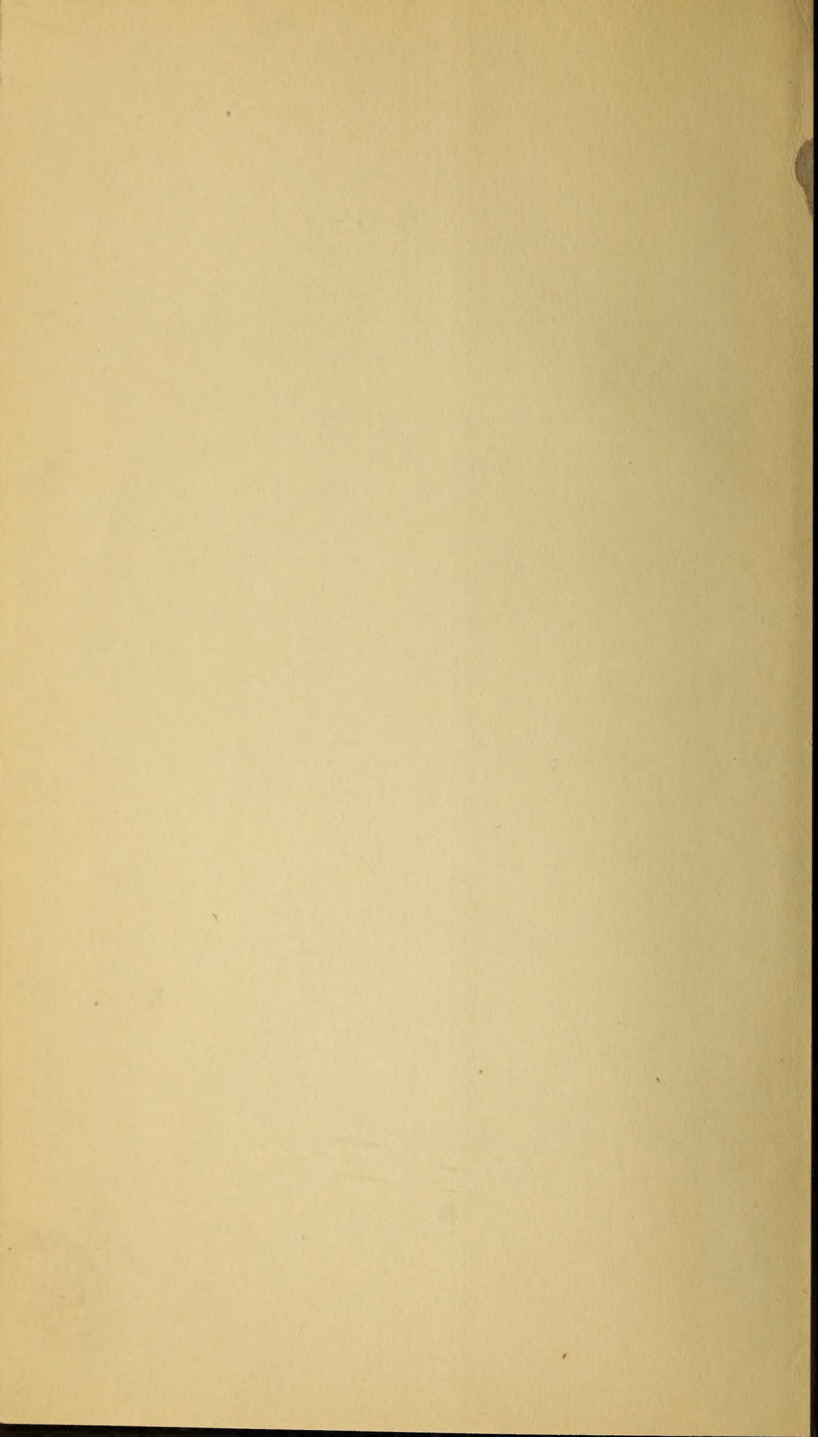



THE LIBRARY OF CONGRESS
1800





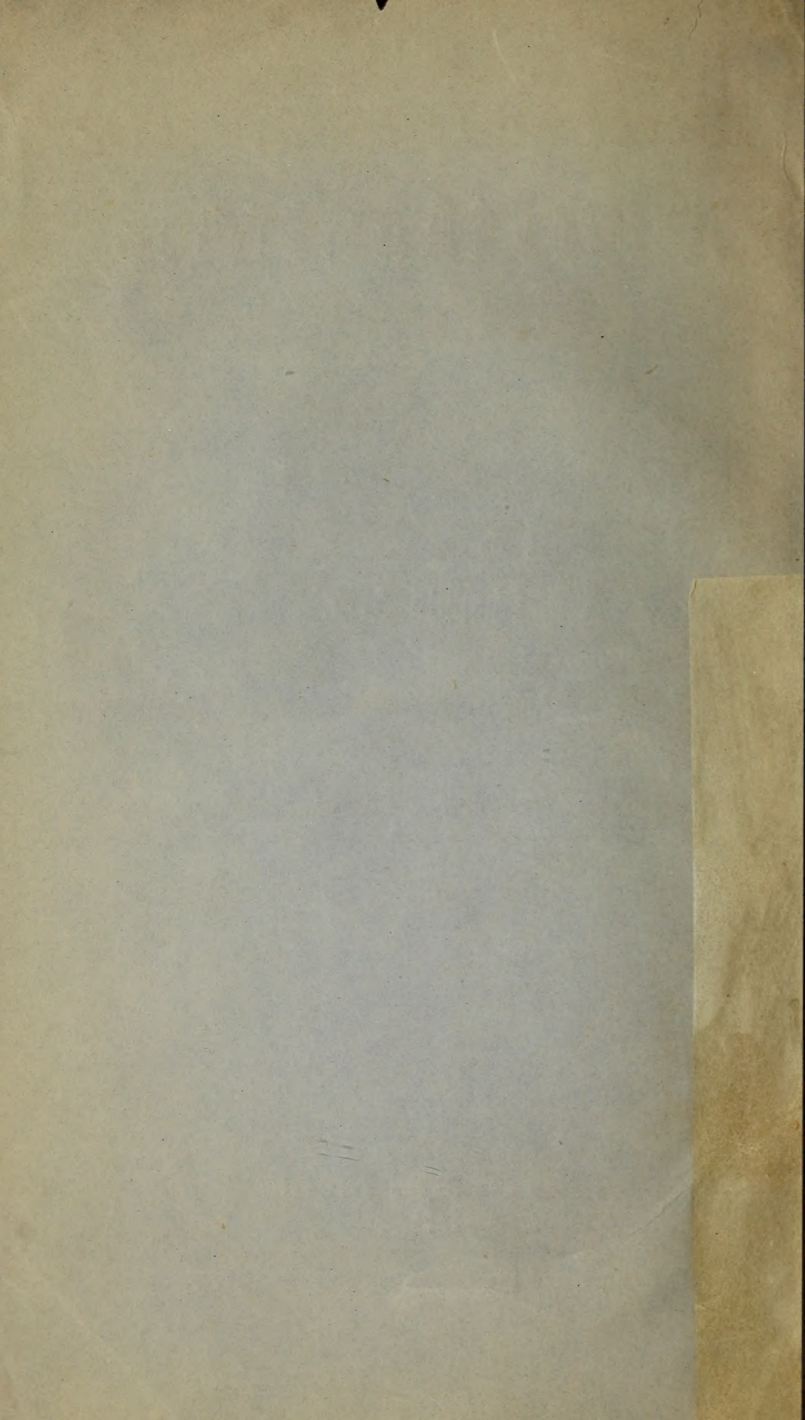
Amerikanisches

von

Leopold Kist.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1871.

New-York und Cincinnati bei **Fr. Pustet.**



Amerikanisches.

Amerikanisches

von

Kist

Leopold Kist.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1871.
New-York und Cincinnati bei **Fr. Pustet.**

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Dem

treuen Sohn der Kirche, dem amerikanischen Biedermann,

Herrn Joseph Phillipps,

Mayor der Stadt Milwaukee, Wisc.,

und

Präsident der XV. General-Versammlung des d. r. k. Centralvereins zu Louisville, Ky.,

sowie allen katholischen Vereinen Amerika's

in

Hochachtung, Verehrung und Liebe

gewidmet

vom

Verfasser.

Inhalt.



Es erweckt Demjenigen keine Sympathie, der erklärt, nach Amerika reisen zu wollen. Es lastet ein in vielen Fällen nicht unbegründeter schwerer Verdacht auf der Reise nach Amerika. Mißtrauisch und argwöhnisch fixirt und mustert man Jeden, der den Cours nach Havre, Bremen oder Hamburg nimmt. Man stellt sich eben unter einem Europamüden durch die Bank einen Thunichtgut, einen Taugenichts, einen Schwindler, einen Abenteurer, einen Goldgräber, einen Kassenplünderer, einen Börsenerleichterer, ein aufgehaustes, vergantetes, gefehltes, mißrathenes, ausgeschriebenes, polizeiwidriges, zuchthausscheues, prämiirtes (für Einlieferung desselben), ein halb oder ganz desperates Subject, einen Fahnen- oder Pantoffelflüchtigen, einen durchgefallenen Candidaten des Rechts, der Medicin, der Theologie oder Philologie, einen Luftschloß-Architekten, einen verschrobenen Sektenstifter, ein gebrochenes Herz oder einen Misanthropen vor, der in den Urwäldern, Prärieen oder Felsengebirgen des westlichen Amerika's unter Racoonen, Büffeln und Bären sich niederzulassen gedenkt. Und gar oft zählen die Europamüden in Wirklichkeit zu dieser oder jener Klasse der Genannten; was Wunder also, wenn die wenigen Ausnahmen zu den Vorerwähnten in denselben Topf geworfen werden! Doch so 'was muß man sich schon gefallen lassen, wenn man seinen Wandertrieb befriedigen will, und so 'was kann man sich auch gefallen lassen, wenn man ein gutes Gewissen hat. Wer kann sich heut zu Tage in der kritischen, schmähsüchtigen Welt überhaupt einer schiefen Beurtheilung erwehren! Gibt man nun überdieß durch das nach Amerika ausgestellte visa der öffentlichen Kritik willkommenen Anlaß, sich zu Ge-

richt zu sezen; so muß man eben in Gottes Namen mit Resignation alle hämischen Randbemerkungen hinnehmen, mit denen die Welt einen Jeden regalirt, der nicht in ihrem gewohnten Fahrgeleise bleibt. Nicht Golddurst, nicht fehlgeschlagene, vereitelte Hoffnungen und Pläne, nicht Mißgriffe und Fehltritte, nicht ein gebrochenes Herz, nicht sanguinische und phantastische Träumerei führten mich über den Ocean, sondern angeborener Wandertrieb, Wissensdurst und Sehnsucht, Kenntnisse und Erfahrungen zu sammeln. Es wird unendlich viel über Amerika geschrieben und gedruckt, erzählt und gefabelt. Amerika ist ein Centralpunkt, um den unzählige Interessen sich bewegen. Nach Amerika richten sich die Augen von Millionen, nach Amerika steuern jährlich Tausende, mit Amerika sind unzählige Herzen verbunden, von Amerika ist unsere Industrie, unser Handel, unser Geldmarkt, unsere Politik und unser socialer Zustand beeinflußt, Amerika zieht, ähnlich einem kolossalen Magnet, jährlich ungeheuere Schaaren Menschen und schwere Summen Geldes an, lockt sie über das Meer und hält sie fest für immer — kurz — die neue Welt ist ein zweites, ein Adoptiv-Vaterland des Deutschen geworden und durch tausend geistige und materielle Güter, durch Gut und Blut mit der alten Welt, und namentlich mit Deutschland, verbunden. Wo ist ein Dörflein, sei 's auch noch so klein, liege es in Sachsen oder Schwaben, in der Pfalz oder in der Mark, in Westphalen oder Franken, an der Donau oder am Rhein, an der Oder oder Elbe, das nicht Ablager nach Amerika gesendet hätte, die dort neue Schosse und Sprößlinge treiben? Wo ist eine Familie, aus deren Schoß nicht einzelne Glieder in Amerika sich eine neue Heimath gegründet? Wo ist eine Person, die nicht Verwandte, Bekannte, Freunde, Gläubiger oder Schuldner in Amerika hätte? Kein Land der Welt nimmt daher so sehr das Interesse in Anspruch wie Amerika. Wer möchte also nicht eine

wahrheitsgetreue Darstellung seiner Verhältnisse auf allen Gebieten kennen lernen? Wer möchte bei den sich widersprechenden Berichten über amerikanische Zustände nicht in's Reine kommen? Viele schildern in Büchern, Briefen und mündlich Amerika als ein Land, das von Milch und Honig überfließt, wo Jeder nur zugreifen darf, um in kurzer Zeit ein Millionär zu werden, wo man die Auswanderer mit offenen Armen empfängt, auf Rosen bettet, an reichbesezter Tafel placirt, an gewinnreichen Geschäften und Unternehmungen sogleich Theil nehmen läßt, mit Artigkeit und Zuvorkommenheit behandelt und ihnen täglich einen Hasen in die Küche jagt. Sie versichern, daß in Amerika Jeder thun und treiben dürfe, was ihm beliebt, daß Jeder sein eigener, unumschränkter Herr, autonom und souverain sei, daß man dort weder nach Gott, noch nach dem Teufel, weder nach einer Obrigkeit, noch nach einer Polizei zu fragen habe. Sie behaupten, daß im Westen der Acker Land blos einen Dollar koste, daß der Boden sehr leicht anzubauen sei, daß er hundert= und tausendfältige Früchte bringe, daß man, mit der Doppelflinte bewaffnet, blos einige Schritte in den Wald hineinzugehen brauche, um dort Hirsche, Rehe, Wildschweine, Fasanen und dergl. zu erlegen, daß das Farmerleben ein olympisches Götterleben sei. Sie betheuern, daß man sich um jede Evastochter bei ihrer Landung reiße, daß sie nur allergnädigst unter den sich um sie bewerbenden Banquiers, Rentiers, Senatoren und Congreßmitgliedern wählen dürfe, daß sie dann im Triumph in einen Palast des Broadway geführt und hinfüro als Fürstin bedient werde. Mit Einem Worte: In Amerika ist Alles, sagen sie, vorzüglich, unübertrefflich, ausgezeichnet, preiswürdig, tadellos; es gibt dort nur Licht und keinen Schatten, Alles schwimmt im Gold, im Glück, in einem Freudenmeer. Solche Lobhudler, Aufschneider und Phantasten animiren daher unbedingt und unterschied=

los Alles zur Auswanderung nach Amerika. Wieder Andere stellen die amerikanischen Verhältnisse zu düster und trostlos, zu abschreckend und grauenhaft dar. Nach ihnen zu urtheilen, wäre Amerika eine wahre Räuberhöhle und Mördergrube, ein Abgrund der Verworfenheit und ein Morast des Lasters. Ihrer Schilderung gemäß, gäbe es in Amerika keinen ehrlichen und gewissenhaften Menschen, nichts Reelles und Solides, sondern nur Schwindel und Humbug. Wieder Andere sind in Beurtheilung politischer und religiöser Dinge arg befangen, einseitig und parteiisch und darum ungerecht und unbillig. Manche auch erwähnen über religiös-kirchliche Verhältnisse rein gar Nichts, während wiederum Andere, und, leider, in der Regel die Verfasser von Reisehandbüchern und Wegweisern für Auswanderer, verächtlich, höhnisch, wegwerfend und gehässig über Religion, Kirche, Klöster, Priester u. s. w. herfallen und dieselben ächt unamerikanisch, unrepublikanisch und intolerant traktiren. Solche Schwarzseher, Stabbrecher, Jeremiadenverfasser und Klageweiber widerrathen bedingungslos die Auswanderung. All Das waren aber ebenso viele Aufforderungen und Beweggründe für mich, selbst nach Amerika zu reisen und dort an Ort und Stelle zu sehen, zu hören, zu beobachten, zu prüfen. Ich wollte wissen, wie es sich eigentlich mit diesem hochgepriesenen und vielgeschmähten Amerika verhält, wo der goldene Mittelweg zwischen den beiden extremen Behauptungen ligt? Ob die Auswanderung zu begünstigen oder zu widerrathen ist? Ich wollte mich in den Stand sezen und es mir ermöglichen, allen Denen, die sich um Amerika, um das Schicksal der Auswanderer und um das Loos der Ihrigen jenseits des Ocean's interessiren, ein klares, wahres, treues, ungeschminktes Bild der Zustände und Verhältnisse der vereinigten Staaten entwerfen zu können. Besonders aber wollte ich das dortige religiös-kirchliche Leben in seinen Licht- und Schattenseiten kennen

lernen, um Denjenigen, die nach Amerika auszuwandern beabsichtigen, ein Rathgeber und Wegweiser werden zu können. So viel über Absicht und Zweck meiner Reise nach Amerika. Welcher billig Denkende und Wohlmeinende dürfte daher einen Stein auf mich, meine Reise und mein Buch werfen!

Schon längst hatte ich die Reise nach Amerika projectirt, allein je näher die Zeit heranrückte, dieses Project zur Ausführung zu bringen, desto unschlüssiger ward ich, desto mehr kämpfte ich mit mir selbst, desto mehr stritten sich pro und contra — dafür und dagegen —, desto räthlicher erschien es mir, vorerst die anno 1867 nach Dänemark und Schweden unternommene Reise zu beschreiben, mit anderen Worten: anno 1868 den Heuberg nicht zu verlassen. Allerdings ist es viel zweckmäßiger, sogleich nach der Rückkehr von einer Reise die Erlebnisse und Erfahrungen, die man während derselben gesammelt, niederzuschreiben, weil in diesem Falle alle Eindrücke und Bilder noch frisch und lebhaft vor der Seele schweben, dagegen verblassen durch die Länge der Zeit und durch neue Bilder und Erlebnisse einer abermals unternommenen Reise die Erinnerungen der früheren, sie werden gleichsam verschleiert und verdunkelt, allein da ich mein Tagebuch über die Reise nach Dänemark und Schweden reichlich mit Notizen ausgestattet und eine lebhafte Phantasie nebst treuem Gedächtniß besitze; wagte ich es dennoch, gegen Klugheit und Erfahrung zu handeln. Ich sezte also das „Dänische und Schwedische" auf die Expectantenliste, nachdem ich mich im Nu entschlossen, nach Amerika zu reisen. Ich hatte nämlich am Freitag, dem 24. Juli des genannten Jahres einen Brief aus Buffalo erhalten, der mich dringend einlud, baldmöglichst dorthin zu kommen. Das gab den Ausschlag und brachte meinen halb aufgegebenen Plan zu Reife. Am Sonntag Abend, den 26. Juli packte ich die Reisetasche, meine treue Gefährtin, und am

Montag, den 27. Juli, in der Früh, fuhr ich wohlgemuth von des Heubergs Höhen hinab über die Donau, zunächst nach Meßkirch — mit schuldigem Respekt zu vermelden — einer Großh. Badischen Amtsstadt, einem treuen Abbild unser unerquicklichen neuärarischen Zustände, die in alle Kreise Hader und Zank, Zerklüftung und Zerrissenheit, Parteikämpfe und Servilität getragen. Eine gewisse Art Berühmtheit hat aber dieses Städtchen dadurch erlangt, daß es den modernen badischen Staat mit einem Landtags-Abgeordneten beschenkte, der seinen Bezirk und die Wünsche des Volkes durch großmüthige Bewilligung von Gut und Blut zur Erreichung des erhabenen „Zieles" und „Zweckes" vertrat, der bei Schaffung hochwichtiger und ächt freisinniger Gesetze, z. B. über Feiertage, Civilehe, Standesbeamtung, indirekte Wahl und Stiftungen bereitwilligst und freudigst geburtshilfliche Dienste leistete, der anno 1849 eher an Alles als an einen Orden dachte, der sich sehr lebhaft bei der berüchtigten Offenburgerei betheiligte, die, wie jedermänniglich wohl bekannt, vor dem strammen Regiment in Karlsruhe und der flagranten staatsumwälzenden Gefahr durch die Ultramontanen und Demokraten vollständig im Sand verlief und fröschekühnlichst untertauchte. Doch, lassen wir diese und ähnliche Größen und Helden nach dem soeben beendeten, ruhmreichsten Landtag ungestört auf ihren wohlverdienten Lorbeeren ruhen!

Da die weltberühmte Rutschbahn von Meßkirch nach Stockach, die vier Stunden lang ist, und an der man fast so lange baute, als die Amerikaner an der Pacific-Bahn, die von New-York bis San Francisco 3353 englische Meilen lang ist, noch nicht fahrbar war, mußte ich mich von Meßkirch bis Stockach mit dem Postomnibus mühselig haudern lassen. Dort hatte ich eine Masche des ungeheueren Netzes erreicht, das die Welt bedeckt, wo der allmächtige Dampf wirkt, und ungeheuere

Strecken in wenigen Stunden durchflogen werden. Bald saß ich in einer Ecke des rasselnden Eisenbahnwagens und begrüßte in wenigen Minuten die lachenden Ufer des Bodensees bei Radolfzell. Um Mittag brauste der Zug bei Schaffhausen auf einer ziemlichen Anhöhe an dem dortigen Wasserfalle vorüber, der mit seiner idyllischen Umgebung ein unbeschreiblich schönes, liebliches und dabei dennoch imposantes Bild gewährt. Aus einer Höhe von 70′ stürzen sich die smaragdgrünen Wogen tosend in ein weites Felsenbecken, in welchem sie gischtbedeckt aufsieden, in wilden Strudeln sich jagen und Nebelwolken aufsteigen lassen, in welche das Sonnenlicht seine Farben und Blumen streut. Mächtig ragen drei Felsenzacken an der jähabfallenden Steinwand mitten aus dem Katarakte empor, die das wild und ungestüm daher brausende, über die vielen Stromschnellen und Felsenriffe heftig zürnende Gewässer hemmen zu wollen scheinen. Tief hat der Wogen Gewalt diese Felszacken ausgehöhlt, so daß, wenigstens der mittlere, dem unausgesezten Anpralle derselben wohl keine hundert Jahre mehr Troz bieten dürfte. Den Schweizerhelden Tell mit der Armbrust auf jenen Fels zu stellen, war mehr als drollige Caprice, es war eine Lächerlichkeit; denn was hat Tell mit dem Wasserfall zu schaffen; welche Ideenassociation findet statt zwischen Tell und dem Rheinfall bei Schaffhausen, zwischen jenem Felsen, der sich machtlos der Wuth der Elemente entgegenstemmt, dessen Fuß tödtlich verwundet ist, und des Helden Armbrust, die den todbringenden Pfeil in des Tyrannen Herz bohrte!

Kühn überschreitet eine 536′ lange Eisenbahnbrücke in weitgespannten Bogen die Stromschnellen oberhalb des Wasserfalls. Gar freundlich und romantisch blicken aus der Tiefe die beiden Schlösser Laufen und Wörth zu dem Reisenden empor, der gierig in schnellem Fluge das herrliche Bild genießt.

Ein ähnlicher Anblick bietet sich dem Reisenden bei Kleinlaufenburg, sobald der Zug den dortigen Tunnel passirt hat. Eingeengt durch ein schmales Felsenthor, bricht sich der hier noch jugendliche Rhein in wilder Hast Bahn zwischen Felsen und Brückenpfeilern und prallt mächtig an an Klippen, die ihm trozig den Durchgang wehren wollen. Traut und heimisch schaut das Kirchlein und Pfarrhaus Kleinlaufenburg's zwischen mächtigen Bäumen, Weinstöcken und dunkelgrünen Epheuranken in das fluthenreiche, lebensfrische Thal, während die Ruinen der Ritterburg Großlaufenburg's staunend auf den Riesenfortschritt niederblickt, den das neunzehnte Jahrhundert gemacht, indem es aller Hindernisse spottet und durch der Berge Nacht seinen Schöpfungen Bahn bricht. Wie oft stand ich stundenlang am Fenster in der Pfarrwohnung Kleinlaufenburg's und ergözte Aug und Ohr an den tobenden Wogen des mit reißender Schnelligkeit dahinjagenden Stromes! Anno 1855 war ich nämlich während kurzer Zeit Pfarrverweser von Kleinlaufenburg. Von den Salmen aber, die hier gefangen werden, bekam ich nur Ein Mal zu kosten, da die Einkünfte eines Pfarrverwesers von täglich dreißig Groschen es nicht erlauben, sich öfters diesen Luxus zu gestatten. Ehedem, als es noch keine Luxusbäder gab, die Genußsucht noch nicht so allgemein verbreitet war, bestand die gewöhnliche Kost Derer, die an den Ufern des Rheines wohnten, im Salmen oder Lachs, der den Dienstboten so häufig aufgetischt wurde, daß diese sich darüber beschwerten und bei Antritt eines Dienstes die Bedingung stellten, wöchentlich blos 2—3 mal Salmen essen zu müssen. Und jezt! Da das Pfund Salmen während der Badesaison 2—3 Gulden kostet, erhält ein Dienstbote während seines ganzen Lebens nie mehr auch nur so viel von diesem kostbaren Fisch, als in einem hohlen Zahne Raum findet.

Nachts um 11 Uhr kam ich in Freiburg an, wo ich in

dem sehr empfehlenswerthen Gasthof zum „Rheinischen Hof" übernachtete.

Nachdem ich von meiner vorgesezten Behörde Reiseurlaub erhalten, fuhr ich am

Dienstag, den 28. Juli, abends, nach Riegel und von dort per Omnibus während eines heftigen Gewitters, unter Bliz und Donner, Sturm und Regengüssen, nach Endingen am Kaiserstuhl, einer meiner früheren Stationen, wo ich drei Jahre lang pastorirt und jezt die Eltern eines Geistlichen besuchen wollte, der als Pfarrer in Buffalo angestellt war. Nachdem ich hier einige hunderttausend Grüße und Segenswünsche in Empfang genommen, marschirte ich bei einbrechender Dunkelheit zum Königsschaffhausener Thore hinaus nach Forchheim, wo ich bei einem alten Freund und Studiengenossen übernachtete. Des andern Tags, am

Mittwoch, den 29. Juli, fuhr ich direkt von Riegel bis Mannheim. Welch blühender, üppiger Landstrich, welch herrlicher Garten voll Reichthum und Pracht! Welche Hügel und Berge! Welche Rebgelände und Felder! Welche Wälder und Wiesen! Welche Burgen und Ruinen, Landhäuser und Villen! Wie viele Städtchen und Dörfer, denen man den Wohlstand und die Behäbigkeit ansieht! Wahrlich: Baden wäre ein Paradies ohne das tägliche Gekläff gegen Religion und Kirche, ohne die unerträgliche Parteiwirthschaft, ohne die rücksichtlose Behandlung, Zurücksezung und Kränkung der Katholiken und gläubigen Protestanten, ohne den absichtlich und künstlich hervorgerufenen und üppig genährten Haß und Religionszwiespalt, ohne die Parforcejagd nach neuen Gesezen, ohne Experimental- und Vielregiererei, ohne Protektion der geheimen Gesellschaften, ohne die Janitscharen der Fremdenlegion, ohne den Steuervielfraß im Dienste des Militarismus und der national-liberalen Tendenzen, ohne die Arroganz der herr-

schenden Partei und der zum Gesez erhobenen Willkür, ohne den Fanatismus, die Intoleranz und Verfolgungssucht der Presse — so aber sind die Gemüther aufgeregt und mit Erbitterung erfüllt, nirgends herrscht im Ganzen und Großen gemüthliches, geselliges Leben, mit Ausnahme der geschlossenen Vereine, überall brüllt und tobt Parteileidenschaft, überall schleichen Denuncianten, allenthalben schwingt der Terrorismus die Knute, allenthalben sind die gläubigen Katholiken als Geächtete, als Vaterlandslose die Zielscheibe des Spottes und Hohnes, der Verleumdung und der pöbelhaftesten Sottisen. Trozdem die Privilegien angeblich abgeschafft sind, gibt es dennoch blos drei Kategorien, die alles Ansehen, allen Einfluß, alle Macht und Gewalt in den Händen haben: das Heer der Beamten, das Militär und die Nationalliberalen — alles Andere ist Stimmvieh und rechtlos, man betrachtet und behandelt sie als Heloten und Parias. Jammerschade für solch ein gesegnetes Ländchen![1])

Am Abend kam ich nach Mannheim und verlebte dort, im Kreise trauter, gleichgesinnter Amtsbrüder, einige frohe Stunden, die mir überdieß noch einen finanziellen Gewinn brachten, ich gewann nämlich in einem Cäco 1 Gulden und 31 Kreuzer, für die ich den Herrn ad St. Ignatium auf diesem Weg meinen Dank ausspreche. Ein Amerika-Reisender ist für jeden Zehrpfennig dankbar. — Nachdem ich am

Donnerstag, den 30. Juli, das herrliche Rheinbad benüzt und Ludwigshafen einen Besuch abgestattet, fuhr ich am

Freitag, den 31. Juli, über Frankfurt, Gießen und Marburg nach Kassel. Da ich anläßlich meiner Reise nach

1) Ich verweise hier auf das treffliche Schriftchen: „Die Behandlung der Katholiken in Baden während der neuen Aera.“ Vertheidigungsrede des Rechtsanwaltes Dr. O. v. Wänker. In allen soliden Buchhandlungen um den Preis von 6 Kr. zu haben.

Schweden die Tour von Mannheim bis Lübeck in meinem „Dänisches und Schwedisches" Seite 50—61 näher beschrieben, so will ich hier nicht länger dabei verweilen, sondern nur auf das dort Gesagte verweisen. Nicht umhin kann ich aber mit Stillschweigen die hochwichtige Mainlinie passiren, da sich jezt, während ich mit der Feder darüber hinwegseze, eigenthümliche Gefühle und Empfindung in mir regen. Heiliges Zürnen und patriotische Entrüstung erfassen und entflammen mich, da ich der Worte gedenke, die am 24. Februar d. J. ein Mann vor aller Welt sprach, Worte die tief kränken und blutig verwunden. Die Unterthanen von Baden hätten nämlich an Preußen 6,000,000 Gulden zu zahlen gehabt, um ihre Regierung von dem Verdachte zu reinigen, als habe sie anno 1866 blos zum Scheine gegen Preußen Krieg geführt! Muß also in den Augen Preußens der s. g. Krieg nicht in solcher Art geführt worden sein, daß der erwähnte allseitige Verdacht wirklich entstehen und nur durch das Gewicht und den schlagenden Gegenbeweis von 6,000,000 Gulden beseitigt werden konnte? Und waren denn die zahlreichen Ordensverleihungen an das geschlagene badische Truppencorps nicht ein, auch nicht mit 6,000,000 Gulden zu beseitigender Verdacht, als schreibe man sich ebenfalls den Erfolg der preußischen Waffen über die österreichischen zu, und als freue man sich der durch den brudermörderischen Krieg von 1866 erzielten Resultate: über die Zerstückelung Deutschlands, über das dadurch entstandene Großpreußen und die Losreißung Oesterreichs von Deutschland? Wäre es nicht viel besser gewesen, sogleich ganze Arbeit zu liefern: Baden, gerade wie Hannover, Kurhessen und Nassau zu annexiren und uns mit einer zweiten, schmerzlichen und kostspieligen Operation zu verschonen, die ja doch unausbleiblich erfolgen wird? O, nur keine halbe Maßregeln vorher! Nur keinen Eintritt in den Nordbund; denn dadurch würden nur unsere Pflichten und Lasten ver-

mehrt, aber keine Vortheile erzielt! Dadurch bliebe bestehen, was uns längst mit Kummer und Schmerz erfüllt: der Hader und Streit, die Verfolgung und Schädigung der Religion und Kirche, die Parteiwirthschaft und der Terrorismus. Unter Preußens Scepter leben die Katholiken unangefochten, Preußen zeigt sich tolerant und gerecht, ja selbst wohlwollend gegen die Katholiken — also Preußen, wirkliche Preußen, Preußen erster Klasse — aber keine Amphibien wollen wir werden, wenn es denn doch beschlossen sein sollte im Rathschlusse Gottes, daß die deutschen Lande unter Einem Scepter vereiniget werden.

Um halb 12 Uhr nachts langte ich in Hannover an und beschloß, da der nächste Zug zehn Minuten nach 2 Uhr morgens abging, mich so lange auf dem Bahnhof aufzuhalten. Ich begab mich daher in die Restauration, trank 2 Schoppen sehr guten Biers, à 9 Kr., und eine Tasse Caffee. Welch ein buntes Leben und Treiben, welches Wogen und Sprachengemisch in diesem Salon! Zug um Zug kam an und spülte mächtige Fluthen hungeriger und durstiger Passagiere in die Restauration. Gleichgiltig sah ich auf dieses Menschengewühl und auf die Nachtsäcke, Reisetaschen, Schachteln, Ueberzieher und Shawls, die im Nu auf den Tischen zu Bergen sich aufthürmten. Eines aber zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Ein langer, hagerer Engländer, ein kleines, schmächtiges Dämchen am Arme führend, trat an meinen Tisch und ließ sich nieder. Ich hielt das Kind anfänglich für seine Tochter, aus dem Gespräche aber erfuhr ich, daß der Backfisch seine leibhaftige Lady war. Er zählte mindestens 60 Jahre, während das Kind höchstens 16 zählte! Langes, über die Schultern herab wallendes, goldgelbes Haar und ein dünnes, dünnes Discantstimmchen ließen das Püppchen wo möglich noch jünger erscheinen, als die Gesichtszüge errathen ließen. Solche Ehe zwischen einem bejahrten Mann, der Großvater sein könnte, oder solcher vielleicht in

Wirklichkeit ist, und einem Kinde, ist Unnatur und endet in der Regel sehr schlecht. Ein schreiendes Mißverhältniß muß sich in allen Lebensverhältnissen herausstellen, und müßte schon der Hohn und Spott, den eine solche Ehe allenthalben provocirt, die zum Ehebunde wesentlich gehörende Hochachtung, sofern dieselbe in dem vorliegenden Falle je vorhanden gewesen wäre, unfehlbar vernichten. Nichts erschüttert, untergräbt, verlezt und verwundet tiefer und tödlicher als Spott, Hohn und Sarkasmus. Je zarter und inniger ein Gefühl, eine Empfindung ist, desto weniger können sie die scharfe, äzende Lauge der Satyre ertragen, desto sicherer treffen und vernichten sie die vergiftenden Pfeile hämischer Kritik. Wie kann ein Kind einen alten, süßlichen, winselnden Geck hochachten und lieben, an dessen Seite es ihn und sich verspottet und verhöhnt oder, im günstigsten Falle, bemitleidet sieht? Und welche Eifersucht muß nicht solch einen großväterlichen Ehekrüppel quälen, der in unserer Romanen- und Tragödien-reichen Zeit mit einem flatterhaften Schmetterling sich verband!

Nach 12 Uhr zog ich mich in den Wartsaal dritter Klasse zurück, um dort die noch übrige Zeit, wo möglich, zu schlafen. Ich wäre allerdings lieber in der mit Kanapees und Fauteuils sehr komfortabel ausgestatteten Restauration verblieben, allein da derselbe zu gleicher Zeit als Wartsaal für die erste und zweite Klasse dient, meine Wenigkeit aber ein Billet der dritten Klasse hatte, und ich mich unberechtigt überhaupt nirgends eindränge, auch gerade nicht verwöhnt bin, so zog ich es vor, in jenen Räumen Ruhe zu suchen, die mein Billet mir anwies. Allein hier war ich möglichst schlecht aufgehoben. Da war kein freier Tisch, keine freie Bank, kein freier Stuhl, Alles, selbst der Boden, war mit Schläfern dicht besezt. Nach langem Umherspähen und Storchen-ähnlichem Umherschreiten, entdeckte ich endlich noch einen freien Stuhl und eine nicht besezte

Tischecke. Ich ließ mich nieder, schob die Reisetasche unter den Kopf und versuchte es, zu schlafen. Doch vergebliches Bemühen! Unaufhörlich wurden die beiden Thüren aufgerissen und wieder in's Schloß geworfen. Oft auch ließen ebenso rücksichtslose Arbeiter und Passagiere die einander vis-à-vis stehenden Thüren offen stehen, wodurch ein heftiger Durchzug entstand, der mir höchst ungemüthlich um Beine und Kopf strich, da ich mein Quartier in der Nähe der einen von den 2 Thüren aufzuschlagen genöthiget gewesen. Es vergingen selten 10 Minuten, ohne daß die elektrische Uhr mit 10 durch Mark und Bein dringenden Schlägen auf dieser und jener Station abgehende oder ankommende Züge signalisirte. Ununterbrochen pfiffen Lokomotive, rasselten Räder, drönten gepuffte Wagen, zitterte der Boden und klirrten Fensterscheiben und Gläser bei der schnellen Fortbewegung der schweren Lasten auf den Schienensträngen. Eine unerquickliche Lage, ein schlimmes Nachtquartier, ein peinlicher, wenn auch wohlfeiler Aufenthalt in einem solchen Wartsaal dritter Klasse auf einem großen Bahnhof! Doch das Alles nimmt man mit in den Kauf und auf die leichte Achsel, wenn man vorhat, etliche tausend Meilen weit zu reisen, insonderheit wenn man sich bald dem tückischen Meere anvertrauen will, wobei es von wesentlichem Vortheile ist, vorher alles weichliche, verzärtelte und wehleidige Wesen abgelegt und an körperliche Strapazen sich gewöhnt zu haben.

Am Samstag, den 1. August, morgens 2 Uhr 50 Minuten, ging der Zug endlich ab und kam um 8 Uhr nach Haarburg, das an einem Arm der Elbe ligt, und wo die Eisenbahn endet. Haarburg zählt 13,480 Einwohner, ist sehr gewerbsam und erlangt durch Schiffahrt und Handel immer größere Bedeutung. Die Elbe ist hier in 4 Arme getheilt, die das 4 Stunden breite, s. g. Vierland umströmen und bewässern. Auf Fähren setzt man bei Haarburg über 2 dieser Elbearme und gelangt in 2 Stunden nach

Hamburg.

Hamburg ist eine sehr alte, von Karl dem Großen gegründete Stadt. Freilich ist die Sucht, berühmte Städte möglichst hoch hinauf zu datiren und sie weit, weit in's graue Alterthum hineinragen zu lassen, auf die Idee verfallen, Hamburg durch eine Ansiedelung um einen heidnischen Tempel des Jupiter Hammon entstehen zu lassen! Ja Andere erwiesen sich noch kühner, phantasiereicher und erfinderischer, indem sie Hamburg durch den Sohn Noe's, durch Cham oder Ham, erbaut werden ließen. Gewiß ein starkes Stück! Das Wahrscheinlichste ist, daß Hamburg seinen Namen von dem Walde erhielt, der die von Karl dem Großen am rechten Elbeufer angelegten Burg umgab — Hamm bedeutet nämlich in jener Gegend einen Wald. 811 errichtete Karl, der Große, nach Besiegung der Sachsen, hier ein Castell und eine Kirche, um die Slaven im Zaume zu halten, und damit das Christenthum von hier aus in Scandinavien verbreitet werde. Der erste Priester Hamburg's war Heridag. 831 erhob Ludwig, der Fromme, Hamburg zum Erzbisthum, unterordnete ihm alle Kirchen Scandinavien's, Nordalbingen's und der nordslavischen Länder und ernannte den heil. Ansgar zum Erzbischof des neuerrichteten Kirchensprengels 833. Schnell erhob sich um den Bischofssiz eine blühende Stadt mit einer Schule, einem Kloster und einer Bibliothek. Allein schon 837 wurde Hamburg unter den

schwachen und unfähigen Nachfolgern Karl's von Normannen, Dänen und Slaven hart bedrängt, eingenommen und niedergebrannt. Als es sich kaum aus den Ruinen wieder erhoben, ward es 845 von den Normannen abermals zerstört. 849 wurde das Erzbisthum Hamburg in Folge eines Beschlusses der Synode von Mainz, und nachdem der Bischof von Bremen, Leuderich, gestorben war, mit dem Erzbisthum Bremen vereinigt, worauf der heil. Ansgar von Hamburg nach Bremen übersiedelte. Später wohnten Bremen's Erzbischöfe öfter in Hamburg, so der unternehmende und energische Erzbischof Adelbert, der den Plan zu verwirklichen suchte, ein nordisches Patriarchat zu gründen, dessen Mittelpunkt Hamburg werden sollte. Adam von Bremen sagt von diesem hochgelehrten, aber herrschsüchtigen Erzbischof, der sich zum Vormund Heinrich's IV. aufgeworfen und denselben schon mit seinem fünfzehnten Lebensjahre für großjährig erklären ließ, um an dessen Statt in Deutschland selbst regieren zu können: „In der That liebte der geistliche Herr diesen Ort (Hamburg) wie alle seine Vorgänger darum, weil er von jeher die Mutterkirche aller Völker des Nordens und das Haupt seiner Diöcese gewesen war. Und darum zog er es vor, so lange jenseits der Elbe Friede war, beinahe alle Oster- und Pfingst- und auch alle Muttergottesfeste daselbst zu feiern, wozu er aus allen geistlichen Körperschaften eine sehr große Menge von Geistlichen versammelte, insbesondere von solchen, welche durch eine schöne Stimme die Gemeinde einzunehmen vermochten; und da er damals einen vollzähligen Kreis von Kirchendienern hatte, ließ er alle gottesdienstlichen Handlungen mit großer Sorgfalt und Erhebung und auch mit vielem äußeren Glanze aufführen.“ Hamburg wurde von den Erzbischöfen Bremen's mit vielen reichen Stiftungen beschenkt, von denen ich hier blos das 1029 von Libentius II. gegründete Hospital anführe. In Hamburg starb 965

der von Kaiser Otto I. hierher verwiesene Papst Benedict V., der gegen den Willen des Kaisers von den Römern einstimmig zum Papst erwählt worden war. 980 wurde Hamburg von den Obotriten verbrannt und 1015 von Herzog Bernhard wieder aufgebaut. 1037 wurde der Dom und eine neue erzbischöfliche Residenz aufgeführt, und 1063 eine feste Burg auf dem Süllberge bei Blankenese gebaut; allein schon 1072 wurden Burg und Stadt von dem Dänen Jarl Krucko gänzlich zerstört. Nachdem die Kirche Scandinavien's zu Ende des eilften Jahrhunderts sich von der Mutterkirche Hamburg getrennt und selbstständige Diöcesen gegründet, gab der Erzbischof Liemar den erzbischöflichen Siz in Hamburg auf, und nannten sich seine Nachfolger nur noch Erzbischöfe von Bremen, worauf dann 1223 die definitive Verlegung des Erzbischöflichen Sizes von Hamburg nach Bremen erfolgte. Merkwürdig genug blieb aber das Domcapitel in Hamburg und suchte sich von der hierarchischen Obergewalt in Bremen immer mehr loszumachen und eine exemte, selbstständige Stellung zu erobern, wogegen auch die emporstrebende Stadt sich des Einflusses des Domcapitels auf seine Gerechtsame mehr und mehr zu entziehen bestrebte.

Seit 1106 herrschten die Schauenburg'schen Grafen über Hamburg und die Nordalbing'schen Länder und erwarben sich um Hamburg's Gedeihen und Flor viele Verdienste. Nicht wenig trug es zur Vergrößerung Hamburg's und zur Hebung seiner Industrie und seines Handels bei, daß Graf Adolf I. oder II. niederländische Colonisten nach Hamburg rief, und daß die Bewohner der durch Heinrich, den Löwen, 1189 zerstörten Stadt Bardowiek[1]) sich in Hamburg ansiedelten. Die klugen Hamburger

---

1) Nachdem über Heinrich, den Löwen, durch Kaiser Friedrich I. die Reichsacht ausgesprochen, und derselbe seinen vielen Feinden in helden=

kauften damals die Granit-Quadersteine der zerstörten Stadt, um damit ihre Häuser gegen das Wasser der Elbe zu schüzen. Adolf III. erwirkte bei Kaiser Friedrich I. große Freiheiten und werthvolle Privilegien für Hamburg gegen Entrichtung einer bedeutenden Summe, deren der Kaiser zur Unternehmung eines Kreuzzuges benöthiget war. Zu diesen Rechten zählte besonders das Weichbildrecht (das Recht alle Streitigkeiten selbstständig zu schlichten, die im Weichbilde der Stadt vorfielen), eigene Gerichtsbarkeit, Zollfreiheit und Fischfangrecht bis zum Meere. Das Zunftwesen hatte sich schon mit dem Jahre 1152 dort eingebürgert. 1201 eroberten die Dänen unter König Kanut und dessen Bruder Waldemar Hamburg und Holstein. 1215 von Kaiser Otto IV. erobert, fiel die Stadt 1216 schon wieder dem dänischen König Waldemar in die Hände, der sie dem Grafen Heinrich von Orlamünde verkaufte. 1223 von König Kanut VI. von Dänemark nach achtmonatlicher Belagerung abermals erobert, und von dessen Sohn Waldemar um 56,000 Thaler an Graf Albrecht von Schaumburg-Orlamünde verkauft, ward sie 1224 von den Bürgern wieder zurückgekauft. Adolf VI. bestä-

---

müthigem Kampfe unterlegen war, begehrte er einst Aufnahme von der Stadt Bardowiek, die zu seinem Herzogthum gehörte. Höhnisch und trozig wiesen aber Bardowiek's Bewohner ihn ab. Da schwur Heinrich der übermüthigen Stadt fürchterliche Rache. Und er hielt seinen Schwur. Als er von der Acht losgesprochen, auf Verlangen Friedrich's aber zum zweiten Mal nach England in's Exil geschickt worden war, erhoben sich seine zahlreichen Feinde, fielen in seine Erblande ein und brachen seine Burgen. Da kehrte Heinrich schnell aus England zurück, sammelte ein Heer, überraschte seine Feinde und schlug sie auf's Haupt. Auf diesem Kriegszuge nun eroberte er Bardowiek, zerstörte es von Grund aus und machte es dem Erdboden gleich. Nur die Kirchen blieben verschont. Noch heute verkündet der dortige Dom des Löwen Rache, indem Heinrich in einer Mauer desselben einen Gedenkstein anbringen ließ mit den Worten: „Vestigia Leonis“, d. h. des Löwen Spuren.

tigte 1225 ihre Freiheit und Unabhängigkeit und behielt sich blos das Schirmrecht und, in Folge Dessen, einige Hoheitsrechte vor. In gerechter Würdigung Dessen, was die Stadt diesem Schirmherrn zu verdanken hat, wurde demselben ein Denkmal auf dem Wall beim Steinthore errichtet.

1241 schlossen Hamburg und Lübeck einen Bund zum Schuze des Handels — die Hansa, die in kurzer Zeit das Meer beherrschte und den Handel Nord- und Westeuropa's an sich riß. 1270 erhielt Hamburg sein eigenes Gesezbuch, 1292 das Recht, sich selbst Geseze, Verordnungen und Statuten zu geben und darnach zu richten, ohne von den Grafen von Holstein hierin angefochten werden zu können. In demselben Jahre wurden die Räthe der Alt- und Neustadt vereinigt, und 1325 auch das Münzrecht erworben. Während des fünfzehnten Jahrhunderts litt die Stadt im Innern durch stete Zänkereien zwischen Magistrat und Bürgern, von außen aber durch die Eroberungs- und Annexirungsgelüste der dänischen Könige, die Hamburg um jeden Preis als kostbaren Edelstein ihrer Krone einverleiben wollten. Kaiser Maximilian I. suchte die Stadt auf dem Reichstage zu Augsburg durch ein eigenes Dekret vom 3. Mai 1510 vor dänischer Raubgier zu schüzen.

Hamburg betheiligte sich sehr schnell und lebhaft an der s. g. Reformation. Die religiös-kirchlichen Kämpfe dauerten von 1521—1529. Otto Stiefel, Pfarrer an der Katharina-Kirche, war der Erste, der Luther's neue Lehre vertheidigte, allein da er ein hochbetagter Mann war und vielseitigen Widerspruch fand, legte er seine Stelle als Pfarrer nieder. Doch bald entbrannte der Kampf auf's Neue. Auf der einen Seite standen: das Domcapitel und die dem angestammten Glauben treu Ergebenen, auf der andern aber stand Stephan Kempe, ein geborener Hamburger, der in Rostock studirt hatte, ein Schüler Joachim Schlüter's wurde, nachdem er in Rostock Franciskaner geworden war. Anno 1523

ging er zu Luther über, heirathete eine dem Kloster entsprungene Nonne, wurde Prediger an der Franciskanerklosterkirche in Hamburg und 1527 Prediger an der Katharinen-Kirche. Es wurden Johann Zechenhagen von Magdeburg und Johann Fritz von Lübeck nach Hamburg berufen, damit sie daselbst das neue Evangelium predigten. Zechenhagen wurde Prediger an der Nicolai-Kirche und Fritz an der Jacobi-Kirche. Mit ihnen trat ein gewisser Otto Stimmel (Steynmeel) auf, dem sich alle Neuerungssüchtigen und Malcontanten anschlossen. Zu ihnen gesellte sich noch Bugenhagen, der eine neue Kirchenordnung verfaßte, die durch Receß vom hochwohlweisen Rath am 18. Februar 1529 eingeführt wurde. Berthold Möller, Domprediger und Lector in Hamburg, trat der Neuerung kräftig entgegen, konnte aber bei dem leidenschaftlich geführten Kampfe Nichts ausrichten. 1529 wurde der katholische Gottesdienst im Dome auf Befehl des Rathes unterdrückt. Das Nonnenkloster Harvestehude an der Alster wurde niedergerissen, die ehrwürdigen Frauen, die um keinen Preis die neue Lehre annehmen wollten, wurden verjagt, und Katholiken, Reformirte und Mennoniten gezwungen, aus Hamburg auszuwandern. Das war die vielgepriesene Religions- und Gewissensfreiheit, die Duldung und Toleranz des Lutherthums!

Die Errichtung einer protestantischen Schule zu St. Johann verhalf dem Protestantismus zu Hamburg vollends zum Siege, und befestigte Johann Anpieus, Pfarrer und Superintendent zu St. Peter, denselben durch seine Predigten und polemische Schriften. Die lezte Anstrengung der Katholiken, um das ihnen entrissene kirchliche Eigenthum zurückzuerhalten, schien günstigen Erfolg zu haben, da das Kammergericht bei einer Strafe von 500 Mark Goldes die Restitution der den Katholiken geraubten Güter verfügte, allein Hamburg wußte den Vollzug dieses Urtheils dadurch zu hindern, daß es 1536 dem Schmakaldischen Bunde beitrat und 1548 das s. g. Interim verwarf. Während

des dreißigjährigen Krieges blieb Hamburg mit Belagerung und Brandschazung verschont, allein sein Handel erlitt durch die Stockung der Geschäfte und den Mangel an Vertrauen dennoch Schaden. Der kaiserliche General Tilly kam der Stadt mit seinem Heere öfters sehr nahe, verschonte es aber stets großmüthig mit Brandschazung, Executionen und Einquartirung. Aus Dankbarkeit ließen ihm die Hamburger 1000 Rosenobel überreichen, die er jedoch bei seiner bekannten Uneigennüzigkeit nicht annahm. Die Unduldsamkeit des Rathes und das fanatische Wesen eines großen Theiles der Bürgerschaft vertrieb viele wohlhabende Bürger aus Hamburg, die sich sodann in nächster Umgebung der Stadt ansiedelten und dadurch Altona gründeten. 1670 erhob sich ein Kampf zwischen Senat und Bürgerschaft. Kaiserliche Abgeordnete suchten den Streit zu schlichten, allein zwei Bürger, Snitger und Jastram stellten sich an die Spize der Bürgerschaft, organisirten einen Aufstand und riefen die Dänen herbei. Bereitwilligst mischten sich diese in den Streit und wollten denselben dadurch zu ihren Gunsten ausbeuten, daß sie die Erbhuldigung verlangten. Da kehrte sich aber die Bürgerschaft gegen den verschmizten Bundesgenossen und warf ihn zur Stadt hinaus. 1703 kam es wiederum zu einem Aufruhr der Proletarier unter Anführung des Pastor Krumholz. Die Senatoren wurden vertrieben und viele schwere Excesse verübt. Erst den Truppen des niedersächsischen Kreises und den kaiserlichen Commissären gelang es, Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. 1712 und 1736 wurde Hamburg von den Dänen blockirt und mußte mit schwerem Geld die Freiheit erkaufen.

1768 entsagte Dänemark im Vertrage von Gottorp gegen eine bedeutende Geldentschädigung all seinen angemaßten Ansprüchen an und auf Hamburg. In Folge dieses Vertrags erhielt die Stadt 1770 Siz und Stimme auf den Reichstagen. Während der amerikanischen und französischen Revolutionskriege

schwang sich Hamburg zur Welthandelsstadt empor. 1799 verlor es bei der allgemeinen Handelskrisis 30,000,000 Mark Banco durch den Bankerott seiner bedeutendsten Firmen. Am 29. März 1801 wurde es durch die Dänen besezt, aber schon am 23. Mai von denselben wieder geräumt. 1804 zwangen die Franzosen, nachdem sie Hannover besezt hatten, Hamburg, den hannöverischen Ständen 1,000,000 Thaler vorzuschießen. 1806 besezten sie das Hamburg'sche Amt Ritzebüttel und 1807 unter General Mortier die Stadt selbst, worauf die Engländer die Elbe blockirten. Am 13. December 1810 wurde Hamburg dem französischen Kaiserreich einverleibt und zur Hauptstadt des Departements der Elbmündungen erhoben. Der Stadtrath legte hierauf sein Amt in die Hände der kaiserlichen Municipalität nieder, der code Napoléon trat an die Stelle des Hamburg'schen Stadtrechtes, die öffentlichen Kassen wurden abgeliefert, die nicht mit übernommenen Schulden blieben unverzinst, die confiscirten englischen Waaren wurden verbrannt, 300 Schiffe lagen abgetakelt im Hafen, der Handel war dahin, und alle Geschäfte stockten. Das war die Frucht der Verrätherei der Großen an Kaiser und Reich, der Speichelleckerei vor Napoleon, der stupiden Vergötterung dieses Eroberers, der Rivalität und Zwietracht unter sich, der Feigheit gegen die Franzosen und der Länder-, Kronen- und Titelgier! Wie oft wurde Deutschland bekriegt, verwüstet, verheert, gebrandschazt, entehrt, erniedrigt und geschändet, weil es ihm seit Jahrhunderten in Folge des heillosen Lehenwesens, der Felonie, der religiösen Zerrissenheit und der Herrschsucht der unzähligen und sehr oft kopflosen Häupter an Einheit fehlte!

Nachdem Napoleon's Armeen auf den Eisfeldern Rußland's fast gänzlich aufgerieben worden waren, brachen die Hamburger das französische Joch am 13. Mai 1813. Allein sie sollten sich nicht lange der Freiheit erfreuen. Nachdem die Russen abgezo-

gen waren, fiel die Stadt, in Folge der sehr zweideutigen Haltung des schwedischen Kronprinzen Bernadotte, Frankreich abermals in die Hände. Die Dänen besezten, als Bundesgenossen Frankreich's, ohne Widerstand Hamburg. Schon am 31. Mai folgten Davoust und Vandamme mit starken Truppenkörpern und behandelten die „wiedereroberte und rebellische“ Stadt auf's Empörendste und Schamloseste. Sie wurde sogleich mit einer Geldbuße von 48,000,000 Franken belegt. Am 5. November beraubte Davoust die Bank ihres Vorrathes von 7,506,956 Mark Banco, angeblich, um damit die Kosten des Belagerungszustandes zu decken. Hamburg wurde zu einer Festung und einem Hauptwaffenplaz umgeschaffen, den Davoust mit bestem Erfolg gegen das Corps von Walmoden und Benningsen vertheidigte. Die Privatmagazine wurden aller Vorräthe beraubt, die waffenfähigen Jünglinge in die französische Uniform gesteckt, die Gotteshäuser profanirt und in Pferdeställe umgewandelt, die Vorstädte verbrannt, das allgemeine Krankenhaus wurde demolirt, die Kranken und Irren aber wurden ihrem Schicksal überlassen. Die Soldaten hatte Davoust aus purer Bosheit in Privathäusern einquartirt, blos um dadurch ansteckende Krankheiten zu verbreiten und die Bewohner der Stadt zu decimiren. 48,000 unbemittelte Personen wurden, weil sie sich nicht verproviantiren konnten, bei grimmiger Kälte aus der Stadt gejagt! So hausten, so verfuhren die Söhne der „großen Nation“, die uneigennüzigen Apostel der neuen Humanitäts-Religion und des Cultus der Vernunft, die begeisterten Lobhudler der neuen Ideen von „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“! Ja, fast Jeder von ihnen war ein Nero, ein Caracalla, ein Melac, ein Robespierre — ein prachtvolles Kabinetstück Seiner diabolischen Majestät.

Man hat den Schaden, den Hamburg blos durch die zweimalige Occupation durch die Franzosen erlitten, auf 89 Millionen Thaler geschäzt; wie hoch mag sich aber der Schaden belau-

fen, den Hamburg während dieser Zeit durch Geschäftsstockung, Ruin seines Handels, Darniederliegen aller Industrie, Geldklemme und Bankerotte erlitten!

Am 14. Mai 1814 schlug endlich für Hamburg die Stunde der Erlösung aus Sklaverei und Elend. Nachdem sich Davoust in Hamburg vier Monate lang gegen die Angriffe der Russen unter Stroganoff und Benningsen vertheidigt, mußte er endlich die Stadt übergeben. Die alte Verfassung wurde wieder hergestellt und eine Deputation von 20 Bürgern erwählt, um in Gemeinschaft mit dem Senate den Staat zu reorganisiren.

Ein schwerer Schlag traf die Stadt anno 1842, da vom 5.—8. Mai eine furchtbare Feuersbrunst den fünften Theil der Stadt in einen Schutthaufen verwandelte, 20,000 Menschen obdachlos machte und einen Schaden von 65 Millionen Thalern anrichtete. Ganz Deutschland bot allerdings der schwer heimgesuchten Stadt hilfreiche Hand, und von nah und fern, fast aus allen Ländern des Erdkreises, flossen milde Gaben: Geld, Lebensmittel, Kleidungsstücke und Zelte — allein die ganze Collekte an Geld ertrug dennoch blos 2½ Millionen Thaler! 62 Millionen und 500,000 Thaler waren und blieben also verloren.

Mit dem Jahre 1848 wehete auch über Hamburg ein revolutionärer Geist, der allerwärts an den Verfassungen rüttelte. Am 7. December des gedachten Jahres ward eine demokratische Verfassung-gebende Versammlung gewählt und eingesezt. Anno 1849 wurden auch die deutschen Grundrechte — seligen Angedenkens — in Hamburg zum Gesez erhoben, wodurch die Juden das Staatsbürgerrecht erhielten. Nachdem die Verfassung-gebende Versammlung ihrem Auftrag nachgekommen und Hamburg mit einer neuen Verfassung beschenkt, rief dieses Schmerzenkind beim Senat heftigen Widerspruch hervor, derselbe legte feierlich Protest gegen dasselbe ein, löste die Versammlung auf und veranlaßte den Bundestag — weiland in der Eschen-

heimer Gasse zu Frankfurt — zu befehlen, es seie die mißrathene Verfassung derart umzuarbeiten, daß sie den Bundesgesezen sich anpasse. Solches geschah denn auch; allein da die umgemodelte Verfassung doch nicht convenirte, so wurde die alte Verfassung stillschweigend beibehalten.

Anno 1853 wurden die den Rongeanern 1848 zugestandenen Rechte und Vergünstigungen denselben wieder entzogen und ihre Schule geschlossen, was Denjenigen höchlich wundern und befremden muß, der den in Hamburg wehenden Geist kennt.

Durch die amerikanische Handelskrisis im Jahre 1857 erlitt Hamburg schwere Verluste; allein gerade anläßlich dieser Krisis zeigte es sich, daß Hamburg unversiegbare Quellen besizt und über unerschöpfliche Reichthümer verfügt. Innerhalb 6 Monaten waren 15 Millionen, die man aufnehmen mußte, zurückbezahlt, 5 Millionen in der Bank deponirte Eisenbahnactien und für 8 Millionen versezte Waaren und Werthpapiere eingelöst worden. Ueberdieß wurden während dieser 6 Monate Anleihen abgeschlossen im Betrag von 28 Millionen.

Schifffahrt und Handel sind Hamburg's Seele, Hauptnahrungszweig und Erwerbsquelle. 1866 besaß die Stadt 539 Seeschiffe von 10,313 Last. Unter diesen befanden sich 22 Dampfer von ebenfalls 10,313 Last Laderaum. Außerdem besaß es 31 Flußdampfschiffe und 2045 Flußfahrzeuge. Dazu kommen noch 3 Elbe- und 10 Alster-Dampfboote. Im Jahre 1865 liefen im Hamburger Hafen 5186 Seeschiffe ein, und in See gingen netto ebenso viele; jene hatten eine Ladung von 498,185 Last, diese dagegen von 540,666 Last, so daß die Ausfuhr um 42,481 Last die Einfuhr überstieg.

An die Stelle der alten Verfassung trat am 1. Januar 1861 eine neue, deren wesentliche Bestimmungen folgende sind: Die höchste Staatsgewalt steht dem Senat und der Bürgerschaft gemeinschaftlich zu. Die gesezgebende Gewalt üben Senat und

Bürgerschaft, die vollziehende aber blos der Senat. Der Senat besteht aus 18 Mitgliedern, von denen 9 die Rechts- und Cameralwissenschaft studirt haben müssen, von den übrigen neun müssen 7 dem Kaufmannsstande angehören. Die Senatsmitglieder werden nach einem complicirten Verfahren durch Bürgerschaft und Senat gewählt. Der Gewählte muß das Amt annehmen, doch steht es jedem Senator frei, nach Verfluß einer sechsjährigen Dienstzeit sein Amt niederzulegen. Kein Senator darf noch ein zweites öffentliches Amt bekleiden. Der Senat wählt bei geheimer Stimmzettelabgabe einen ersten und zweiten Bürgermeister, jeden auf ein Jahr. Wird derselbe wieder gewählt, so darf er nur noch ein weiteres Jahr sein Amt bekleiden. Die Bürgerschaft besteht aus 192 Mitgliedern, davon werden 84 durch allgemeine, directe und geheime Wahl gewählt. Unter den übrigen 108 Mitgliedern sind 48 Vertreter der Grundeigenthümer, die von ebendenselben aus ihrer Mitte durch geheime Abstimmung gewählt werden; 60 Abgeordnete gehören den Gerichten, den Deputationen, den Collegien und den Aelterleuten der zünftigen Gewerbe an und werden von den Mitgliedern dieser Körperschaften selbstständig gewählt. Die Mitglieder der Bürgerschaft werden auf 6 Jahre gewählt, und scheidet die Hälfte derselben alle 3 Jahre aus. Die Sizungen der Bürgerschaft sind in der Regel öffentlich. Aus ihrer Mitte wählt dieselbe einen Ausschuß von 20 Mitgliedern, die in besondern Fällen dem Senat zur Seite stehen, und unter denen nur 5 Rechtsgelehrte sein dürfen. (Eine sehr weise Anordnung, da, wie jedermänniglich bekannt, die Juristen in der Regel Confusionsräthe sind.) Die Geseze kommen durch übereinstimmenden Beschluß des Senates und der Bürgerschaft zu Stande. Das Vorschlagsrecht besizen Senat und Bürgerschaft. Für jede Abtheilung der Staatsverwaltung ernennt der Senat eines seiner Mitglieder zum Vorstand. Die Verwaltungsbehörden können gerichtlich belangt

werden. Die Ausübung der richterlichen Gewalt steht nur den geseзlich angeordneten Gerichten zu. Das Gerichtsverfahren ist öffentlich und mündlich. Volle Glaubens-, resp. Religions- und Gewissensfreiheit ist gewährleistet. Jeder Staatsangehörige ist wehrpflichtig. Die Angelegenheiten der Stadtgemeinde leiten Senat und Bürgerschaft. Die Landgemeinden dürfen ihre Gemeinde-Angelegenheiten frei verwalten.

In Folge des Krieges von 1866 trat Hamburg dem norddeutschen Bunde bei, und dürften wohl die Tage der „freien" Stadt gezählt sein, da nach dem bisherigen Amalgamirungsproceß Hamburg über kurz oder lang eine preußische Provincialstadt werden wird. In Folge einer Uebereinkunft mit Preußen hält Hamburg preußische Garnison und bezahlt von 1 % seiner staatsangehörigen Bevölkerung 225 Thaler für den Kopf Militär, die aber, leider, baldigst auf 250 Thaler erhöht werden sollen. Zum Reichstag des norddeutschen Bundes sendet Hamburg 3 Abgeordnete.

Die Einnahme- und Ausgabe belief sich pro 1866 auf 11,265,833 Mark Courant, oder 4,506,333 1/5 Thaler, da 2 1/2 Mark Courant einen preußischen Thaler geben. Die Staatsschuld beträgt: 56,855,829 Mark Banco oder 28,427,914 1/2 Thaler, da 2 Mark Banco einen preußischen Thaler geben. Eine Mark Courant sind 42 Kreuzer rh., oder 16 Schillinge Hamburgisch, so daß der Schilling also rund 2 1/2 Kreuzer rh. gilt.

Hamburg zählte 1866 mit den Bewohnern der beiden Vorstädte St. Pauli und St. Georg 214,893 Einwohner, auf Schiffen befanden sich 2903 Personen, also 217,796 Seelen. Darunter sind blos 6000 Katholiken. Erst 1784 wurden die Katholiken concessionirt, und seit 1814 und 1819 besizen sie mit den Lutheranern gleiche bürgerliche Rechte, nur konnten sie nicht in die bürgerlichen Collegien gewählt werden, weil diese zugleich kirch-

liche Collegien waren. Bei den Bürgerconventen durften sie über kirchliche Angelegenheiten nicht mitstimmen. Die katholische Gemeinde gehört zur „nordischen Mission“ und steht unter dem Bischof von Osnabrück als Vicarius apostolicus, und vier Geistlichen. Sie besitzt außer einer eigenen, ziemlich großen Kirche noch eine Kapelle in dem katholischen Waisenhause in der Vorstadt St. Georg.

Die Religion ist im Ganzen und Großen in Hamburg sehr im Abnehmen begriffen; denn schon 1863 gab es bei der Volkszählung 4200 Individuen, „ohne Angabe der Religion,“ deren Zahl sich seitdem beträchtlich vermehrte. Gar viele Eltern lassen seit neuester Zeit ihre Kinder nicht mehr taufen und halten die der Schule entlassenen von der Confirmation ab. Anno 1770 zählte man 80,000 Communicanten, 1790 noch 50,000 und 1841 sogar blos 20,143, und doch zählte Hamburg anno 1790 blos 100,000 Seelen, während es 1841 wohl doppelt so viel aufzuweisen hatte.

Es wird sehr fraglich sein, ob in Hamburg 2 % der Lutheraner die Kirche besuchen; die eminente Mehrzahl hat sich von Christenthum und Kirche förmlich getrennt und jede Spur religiöser Gesinnung und religiösen Lebens abgestreift. Indifferentismus, Laxismus und Materialismus behaupten allein das Feld, und beseelt alle Schichten der Gesellschaft nur Ein Geist: der Handels- und Speculationsgeist. Alles dreht sich um's Verdienen, Gewinnen und Genießen. Die Wenigen, die mit aller Religion nicht gänzlich gebrochen, huldigen den Ansichten eines verschwommenen Christenthums, einem Sammelsurium moralischer Ideen, entnommen theils der heiligen Schrift, theils heidnischen, theils christlichen Classikern. Das die Folge der Selbstauflösung des Protestantismus, der falschen Aufklärung, der verderblichen Tendenzen der Freimaurerei und des Staatskirchenthums. Und diese Folgen treten nicht nur in Hamburg,

sondern allenthalben zu Tag. Nachdem der Protestantismus den Boden der symbolischen Bücher verlassen, der s. g. paritätische Staat die katholische Kirche in Ketten geschlagen und die Schule als Domäne erklärt, war es der seichten Aufklärung und den geheimen Gesellschaften leicht gemacht, alles positive Christenthum hinwegzufegen und den Materialismus auf den Thron zu sezen. Zuerst emancipirten die Höfe, dann die Professoren, dann die Staatsangestellten sich von Religion und Kirche und impften dann durch ihr schlechtes Beispiel das Gift der Gottlosigkeit auch dem Volke ein. Zuerst wurde die katholische Kirche ingrimmig angefeindet, dann vermengte man den Katholicismus und Protestantismus zu einem Brei, und aus diesem Amalgama wurde dann die s. g. geläuterte Religion des neunzehnten Jahrhunderts hergestellt, der Jeder sich anzubequemen hat. Als Illustration der angeführten Religionsmengerei führe ich ein originelles Beispiel aus der Nähe Hamburg's an. In dem hannöverischen Orte Goldenstadt fand über 200 Jahre, nämlich von 1646—1850, ein höchst komisches und bizarres Simultaneum statt. Die dortige katholische und lutherische Gemeinde hatte eine gemeinschaftliche Kirche, an welcher ein gemeinschaftlicher katholischer Priester und ein lutherischer Küster angestellt waren. Der Gottesdienst wurde für beide Gemeinden an Sonn- und Festtagen vom katholischen Priester gehalten. Der Priester begann die Messe, dann sangen nach dem Introitus die Lutheraner das Kyrie eleyson. Hierauf sang der Priester das Gloria, worauf die Lutheraner mit dem Liede einfielen: „Allein Gott in der Höh sei Ehr." War das Lied gesungen, so fuhr der Priester mit der Epistel fort, worauf die Lutheraner die dritte Strophe des „Allein Gott in der Höh sei Ehr" fortsezten. Nun folgte das Evangelium und Credo, nach denen die Lutheraner mit dem Lied anhoben: „Wir glauben All an Einen Gott." Alsdann fuhr der Priester fort mit dem Offertorium, der Wandlung und

Communion, wobei die Lutheraner sich ruhig verhielten. War die Messe beendet, so sangen die Lutheraner ein Lied, während dessen der Priester die Kanzel bestieg und sofort eine katholisch-lutherische Predigt für beide Confessionen hielt! — O wie schön, wie erhaben, wie erhebend, wie würdig, mag vielleicht dieser und jener Religions-Chemiker ausrufen, und Thränen der Rührung rollen ihm über die Wangen ob dieses goldenstädt'schen Simultaneum's. O, ihr überaus glücklichen Goldenstädter, die ihr den goldenen Mittelweg gefunden zwischen zwei Gegensäzen, die man sonst für unvereinbarlich hielt! Möchte doch euer Simultaneum und euere Parität zum Weltsimultaneum, zur Weltparität werden! — Und wahrlich, man war nicht mehr weit davon entfernt, besonders in Süddeutschland. Seit langen Jahren war man auf's Eifrigste bemüht, ein goldenstädt'sches Simultaneum herzustellen, zu confundiren, zu unioniren, zu conformiren. Und man hatte schon Erkleckliches geleistet, als Gott, der Herr, mit einem Mal die Wurfschaufel ergriff, um den Weizen von der Spreu zu säubern. Schon waren alle Wälle abgetragen, alle Laufgräben zugeworfen, alle schreienden Mißtöne in zarte Harmonie aufgelöst, alle häßlichen historischen Erinnerungen überkleistert, schon galten die Geistlichen nur noch als Polizeidiener im Talare, schon machten die weltlichen Ordenssterne dem bischöflichen Kreuze der Infulirten gefährliche Concurrenz, schon war der heilige Geist in seinem Walten und Wirken an die Beschlüsse und N°. N°. des Cultusministeriums und der Oberkirchenräthe gebunden, schon brodelte Römisches und Wittenbergisches in Einem Topf, unter der Aufsicht eines Hofkochs, und konnte ein süddeutscher Minister triumphirend sagen: „Das ganze Land gleicht einer gemischten Ehe," als das ganze Truggebild wie durch einen Zauberschlag zerrann. Möhler, Drey, Hirscher, Staudenmaier, Klee, Hefele, Kuhn, Dieringer u. A. rüttelten die Katholiken auf aus ihrem Geistesschlaf, erkämpf-

ten dem Katholicismus durch die Waffen des Geistes glänzende Siege und sicherten ihm eine ehrenvolle Stellung unter allen Zweigen der Wissenschaft. Und seitdem ist der Fall nicht mehr leicht denkbar, daß Mitglieder einer geistlichen, katholischen Kirchen-Behörde der Grundsteinlegung eines protestantischen Tempels beiwohnen werden und können. Wie weit mußte es schon gekommen sein, wie tief mußte die religiöse Selbstachtung gesunken, wie sehr die Ueberzeugungstreue geschwunden sein, und wie allseitig die Gesinnungs- und Charakterlosigkeit überhand genommen haben, daß Männer, die dem Clerus und Volk im treuen Bekenntniß ihrer heiligen Religion und in der Anhänglichkeit an ihre Mutter, die Kirche, hätten vorleuchten sollen, öffentlich der Grundsteinlegung einer protestantischen Kirche beiwohnen konnten, in der die katholische Religion grundsäzlich angefeindet, stets verdächtigt und verleumdet wird! Haben jene Männer damit nicht an den Tag gelegt, daß sie Wahrheit und Irrthum einander gleichstellen und die Häresie und den katholischen Glauben für ebenbürtig und gleichberechtigt halten, daß sie den Abfall vom Glauben billigen, die Trennung der deutschen Nation durch die Glaubensspaltung des sechszehnten Jahrhunderts gutheißen und ihre Stellung innerhalb der eigenen Kirche aufgegeben! Schließt das Alles aber nicht einen Verrath an Religion, Amt und Pflicht in sich! Das sind die traurigen Folgen der religiösen Gleichgiltigkeit, der Verwässerung religiöser Begriffe und der staatlich betriebenen Aufklärerei. Und daraus erwächst dann ein ungläubiges Geschlecht, das dem Materialismus anheimfällt. Alle jene Anstalten, in welchen den Zöglingen goldenstädt'scher Religionsunterricht ertheilt und goldenstädt'scher Gottesdienst angepriesen wird, erziehen neumodische Heiden, die weder Juden noch Türken, weder Katholiken noch Lutheraner sind, die gegen alles positiv Christliche eine entschieden feindselige Stellung einnehmen, die eifrig die s. g. Humanitäts-

religion verbreiten, den Lebensgenuß und die s. g. gesunde Sinnlichkeit als höchstes Ziel des Menschen anpreisen und durch ihr schlechtes Beispiel Tausende verführen. So auch in Hamburg. Mit der Abnahme des Christenthums nahm das neumodische Heidenthum reißend überhand, statt der Kirchen werden die Höhlen des Lasters, besonders in St. Pauli, besucht, statt der heiligen Schrift werden die lascivsten und obscönsten Bücher gelesen, anstatt die Sonntagsruhe und erlaubte Freude und Erholung zu genießen, gibt man sich einem wüsten, entwürdigenden, ruinirenden Sinnentaumel hin, anstatt die Heiligen zu verehren und ihnen nachzufolgen, bringt man das s. g. und nicht näher zu beschreibende Louis- und Grisettenthum in Flor.

Schon längst werden die Todten nicht mehr durch den Geistlichen beerdiget, sondern etliche bezahlte Männer, die eine Sutane, einen weißen, einen Schuh breiten, gefältelten steifgestärkten Halskragen und ein mächtiges Biret, wie es bei den griechischen Geistlichen im Gebrauche ist, tragen, begleiten den Leichnam zum Grabe. In der Regel folgen noch etliche Kutschen, in welchen die nächsten Verwandten sich befinden.

Die fakultative Civilehe ist eingeführt, und wird von derselben häufig Gebrauch gemacht.

Der Sonntag wird äußerlich beobachtet, doch dürfen stille Arbeiten mit polizeilicher Erlaubniß verrichtet werden.

Die niederen Schulen sind sämmtlich Privatschulen, in welchen der Lehrer nach eigenen Heften Religionsunterricht ertheilt. Je nach ihrem Geschmack senden die Eltern ihre Kinder in diese oder jene Schule, zu diesem oder jenem Lehrer, zu einem, der entweder lax oder rationalistisch oder orthodox gesinnt ist; der entweder viel oder wenig Schulgeld sich bezahlen läßt. Kein Lehrer einer niederen Volksschule erhält vom Staat einen Gehalt, auch besteht kein Lehrerseminar, sondern die angehenden Lehrer werden von den Privatlehrern praktisch unterrichtet.

Der Confirmandenunterricht wird auf Wunsch der Eltern von demjenigen Pastor ertheilt, in dessen Kirchspiel dieselben wohnen.

Es gibt nur Eine Art von niederen Schulen, die Staatsschulen sind, nämlich die s. g. Strafschulen, welche notorisch verwahrloste Kinder oder solche Zuchthauscandidaten unter Anwendung polizeilichen Zwanges besuchen müssen, die wegen Vergehen oder Verbrechen schon bestraft wurden.

Das sechste Gebot Gottes scheint in Hamburg vollständig aufgehoben zu sein. Natürlich — denn wo Gott selbst abgesezt erscheint, müssen auch seine Gebote alle Geltung und bindende Kraft verlieren. Da, wo der Mammon der einzige Gott ist, dem man huldigt, muß das Fleisch das Uebergewicht über den Geist erlangen. Da, wo der Mensch seine Abstammung von Gott, die Unsterblichkeit der Seele und eine Gerechtigkeit über der Welt leugnet und den Zweck seines Daseins blos im Zusammenscharren zeitlicher Güter und in der Genußsucht suchen und finden zu müssen glaubt; da kann selbstverständlich von Ehrbarkeit, Zucht, Sitte und Gewissenhaftigkeit keine Rede sein. Ohnehin ist Hamburg der Sammelplaz vieler vornehmen und reichen Taugenichtse, die sich blos darum dort niederlassen, um ungestört allen ihren Lüsten zu fröhnen. Hamburg wimmelt ferner förmlich von einer Menge Handlungsreisender, die sich bekanntlich im Allgemeinen zu den lockersten Grundsäzen bekennen. Tausende strömen ferner während des Jahres nach Hamburg, um dort einige Zeit ungekannt und ohne Scheu ein ungebundenes, zügelloses Leben zu führen. Wenigstens 60,000 Matrosen landen ferner jährlich in Hamburg, die sodann in den Schlupfwinkeln des Lasters ein schauderhaftes Leben führen. Auch trägt die massenhafte Auswanderung sehr Vieles zum Ruin der Sittlichkeit in Hamburg bei. Anno 1866 wanderten 36,627, und vom 1. Januar bis 1. Juli 1867 sogar 23,692

Personen über Hamburg aus, von denen sehr Viele ihren Abschied von dem heimathlichen Boden mit den ärgsten Ausschweifungen, mit Bacchanalien und Orgien feiern. Man sieht daher das Laster nirgends so ungenirt und herausfordernd paradiren wie in Hamburg. Der Staat hat übrigens dazu wesentlich beigetragen, indem er die Uebertretung des sechsten Gebotes concessionirte, besteuerte und als Gewerbe sich etabliren ließ. Man hat allerdings diese hochwohlweise und stadtväterliche Maßregel damit zu rechtfertigen oder zu entschuldigen gesucht, daß man ein ganzes Heer von Scheingründen und Spiegelfechtereien dafür in's Feld rückte. Man gab vor: In einer See- und Welthandelsstadt läßt sich so 'was nicht verhindern, und darum ist's besser, dieses Laster gesezlich zu gestatten, um es überwachen und controliren zu können! Welch ein Grundsaz, der aller Moral Hohn spricht! — Man gab vor: durch polizeiliche Gestattung solcher Häuser wird das Uebel auf einen kleinen Heerd beschränkt und die Familie vor Ausschweifung, Zerrüttung u. dgl. bewahrt; allein es erfolgte gerade das Gegentheil: durch die polizeiliche Gestattung und staatliche Gutheißung feierte das Laster einen vollständigen Triumph; die Infamie, die in den Augen aller honneten Leute auf demselben lastete, wich einer allgemeinen Indolenz, die Prostitution wurde patentirt und dadurch ward sie frech, herausfordernd und zudringlich betrieben. Jezt ist das Familienleben und die Jugenderziehung durch sie ernstlich bedroht, sie findet Eingang und Protection in allen Kreisen und fordert schonungslos unzählige Opfer. Man gab vor: durch polizeiliche Ueberwachung der verworfenen Subjekte ansteckende Krankheiten zu verhüten, allein das gerade Gegentheil trat ein: die fragliche verheerende Krankheit trat in Schrecken erregendem Umfange auf, und wirft jährlich Hunderte auf den Schragen. Man gab vor: durch Einführung jener verrufenen Häuser würden ehrbare Mädchen und Frauen vor Nach-

stellung und Verführung bewahrt; allein das einreißende und überfluthende Verderbniß der Sitten kennt jezt keine Schranken und respectirt keinen Stand mehr. Man gab vor: durch gewährten Generalpardon und allgemeine Indulgenz in puncto VI den Kindermord zu verhüten; dieses Verbrechen wird aber keineswegs durch das generalisirte Lasterleben verhütet, und bevölkert sich daneben auch das Findelhaus von Jahr zu Jahr um mehrere Procent. Man gab vor: durch Besteuerung dieses unsauberen Gewerbes werde dasselbe beschränkt werden; allein dadurch wurde die Kundschaft nur vergrößert, die Concurrenz verstärkt und das Laster ermuthigt. Unberechenbar groß und entsezlich ist der Schaden, den durch die Schaustellung der Zuchtlosigkeit Religion, Familienleben, Jugenderziehung, häuslicher Sinn, sociale und ökonomische Verhältnisse erleiden. Und dieses Lasterleben wird schwunghaft, großartig und industriös betrieben. Die verworfenen Geschöpfe rekrutiren sich aus den benachbarten kleinen Staaten und Provinzen des norddeutschen Bundes, in welchen gut bezahlte Unterhändler und Werbemeister reisen, die entweder unter der Vorspiegelung, gute Dienste in Hamburg zu verschaffen, Mädchen nach Hamburg locken und dann in die verrufenen Häuser locken, wo sie durch List oder Gewalt festgehalten werden, oder sie werben mit offenem Visir nichtswürdige Mädchen, die sich durch den in Aussicht gestellten Lohn bestimmen lassen, ihren bisherigen Wohnplaz zu verlassen und nach Hamburg überzusiedeln. Und welches ist in der Regel das Ende dieser Creaturen? Sie beschließen ihr fluchbeladenes Dasein entweder im Spital oder im Zuchthaus.

Hamburg besizt mehrere Anstalten für künstlerische und wissenschaftliche Ausbildung, so das akademische Gymnasium, schon 1611 gegründet; das Johanneum, eine Navigationsschule, verbunden mit einer gut eingerichteten Sternwarte, Institute für Chirurgie, Pharmacie, Baukunst u. s. w. Ferner: einige

Bibliotheken, Naturalienkabinete, einen botanischen und zoologischen Garten.

Hamburg hat mehrere sehenswerthe und würdige Kirchen, eine aber ist ein gothischer Prachtbau, der seines Gleichen sucht; nämlich die Nikolai-Kirche. Bei dem furchtbaren Brande von 1842 sank die alte Nikolai-Kirche am Hopfenmarkt in Schutt und Staub zusammen. 1846 wurde mit dem Bau einer neuen in rein gothischem Style, nach dem Plane des Engländers Georg Gilbert Scott, begonnen. Chor und Schiffe sind vollendet; der Thurm aber wird noch manches Jahr bis zu seiner Vollendung erfordern. Die Kirche ist ein imposantes, herrliches Meisterwerk der Baukunst. Pfeiler, Schwebebögen, Thürmchen und Thüren sind von rothem Sandstein, die Mauerflächen dagegen von doppelt gebrannten gelben Backsteinen aufgeführt. Der Boden ist mit schwarzem und weißem Marmor belegt, Altar und Kanzel prangen in buntfarbigem Marmor. Die Kanzel ist besonders reich, kostbar und künstlerisch gearbeitet, mit vielen Heiligenbildern und mit Achatmosaik verziert. Der Altar ist rücksichtlich der übrigen Räumlichkeiten viel zu klein, und steht besonders mit dem kolossalen Christus am Kreuz über demselben in einem schreienden Mißverhältniß. Unterhalb des Kreuzes befindet sich ein Relief in Marmor ausgeführt, Christum, betend auf dem Oelberge, darstellend. Die Sakristeithüre bietet einen herrlichen Anblick mit ihrer eingelegten Perlmutterarbeit. Die Höhe des Thurmes ist auf 450′ pariser Maß berechnet. Die Länge der Kirche beträgt von außen 300 hamburger Fuß. (Ein hamburger Fuß ist etwas kleiner als der pariser.) Die Breite beträgt 112′ und die Höhe 145′.

Die Petrie-Kirche, 1842 ebenfalls abgebrannt, wurde im alten Style, nämlich im gothischen des vierzehnten Jahrhunderts, mit Ausnahme des Thurmes, wieder aufgebaut. Sie enthält historische und artistische Raritäten, so z. B. eine ur-

alte Statue des heil. Ansgar, aus Holz, mehrere Oelgemälde aus der Zeit von 1457 bis 1595, und einen prachtvoll geschnizten Kanzeldeckel in reiner Gothik, der den Flammen entrissen wurde. Der Thurm bietet einen traurigen Anblick und ist ein beredter Zeuge der schrecklichen Feuersbrunst von 1842. Merkwürdig ist dieser Thurm noch insofern: zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts neigte sich derselbe so rasch und bedenklich auf eine Seite, daß man mit Recht fürchtete, er würde baldigst zusammenstürzen. Da schob der berühmte Baumeister Sonnin, der die Michaelis-Kirche wieder aufbaute, denselben so lang auf die andere Seite, bis er wieder kerzengerade dastand.

Die Michaelis-Kirche. 1649 wurde die große Michaelis-Kirche aufgeführt, aber am 10. März 1750 legte sie ein Blizstrahl in Asche. Schon im darauffolgenden Jahre wurde ihr Wiederaufbau durch den weiter oben erwähnten Architekten Sonnin begonnen und 1762 vollendet. An dem 402′ hohen Thurm wurde 8 Jahre, von 1778—1786 gebaut, und genießt man von demselben eine großartige Aussicht über Hamburg und dessen Umgebung. Die Kirche selbst ist eine große Halle in Kreuzesform, aus deren Durchschnittswinkeln vier mächtige Pfeiler sich erheben, die eine niedere Kuppel tragen. Das Altarblatt wurde von Professor Tischbein in Cassel gemalt, stellt die Auferstehung Jesu dar und bringt eine gute Wirkung hervor.

Die Katharina-Kirche, in gothischem Style erbaut, stammt aus dem vierzehnten Jahrhundert, erhielt 1856 einen geschmackvollen Altar, besizt moderne Glasmalerei und mehrere Gemälde aus Dürers Zeit. Um die Spize des Thurmes windet sich eine Krone.

Die Jakobs-Kirche, ebenfalls in gothischem Style erbaut, stammt aus dem fünfzehnten Jahrhundert und ist blos

dadurch bemerkenswerth, daß hier der berühmte Humorist und Satyriker Schuppius angestellt war, und daß dieselbe die erste Kirche in Deutschland war, die Reimarus 1782 mit einem Blizableiter versah.

Hamburg besizt noch mehrere Kirchen und Kapellen, die aber, einschließlich der katholischen St. Michaelis-Kirche, nichts Interessantes bieten.

An Armen- und Wohlthätigkeits-Anstalten aus alter und neuer Zeit ist Hamburg reich. Unter allen verdient das allgemeine Krankenhaus zuerst genannt zu werden. Es wurde von 1821 bis 1823 mit einem Kostenaufwande von 1,300,000 Mark erbaut und enthält 200 Säle und Zimmer — ein kolossales Gebäude mit seinen Flügelbauten und seinem weiten Hofraume. Im Jahre 1860 wurden 5805 Kranke aufgenommen, 5237 geheilt entlassen, und 676 starben.

Das Gast- und Krankenhaus, eine der ältesten Stiftungen der Stadt. Es ist für 160 bejahrte Personen beiderlei Geschlechtes eingerichtet, die gegen ein geringes Eintrittsgeld daselbst lebenslänglich verpflegt werden.

Das Schröderstift, nach seinem Stifter, Kaufmann J. H. Schröder, so genannt. Dasselbe präsentirt sich sehr vortheilhaft, da es in maurischem Style leicht und luftig gebaut ist. Sein Gründer hat dasselbe mit einer Million Mark Banco bewidmet, deren Zinsen zur Unterhaltung von 50 armen Familien und außerdem noch einzeln stehender Personen verwendet werden.

Das Waisenhaus ist eine große und trefflich eingerichtete Anstalt, die aber erst seit 1858 besteht.

Das rauhe Haus, ein Institut für Wohlthätigkeits- und Missionszwecke. Sein Name dürfte wohl gerechtfertigt erscheinen, wenn man das Verhalten dieses Institutes der katholischen Kirche gegenüber berücksichtigt. Hier werden nämlich jene Trac-

tätchen fabricirt, die von Haß, Groll, Lügen und Verleumdungen gegen die katholische Kirche und ihre Einrichtungen strozen. Mag das rauhe Haus immerhin thätig und eifrig sein und alle seine Mittel entfalten zur Ausbreitung des Protestantismus und in specie des Pietismus, mag es immerhin die innere Mission pflegen, Glaubensboten aussenden und Bibeln verbreiten — wir verargen es ihm nicht; denn es ligt im Wesen jeder religiösen Genossenschaft, Propaganda zu machen und Proselyten zu gewinnen, aber Das darf und muß man verlangen, daß es auf ehrliche und redliche Weise geschehe, daß dabei keine arglistigen und trügerischen Waffen gebraucht werden, und daß der Kampf offen und männlich geführt werde. Solches geschieht aber nicht von Seite des rauhen Hauses. Hundert und tausendmal widerlegte Verdächtigungen und Lügen gegen die katholische Kirche werden immer wieder aufgewärmt, dreist und boshaft werden die Einrichtungen und Diener der Kirche verleumdet, zelotisch und tückisch wird der Religions-Fanatismus angefacht und genährt, und hohnlachend wird die Brandfackel des Hasses in unbefangene, arglose Herzen geschleudert. Das ist kein ehrlicher Kampf, das sind keine erlaubten Waffen, das sind nicht würdige Mittel, einen Gegner aus dem Weg zu räumen, der mit offenem Visir sich zur Wehr sezt, der mit geistigen Waffen kämpft, der seine Behauptungen mit Gründen belegt, dem gesunde Vernunft, Wissenschaft und Geschichte zustimmend zur Seite stehen. Möchte es doch endlich dem rauhen Hause gefallen, sich einen katholischen Katechismus und Hettinger's Apologie des Christenthums anzuschaffen und zu studiren, dann wird's in vielfacher Beziehung dort Licht werden, dann wird die „rauhe“ und ungeschlachte Beurtheilung katholischer Glaubens- und Sittenlehren einer milderen und gerechteren Anschauung weichen, und es wird sich die Ueberzeugung Bahn brechen, daß es ungleich nothwendiger ist, auf dem eigenen

Gebiet, und namentlich in Hamburg selbst, zu säubern, als innerhalb der katholischen Kirche aufräumen zu wollen. In Hamburg wächst buchstäblich ein neues Heidenthum heran, frech erhebt der Unglauben sein gottloses Haupt, die geheimen Gesellschaften richten auf dem religiös-kirchlichen Gebiet furchtbare Verheerungen an, und die Sittenlosigkeit feiert pompöse Triumphe — hic Rhodus, hic salta! Hier bewähre das rauhe Haus seine Geschicklichkeit, seinen Eifer, seinen Muth, seine Kraft, hier räume es auf! Hic haeret aqua, hier stockt das Wasser, das Wasser des reinen Evangeliums; hier also Kanäle gebaut, hier Wassergräben gezogen, hier minirt und geschanzt! Wir Katholiken wollen und werden schon für uns selbst sorgen. Troz rauhem Haus, Hohenlohe, Beust, Bismark und Hyacinth werden wir unsere eigenen Angelegenheiten in Ordnung bringen und damit fertig werden. Wenn's im eigenen Hause brennt, und die Grundpfeiler schon wanken, muß man nicht an des Nachbars Haus Feuer legen und mit den Feuersprizen anrasseln — löscht nur zuerst in euerem Haus, und enthaltet euch der Brandstiftung an dem unserigen!

Es ist wahrhaft empörend, welche Brandschriften, à la Marriott in Basel, vom rauhen Haus in die Welt geschleudert werden, mit welch crasser Ignoranz, wie boshaft gefälscht und verdreht katholische Glaubenslehren hingestellt und beurtheilt werden. Messe, Altarssakrament, Beicht, Ablaß, Heiligen- und Reliquienverehrung, Papst, Fegfeuer, Gebet für die armen Seelen, Wallfahrten, Cölibat, Klöster, Klostergelübde, gute Werke und dergleichen werden in denselben verspottet und verhöhnt, der Verachtung und dem Hasse preisgegeben und als Aberglauben, Trug und Gözendienst gebrandmarkt, alles Protestantische aber wird verherrlicht und beräuchert. Erdichtete, erlogene Histörchen werden in denselben aufgetischt und als abschreckende Beispiele hingestellt, alles Unsaubere und Anrüchige wird hervorgesucht

und in grellen Farben geschildert. Einer jeden heroischen That werden schlechte Absichten unterschoben, das Gute wird todt geschwiegen, das Verdienst in den Schatten gestellt, das Heilige herabgewürdigt — kurz: alles Katholische wird als Inbegriff der Dummheit, Albernheit, Bosheit und Verruchtheit an den Pranger gestellt. Solches Verfahren kennzeichnet, richtet und verurtheilt sich selbst.

Nun aber ist es höchste Zeit, daß ich mich persönlich wieder auf die Wanderschaft begebe und als Reisenden mich präsentire.

Am Samstag, den 1. August, vormittags 10 Uhr, kam ich also nach Hamburg. Ich besuchte sogleich einen guten Bekannten und ersuchte denselben, mich in einem honneten Gasthof zweiten oder dritten Ranges unterzubringen. Bereitwillig kam derselbe meinem Wunsch entgegen; er führte mich in ein Hotel, am kleinen Alsterbassin gelegen, wo ich ein freundliches Zimmer mit prachtvoller Aussicht erhielt. Nun möchtest du höchst wahrscheinlich erfahren, wo ich denn eigentlich logirte; allein ganz besondere Umstände verpflichten mich, hierüber ein unverbrüchliches Stillschweigen zu beobachten. Diese besonderen Umstände dagegen will ich dir nicht vorenthalten. Mein guter Bekannter, ein heiterer Kumpan und jovialer Gesellschafter, sagte mir, nachdem er mich in dem fraglichen Hotel sehr comfortabel einquartirt: „Ich will dafür sorgen, daß Sie hier sehr zuvorkommend behandelt, gut bedient und dennoch zu herabgesetztem Preis in Rechnung gebracht werden. Ueberlassen Sie mir nur diese ganze Angelegenheit. Machen Sie sich's sehr bequem, speisen Sie à la carte, und um 3 Uhr werde ich Sie wieder in Empfang nehmen, um Ihnen Hamburg zu zeigen. Auf Wiedersehen!“ Ich befreite mich hierauf von der lästigen Anhänglichkeit der Eisenbahn — von Ruß und Staub, vermittelst Wasser und Seife, stieg dann hinab, betrat den Speisesaal, aß à la carte

und sezte mich hierauf an ein Pfeilertischchen, um Notizen in mein Tagebuch einzutragen. Punkt 3 Uhr erschien Herr W., mein Mentor und Cicerone. Wir tranken Caffee, den man in Hamburg in vorzüglicher Qualität erhält, und schickten uns hierauf an, einen Gang durch Hamburg zu machen. Vorher aber näherte sich Herr W. dem Hotelbesizer und sprach mit demselben geheimnißvoll und mit wichtigthuender Miene. Ich ahnte wohl, was vor sich ging, konnte aber kein Wort verstehen; nur zuweilen warf der Hotelbesizer die abgebrochenen Wörter dazwischen: „Sehr wohl, sehr wohl“, „fühle mich sehr geschmeichelt“, „werde Alles aufbieten“, „bin Ihnen sehr verbunden, sehr verbunden!“ Und als wir gingen, verbeugte sich mein Quartiermeister respectvollst vor meiner Wenigkeit — das Räderwerk war also richtig geölt und die gefürchtete Schreibseligkeit und Schwunghaftigkeit der Wirthskreide gelähmt. Weiterer Aufschluß folgt später.

Wir machten zuerst einen nothwendigen Geschäftsgang, der uns in die Admiralitätsstraße Nr. 33/34 führte, wo ich im Bureau der Hamburg-amerikanischen Packetfahrt-Actien-Gesellschaft ein Billet für die II. Cajüte ad 100 Thaler löste. Sonderbarer Weise konnte ich nicht auch sogleich ein Retour-Billet für das Zwischendeck erhalten, sondern wurde angewiesen, dasselbe am Montag auf demselben Bureau in Empfang zu nehmen. Ich muß hier vorläufig bemerken, daß ich, um für alle Fälle Vorsorge zu treffen, schon in Hamburg meine Rückfahrt von Amerika nach Europa sicher stellen wollte. Wie leicht hätte ich in Amerika bestohlen oder beraubt werden oder auch mein Geld verlieren können! Oder vielleicht konnten mir in Amerika die Grünbäcks vor der Zeit ausgehen, und wie fatal und peinlich wäre alsodann ohne Retour-Billet meine Lage in der neuen Welt gewesen, die mir dann in Wirklichkeit ein Malheurica geworden wäre. So aber war ich mit einem Retour-Billet geborgen,

und meine Rückkehr sicher gestellt. Ein Billet blos für's Zwischendeck wollte ich mir aber verschaffen, weil ich nur das Nothwendigste zur Ermöglichung der Rückkehr aufzubieten für gerathen hielt, und es mir ja in New-York frei stand, so viel auf den Preis meines Zwischendecks-Billets aufzuzahlen, als ein Billet für die II. Cajüte kostet, sofern ich überhaupt in New-York noch im Stand sein sollte, dieses Aufgeld bezahlen zu können. Ueberdieß aber profitirt man etliche Thaler, wenn man in Hamburg, Bremen ꝛc. ein Retour-Billet nimmt, weil die betreffende Gesellschaft gerne dafür einige Thaler weniger Beförderungskosten berechnet, daß ihr der sichere Gewinn beim Rücktransport des betreffenden Reisenden in Aussicht gestellt wird, und dieselbe einige Wochen oder Monate früher in den Besiz des Kostenbetrags für die Retourfahrt gelangt und diesen Betrag in ihrem sehr rentabeln Geschäft vortheilhaft umsezen kann. Allein abgesehen von diesen wohlfeileren Transportkosten schlugen wir noch ein weiteres Profitchen heraus, da Herr W. sich als Commissionär präsentirte, der mich für die Hamburg-amerikanische Packetfahrt-Actiengesellschaft gekeilt, wofür er eine Prämie oder ein Honorar von 3 Thalern erhielt, die wir sogleich als gemeinschaftliches Taschengeld für den Sonntag erklärten. Nun, wozu wären denn die „Vörthele", wenn man sie nicht in Anwendung brächte? Uebrigens war Herr W. für mich nicht nur ein Commissionär, sondern in Wirklichkeit ein, weil mit allen Verhältnissen in Hamburg sehr vertraut, zuverlässiger Rathgeber, Wegweiser und Beschüzer. Zum Beweise dessen erwähne ich nur, daß mich derselbe vor einer ziemlich belangreichen Uebervortheilung beim Umwechseln von Thalerscheinen in amerikanisches Gold bewahrte. Wir gingen behufs dieses Geschäftes in das Bureau eines bedeutenden jüdischen Banquiers am alten Jungfernstieg und begehrten amerikanisches Gold für preußische Kassenscheine. Nun wandelte der hoffnungsreiche, sehr ju-

gendliche Sohn Abraham's die Papierthaler so hexenmeisterlich schnell in Golddollars um, daß es für ein gewöhnliches Menschenkind rein unmöglich war, seinem Calcül zu folgen. Welcher Süddeutsche fände sich auch sogleich in einer Masse von Thalern, Silbergroschen, Dollars und Cents zurecht, die nota bene alle wiederum nach dem Hamburger Courszettel zu veranschlagen und zu berechnen sind! Ich sah also mehr staunend als prüfend die auf der langen Tafel blitzschnell aufgethürmten Zahlenreihen an und würde wohl nach Maßgabe des herausgekommenen facit gutwillig und arglos zu wenig Geld für zu viel Papier eingehandelt haben; denn der holde Lockenkopf hatte richtig in dem für mich so ernsten Convertitengeschäft derart gerechnet, daß ich etliche Thaler eingebüßt haben würde. Ich will kein Urtheil darüber fällen, ob hier ein absichtlicher Betrug oder ein wirkliches Uebersehen den Rechnungsfehler herbeigeführt, allein ich kann doch unmöglich die Bemerkung unterdrücken, daß die Kinder Abraham's bei derartigen Geschäften wohl nie zu ihrem Nachtheil einen Rechnungsfehler mit unterlaufen lassen. Herr W., selbst ein Kaufmann und ein geübter Zahlen-Dirigent, zog seine Brieftasche hervor und berechnete gewandt, schnell und sicher, wie viel preußische Thaler ich für die gewünschte Summe in amerikanischem Gold zu zahlen habe. Und da seine Rechnung mit derjenigen des Rechnungshexenmeisters nicht übereinstimmte; sagte er bestimmt und mit einem scharfen Accent: „Ihre Rechnung ist unrichtig; wollen Sie dieselbe gefällig controliren.“ Darob verletzt sich zeigend, entgegnete das Jüngelchen: „Möglich?“ worauf Herr W. kategorisch erwiederte: „Nein, sondern gewiß!“ Und so war's: der Rechnungsfehler fand sich bald, und — 5 Thaler hatte ich weniger zu bezahlen. Es wird wohl im Hinblick auf diesen Fall erlaubt sein, die Vermuthung auszusprechen: wie oft mögen nicht alljährlich solche Rechnungsfehler in Hamburg vorkommen, wodurch na-

mentlich Auswanderer erheblich benachtheiligt werden! Man darf nur bedenken, daß gar manche derselben kaum des Rechnens kundig sind, und daß auch die geringe Zahl der Kundigen bei einer complicirten Reductionsrechnung sich schwerlich zurecht finden wird.

Nachdem ich mein Billet II. Classe in sicheren Gewahrsam genommen hatte, und wir durch einen Bediensteten der ellenlangen Actien-Gesellschaft in Kenntniß gesezt worden waren, daß der Seedampfer, der mich nach Amerika befördern sollte, im Hafen liege, beschlossen wir, diesem Seeungeheuer einen Besuch abzustatten. Wir gingen hinaus zu derjenigen Abtheilung des Hafens, die den stolzen Namen „Jonas" trägt, überschritten die Landungsbrücke und stiegen an Bord der „Saxonia". Eine herrliche Schöpfung des erfinderischen Menschengeistes, ein großartiges Werk der Mechanik und Industrie! Ein schwimmender, fliegender Palast von 150 Schritt Länge, 15 Schritt Breite und circa 40′ Höhe, wovon circa 20′ über dem Wasserspiegel sich befinden. Die Maschine eines solchen Schiffes hat in der Regel 600 Pferdekraft, und brennen unter dem Kessel gewöhnlich 20 Feuer. Der Dampf sezt eine Schraube in Bewegung, die das Schiff vorwärts treibt und sich unter dem Quarterdeck (Schiffshintertheil) befindet. Es hat 3 sehr hohe Maste, an deren Raaen eine Menge Segel sich befinden, die bei günstigem Winde gehisst werden. Es ist ein prachtvoller Anblick, einen solchen Dampfer mit voller Kraft seiner Maschine und schwellenden Segeln stolz und majestätisch dahinfliegen zu sehen. — Alles ist wundervoll construirt, höchst zweckmäßig eingerichtet und sehr solid gebaut. Sicherheit und bestmögliche Benüzung des Raumes waren die Gesichtspunkte, die bei Anordnung und Ausführung des Ganzen und seiner Theile maßgebend gewesen. Das Schiff ist von außen mit einem Panzer bekleidet und im Zwischendeck auch innen mit eisernen

Platten belegt. Acht Rettungsboote hängen zu beiden Seiten des Schiffes, die aber bei gewöhnlich 6—700 Passagieren eine wenig trostreiche Aussicht auf Rettung bei einer allenfallsigen Katastrophe bieten. Denn nehmen wir den Fall an, es sollte ein Rettungsboot, ohne gefährlich überladen zu sein, 25 Personen fassen, so könnten die 8 vorhandenen Boote 200 Personen aufnehmen; wo fänden aber dann die noch übrigen 500 Aufnahme?! Aber auch den Wenigen, die bei einem Unglücksfall sich in die Rettungsboote flüchten, sind dieselben gewöhnlich eine sehr precäre Bürgschaft ihrer wirklichen Rettung; denn fassen wir die möglichen Fälle in's Auge, die ein Dampfboot mit dem Untergang bedrohen können, so werden wir sogleich erkennen, daß nur in seltenen Fällen Rettungsboote wirklich retten können. Plazt der Kessel, so wird das Schiff augenblicklich auseinandergerissen und sinkt in die Tiefe. Springen nun Einige in die Rettungsboote, so werden sie mit diesen und in diesen in die Tiefe hinabgerissen, da die Boote nicht in einem Momente vom Schiff getrennt werden können und flott zu machen sind. Bricht ein Brand aus, der nicht bewältigt werden kann, sondern das ganze Eingeweide des Schiffes zerstört und die Passagiere über Bord treibt; so ist es höchst fraglich, ob die vorläufig Geretteten so viel Proviant und Wasser besizen, daß sie es abwarten können, bis ihnen auf hoher See ein Schiff begegnet, das sie aufnimmt, oder ob kein Sturm sich erhebt. Ist das Lezte der Fall, so können sie unmöglich einem solchen Troz bieten, sondern gehen nach kurzer Zeit unter. Ueberdieß aber handelt es sich um die Jahreszeit, während welcher sie, unter freiem Himmel auf offenem Meere, umhertreiben — ist es Winter, so unterliegen sie in kurzer Zeit dem Frost und der schneidenden Kälte; ist es aber hoher Sommer, so verschmachten sie vor Durst und Hize. Sollte aber das Schiff seine Schraube verlieren, ohne daß eine neue während der Fahrt

eingesezt werden könnte, oder sollte ein wesentlicher Theil der Maschine zerstört werden, oder sollte bei unbrauchbar gewordener Maschine der Sturm die Maste brechen, so daß das Fahrzeug ohnmächtig den Wogen preisgegeben ist, die dann Tage lang wuthschnaubend auf dasselbe losstürzen und bald da bald dort dem wehrlosen Coloß ein Glied vom Leibe reißen, bis die Salzfluth in den inneren Raum sich stürzt, um sein Opfer in den Grund zu bohren — was sollte da ein Rettungsboot vermögen! Fast ausnahmslos bietet das Rettungsboot nur dann erfolgreiche Hilfe, wenn das Schiff in der Nähe der Küste an einem verborgenen Felsenriff anprallt und einen Leck bekommt.

Die I. Cajüte ist sehr reich und comfortabel eingerichtet. Die äußere Kabinenwand ist garnirt mit schwellenden Divans, die Kabinen selbst sind reinlich und nett, Licht und Luft reichlich vorhanden.

Die II. Cajüte befindet sich unter der I. Das Holzwerk derselben wurde gerade mit weißer Oelfarbe angestrichen, was die Geruchsnerven sehr unangenehm berührte. In jeder Kabine sind abwechselnd 4 und 6 Schlafstellen, die in der Mitte einen so beschränkten Raum übrig lassen, daß 6 Personen kaum darin zu stehen vermögen. Doch sind alle Räumlichkeiten dieser Cajüten hell und freundlich. Das Zwischendeck dagegen ist ein unheimlicher, eiserner Käfig, mit an den Wänden und in der Mitte hinlaufenden Bettstätten, die aus rauhen Brettern bestehen, welche auf eisernen Stäben liegen. Doch davon später.

Wir verließen die Saxonia und begaben uns in das in der Nähe auf einer Anhöhe gelegene Wiezel'sche Hotel, von wo aus man eine prachtvolle Aussicht über den Hafen und das jenseitige Ufer genießt. Seeschiffe aller Länder und Zonen liegen hier in 3 langen Reihen vor Anker, wodurch zwischen ihnen und dem Hafen-Quai drei breite Wasserstraßen gebildet

werden, in denen zahllose Jollen wie Seemöven hin- und herschießen. Ununterbrochen kommen und gehen Dampfer und Segelschiffe, Droschken und Rollwägen fahren ab und zu, schwere Collis werden ein- und ausgeschifft. Ein buntes, geschäftiges Leben und Treiben, Rennen und Jagen! Abends um 5 Uhr fuhr einer der colossalen Emigranten-Dampfer in den Hafen und sezte etwa 60 Personen, die aus Amerika kamen an's Land. Eine große Menge Neugieriger besezte die Landungsbrücke, um die Ankömmlinge zu mustern. Es waren fast lauter Zwischendecks-Passagiere, die an's Land stiegen, und die durch ihr Aeußeres verriethen, daß sie in Amerika ihr Glück nicht gemacht. Es ist ganz enorm, wie malpropre, verwahrlost und abgerissen diese Leute nach 12—14tägigem Aufenthalt im Zwischendeck aussahen. Nach 2 Monaten sollte ich denselben Anblick darbieten!

Gar zu gern hätte ich bei der drückenden Hize ein Bad genommen, allein das Wasser der Elbe ist nichts weniger als einladend, um in demselben Erfrischung zu suchen. Dasselbe ist auch bei der Alster der Fall. Es gibt zwar mehrere Badeanstalten, in denen man Wannenbäder nehmen kann, allein ich habe einen unbesiegbaren Widerwillen gegen gekochtes Wasser in Blech, Holz oder Steingut. Ich verzichtete also auf das mir so werthe Vergnügen, besonders nachdem ich in Erfahrung gebracht, daß die s. g. Siele in die Elbe münden. Diese Siele sind Cloaken, die sich in einem wirren Neze über acht deutsche Meilen unter der Stadt hinziehen und allen Morast der Elbe zuführen. Wer möchte da in der Elbe baden, in Hamburg's Nähe!

Als die Abenddämmerung anbrach, verließen wir die reizende Anhöhe und kehrten in die Stadt zurück. Wir wählten dazu den Weg, der am Hafenthor und der englischen Kirche vorbei, längs des „Niederhafens“ und „Binnenhafens“ hin-

führt, in denen unzählige Segelschiffe lagen. Der zuerst genannte Hafen, der 1,700,000 □′ groß ist, kann 130 große und 250 kleinere Segelschiffe aufnehmen, die dort laden und löschen können. Der Binnenhafen umfaßt 1 Million □′ und ist für kleinere Fahrzeuge bestimmt. Im Osten der Stadt befinden sich noch der Oberhafen, der Dampfschiffhafen und die Holzhäfen — in allen ein steter, ungeheuerer Verkehr. Mehrmals mußten wir auf unserem Wege Brücken passiren, die über s. g. Fleeten führen. Diese Fleeten sind Kanäle, welche alle südöstlichen Theile der Stadt auf dem Wasserweg miteinander verbinden und mit Schiffen von geringem Tiefgange befahren werden können. Vermittelst dieser Fleeten können die Waaren vom Hafen unmittelbar in die Magazine, und von diesen in den Hafen verbracht werden — ein unberechenbar großer Vortheil für die Großhandelshäuser.

So reich Hamburg sonst an Wasser ist, so ist es doch arm an frischem, klarem, gesundem Wasser — Quellwasser besitzt es ohnehin keines. Es wurden enorme Anstrengungen gemacht, enorme Summen aufgeboten und keine Opfer gescheut, Hamburg mit Trinkwasser zu versehen. Nachdem sich die 1531, 1535 und 1620 hergestellten Pumpwerke, die das Wasser aus der Alster hoben und in hölzernen Röhren der Stadt zuführten, als unzulänglich und unpraktisch erwiesen; legte ein Herr Lieber 1807 ein neues am Elbeufer, beim Niederhafen, an. 1833 und 1840 gründete ein Herr Smith zwei neue Wasserwerke, bei denen eiserne Röhren in Anwendung kamen, die das Wasser in die verschiedenen Stockwerke der Häuser leiteten. Der Brand von 1842 brachte den Plan zur Reife, ein Wasserwerk zu bauen, das nicht nur die Stadt hinlänglich mit Wasser versieht, sondern auch beim Ausbruch eines Brandes allenthalben hin eine Wassermasse zu senden vermag, die hinreicht, das Feuer, selbst auf einem ausgedehnten Heerde, zu löschen.

Ingenieur Lindley entwarf den Plan zu diesem großartigen Werke, das 1844 begonnen wurde. Es ward eine halbe Stunde östlich von Hamburg bei Rothenburgsort errichtet und ist äußerst interessant und sehenswerth. Das Elbewasser wird, nachdem es sich in 3 großen Bassins geklärt, durch eine Dampfmaschine von 250 Pferdekraft aus denselben gehoben und nach dem Wasserthurme in ein Steigrohr von 212′ Höhe gepumpt, von wo es in ein Druckrohr überfließt. Von hier wird es in 2 Reservoirs geleitet, von denen eines sich auf der Elbehöhe, und das andere in St. Georg befindet. Ein jedes ligt 100′ über dem Elbespiegel und faßt 100,000 Kubikfuß Wasser. Von hier fließt es in eisernen Röhren, die eine Gesammtlänge von 38 Stunden haben, in alle Theile der Stadt und Vorstädte und versorgt über 5/6 aller Wohnungen mit Wasser. Es wird täglich ein Quantum von durchschnittlich einer Million Kubikfuß Wasser erfordert. Der jährliche Lieferungspreis für jedes bewohnte oder bewohnbare Zimmer, für die Küche, die Retirade und ein Badezimmer beträgt bei vermöglichen Personen 2 Mark, also 1 fl. 24 kr. süddeutsch; unbemittelte dagegen bezahlen blos die Hälfte. Außerdem befinden sich in der Stadt und in den Vorstädten noch 1825 Feuerhahnen, an welche, bei einem Brandausbruch Schläuche angesezt werden können. Mit Appetit, Lust und Wohlbehagen läßt sich solches Wasser jedenfalls nicht trinken, und bei großer Hize ist dasselbe ohne Zusaz von Eis kaum genießbar, geschweige durstlöschend.

Um 8 Uhr abends kam ich in mein Hotel, bestellte ein frugales Abendessen mit weißem Bordeaux, wurde sehr aufmerksam und zuvorkommend vom Oberkellner bedient und zog mich dann auf mein Zimmer zurück. Dort sezte ich mich an's offene Fenster und genoß hier ein Schauspiel, wie Europa es in einer Binnenstadt kaum irgendwo in dieser Lieblichkeit, Eleganz und Mannigfaltigkeit bietet und bieten kann. Vor mir lag

die Binnenalster, durch die Strahlen des Vollmondes in einen leuchtenden, blizenden Juwel verwandelt. Gondeln, Barken, Miniatur-Dampfer und Schwäne durchfurchten den strahlenden Wasserspiegel und übersäeten denselben mit langen Perlenschnüren, die in reinstem Silberschmelz erglänzten. Eine bunte Menge wogte auf den breiten Kajen rings um das zauberhafte Lichtmeer unter den schattigen Bäumen, deren voller Blätterschmuck im Abend-Zephyr lispelte und Kühlung fächelte. Ein herrlicher Spaziergang über die Lombardsbrücke, den Alsterdamm, den alten und neüern Jungfernstieg, eine halbe Stunde betragend und auf drei Seiten mit hohen Prachtbauten, Palästen und brillanten Kaufläden dicht besezt! Vom Alsterpavillon herüber, der auf hohem Roste über dem Wasserspiegel erbaut ist und eine feine Restauration enthält, rauschte und wogte eine vortreffliche Musik, deren Pausen durch Gesang, Piano- und Harfenspiel unterbrochen waren. Ein prachtvolles Bild, ein feenhafter Anblick, ein hoher, edler Genuß, der Aug und Ohr berauscht! Man könnte Stunden lang dieses Bild betrachten, Stunden lang in diesen Anblick versunken, seine Seele in Licht-Farben- und Tonwellen sich wiegen lassen, Stunden lang den flüsternden Wasserspiegel betrachten, auf dem Tausende von Sternlein hüpfen und tanzen, Stunden lang den süßen Klängen der Musik lauschen und den würzigen Duft in gierigen Zügen trinken, den ein leiser Westwind aus dem botanischen Garten herübertrug. Und ich saß lange am Fenster, so lange, bis der sich herabsenkende Thau mich mahnte, dem Leib Ruhe zu gönnen. Doch der Schlaf floh meine Lagerstätte; mein Geist war zu aufgeregt, mein Herz zu voll, meine Phantasie noch zu schöpferisch produktiv und mich umgaukelnd, als daß ich dem Schlummer hätte in die Arme sinken können. Nach und nach tauchten auch ernste Gedanken in mir auf, und wehemüthige, schmerzliche Empfindungen bemächtigten sich meiner;

denn ich vergegenwärtigte mir die vielen Tausende in dieser Stadt, die für alle diese Schönheiten keinen Sinn haben, die rein unfähig sind, eine reine, unschuldige Freude zu genießen, denen es nur wohl ist im Moraste des Lasters und im Schlamme thierischer Lüste. Ich gedachte auch der Tausende, die wohl Sinn und Geschmack für Schönheit, Erhabenes und Majestätisches besitzen, aber niemals hinter die schöne blumenreiche Decoration einen forschenden Blick werfen, nie nach dem Urgrunde aller Harmonie, nie nach der Quelle des Lichts, nie nach dem Born der Wonne und Seligkeit sich umsehen, nie ihr in Wonne und Lust strahlendes Auge von der Erde emporrichten zu dem gütigen Vater über den Sternen, nie seinen süßen Namen stammeln, nie an seinem liebenden Herzen ruhen, nie seine segnende Hand küssen. Ach, wie arm sind doch all diese in wilder Hast nach Genuß und Vergnügen, nach Freude und Lust jagenden Seelen, die nur eine irdische Glückseligkeit hoffen, die um den Glauben an Gott und Jenseits gekommen! All ihre Freuden sind nur eine momentane Berauschung ihrer kranken Seele und ihres unglücklichen Herzens; sie sind ein flüchtiger Sinnentaumel, der sie auf kurze Zeit ihr geistiges Elend vergessen läßt; sie sind eine trügerische Hülle ihrer inneren Zerrissenheit, Armuth und Fäulniß. Glauben und Religion dagegen geben jedem sinnlichen, weltlichen Vergnügen eine höhere Weihe, sie gießen über dasselbe einen himmlischen Zauber, sie lassen es als den Wiederschein der Wonne seliger Geister betrachten und verklären es durch innige Beziehung auf Gott, Jenseits und Seligkeit. Wem nun dieser Glauben und dieser Blick fehlen, wer die geheimnißvolle Verbindung mit den höheren Regionen und Sphären gelöst, wer seine Seele wie einen Zweig vom Baum des Lebens hinweggeschnitten, wer sein Herz der Trostlosigkeit und Verzweiflung des Unglaubens hingegeben — wie könnte ein Solcher wahrhaft sich freuen! Er gleicht einem schwer

Kranken, der, um seine Schmerzen etliche Minuten lang nicht zu empfinden, sich chloroformirt, er gleicht einem wahnwizigen Engländer, der sich von seinem Bedienten aufhängen läßt, um jene Reize zu empfinden und jene Töne zu vernehmen, die man, den Kopf in der Schlinge, empfinden und vernehmen soll. O, der Schmerzensschrei der gepeinigten Seele kann nicht durch erkünsteltes Jauchzen übertäubt werden, das gequälte, trostlose Herz läßt sich nicht mit Flitter und Tand, mit Posaunen und Trompeten geschweigen, die gekränkte, verlezte, zertretene Menschenwürde vergißt die ihr angethane Schmach auch nicht unter allen Schmeicheleien und Liebkosungen der bethörten Sinne, und das dräuende, quälende Gewissen läßt sich am allerwenigsten durch kunterbunten Charivari bestechen. Wen aber kein Schuldbewußtsein drückt, wer ein gutes Gewissen besizt, wer einen freien Geist und ein gesundes Herz hat, wer getrost, ohne Furcht und Bangen emporblickt und emporblicken darf, wer dort oben sein Vaterland weiß, wer die süße, beseligende Harmonie seiner gläubigen, arglosen Seele mit dem Jenseits nicht trübte, wer alles Irdische als eine Stufenleiter betrachtet, auf der wir gen' Himmel emporklimmen können und sollen, wer Zeitliches mit Ewigem, Irdisches mit Himmlischem, Endliches mit Unendlichem, Menschliches mit Göttlichem in Zusammenhang bringt, verwebt und vermählt; der allein kann Freuden würdig und wahrhaft genießen, für den haben sie keinen bittern Beigeschmack, der bleibt bei ihrem Genusse verschont mit Erschlaffung, Verweichlichung und Kazenjammer. —

Sonntag, den 2. August. Längst war die Sonne aufgegangen, als ich erwachte. Ein herrlicher Tag war über Hamburg aufgegangen. Ich kleidete mich schnell an, öffnete die Fenster, kühlte meine Schläfe in dem erfrischenden Westwind, der leise von der Ostsee her wehte, nachdem er dort in der Salzfluth ein erfrischendes Bad genommen. Schon war

die Alster belebt, Gondeln und liliputische Dampfer entführten der Stadt eine Menge Menschen, die in Hamburg's freundlicher Umgebung den Sonntag zubringen wollten. Nachdem ich Caffee getrunken, erschien mein getreuer Mentor, Herr W., der mich einlud, eine Wasserfahrt nach Walhalla zu unternehmen, das am linken Ufer der Außenalster ligt und ein vielbesuchter Vergnügungsort ist. Ich nahm die Einladung unter der Bedingung an, daß ich bis 9 Uhr wieder von Walhalla zurückgekehrt sein könne, da ich den Gottesdienst in der katholischen Michaeliskirche besuchen wolle. Herr W. versicherte mich, daß wir bis 9 Uhr zurückgekehrt sein würden. Also auf nach Walhalla!

Da, wo der alte und neue Jungfernstieg zusammenstoßen und einen Winkel bilden, bestiegen wir das Dampferchen, das phantastisch, ähnlich den ungeheuern Mississippidampfern, gebaut war — nur in ungeheuer verkleinertem Maßstab. Wir bestiegen die obere Etage und sezten uns auf die dieselbe umgebende Galerie, um uns eine möglichst unbeschränkte Aussicht über das Alsterbassin mit seiner stolzen Umgebung zu verschaffen. Reine, würzreiche Luft hauchte mild über den Wasserspiegel; Bäume, Häuser und blizende Fenster spiegelten sich auf seiner blanken, silbergrauen Fläche, stolz, mit gespreiztem Gefieder ruderten die Schwäne längs der Kajen hin, lauernd auf Leckerbissen, die ihnen nicht selten zugeworfen wurden. Ungetrübt strahlte die Sonne, und ein lachender, tiefblauer Himmel spannte sich aus über diesen reizenden Fleck Erde. Pfeilschnell schossen wir unter der Lombardsbrücke durch, fuhren in die Außenalster ein, an der Badeanstalt vorüber, an den Ufern der Vorstadt St. Georg hin und landeten in Walhalla auf der Uhlenhorst. Nachdem wir einen erfrischenden, erquickenden Spaziergang in den schattenreichen Alleen gemacht, ein einfaches, aber sehr schmackhaftes Gabelfrühstück verspeist und eine

Flasche Bier getrunken, Bier, wie ich es noch selten verkostet — so fein und gehaltvoll — wünschte ich, den Rückweg antreten zu können; allein es zeigte sich kein Dampfer. Ich fragte die Kellnerin, bis wann denn das Steamboatchen (Stimmbotchen, d. h. Dampfbootchen) bei Walhalla anlege? worauf ich den wenig tröstlichen Bescheid erhielt, daß es wahrscheinlich erst gegen 10 Uhr wieder zurückkehren werde. Was war also zu thun? Zu Fuß konnte ich bis 9 Uhr die katholische Michaelis-Kirche nicht mehr erreichen, und eine Droschke war auch nicht zu haben. Wir lustwandelten also am Ufer der Alster auf und ab und ergözten uns an dem prächtigen Anblick von Uhlenhorst mit seinen stattlichen Villen und Gärten und von Harvstehude mit seinen Palästen und schattigen Ufern, die im Wasser sich spiegelten. Da ich für heute den Gottesdienst leider nicht mehr besuchen konnte, bat ich Herrn W., mich für einige Zeit allein zu lassen, damit ich wenigstens mein Brevier beten könne. Ich sezte mich unter eine dichtbelaubte Platane und fing an, das Officium vom neunten Sonntag nach Pfingsten zu beten. Herr W., ein Protestant, aber ein durchaus toleranter und loyaler Mann, der des Lateinischen mächtig ist, ersuchte mich, bei mir bleiben zu dürfen, da er, sofern ich laut beten wollte, aus den altehrwürdigen Horen der Mutterkirche Erbauung zu schöpfen hoffe. Ich betete also laut, Psalm für Psalm, Lesung für Lesung, Matutin, Laudes, Prim und die kleinen Horen. Herr W. war sichtbar ergriffen, nachdem ich geendet, und sprach tief gerührt: „Welch erhabene Gedanken, welche Fülle von tiefen Wahrheiten, welch hoher Schwung einer frommen, begeisterten Seele, wie beherzigenswerth die Stellen aus dem alten und neuen Testament! Wie wahr, was Elias dem Könige Ochozias sagen ließ: „Numquid non Deus in Israel, ut eatis ad consulendum Beelzebub, Deum Accaron, ist denn kein Gott in Israel, daß ihr hingehet, um Beelzebub, den Gott

von Accaron, um Rath zu fragen?“ Ja, die Welt scheint den wahren Gott ganz vergessen zu haben und opfert, statt ihm, zahllosen Gözen. Und wie ergreifend und rührend das Evangelium des heutigen Sonntags! Jesus weinte über das verstockte Jerusalem, das die Zeit seiner Heimsuchung nicht erkannt, das, tief verblendet, das dargebotene Heil von sich stieß, den Friedensfürsten kreuzigte und darum so schrecklich büßen mußte! Unwillkürlich dachte ich dabei an Hamburg, das blind und verstockt, wie ehedem Jerusalem, die Segnungen des Christenthums von sich stößt und darum 1842 so schrecklich heimgesucht wurde. Sollte jener furchtbare Brand nicht ein Strafgericht des rächenden Gottes gewesen sein, das diese dem Mammon und der Venus ergebene Stadt aufrütteln, zur Besinnung bringen und zu Gott zurückführen sollte? Ich zweifle nicht daran. Aber wo sind die Früchte jenes erschütternden Gerichtes, wo die Spuren jener schauerlichen Brandfackel der Nemesis, die 4 Tage lang den Himmel über uns in eine glühende Lohe verwandelte, 75 Straßen und 1749 Wohnungen vernichtete und 5160 Familien ihres Obdachs beraubte? Man scheint Dessen nicht mehr zu gedenken, und doch sind erst 26 Jahre darüber hingegangen, und Tausende von Denen leben noch, die damals verzweiflungsvoll die Hände rangen und den längst vergessenen Gott um Hilfe anriefen. Allein: aus dem Gesicht, aus dem Sinn!“ So sprach der Hamburger. Gewiß eine würdige, ernste Sprache! Es war halb elf Uhr, wir erhoben uns und kamen überein, in Walhalla zu Mittag zu speisen und nachmittags den Thiergarten zu besuchen. Wir begnügten uns mit Kalbscoteletten, gerösteten Kartoffeln, Salat und 2 Schoppen Bier, und mag wohl manchem Fürsten und Gourmand die reichbesezte Tafel mit all ihren feinen Leckerbissen und auserlesenen Weinen nicht so gemundet haben, wie uns dieses einfache Tractament in dem kühlen, undurchdringlichen Schatten

und Halbdunkel Walhalla's. Nach 12 Uhr ließen wir uns über die Alster sezen und schlugen dann den Weg nach dem Thiergarten ein. Er führte uns am Gottesacker vorbei, den ich selbstverständlich, aber mit wenig Erbauung, besuchte. Wohl sieht man hier manch prunkendes Monument, viel Marmor und Alabaster, schwere Steine und reiche Vergoldung, aber Geschmack, christliches Gepräge und Spuren froher, zuversichtlicher Hoffnung auf ein ewiges Leben hab ich wenig gefunden. Gar viel Ruhmrednerei, Prahlerei und Stolz macht sich hier breit, gar trostlos schauen den Betrachtenden die nichtssagenden Symbole des Todes, der Verwesung, der Trennung an, die nur Sinn und höhere Bedeutung haben, wenn sie mit Jesu Christo und seinem Erlösungswerk in Verbindung stehen, wenn sie durch den Glauben und die Hoffnung des Christen auf das Jenseits bezogen und in Zusammenhang gebracht werden; ohne Solches aber sind sie dunkle Ahnung, Geistestraum und Phantasiegebild.

Gegen Entrichtung eines Eintrittsgeldes betraten wir den Thiergarten. Derselbe war lebhaft besucht, besonders von Kindern und halberwachsenen Leuten. Einzelne Klassen des Thierreichs sind in vielen und schönen Exemplaren vertreten. Ich bin weit entfernt, hier aufzählen und beschreiben zu wollen; denn nicht eine Naturgeschichte, sondern eine Reisebeschreibung will ich verfassen; eine Naturgeschichte müßte ich aber verfassen, wenn ich den Hamburger Thiergarten beschreiben wollte. Doch will ich Einiges anführen. Ein stattlicher Lämmergeier hatte sich an der dem Publikum zugekehrten Seite seines großen Käfigs behaglich hingestreckt und sonnte seinen nackten Hals und sein struppiges Gefieder. Um dem armen, seiner Freiheit beraubten Sohn der Berge einen Gefallen zu erweisen und sein Gefühl der Behaglichkeit zu erhöhen, streckte ich den Zeigefinger meiner linken Hand durch eine der weiten Maschen des Gitter-

nezes und krazte demselben in dem spärlichen Gefieder seiner breiten Stirne, eine Gunstbezeigung, die alle Vögel wohlgefällig und dankbar annehmen. Auch der Geier ließ sich dieselbe gefallen und stieß während meiner Flatterie einige krächzende Töne aus, ohne jedoch seine Augen zu öffnen. Doch plözlich schnellt er den Kopf empor, schnappt nach meinem Zeigefinger und beißt mir ein Stückchen Fleisch so scharf hinweg, als wär's mit einem Rasirmesser abgeschnitten worden. „Falsche Canaille," schalt ich den blutdürstigen Räuber, der aber entweder kein französisch verstand oder so wenig Ehrgefühl besaß, daß er von mir und meiner emphatischen Aeußerung keine Notiz nahm. Das Stückchen Menschenfleisch schien der Bestie aber sehr wohl zu munden; denn nachdem sie es verschluckt, schnalzte sie etliche Male mit der Zunge und klappte dabei jedesmal den Schnabel auf und zu. Freilich wird ihm nicht an jedem Sonntag solch ein Leckerbissen präsentirt werden, und noch viel seltener wird er gesalbter Hände Fleisch zu verkosten bekommen. Nun entstand aber für mich durch die heftig blutende Wunde eine ernste Verlegenheit. Was beginnen? Ich unterband den Finger am äußersten Gelenk, um das Einströmen des Blutes durch die Arterien zu verhüten, ich hielt den Arm in die Höhe, ich tauchte die Finger in frisches Wasser, ich belegte die Wunde mit Spinngeweb, allein Nichts wollte helfen, Nichts konnte die Blutung stillen. Da erinnerte ich mich zum guten Glück daran, daß ich vor etlichen Jahren in das Geheimniß der Schwarzkunst „Blut zu stillen" eingeweiht worden war, und da ich die dabei zu gebrauchende Formel noch innehatte, zog ich mich in's Gebüsch zurück, recitirte den Zauberspruch, vollführte die vorgeschriebene Manipulation und siehe da: der Blutstrom war versiegt, er stand still, er war festgebannt, so fest, wie ehedem die Wasserwände des rothen Meeres, als Moses seinen Stab darüber ausgestreckt. Du zuckst vielleicht

die Achseln, du lächelst spöttisch, höhnisch und verächtlich und meinst, der amerikanische Humbug beginne bei mir schon in Hamburg; allein, guter Freund, die Sache verhält sich dennoch so. Ich hatte hier vor einigen Jahren erfahren, daß der Posthalter C. P. das Blut stillen könne, und ihn dann hierüber zur Rede gestellt. Er behauptete steif und fest, diese Kunst zu verstehen, und vielseitig wurde mir versichert, daß derselbe schon oft bei Menschen und Thieren das Blut gestillt. Ich bat ihn hierauf, mich ebenfalls in dieses Geheimniß einzuweihen, was derselbe denn auch that, und in Hamburg hab ich's das erste Mal an mir selbst probirt und erprobt gefunden. Dank dir, guter Posthalter selig, für dein probates Arcanum! Wenn du aber meinst, ich sollte hier mein Geheimniß aller Welt zum Besten geben; so bist du auf dem Holzweg. Man muß nicht Alles sagen, was man weiß; denn ein bewährtes Sprichwort sagt: „Reden ist Silber, aber Schweigen ist Gold," und nur „der Thor hat das Herz auf der Zunge." — Am Ufer eines Teiches stunden etwa 12 prächtige Flammingos mit ihrem wunderschönen, rosarothen Gefieder. Alle stunden unbeweglich, in stoischer Ruhe auf dem linken Bein, den Kopf halb versteckt unter einem Flügel; man hätte glauben können, sie seien leblos und aus einem Naturaliencaninet hierher verbracht.

In einem großen Käfig flogen allerlei saamenfressende Singvögel lustig hin und her und hüpften von Zweig zu Zweig, während kleine Schlangen auf dem Astwerk lagen, oder träge durch das ausgehöhlte Gestein oder Moos krochen. Die muntern Sänger zeigten keine Spur von Furcht vor dem unheimlichen Gewürm, was mich sehr wunderte.

Eine Glanzpartie des Thiergartens ist aber unstreitig das berühmte Aquarium, wo man das Leben und Treiben der Wasserthiere mit Muße betrachten kann.

Auf den Anhöhen des Parks sind sehr künstlich nachgebildete Burgruinen, in deren Nischen Nachteulen hausen.

Mit diesem Thiergarten ist eine neuerrichtete Restauration verbunden, und producirt sich in den Anlagen des Gartens an Sonntagen eine gut geschulte Musikbande.

Abends besuchten wir den Spielbudenplaz in St. Pauli vor dem Millernthore. Was St. Paulus mit dieser Vorstadt zu schaffen hat, ist schwer einzusehen, und wie man dieser verrufenen Vorstadt den Namen des Völkerapostels vorsezen konnte, ist ein unlösbares Räthsel. Hier ist ein Stück des crassesten Heidenthums, und würde selbst St. Pauli feuerige Beredtsamkeit im Winde verhallen, wenn er etwa wiederkäme, um Hamburg auf's Neue das Evangelium zu predigen.

Der circus gymnasticus mit seinen hohen Eingangshallen fällt zuerst in die Augen. Hier produciren sich beständig Kunstreiter, Seiltänzer und Athleten. In der Nähe werden ausländische Thiere, Vögel und Naturalien feil geboten. Drehorgeln und Trompeten führen in Bretterbuden, in welchen alles Mögliche und Unmögliche zu sehen ist, einen betäubenden Lärm auf. Hier sind Schießstände, Guck= und Polichinelkästen, Hunde= und Affentheater. In nächster Umgebung sind etliche Volkstheater, wo haarsträubende Stücke über die Bretter gehen. In den anstoßenden Straßen sind die verrufenen, berüchtigten Tanzlocale, wo der Bodensaz der Bevölkerung, Matrosen, Gesellen, Knechte u. drgl. ihr Wesen treiben. Wie viel Roheit, Verwilderung und Bestialität wird hier genährt und großgezogen! Nur mit Wehmuth und sittlicher Entrüstung kann man an solchen Localen bodenloser Versunkenheit vorübergehen, und man ist herzlich froh, aus dem Bereich dieses sinnverwirrenden Spectakels, Geschreis, Gedudels und Tobens herauszukommen.

Es war Nacht, als ich in meinem Hotel ankam und dort mit einem leisen Vorwurfe des Gastgebers empfangen wurde.

„Warum, mein lieber Herr, vernachlässigen Sie so sehr mein Hotel und bieten mir so wenig Gelegenheit, Ihnen meine Aufmerksamkeit und Sorgfalt zuzuwenden?“ lispelte der feine Herr, sich tief verbeugend, welchem zarten Vorwurf ich mit einer Artigkeit begegnete, indem ich die vielen Reize vorschüzte, mit denen Hamburg jeden Fremden fesselt, und der Wirth gab sich zufrieden. Ich bestellte Beefsteaks und ein gutes Glas Rothwein, was bald und preiswürdig servirt wurde. Nachdem ich dem neugierigen Wirth durch summarische Aufzählung Dessen, was ich heute gesehen, Satisfaction geleistet, wünschte ich gute Nacht und begab mich auf mein Zimmer; denn ich war körperlich und geistig ermüdet. Ich warf noch einen Blick auf das von unzähligen Gasflammen beleuchtete Alsterbassin, auf die wogende Menge, die auf den Kajen lustwandelte, und auf die duftenden Riesenbouquets, womit der diensteifrige Wirth mein Zimmer geschmückt, und sagte dann der Welt adieu.

Montag den 3. August — ein herrlicher Tag, wolkenloser Himmel, strahlende Sonne, reine Luft. Ich konnte der Sehnsucht nicht länger widerstehen, ein erquickendes Bad zu nehmen. Ich begab mich daher über die Lombardsbrücke zur Badeanstalt in der Binnenalster. Es waren nur wenige Herrn zugegen, die lustig in dem ziemlich großen Bassin plätscherten. Das stehende Wasser war aber nichts weniger als appetitlich und einladend, denn es war trüb und schmuzigfett, ja es schaukelten sich Dinge auf seiner Oberfläche, die allerwärts, aber am Empfindlichsten im Wasser beim Baden das Auge beleidigen. Nachdem ich mich etwas abgekühlt, spudete ich mich, dem ekelhaften Froschteich zu entsteigen. Ich war bitterlich enttäuscht und hatte kein Verlangen mehr, nach einem Hamburger Schwimmbad. Ich machte überdieß die unangenehme Wahrnehmung, daß den ersten und geringsten Anforderungen des Schamgefühls hier keine Rechnung getragen wird,

indem nämlich Alles, selbst Vater und Sohn, in adamitischem Zustande badet — eine weitere Illustration des Hamburger Lebens. Da ist's freilich kein Wunder, daß, nachdem das sittliche Schamgefühl vernichtet ist, die Fleischeslust mit Ungestüm sich Bahn bricht und zu schrankenloser Herrschaft gelangt.

Nachdem ich in meinem Hotel Caffee getrunken, ging ich auf das Bureau der Hamburg=amerikanischen=Packetfahrt=Actiengesellschaft, nahm mein Retourbillet für das Zwischendeck in Empfang und bezahlte für dieses und jenes II. Cajüte 254 fl. 24 kr. oder 145 Thaler und 11 Sgr., wovon die 3 Thaler Commissionshonorar für Herrn W. in Abzug zu bringen sind, so daß ich für Hin= und Herfahrt blos 249 fl. 9 kr. zu bezahlen hatte. Ich fühlte mich bedeutend erleichtert, ein schweres, zur Erde ziehendes Gewicht war mir abgenommen, ich hatte mich eines großen Theils des Irdischen entlediget, aber dafür öffnete sich mir auch die Perspective in die neue Welt und von dort wieder herüber an's heimathliche Gestade. Hierauf besuchte ich den Binnenhafen, auf dessen mit Quadern eingefaßten Kajen stets ein Ameisenhaufen geschäftiger Menschen hin= und herrennt. Matrosen aller Länder und Sprachen stehen in Gruppen beisammen und führen eine sehr lebhafte Conversation, reich an Mimik und Action, zuweilen kommt auch eine Boxerei vor. Ein Mastenwald ragt gen' Himmel, Säcke, Kisten, Koffer, Collis werden aus= und eingeladen; Winden, Krahnen, Ketten rasseln, knarren und klirren, ächzen und stöhnen. Aus den in ununterbrochener Reihenfolge am Hafen sich hinziehenden Kellern, Beefsteaksküchen, Grog= und Punschlocalen, sowie aus den Verkaufsgewölben dringt verworrener, dumpfer Lärm. Matrosenhüte, Mützen, Gurten, Jacken, Blechwaaren, Matrazen, Tabak, Taue, Theer, Fusel, Zwieback 2c. 2c. werden feil geboten. Ich ließ mich durch einen Jollenführer mitten durch eine Schiffsgasse rudern und landete am Grasbrook, einer Elbeinsel, wo

mehrere Schiffswerften sich befinden. Dann sezte ich nach Steinwärder am linken Elbeufer über, wo sich ebenfalls mehrere Schiffswerften befinden. Hier erst erhält man einen Begriff von dem schwunghaften Betrieb der Schiffahrt, der Rhederei und des Handels, die Hamburg den größten Emporien Europa's würdig an die Seite stellen. Hamburg zählt über 130 Schiffsrheder, deren einige, wie Sloman, zu den ersten der Welt gehören. Dieser Sloman besizt in Harvstehude an der Außenalster eine prachtvolle Villa, deren sich kein Fürst zu schämen bräuchte. Uebrigens ist dieser Sloman sehr übel berüchtigt als Emigrantenbeförderer, da seine Segelschiffe sehr oft mit Menschen überfüllt sind und schon öfters weder einen Arzt, noch Arzneimittel an Bord hatten. Ich möchte Niemand rathen, sich durch eines seiner Schiffe nach Amerika spediren zu lassen. Vor noch nicht langer Zeit wurde Sloman von einem Hamburger Gerichtshof um etliche Mark!! gestraft, weil durch seine Schuld, d. h. durch die herzloseste und gewissenloseste Behandlung der Passagiere, mehrere Personen auf der See zu Grund gegangen waren. Es wird wohl eine Hand die andere in diesem Fall gewaschen haben!

Es war 2 Uhr nachmittags, als ich im Jonas ans Land stieg, und da Herr W. und ich auf diese Zeit ein Stelldichein in der Restauration der patriotischen Gesellschaft verabredet hatten, eilte ich auf dem kürzesten Weg nach jenem Local, wo mein Mentor bereits eine halbe Stunde meiner harrte. Man kann nicht leicht einen lieblicheren, trauteren Aufenthalt finden, als hier. Die einzelnen Zimmer sind in altdeutschem Style mit Kreuzgewölben aufgeführt und ebenso möblirt und decorirt. Ueberall Farbenschmelz und gefällige Formen. Speis und Trank stehen aber der prächtigen Localität in keiner Weise nach. Ich kostete hier weißen Bordeaux, an Blume, Zucker und Feuer unübertrefflich.

Die patriotische Gesellschaft, in deren Haus diese Restauration sich befindet, hat sich die Beförderung der Gewerbe und Künste zur Aufgabe gemacht, die sie besonders durch Verbreitung dahin zielender Schriften, durch Ertheilung von Preisen u. s. w. zu erreichen sucht. Diese Gesellschaft hat noch eine andere sehr gemeinnüzige Gesellschaft oder Anstalt ins Leben gerufen, die sich zum Zweck gesezt hat, Ertrunkene und Erstickte zu retten. Sie besizt fast an 100 Orten innerhalb und außerhalb der Stadt Räumlichkeiten, in welchen Rettungsapparate aufbewahrt werden, z. B. Leitern, Rettungs-Boote und Kästen, Eiskähne, Taue, wollene Kleider, Bürsten, Reibtücher, Arzneien u. s. w., und wurden schon Unzählige durch die Bemühungen und Opfer dieser wohlthätigen Anstalten wieder in's Leben zurückgerufen.

Bei diesem Anlasse kann ich die Curiosität, doch, es ist mehr als Curiosität, es ist Widerspruch, nicht unerwähnt lassen, die Freimaurerlogen zu den gemeinnüzigen Anstalten zu zählen, wie es allenthalben geschieht. Nach der Ueberzeugung und dem Urtheil aller Sachverständigen ist die Gesellschaft der Freimaurer ein gemeinschädlicher, höchst verderblich wirkender, geheimer Verein, der blos darum bei gemeinnüzigen Unternehmungen sich betheiligt, Waisenhäuser gründet und Almosen spendet, weil er diese Mittel benüzt, um damit die Welt zu täuschen, um damit den Blick von seiner eigentlichen Tendenz abzulenken, um sich Sympathie zu erwecken, um damit Anhänger zu werben und seine Feinde zu entwaffnen. All Das ist nichts als Köder, Nez und Angel, Kunstgriff, List und Schlauheit, um die Arglosen arglos zu erhalten, um die Argwöhnischen irre zu leiten, um das Volk zu gewinnen, den Regenten Sand in die Augen zu streuen und der Kirche Concurrenz machen und Schach bieten zu können. Durch ihren großen Einfluß und ihre ausgedehnten Verbindungen beherrschen sie alle öffentlichen

Gebiete, besezen die einflußreichsten Aemter mit ihren Creaturen, reißen die einträglichsten Stellen an sich, corrumpiren die öffentliche Meinung, untergraben die guten Sitten, fälschen auf den Kathedern die Geschichte, bekämpfen das Christenthum, pflanzen ein neues Heidenthum, verbreiten falsche Grundsäze, verderben die Jugend und ziehen ein ungläubiges, gottloses Geschlecht heran! So lange man sie von oben herab gewähren läßt oder unterstüzt, sind sie charakterlose Lobhudler und Speichellecker, sie beugen sich tief vor der Staatsgewalt, huldigen der Omnipotenz, unterstüzen die pseudo-liberale Kammermajorität und beräuchern die Männer, die das Steuerruder in Händen haben; sobald man aber den Unrath wittert, ihnen auf die Finger klopft und an der geheimnißvollen Pforte der Loge pocht, verwandeln sie sich in aufsäzige Hornisse, in schlagfertige Raufbolde und in rabiate Jakobiner. Zum Beweise Dessen führe ich nur Ein Beispiel an. So lange Joseph II. durch die Brille der Maurer sah, in ihrem Schlepptau sich fortziehen ließ, ihnen in die Hände arbeitete, verherrlichten sie ihn als das non plus ultra der Staatsweisheit und Klugheit, als Heros der Aufklärung und des Zeitgeistes; sobald er aber erkannte, daß sie sein Ansehen und seine Macht zu ihren Zwecken mißbrauchten, daß er zum Spielball ihrer verderblichen Bestrebungen geworden, daß sie ihn zum „Bruder Sacristan" degradirt, daß er durch sie auf eine schiefe Ebene gedrängt war und immer tiefer dem Abgrunde entgegentrieb, als er der furchtbaren Corruption, die sie auf allen Gebieten verbreitet, ansichtig wurde, und sich darum aus ihren Nezen winden und ihres Einflusses entledigen wollte; da kehrten sie ihre Waffen gegen ihn, griffen ihn öffentlich in Schriften und in Pamphleten schonungslos an, rissen ihm den Lorbeerkranz vom Haupt, wirkten ihm überall entgegen, lähmten seine Macht und untergruben sein Ansehen. Es ist darum eine kolossale Verblendung, die Freimaurerlogen zu

den gemeinnüzigen Gesellschaften und Vereinen zu zählen, ihr Treiben zu begünstigen und ihren Tendenzen Vorschub zu leisten. Es besteht in Hamburg 1) eine große Loge, die 5 einheimische und 19 auswärtige Töchterlogen umfaßt. 2) Eine Provinzialloge, genannt: „die Provinzial-Loge von Niedersachsen," die unter der großen Landesloge von Deutschland steht, deren Centralpunkt Berlin ist. 3) „Die Logen des eklektischen Bundes zur Brüdertreue an der Elbe" und der „Brüderkette", die unter der großen Mutterloge zu Frankfurt a. M. stehen. Wenn man in Erwägung zieht, daß dieses Nez der Logen ganz Deutschland, ganz Europa, ja die civilisirte Welt umstrickt, daß diese Logen auf's Innigste miteinander verbunden sind, daß die Logen jedes Landes unter einheitlicher Leitung stehen, daß sie planmäßig operiren und von ihren Gliedern blinden Gehorsam verlangen; so läßt sich gar Vieles erklären, was rein unerklärlich wäre, sofern man die Logen außer Rechnung ließe und ihr wühlerisches Treiben nicht in Anschlag brächte. Woher denn dieser stete Kampf gegen die Kirche und ihre Diener, woher diese stehenden Rubriken, Artikel und Machinationen in allen s. g. aufgeklärten Zeitschriften, Journalen und Blättlein, woher die gleichen Anträge, Motionen und Gesezesvorlagen in den Kammern gegen Concordat, kirchliche Eheschließung, Vereinigung von Schule und Kirche, Unterrichtsfreiheit, Standesbuchführung durch die Geistlichen, Kirchenvermögen, Klöster, directe allgemeine und geheime Wahlen, Gleichförmigkeit der Wahlbezirke, freiheitliche Preßgeseze, unabhängige Gerichte — woher anders als von den Leithämmeln der geheimen Gesellschaften und den eifrigen Handlangerdiensten ihrer Adepten und Affiliirten! Woher diese Sicherheit, diese Arroganz und Unverschämtheit? Woher diese disciplinirte, wohl organisirte Parteiherrschaft und Parteiwirthschaft? Woher diese siegesgewisse und siegestrunkene Taktik und Strategie? Woher dieses harmonische, planmäßige Ineinandergreifen?

Woher dieselbe Parole, dieselben Winkelzüge, dieselbe Rabulisterei, dieselben Advokatenkniffe, dieselbe Professoren-Windbeutelei, dieselben Schlagwörter, dieselben Tiraden, dasselbe hohle Phrasengeklingel — das ist der Operationsplan sammt Kriegspark der gegen die Kirche — die infame — Verschworenen, der geheimen Gesellschaften.

Auf dem Heimweg passirte ich den Bazar, eine reich facettirte Perle Hamburg's. Dieser Bazar ist ein Prachtbau, eine glasüberdachte Passage zwischen dem alten Jungfernstieg und der Königsstraße. Die Herstellungskosten beliefen sich auf eine Million Mark. Die ganze Passage ist 352′ lang und 31′ breit. In der Mitte ist ein achteckiger Raum, mit einer Glaskuppel überwölbt. Die Wände sind mit Marmor bekleidet, mit Säulen und Figuren reich geschmückt. Bronzekandelaber von riesiger Dimension hängen in der Mitte und verbreiten ein magisches Licht in den hohen Räumen. Rechts und links befinden sich die reichsten und brillantesten Verkaufslocale der ganzen Stadt. Es ist ein hoher Genuß, all diese glänzenden Artikel, zu denen alle Welttheile ihren Tribut geliefert, zu betrachten und zu bewundern.

Beim Ausgang stieß ich noch auf eine eigenthümliche, specifisch Hamburg'sche Erscheinung — auf die Vierlander Blumenmädchen. Ich muß aber zuerst Einiges über den Namen „Vierland" erwähnen, bevor ich dessen Blumenmädchen bespreche. Die Vierlande sind 4 von Deichen umschlossene Landschaften, die zwischen der Elbe und Bille liegen. Sie gehörten ehedem zum Herzogthum Sachsen-Lauenburg, wurden aber zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts von den Hamburgern und Lübeckern erobert und diesen im Vertrag von Perleberg anno 1420 abgetreten. Da der gemeinschaftliche Besitz derselben zu manchen Streitigkeiten Anlaß gab, überließen die Lübecker ihren Antheil um 400,000 Mark Banco den Hamburgern. Sie bestehen aus 4 Kirchspielen: Kirchwerder, Altengamm, Neuengamm und Curs-

lack. Dieselben sind ungemein fruchtbar, da die Elbe von Ende October bis Ende März das Tiefland derselben überschwemmt und schuhhohen, fetten Schlamm zurückläßt, ähnlich wie der Nil in Egypten. Die hohen Deiche schüzen dieselben vor den kalten Nord- und den rauhen Ostwinden. Unzählige große und kleine Kanäle durchschneiden dieselben und bieten Wasser im Ueberfluß, um die Pflanzungen während des Sommers zu tränken. Unübersehbare Felder, Triften, Wiesen und Gärten, mit den herrlichsten, edelsten Obstbäumen bepflanzt, bieten einen entzückenden Anblick dar. Das Ganze scheint ein üppiger, duftender Paradiesesgarten zu sein. Getreide-, Obst- und Gemüsebau wird hier im schwunghaftesten Maßstabe betrieben. Besonders gedeihen Kirschen, Pflaumen, Erbsen und Erdbeeren. Mancher Vierländer Bauer verkauft jährlich gegen 40,000 Pfund Kirschen, und werden für 50—60,000 Mark Erdbeeren nach Hamburg verbracht. Aehnliches wird durch den Gemüsebau erzielt. Die Erbsen werden schon im Januar in den Wohnstuben gesäet, wozu die Bauern alle möglichen Töpfe, Kistchen und Verschläge benüzen, und dann im März in die Gartenbeete und Länder versezt. Die Kartoffeln werden ebenfalls in den Wohnstuben zum Keimen gebracht, man legt sie nämlich in Körbe und hängt diese an den Decken der Zimmer auf. Haben die s. g. Augen oder Keime ausgeschlagen, so versezt man sie sorgfältig in's Freie. Die Wiesen liefern für die Kühe ein äußerst nahrhaftes und fettes Futter, so daß eine gute Kuh täglich 12 Kannen Milch gibt. Die Vierländer haben eine ganz eigenthümliche Tracht, eigenthümliche Sitten und Gebräuche, an denen sie seit Jahrhunderten festhalten, und eigenthümlichen Typus der Gesichtsbildung. Sie wanderten ehedem von Holland ein und haben sich seitdem unvermischt erhalten. Die Männer tragen schwarze Jacken und weite, kurze Hosen; vom Knie an Strümpfe, an den Füßen Schnallenschuhe und auf dem Kopf einen schwarzen Cylinder. Ihre ganze Klei-

dung ist reich mit Metallknöpfen besezt. Die Weiber und Mädchen tragen sich äußerst auffallend und schreiend in Farbe und Schnitt. Die kurzen Röcke, die ziemlich crinolinenartig vom Leibe abstehen, blos bis an's Knie reichen und in hellen Farben paradiren, sind reich gefältet, etwa wie die s. g. Hippen, welche die Frauenspersonen bei uns in der Baar und in einigen Gegenden des Schwarzwaldes tragen. Hiezu kommen hochrothe oder violette Strümpfe, blaue oder weiße Schürzen, ein Mieder mit reicher Metallverzierung, schneeweiße, weite Hemdärmel und ein eigenthümlicher Strohhut, der einem umgestülpten Graskorb nicht unähnlich ist. Unter diesem Hute wallt in der Regel ein reiches Haar hervor, das in 2 Zöpfe geflochten ist, die an ihrem dicksten Theile mit einem getheerten, schwarzen Tuch umwickelt sind, das in eine mächtige Schleife endet, die nach rechts und links einem Fischschwanze nicht unähnlich ist. Die oben erwähnten Blumenmädchen haben einen sehr feinen Teint — wie Milch und Blut, angenehme Gesichtsbildung, aber in der Regel schlaffe Physiognomie. Sie bieten auf öffentlichen Plätzen und besonders am Jungfernstieg jeder besser gekleideten Person aus ihrem kleinen und niedlichen Blumenkörbchen ein Sträußchen an, das gewöhnlich mit einem Schilling bezahlt wird. Ich habe gehört, daß diese Mädchen, obschon sie sich mit großer Vorliebe am „Jungfernstieg" aufhalten, doch nicht des besten Rufes sich erfreuen sollen — schöne Schale, fauler Kern! Wie widerwärtig: ein Sträußchen duftender Blumen mit ihrem zarten, jungfräulichen Schmelz, mit ihren klaren, keuschen Aeuglein, die sie dem Himmel zukehren, mit ihrem Himmelsthau und süßen Honigseim in der Hand einer Buhlerin, einer käuflichen Dirne!

Ich brachte den Abend in dem Alsterpavillon zu, wo ein reichhaltiges, meisterhaftes Concert aufgeführt wurde.

D i e n s t a g, den 4. A u g u s t. Nachdem ich Caffee getrunken, ging ich ächt berlinerisch bummeln, wobei ich auf den

Fischmarkt an der Holzbrücke gelangte. Hier ist das Territorium der Fischweiber, die mit einer erstaunlichen Geschicklichkeit Hechte, Aale, Seezungen, Schollen, Bütt', Dorsch', Makrelen, Hummern, Seekrebse, Krabben u. dgl. für den Verkauf zurichten und dabei eine lebhafte Conversation führen. Interessant sind die Schlächtereien, in welchen die Störe abgethan werden, deren Fleisch auf die verschiedenste Weise zubereitet wird. Der gemeine Stör (accipenser sturio) lebt in allen europäischen Meeren und schwimmt im Frühling weit in den Flüssen aufwärts, um dort zu laichen. Sehr häufig findet er sich in der Elbe. Er erreicht eine Länge von 6—8′, ja selbst bis 20′, und wird mannsdick. Sein Gewicht beträgt oft 1000 Pfund. Die Rogen wiegen nicht selten 2 Centner, und die Milch 50 Pfund. Rogen oder Caviar, Milch und Rückgrat zählen zu den Delicatessen und werden theuer bezahlt. Das Fleisch hat einen dem Kalbfleisch ähnlichen Geschmack und wird frisch und marinirt auf allen Tafeln servirt. Der Körper ist mit 5 Reihen großer pyramidaler Schilder bedeckt, die bläulichgrau und braun punktirt sind. Die Schnauze ist stumpf und mit 4 dünnen Bärteln versehen. Die Lippen sind gespalten. Der ganze Kopf ist hart gepanzert. Die Schwimmblase (Hausenblase) ist ein wichtiger Handelsartikel, der auch als Arzneimittel in Anwendung kommt. Man klärt damit Wein, Bier und Essig, benützt ihn bei Bereitung von Gelées und Kitt für Juweliere, appretirt damit seidene Bänder, und bereitet daraus englisches Pflaster.

Ich besichtigte sodann den einen und andern Delikatessenkeller, an deren Schaufenstern in einladenden Gruppen und Pyramiden die feinsten Leckerbissen verführerisch zum Eintritt invitiren. Hier paradiren gabelfertig: Schildkröten, Austern, Hummern, böhmisches Geflügel, Bärenschinken, italienische Eselswurst, Rennthierzungen, Caviar, Sardellen, afrikanisches Gemüse, Artischoken, Ananas, Ingwer, Orangen, eingemachte Früchte aus allen Welt=

theilen, eßbare Schwalbennester — kurz Alles, was pikant und wohlschmeckend ist und den Gaumen kizelt. Doch alle Pfeile der Gaumenlust prallten wirkungslos an mir ab. Nur Eine Concession machte ich der Seestadt: ich betrat die Austernhalle von Giovanoly am neuen Jungfernstieg, ließ mir einige Austern vorsezen und verzehrte dieselben mit Citronensaft und englischem Ale.

Hier traf ich verabredetermaßen Herr W. und besuchte mit demselben um ein Uhr die Börse. Es lohnt sich wahrlich der Mühe, sowohl das Gebäude selbst, als auch den von 1—3 Uhr in ihm sich befindenden Bienenschwarm von 3—4000 Menschen zu betrachten.

Die Börse befindet sich auf dem Adolfsplaze und steht auf derselben Stelle, wo einst das Maria-Magdalena-Kloster sich befand. Sie wurde 1839 erbaut und blieb mitten im Brande von 1842 verschont. Ihre Länge beträgt 249′ und ihre Breite 178′. Sie ist ein zweistöckiges massives Gebäude mit flachem Dach und ringsherumlaufender Balustrade. Börsenwelt und Zuschauer treten durch 5 mächtige Bogen zuerst in eine Eingangshalle und dann in den inneren Raum, eine hohe Halle mit Seitenhallen, die von 24 Pfeilern getragen werden und mit hellem Marmor bekleidet sind. Der Boden ist mit Marmor bedeckt, der in Form von einer Menge geometrischer Figuren zusammengesezt ist. Diese Figuren dienen dazu, den Vertretern der einzelnen Handelshäuser während der Börsenzeit ihre Pläze anzuweisen, damit dieselben von Geschäftsleuten und Maklern leicht aufgesucht werden können. Zu diesem Zwecke sind auch die Pfeiler mit fortlaufenden Zahlen numerirt. Breite Rampentreppen führen zur Galerie der oberen Etage, von welcher man die ganze unten versammelte Börsenwelt betrachten kann. Kopf an Kopf ist Alles dicht gedrängt, leise flüsternd und bisweilen lebhaft gesticulirend. Man glaubt, von ferne die Brandung des Meeres zu hören oder in einem hundertfachen Bienenschwarm sich zu

befinden. Hier werden die großartigsten Geschäfte abgeschlossen, hier werden täglich enorme Summen umgesezt, hier wird die scala für unzählige Handelsartikel festgesezt, hier werden ganze Schiffsladungen verhandelt, hier werden Kapitalien, die sich auf Millionen belaufen, auf dieses und jenes Gebet überwälzt, hier spielt selbst jeder Luftzug, der gerade auf dem Meere weht, eine große Rolle, indem davon der Preis der Waaren oder die Lieferungszeit abhängt. Es ist daher an der nördlichen (wenn ich mich recht erinnere) Seite eine Winduhr angebracht, die jede Schwankung der Luftmeeres genau anzeigt.

Rings um diese Hallen befinden sich in der unteren und oberen Etage eine Menge Clublocale, Comptoirs und Geschäftszimmer, in welchen riesige Bücher aufliegen, und die Geschäftswelt sich in Bezug auf Alles, was den Handel betrifft, Raths erholen und orientiren kann. Hier sind alle eingelaufenen Schiffe, nebst ihrer Ladung, verzeichnet, hier sind alle Preiscourants der wichtigsten Emporien der ganzen Welt verzeichnet, hier ist die Commerzbibliothek, reich an Werken der neueren Geschichte, Statistik und Geographie, hier liegen die wichtigsten Journale aller Länder auf. Und welche psychologisch-physiognomische Beobachtungen kann man hier anstellen, wenn man sich beim Schluß der Börse in die Eingangshalle stellt und den Schwarm der Geldmänner, Speculanten, Makler, Rheder, Buchhalter und Commis an sich vorüberfluthen läßt. Gewinn und Verlust, Hoffnung und Furcht, Glück und Unglück, Klugheit und List, Selbstvertrauen und Verzagtheit spiegeln sich in dem Antliz ab — Geld aber, und nur Geld, der große Magnet, drückte Allen sein kaltes, starres Gepräge auf.

Der Börse gegenüber befindet sich die Bank, wahrscheinlich die in dieser Art zuverlässigste Anstalt der Welt. In unterirdischen Gewölben sind die Gold- und Silberbarren aufgeschichtet. Im Fall der Noth, wenn durch Revolution Ge-

fahr droht, können diese Gewölbe unter Wasser gesezt werden. Die Hamburger Bank ist eine Girobank, die folgende Einrichtung hat. Eine große Menge Kaufleute zahlten 1619 eine enorme Summe Geldes ein, worauf sie einen gemeinschaftlichen Bankconto erhielten. Sie und ihre Geschäfts- und Rechtsnachfolger konnten und können jeden Tag über dies ihr Depositum verfügen. Wird ein Handel abgeschlossen, so schreibt der Banktheilhaber die Verkaufs- oder Kaufsumme auf sein Bankfolio, worauf sodann die Summe in den Büchern der Bank notirt und entweder ab- oder zugeschrieben, oder dem Verkäufer auf Verlangen die Summe des Erlöses ausbezahlt wird. Gewiß eine ungeheuere Erleichterung des Handels und Geschäftes, wodurch auf die einfachste und schnellste Art und Weise ungeheure Summen flüssig gemacht werden und hin- und herwogen können.

Abends unternahmen wir einen Spaziergang nach Wandsbeck, eine Stunde von Hamburg entfernt, doch mit demselben durch Gärten und Häuserbauten verbunden und in Holstein'schem Gebiet gelegen. Hier lebte und schrieb längere Zeit der originelle Matthias Claudius, ein biederer Charakter und populärer Dichter. Das Bekannteste unter Dem, was er schrieb, ist der „Wandsbecker Bote", eine Zeitung, die er von 1770—1775 redigirte. Im nahen Gehölze ist seinem Andenken ein einfaches Monument aus Granit gesezt. Hier lebten auch vorübergehend Heinrich Heine, ein verkommenes Genie, und Johann Heinrich Voß, der bekannte Dichter und Uebersezer griechischer und lateinischer Autoren, ein Kampfhahn erster Classe, ein heftiger, unversöhnlicher Klopffechter, der sich besonders gegen den edlen Grafen Stolberg, anläßlich des Uebertritts desselben zur katholischen Kirche, sehr gehässig, illiberal und intolerant zeigte.

Bei einbrechender Nacht kehrten wir nach Hamburg zurück. Zum Abschied trank ich mit Herrn W. eine Flasche

Rheinwein und dankte ihm verbindlichst für die mir geleisteten Freundschaftsdienste. Bevor ich mich auf mein Zimmer zurückzog, begehrte ich meine Rechnung. Der Wirth versprach mir, dieselbe auf mein Zimmer zu bringen. Nach einer halben Stunde erschien derselbe und sprach in ernst feierlicher Haltung und Stimmung: „Ich habe von Herrn W. vernommen, daß Sie Schriftsteller sind, daß Sie theils zum Vergnügen, theils zu ihrer Instruction und um die amerikanischen Verhältnisse kennen zu lernen, nach Amerika reisen. Ich weiß, daß Sie Ihre Erlebnisse und Erfahrungen literarisch verwerthen werden, und diesbezüglich erlaube ich mir, eine unterthänigste Bitte an Sie zu stellen. Ich habe dieses Hotel erst seit kurzer Zeit übernommen, und muß mir darum Alles daran liegen, dasselbe bekannt und dadurch frequent zu machen. Hiebei könnten Sie, verehrtester Herr, mir nun einen unendlich wichtigen Dienst leisten, darin bestehend, daß Sie mein Hotel in Ihrem Reisebuch empfehlend erwähnen. Ich bedauere sehr, daß Sie mir so wenig Gelegenheit boten, mich Ihnen dienstfertig und aufmerksam zu bezeigen und Ihnen den vollsten Beweis zu liefern, daß ich auf's Prompteste allen Wünschen und Ansprüchen meiner verehrlichen Gäste entgegenkomme. Allein auch während der kurzen Zeit Ihres Aufenthaltes in meinem Hotel werden Sie sich überzeugt haben, daß ich Alles aufbiete, die Fremden solid, reell, prompt und billig zu bedienen, und daß mein Hotel in jeder Beziehung allen Anforderungen entspricht, die das reisende Publicum an ein Hotel stellt. Ich bitte Sie also unterthänigst-gehorsamst, mir gefälligst die Bitte gewähren zu wollen, die ich soeben mir an Sie zu stellen erlaubte. Ihre Rechnung, werthester Herr, ist so unbedeutend, daß sie durch eine gütige Empfehlung von Ihrer Seite hundertfach ausgeglichen wird. Ich empfehle mich bestens Ihrem freundlichen Andenken und bitte Sie dringend, mich auf Ihrer Rückkehr mit Ihrer werthen Einkehr bei mir beehren zu wollen."

Ich war überrascht, verblüfft, befangen, verlegen, was sollte ich antworten, was sollte ich thun? Konnte ich zu dieser Speculation die Hand bieten, konnte ich das Anerbieten ehrenhafterweise annehmen, konnte ich auf die mir in Vorschlag gebrachte Weise meiner Verbindlichkeit mich entledigen, sollte ich, statt mit Mark, mit Feder und Tinte, mit einer Reclame bezahlen? Ich resolvirte mich kurz und entgegnete: „Werthester Herr Gastgeber! Ich bin vollständig mit Behandlung, Bedienung, Küche, Keller und Zimmer zufrieden, aber auf Ihr Ansuchen kann ich mich durchaus nicht einlassen, weil ich mich durch eine mir abgerungene Zusage binden und abhängig machen ließe. Ich bin durchaus kein Industrieritter, der mit der Feder bezahlt. Ich bedauere sehr, daß Ihnen Herr W. bezüglich meiner solche Mittheilungen gemacht, die Sie veranlaßten, durch mich, gegen freie Herberge und Beköstigung, Ihr Hotel empfehlen zu wollen. Ich bin bei jenen Mittheilungen in keiner Weise betheiligt, sie erfolgten ohne Wissen von meiner Seite. Ich muß Sie also ersuchen, mir sagen zu wollen, was ich für Kost, Logis und Bedienung schuldig bin? Finde ich es am Plaz, Ihr Hotel in empfehlender Weise in meiner Reisebeschreibung zu erwähnen; so werde ich Solches ohne einen Gegendienst thun.“ Hierauf erwiederte der Gastgeber: „Ich bin weit entfernt, an Ihrer Uneigennüzigkeit und Generosität zu zweifeln, und noch ferner ligt mir die Absicht, Ihnen eine unehrenhafte Handlung zuzumuthen oder die Freiheit Ihrer Entschlüsse und Ihrer Action beeinträchtigen zu wollen. Sie werden es aber sehr natürlich und verzeihlich finden, wenn ich, wo es sich um eine Lebensfrage, um meine Existenz und mein Fortkommen handelt, so frei bin, Ihre gütige Unterstüzung in der erwähnten Weise in Anspruch nehme, und mich darum, in der Hoffnung Dessen, Ihnen erkenntlich zeigen möchte.“ — „Ich verarge Ihnen,“ entgegnete ich hierauf, „Ihren Wunsch und Ihre Bitte keineswegs und habe mich schon dahin geäußert, daß

ich es vielleicht für gut finde, Ihres Hotels in empfehlender Weise Erwähnung zu thun, aber nimmermehr lasse ich mich in diesem Falle dafür bezahlen. Ich bitte Sie deßwegen, mir gefälligst meine Rechnung behändigen zu wollen." Doch, ich fand taube Ohren, ich konnte mein Geld nicht los werden, ich mußte nolens-volens Gast sein im eigentlichen Sinne des Wortes, und kaum konnte ich den gedruckt werden wollenden Wirth dazu vermögen, 2 Thaler für das Dienstpersonal anzunehmen. Und nun, was soll ich thun? Soll ich das Hotel nennen, soll ich's empfehlen? Das kann ich schon darum nicht, weil ich diesen Auftritt erzählt und durch die Veröffentlichung des Namens vom Hotel und seinem Besizer indiscret handeln würde. Ich muß mich aber Dessen auch aus dem ferneren Grunde enthalten, weil leicht der Fall eintreten könnte, daß ein Reisender sich durch meine Recommandation veranlaßt sehen könnte, in diesem Hotel zu logiren, dann vielleicht unzufrieden wäre und mich beschuldigte, ich hätte ihn an eine schlechte Adresse gewiesen. Das fragliche Hotel bleibt also in ein undurchdringliches, geheimnißvolles Dunkel gehüllt, und hat der Besizer desselben es seiner unzeitigen und übel berechneten Großmuth zuzuschreiben, daß ich seiner dringenden Bitte nicht entsprechen kann. Möchte mir meine Feder nicht ein zweites Mal den zweideutigen Dienst erzeigen, Hotelpanegyriker werden zu sollen, und mich nicht mehr in Versuchung führen, eine Rechnung durch lucrative Verwerthung eines Tropfens Tinte zu liquidiren.

Am Mittwoch, den 5. August, begab ich mich, nachdem ich durch eine starke Portion trefflichen Caffee's zur Einschiffung mich vorbereitet und eine halbe Mark stillschweigend unter den Teller gelegt, um einer verfehlten Hoffnung des Wirthes keine weitere Nahrung zu geben, zur Hafenabtheilung Jonas, wo der Dampfer Cuxhafen die europamüden Auswanderer an Bord nehmen sollte. Ich vermeinte, ohne

alle Legitimation den Dampfer besteigen und ohne Weiteres nach Amerika segeln zu können. Allein ich hatte mich gewaltig verrechnet. Ein gestrenger Polizeicommissär mit zureichender Mannschaft verlangte pazig „Papiere!". Zum Glück hatte ich ein unverfängliches, untadelhaftes Paßbüchlein, das die Identität meiner Person constatirte. Ich reichte es dem gestrengen, strammen Mann der öffentlichen Gewalt, worauf dieser, nach genommener Einsicht und einem inquisitorischen Blick, den er von meinem Scheitel bis zur Sohle herabgleiten ließ, kurz gebunden den Bescheid gab: „Kann passiren!" Mit diesem polizeilichen Allmachtswort stand mir die Welt offen. Ich eilte über die Landungsbrücke und war am Bord des Dampfers.

Möge doch ja Niemand sich verleiten lassen, ohne Paß seine Heimath zu verlassen, um nach Amerika zu reisen! Man hört oft die Aeußerung: „Man braucht hiezu keine Papiere, keinen Paß, keine Legitimation. Niemand frägt darnach in Bremen oder Hamburg." Freilich frägt man darnach, und bereitet man sich große Unannehmlichkeiten oder Schwierigkeiten, wenn man ohne Legitimation sich einschiffen will. Ja, man kann durch solchen Leichtsinn, durch solche Fahrlässigkeit an der Abfahrt mit dem betreffenden Dampfer verhindert und genöthiget werden, in seine Heimath schreiben und die nöthigen Papiere sich nach Bremen oder Hamburg nachsenden lassen zu müssen, wodurch Zeit und Geld verloren gehen. Wie viele militärpflichtige Personen entziehen sich dem Kriegsdienst durch Entweichung nach Amerika! Der norddeutsche Bund überwacht deßwegen die Auswanderungshäfen in Bremen und Hamburg auf's Sorgfältigste und übt durch Polizeicommissäre eine strenge Controle über alle nach Amerika Reisenden. Wie viele flüchten in Folge begangener Verbrechen, um dem Arm der weltlichen Gerechtigkeit zu entrinnen, nach Bremen oder nach Hamburg, in der Hoffnung, sich hier unerkannt und heimlich einschiffen zu

können! In vielen Fällen eine eitle Hoffnung; denn der Telegraph ist ihnen vorausgeeilt, und stehen am Hafen sachkundige, geriebene Häscher, um den Flüchtling zu ergreifen. Freilich wissen verschlagene Spizbuben sich Papiere zu verschaffen, und gibt es in Hamburg genug Schrift- und Urkundenfälscher, die um etliche Mark Pässe fertigen; allein sehr oft wird der Betrug entdeckt und damit die List zu Schanden.

Gewiß wandelt einen Jeden ein eigenthümliches Gefühl an, wenn ein Mann der Polizei, den Degen an der Seite, ihn anschnauzt: „Paß vorzeigen!“ Mag man auch ein noch so gutes Gewissen haben, mag man sich auch noch so rein fühlen vor jedem Verbrechen gegen Gesez und Strafcodex, ein gutes Gewissen allein reicht eben nicht in allen Fällen hin; die Polizei will Papiere mit Unterschrift und Siegel. Als ich mein Paßbüchlein dem Zugeknöpften hinreichte, fiel mir unwillkürlich unser badischer Standrechtsparagraph 603 und ff. ein, der stets über den Häuptern der Clerikalen wie ein Damoklesschwert hängt, dessen Fangarmen Nichts entrinnen, und dessen dehnbarer Auslegung gegenüber es ohne alle Frage kein objectiv gutes Gewissen geben kann. Es ist ja schon Verbrechen, daß wir existiren — wir rechts- und vaterlandslose Subjecte! Werfen wir doch einen tiefen, schwarzen Schatten auf das lichtumflossene Bild des Musterstaates diesseits des Oceans! Sind wir doch ein Bleigewicht an dem hochstrebenden Luftballon der Alles aufklärenden, erleuchtenden, beglückenden Staatsmaschinerie! Sind wir doch lästige Tadler und Pensumcorrigirer des für unfehlbar sich haltenden Gözen der Kammermajorität, der Kabinets- und Ministerialsapienz! Könnte man uns doch Alle auf ein morsches Schiff laden, dasselbe anbohren und in die Tiefe des Meeres versenken! Dann wäre das Eldorado vollendet, dann kröche kein schwarzes, ekles Gewürm mehr im Schatten der Lorbeerbäume, mit deren Zweigen liberale Häupter bekränzt werden; dann herrschten die

alexandrinischen Kirchenväter oppositionslos in den Kammern, die mehr und mehr das Gepräge von Räubersynoden annehmen; dann wälzte sich kein „Schlamm und Unrath" des „Stimmviehs" mehr bis vor die grünen Sitze, blos dazu geeignet, die allerhöchste Unzufriedenheit und Entrüstung der Herrn Gesetzesfabrikanten zu erregen; dann bräuchten sich keine Excellenzen mehr herumzubalgen mit — unlogisch denkenden und redenden Bischöfen; dann hätte man keinen Fall von so unerhörter Frechheit und Anmaßung mehr zu beklagen, daß die Finsterniß protestirt gegen das Licht, die Geistesknechtschaft gegen die liberale Freiheit des Säbelregiments, der Mann in partibus gegen die Männer in arcibus et artibus; dann könnten ohne jeden bedrohlichen Windzug Kartenhäuser erbaut und Regierungsexperimente nach Herzenslust ausgeführt werden, ohne daß man nöthig hätte, einem naseweisen Eindringling das archimed'sche Wort drohend entgegenzurufen: „Noli turbare circulos meos!"; dann erkühnte sich kein Verwegener mehr, die mit parlamentarischem Goldflitter überkleisterten Ketten des Militärabsolutismus zum Schrecken der Landeschloroformirer klirren zu lassen; dann wedelten und winselten Alle um das hohe, erhabene, nationale Ziel und ließen sich zur Erreichung desselben opferwillig selbst die Haut abziehen; dann bliesen Alle in Ein Horn, tanzten Alle nach Einer Geige und huldigten Alle nur Einem Gott, dem von Polizeiwegen eingeführten: dem öffentlichen Gewissen. Wer ist nicht hingerissen und entzückt, wer geräth nicht in bacchantische Begeisterung, wenn er dieses Bild sich verwirklicht denkt? Und wie Schade, daß wir seiner Verwirklichung noch so fern stehen; denn ach, die ultramontane Partei hat ein zähes Leben, und mächtige Bundesgenossen stehen ihr zur Seite! Sie ist dem Korke gleich, dem die wuthschnaubenden Wellen Nichts anhaben können, das, tausendmal von Fluth und Gischt bespritzt, tausendmal von Sturzwellen begraben, doch immer wieder auftaucht. Kurz und gut: ich war herz=

lich froh, endlich — recht weit vom badischen cruxhafen — auf dem Hamburg'schen Cuxhafen mich geborgen zu wissen; denn das Wasser spottet selbst des §. 631 und ff., was doch gewiß viel sagen will.

Von 6—7 Uhr füllte sich der Dampfer Cuxhafen so sehr mit Passagieren, daß alle Räume gedrängt angefüllt waren. Alles war chaotisch unter einander: Zwischendecken, Passagieren II. und I. Cajüte. Ganze Berge von Koffern, Betten, Verschlägen, Nachtsäcken und Reisetaschen waren allenthalben aufgeschichtet. Eine vornehme Dame wurde von 4 Matrosen an Bord gebracht und in die I. Cajüte auf Betten gelegt. Dieselbe sah über alle Maßen leidend aus, und konnte ich nicht begreifen, wie sie es wagen mochte, in so elendem Zustande über den Ocean zu fahren. Ich erfuhr, daß die Aerzte ihr angerathen, über das Weltmeer zu segeln, in der Hoffnung, von ihrem Gichtleiden geheilt zu werden. Es schien mir aber höchst wahrscheinlich zu sein, daß sie Amerika's Gestade nicht lebend erreichen werde. Eine Musikbande kam ebenfalls an Bord und spielte bis Stade recht anmuthige Stücke — eine zarte Aufmerksamkeit der Actiengesellschaft, wodurch sie den Auswanderern das Scheiden vom heimathlichen Boden versüßen will. Warum der Seedampfer Saxonia die Passagiere erst in Stade an Bord nimmt, ist mir nicht recht klar geworden, dasselbe kann aber nur aus einem der folgenden 2 oder aus beiden Gründen der Fall sein: das mächtige Schiff könnte zur Zeit der Ebbe mit seiner schweren Belastung den Hafen nicht verlassen, oder es nimmt erst in Stade den nöthigen Kohlenvorrath bis Southampton ein. Um 7 Uhr dampften wir ab und waren um 10 Uhr bei Stade, das, eine halbe Stunde vom linken Elbeufer entfernt, an der Schwinge ligt und 8424 Einwohner zählt. Es gehörte ehedem zum Königreiche Hannover, seit 1866 aber zu Preußen. Bis 1861 wurde hier ein sehr lästiger Zoll von den Schiffen erhoben, der sich jährlich auf circa 300,000

Thaler belief, im genannten Jahre aber von den interessirten seefahrenden Staaten für 2,857,338 Thaler abgelöst wurde. Als Festung ist Stade von keiner Bedeutung, obgleich die Werke noch 1816 bedeutend verstärkt wurden.

Die Ufer bis Stade sind stellenweis lieblich und reizend. Ich will dieselben in kurzen Zügen beschreiben. Rechts ligt St. Pauli mit mehreren Schiffswerften, Zuckersiedereien, einer Thranbrennerei, Magazinen und hohen Speichern. Dann folgt Altona, am Berg hinangebaut, mit mehreren Thürmen und hohen Häusern. Der Hafen ist sehr belebt. Auf der nordwestlichen Seite steigt die Kieler Eisenbahn den Berg herab und verbindet die Elbe mit der Ostsee. Die Waggons werden an Drahtseilen durch eine Dampfmaschine den Berg herabgelassen und hinaufgezogen. Die Güter werden im Hafen unmittelbar von den Schiffen in die Eisenbahnwagen verladen oder von diesen in jene an Bord gebracht. Neben Altona ligt Ottensen mit Klopstock's Grab. Ein anmuthiger Höhenzug erstreckt sich längs des rechten Elbeufers bis Blankenese. Gärten, Villen, Sommerwirthschaften, Eichen- und Buchenwäldchen wechseln ununterbrochen und bilden eine reizende Scenerie. Rainville's Garten, die Orte Neumühlen, Develpönne, die prächtige, in gothischem Styl erbaute Villa des Kaufherrn Donner, die berühmten Gärten von James und Booth, der Flottbeck'sche Park mit Landhaus, das Dorf Nienstädten, der Bauer'sche Garten, die s. g. Teufels- und Jakobsbrücke sind Glanzpunkte dieser malerischen Hügelkette. In der Elbe erheben sich dann und wann Inseln, die sehr üppigen Graswuchs zeigen, die Milchinseln genannt, weil sowohl auf ihnen, als auch auf den linken Ufer bedeutende Viehzucht betrieben, und von hier aus die Milch auf den s. g. Milchewern — großen Booten — nach Altona und Hamburg verbracht wird. Links sieht man die niedrigen Hügelketten der Lüneburger Haide, besonders den Schwarzenberg, sich abdachen, während die Ufer selbst flach sind und nur

einzelne Baumgruppen, Windmühlen und Bauernhöfe im Hintergrunde zeigen. Rechts ligt Blankenese, 2 Stunden von Hamburg entfernt, an einem Hügel hinangebaut, ein Fischerdorf, dessen Bewohner kühne Seeleute, Matrosen und tüchtige Lootsen sind. Die Blankeneser betreiben den Fischfang mehr auf offener See, besonders bei Helgoland, als auf der Elbe. Ueber Blankenese erhebt sich der Süllberg, von dessen Höhe man eine lohnende Aussicht über die Elbe, Altona, Hamburg, Haarburg, die Lüneburger Hügelkette und das jenseitige Marschland genießen soll.

Blankenese gegenüber ligt Finkenwärder, dessen Bewohner fast ausschließlich Fischer sind, die jedoch mehr die Elbe als das Meer ausbeuten. Dann folgt Buxtehude an der Esse, die hier in die Elbe mündet.

Auf dem rechten Ufer dehnen sich die Hügel mehr und mehr ab, werden eintönig und reizlos und verschwinden endlich ganz bei den Orten Schulau und Wedel. Links läuft ein hoher Steindamm längs des Ufers hin, der das hinter ihm liegende Marschland schüzt. Hier gedeiht vortreffliches Obst, das bis nach England verschifft wird. Die Kirschen werden auf den Lüher Jollen nach Hamburg verbracht. Dann kommt die Dampfschiffstation Twielenfleth, und bald darauf sieht man die Thürme von Stade. Mitten im Fahrwasser lag die Saxonia, wir legten auf der linken Seite derselben mit unserem Dampfer bei, und nun begann die Besteigung des Seeungeheuers. Ich war einer der Ersten, der die steile Brücke hinaufkletterte, Es war äußerst interessant, die Aus- und Einschiffung zu betrachten. 700 Passagiere waren auf dem verhältnißmäßig kleinen Dampfer Cuxhafen: Männer und Weiber, ledige Manns- und Weibspersonen, Greise und Kinder, Säuglinge und ABC-Schüzen. Alles hatte die Hände voll und war überdieß noch beladen mit Kochgeschirr, Matrazen, Decken und Reisetaschen. Ein Soldat in Kleinuniform und mit einem Ehrenkreuz auf der Brust, war

dermaßen besoffen, daß er, auf der Saxonia angekommen, sogleich hinstürzte. Ein amerikanischer Student trug 4 Rappiere auf der Schulter, an denen große Stulphandschuhe und Visire hingen. Die meisten ledigen Mädchen hatten Kinder in allen Größen bei sich. Es war meist defecte, abflorirte Ausschußwaare, deren Verlust Europa nicht beweinen darf, und die in Amerika schwerlich großartige Eroberungen gemacht haben wird. Eine schwarz gekleidete Dame, die offenbar den besseren Ständen angehörte, nahm unter einem Strom von Thränen rührenden Abschied von ihrer Schwester und bekreuzte sich und diese bei der Trennung — das einzig christliche Zeichen,. das ich bei der Einschiffung bemerkte. Dieselbe Dame trug an einer goldenen Kette ein Kreuz, das sie mit beiden Händen umschlungen hielt, als der Dampfer Cuxhafen gen' Hamburg zurückfuhr. Nachdem die Passagiere an Bord gegangen waren, wurde eine Unmasse Gepäck, Koffer und Collis eingenommen und theils in die Kajüten, theils in's Zwischendeck, theils in den untersten Schiffsraum verbracht. Dann dampfte der Cuxhafen nach Hamburg zurück.

Bei Stade lagen wir bis nachmittags $1/2$ 2 Uhr, da wir auf die Ankunft des Postdampfers warten mußten, der von Hamburg die nach England und Amerika adressirten Briefschaften, Zeitungen, Werthstücke und Packete brachte. Nachdem dieselben an Bord genommen waren, fuhren wir ab. Die Elbe ist bei Stade sehr breit und erstreckt sich Ebbe und Fluth auf derselben bis nach Hamburg und über Hamburg noch eine Stunde weit stromaufwärts. Die Strecke von Hamburg bis an's offene Meer bei Cuxhafen beträgt aber 18 deutsche Meilen.

Beide Ufer sind von nun an ohne Abwechslung und Reiz, flach, monoton und langweilig. Rechts gewahrt man nach einstündiger Fahrt einen Kirchthurm, eine Windmühle und hohe Giebel, die sich aus Glückstadt erhoben, das 1616 von Christian IV. angelegt und 1625 von Tilly 15 Wochen lang vergeblich

belagert wurde. Glückstadt betreibt den Wallfischfang im Großen und versieht Deutschland bereits ausschließlich mit Fischbein, Grund genug, diese Stadt dem Frauengeschlecht und den Officiercorps interessant zu machen, da sie das für die Corsetten unentbehrliche Rippenwerk liefert. Weiter abwärts ligt links Freiburg und rechts Brunsbüttel. Von nun an sieht man rechts nur noch stellenweise Land, dessen erhöhete Punkte wie Inseln aus dem Wasser auftauchen. Hier wird die Elbe immer breiter, bis sie bei Cuxhafen, bei ihrer Mündung, in einer Ausdehnung von 12 Stunden sich in die Nordsee ergießt. An der Mündung links ligt Ritzebüttel, ein alterthümliches Schloß, nebst etlichen Häusern, und rechts Cuxhafen, eine unbedeutende Stadt, die beide zum Hamburger Staatsgebiet gehören. In Ritzebüttel residirt ein hochmögender Senator, der alle 6 Jahre von einem seiner Collegen abgelöst wird. Cuxhafen hat einen kleinen Hafen, eine ditto Schiffswerfte, ein Badehaus und einen Leuchtthurm. Das hiesige Seebad erfreut sich übrigens keines großen Renommées. Der lezte sichtbare Punkt zur Linken ist die Insel Neuwerk, auf der ein hoher, fester Feuerthurm steht. Zur Zeit der Ebbe kann man zu Fuß in 3 Stunden auf den Watten die Insel erreichen.

Es war Nacht, als wir Helgoland passirten, und sahen wir blos einige flimmende Lichter herüberschimmern. Die See war spiegelglatt, die Luft ruhig, mild und rein, der Himmel dicht besäet mit Millionen strahlender, funkelnder Sternlein. Wer sollte da nicht fromm und poetisch gestimmt werden? Wen sollten da nicht erhabene, edle Gedanken und Gefühle ergreifen, mit sich fortreißen und begeistern? Das Schiff, das im Halbdunkel einer sternenhellen Nacht sanft und ruhig, kaum hör- und fühlbar über die Wellen gleitet, ist gleichsam ein Isolator, der die Seele unvermerkt von allem Irdischen losreißt und sich selbst anheimgibt. Und siehe da, sogleich hebt sie die Schwingen und

steigt, ihrem angeborenen Zuge gemäß, aufwärts, höher und höher, bis in jene Regionen, wo ihr verwandte Geister verklärt und selig im ewigen Frieden leben, bis zu jenen lichten Höhen, wo Gott in unnahbarem Glanze wohnt. Und Alles, was den Menschen auf diesem Isolator umgibt, ist vollkommen geeignet, ihn zu elektrisiren, seinen Blick durch die weiten Himmelsräume schweifen zu lassen und ihn mit der Geisterwelt in Communikation zu sezen. Nie und nirgends erkennt und fühlt er die Größe und Majestät, die Allmacht und Weisheit, die Liebe und Güte Gottes so unmittelbar, so klar, so tief als auf dem unermeßlichen Meeresspiegel, schwebend über furchtbaren Abgründen, über seinem Haupt das funkelnde Sternengezelt, in seiner Seele heiliger Schauer, in seinem Herzen feierliche Ruhe. Der große Gedanke, daß diese Welten über ihm schon Jahrtausende in ihren Bahnen kreisen, daß ein unabänderliches Gesez ihren Lauf vorschreibt, daß dort oben eine Mathematik und Geometrie in Anwendung kommt, die unsere Sinne schwindeln macht und unserer Zahlenreihen spottet, daß dort Alles mit solcher Pünktlichkeit und Exactität sich dreht und wendet, fliegt und rastet, steigt und fällt, daß die Astronomen endlich, nachdem sie Jahrhunderte lang beobachtet und untersucht, gezählt und gezeichnet, gemessen und berechnet, den Lauf der Gestirne auf Minuten und Linie angeben und Sonnen- und Mondfinsternisse auf Jahre und Jahrhunderte vorhersagen können, erfüllt seine Seele mit Ehrfurcht, Bewunderung und Staunen. Welche Ordnung und Harmonie, Gesezmäßigkeit und Zweckmäßigkeit, Planmäßigkeit und Weisheit herrschen dort oben! Der kleinste Fehler, der leiseste Irrthum, die geringste Fahrlässigkeit müßten entsezliche Verwirrung anrichten und furchtbare Katastrophen herbeiführen. Und ich bin in diesem ungeheueren Weltenraum, im Sonnensystem der kreisenden Himmelskörper, auf unserer verhältnißmäßig riesigen Erdkugel ein verschwindendes Stäub-

chen! Wie schwach, wie elend, wie unbedeutend, und doch kennest du mich, und liebst mich und trägst mich an deinem Vaterherzen und sorgst für mich und hast die Haare meines Hauptes gezählt! Obgleich nur ein Atom im unermeßlichen Weltall, nur ein Tropfen des endlosen Weltmeers, hab ich in deinen Augen dennoch einen unendlich hohen Werth, so hoch, daß dein geliebter Sohn meine Seele mit seinem kostbaren Blut erkaufte. Ich bin dein Ebenbild, dein Kind, berufen zum Antheil, zur Erbschaft deines Reiches! Diese Gedanken und Gefühle bestürmen, übermannen, überwältigen Geist und Herz, sie wecken und steigern in ihm das Bewußtsein seines Adels, sie flößen ihm einen tugendhaften Stolz ein, der ihn theils mit tiefem Schmerz und Weh über die begangenen Sünden, theils mit Ekel und Abscheu vor jeder Beleidigung Gottes erfüllt. Und solche Gedanken und Gefühle erheben und veredeln den Menschen; in solchen Momenten erscheint er groß und erhaben, das Göttliche in ihm kommt vorwiegend zur Geltung und verschafft sich Anerkennung, während Sinnlichkeit und Fleisch, Flitter und Tand tief unter seinen Füßen liegen. Ich hab in solch feierlichernsten Augenblicken und Stunden schon oft psychologische Studien angestellt und dabei gefunden, daß, wenn in einem Menschen auch alles Höhere und Göttliche untergegangen, aber noch ein Funken Religion und Gewissen in ihm schlummerte, wenn nur noch ein guter Faden an ihm war; er überwältigt von den ihn bestürmenden Gedanken und Gemüthsbewegungen unbewußt die Hände faltete, daß ihm eine Zähre über die Wangen rann, und ein tiefer Seufzer seiner Brust entstieg. Aber schon oft hab ich auch wahrgenommen, daß in den Sinnendienst gänzlich versunkene Weltkinder einem erhabenen, ergreifenden Schauspiel der Natur scheu und ängstlich ausweichen, oder daß sie nur in Gesellschaft, plaudernd und fraubasend mit Andern, es betrachten und genießen und daraus sogleich einen Gegenstand der Conversation

machen wollen mit den obligaten, hohlen Exclamationen: „Bezaubernd, wundervoll, herrlich, göttlich, einzig!“ Solches Ungeziefer profanirt durch seine oberflächlichen, geistlosen Phrasen die erhabensten Scenen der Natur wie Spinnen, die über Gold- und Sammttapeten ihr Gewebe ziehen und noch durch andere bekannte Spuren ihr Dasein bezeugen. Ihnen ist das Weltall ein brillantes Bild, sie zu ergözen, und ein unlösbares Räthsel. Ihnen sind die Sterne ein Conglomerat verdichteter Dünste, die sich in einem gewissen Stadium der Reife selbst in das System der Weltkörper eingliedern und nach Geschmack die elliptische oder Centralbahn zu laufen beginnen. Ihnen sind die Geschöpfe keine Offenbarung des Schöpfers, ihnen sind die sinnlich wahrnehmbaren Dinge keine Stufenleiter, um durch sie zum Unsichtbaren und Göttlichen emporzusteigen, ihnen sind die Himmelskörper des Firmaments keine Herolde des über ihnen thronenden Himmels. Ihnen sind Himmel und Erde nur ein fetter Anger, um auf demselben mit Auge, Ohr und Mund zu weiden. Und darum wollen sie um keinen Preis allein der mächtig, überzeugend, überwältigend von einem persönlichen, allmächtigen, allweisen und allgütigen Gott predigenden Natur gegenüberstehen. Sie fürchten diese Predigt, diese Sprache, diese Beweise, diese Fingerzeige; sie kennen ihre Schwäche, Armseligkeit und Feigheit, und darum betrachten und genießen sie die Natur nur am Arm einer gleichgesinnten Person, die ihnen das Concept nicht verrückt, die in denselben Ideenkreis gebannt ist, die keinen Zweifel anregt und sie nicht beunruhigt. Ich dagegen muß allein sein, um die Natur zu betrachten, um ihre Werke anzustaunen, um mich in ihre Geheimnisse und Wunder zu versenken, und Nichts ist mir dabei widerwärtiger als Senf, Gurken und Rettige — die unverdaulichen, profanen, seichten Bemerkungen gewöhnlicher Turisten, die heut zu Tag fast ausnahmslos Materialisten oder Pantheisten, Schönredner und fade Schwäzer sind.

Um 10 Uhr ging ich zu Bette. Zum Glück erhielt ich meine Ruhestätte in der unteren Etage angewiesen, denn um in die obere zu gelangen, sollte man eine kleine, schmächtige Person sein, die ohnehin sich auf's Turnen versteht. Das Bett ist sehr schmal und besteht aus einer Roßhaarmatraze, einem abgenähten Kopfpolster, einem 15″ im Quadrat messenden Kissen, einer wollenen Decke und 2 Leintüchern. Wehe den Personen, die über 6′ messen; denn die Länge des Bettkastens beträgt kaum so viel Fuß. Und wehe Dem, der ein weiches, üppiges Lager, namentlich mehrere Kopfkissen, gewöhnt ist! Ich schob, um mit dem Kopfe höher zu liegen, stets meine zusammengerollten Hosen zwischen das Kopfpolster und das kleine Kopfkissen; den Rock aber legte ich als Plümon auf den Teppich. So schlief ich jederzeit herrlich, ohne Etwas zu vermissen. Wenn das Schiff während eines Sturmes heftig hin- und herschwankt und bald links, bald rechts einen Ruck beкömmt, ist man man aber sehr der Gefahr ausgesezt, aus dem Bett auf den Boden hinabzustürzen.

Donnerstag, den 6. August. Die Cabine, die mir angewiesen war, hatte, obgleich mit 4 Betten und einem kleinen Canapé versehen, bis Southampton blos 3 Mann Einquartirung: einen Deutsch-Amerikaner, der auf Besuch in der alten Heimath gewesen und nun wieder nach Amerika reiste. An diesem Mann ist offenbar ein Schauspieler erster Classe verloren gegangen; denn derselbe war voll der drolligsten Einfälle, voll Humor, Wiz, List und Verschlagenheit. Die Rolle eines Komikers, eines Intriguant', eines Tartüffe' würde er vortrefflich gespielt haben. Er war mit aller Weltklugheit, mit Schlichen, Pfiffen und Kniffen wohl ausgerüstet, er hatte, wie man zu sagen pflegt, 7 Teufel im Leib, kannte alle Spiele, Lumpenlieder und Schelmenstreiche der alten und neuen Welt und war unerschöpflich im Erzählen von Anekdoten, Schnaken, Schwänken und Possen. Daß er's mit der Wahrheit nicht genau nahm, ist wohl selbst-

verständlich, auch das Decorum beachtete er nicht mit Aengstlichkeit, und ein christliches Zeichen gewahrte ich nie an ihm. Er war seines Zeichens ein Schmied, wobei das Ränkeschmieden in seiner Heimath wohl keine untergeordnete Rolle spielen mag. Der Andere war ein junger, einsilbiger Hannoveraner, der den Tag über meistens auf dem Canapé lag und im illustrirten Familienjournale las. In Southampton kam ein steifer Engländer hinzu, der außer englisch etwas französisch sprach, sich aber nach Art der Engländer um Niemand kümmerte.

In der Regel stund ich täglich zuerst auf, war aber schon ein Anderer vor mir aufgestanden, so kroch ich zulezt hervor, und zwar erst dann, wenn die Uebrigen die Cabine verlassen hatten. 4 Mann finden nämlich kaum zum Stehen Raum, und hinderte Einer den Andern beim Ankleiden und Waschen.

Der Tag war prachtvoll, die See ruhig, der Himmel klar, und eine reine, erfrischende, erquickende Luft wehte von Westen. Es war nirgends Land sichtbar, nur größere und kleinere Schiffe kamen nah und fern in Sicht. Wir fuhren zwischen dem 21. und 22. Grad östlicher Länge, und dem 52. und 53. Grad nördlicher Breite. Wir hatten die Zuider See in Holland schon im Rücken. Dieser 54 □Meilen große Meerbusen war einst festes Land, das aber bis 1287 mehr und mehr von den Fluthen verschlungen wurde, wobei 80,000 Menschen das Leben verloren.

Nachmittags erhob sich ein heftiger Westwind, der bis abends ganz respectable Wellen hervorbrachte, die bei Vielen die häßliche Seekrankheit hervorriefen. Da der Aufenthalt auf dem Verdeck unerquicklich war, stieg ich in die II. Cajüte hinab, spielte mit einem jungen Menschen Piquét, wozu wir eine Flasche Hamburger Actienbier tranken, die aber 21 kr. kostete. In Hamburg selbst kostet die Flasche blos 7 kr. Nach dem Nachtessen las ich noch einige Zeit in dem Büchlein: „New=York und seine Umgebungen" von Eduard Pelz; dann ging ich zur Ruhe.

Freitag, den 7. August. Morgens früh liefen wir in die Straße von Dover ein. Der Wind blies heftig vom Canale her, der Dampfer kämpfte mit den Wellen und die meisten Passagiere mit der Seekrankheit. Eine Menge Schiffe, Segel und Masten tauchten auf und unter, bis 8 Uhr aber war noch kein Land sichtbar. Um 9 Uhr fuhren wir in die Enge zwischen der Insel Wight und der Bucht von Portsmouth. Portsmouth ist eine der größten und stärksten Kriegshäfen. Von hier wendete sich der Dampfer nördlich und lief in die Bucht von Southampton ein, wo wir um 10 Uhr ankamen und auf der Rhede Anker warfen. Southampton ligt halbmondförmig in einer anmuthigen und fruchtbaren Gegend, die mit Recht „Garten von England" genannt wird. Die Stadt zählt 46,960 Einwohner und ist mit ihrem trefflichen Hafen der Stapelplaz der Handelsschiffe und Seedampfer, die von hier nach Frankreich, Spanien, in den Orient, nach Indien, China, Australien und Amerika fahren. Southampton ist zugleich eine bedeutende Fabrikstadt und besizt ein sehr besuchtes Seebad. Auf der Ostseite der Stadt ligt auf einer kleinen Anhöhe ein weitläufiges, prächtiges Gebäude mit Thürmen, von dem ich aber nicht in Erfahrung bringen konnte, ob es ein königliches Schloß oder der Eisenbahnhof ist. Einige behaupteten nämlich, es sei ein königlicher Palast, und Andere, es sei der Bahnhof; ich muß es also dahin gestellt sein lassen, welchem Zwecke das schöne und imposante Gebäude dient. Im Süden der Bucht von Southampton ligt die Insel Wight, 9 □Meilen groß. Von Osten nach Westen durchzieht ein ziemlich hoher Bergrücken die ganze Insel, der in nackte Felswände ausläuft, die steil und an vielen Orten unzugänglich aus dem Meer emporstarren. Die Küste ist darum, besonders im Westen, ein grotesk zerklüftetes Felsengestade, an welches die Brandung ihre hohen Wellen wirft. Hier, im Westen sind die berühmten Needles (Nadeln), die bis 600′ senkrecht aus der Fluth emporstreben,

aus Kalk und Feuerstein bestehen und dem Ufer ein schauerlich schönes Gepräge aufdrücken. Die Insel ist sehr gut angebaut, die Thäler mit herrlichen Matten bekleidet und mit Ortschaften und Villen übersäet. Der Hauptort ist Newport, an einem Flüßchen, Namens Medham, gelegen, mit 7934 Einwohnern. Cowes ligt im Norden der Insel am Meere und hat einen vorzüglichen Hafen. Hier werfen die Dampfer der Hamburg-amerikanischen-Packetfahrt-Actiengesellschaft auf ihrer Rückkehr von Amerika Anker. St. Helens und Ryde liegen an der Rhede von Spithead (einer Landzunge im Osten von Wight, wo die englische Flotte ihren Sammelplaz hat). Osborne ist ein reiches, königliches Lustschloß. Die Höhe des Bergrückens ist mit einem weitläufigen, zerfallenden Schlosse — dem Carisbrook-Castle — gekrönt.

Der Capitän, einige Officiere und Passagiere der I. Cajüte waren in einer Barke nach Southampton gefahren und kehrten erst um 3 Uhr des Abends wieder zurück. Einige neue Passagiere wurden uns hier zugeführt, Zwischendecker und Honoratioren I. und II. Cajüte. Drei schwer beladene Kohlenschiffe übergaben uns ihre Ladung, und ein ziemlich großes Schiff führte uns frisches Ochsen-, Schweinen-, Hammel- und Kalbfleisch zu, nach meiner Schäzung wohl 50—60 Centner.

Um $^1/_2$ 4 Uhr lichteten wir endlich die Anker und steuerten gegen Westen, vorüber an den Felsennadeln und dem Leuchtthurm, der auf dem äußersten Felsenriffe steht. Hier nahmen uns 20—30′ hohe Wellen in Empfang, die unsern Seekoloß wie eine Nußschale schaukelten und fast Alles der Seekrankheit in die Arme warfen. Ich blieb, Gott Lob, frei davon. Lustwandelnd an Jammergestalten vorüber, rauchte ich ein halbes Duzend preiswürdiger Hamburger Cigarren und betrachtete die wundervollen Lichteffecte, welche die zum Untergang sich neigende Sonne um die Felsen, Forste, Schlösser, Thürme und Villen des englischen Ufers zauberte.

Samstag, den 8. August, ein häßlicher Tag! Heftiger Wind, hohe Wellen, tolles Gebaren des Dampfes, ungeheuerer Kazenjammer, Gestöhn und Gewimmer in allen Cabinen, gurgelnde Töne, Klirren nächtlicher Töpfe, schwankende Beine, fahle Gesichter, mangelnder Appetit, wenig Gäste — hier das kurze, aber getreue Bild des Schiffslebens während heftigen Windes und hoch gehender Wellen. Ich selbst befand mich verhältnißmäßig wohl, taumelte aber wie betrunken in der kleinen Cabine hin und her, mußte mich rechts und links mit den Händen halten, schlug den Kopf heftig an die Wand, als ich mich über das Nachttischchen bückte, um das Gesicht zu waschen, und wurde dabei einige Male rückwärts mit solcher Wucht auf das Canapé geworfen, daß es in allen Fugen krachte. Da Duft und Dunst in dem geschlossenen Raume der II. Cajüte die Geruchsnerven, und das Geschrei einiger Kinder die Gehörnerven sehr unangenehm afficirten, stieg ich auf's Deck und suchte mich auf der Leeseite so gut als möglich gegen den sehr unwirsch daherfahrenden Wind zu schüzen. Die Leeseite ist diejenige Seite des Schiffs, wo der Wind nicht herkommt. Das äußere Stiegenhaus und die 3—4′ hohen Fensterkästen des Maschinenraumes und der Küche bieten Gelegenheit dar, sich vor dem Winde zu schüzen, wobei man aber entweder auf den Boden sizen oder an die Wände sich anlehnen muß. Zu beiden Seiten des Schiffes laufen freilich Sizbänke hin, allein bei heftigem Wind kann man sich derselben nicht bedienen, da das Deck blos durch eine offene Galerie, d. h. durch ein niedriges Geländer, das auf weit von einander abstehende hölzerne Pfosten sich stüzt, umgeben und geschüzt ist. Hier wurde mein Kopf und meine Brust frei von Eingenommenheit, Druck und Beklemmung; und die frische, salzreiche Seeluft that mir sehr wohl — aber rauchen? Nein — ich traute mir selbst nicht; denn der Zustand meines Magens war doch unsicher, schwankend und drohend. Um keinen Preis wollte ich mich muthig

einer Krankheit in die Arme werfen, vor der ich großen, sehr großen Respekt habe. Caffee und Zehnurbrod mundeten mir noch gut, aber des Mittags, als das Schiff sich heftig hob und senkte, bald vorn, bald hinten sich bäumte, bald auf die linke, bald auf die rechte Seite sich legte, da wurde mir, als ich beim Essen saß, neblig vor den Augen, Schwindel ergriff mich, ein unsäglich ödes Gefühl bemächtigte sich meiner, der Magen geberdete sich wie ein getretener Wurm und drohete seine gewohnten Functionen einzustellen und den Krebsgang zu gehen — es war höchste Zeit, zu retiriren! Ich erhob mich also schnell, schritt mit meinen langen Beinen über die Banklehne weg und taumelte in meine Cabine. Dort legte ich mich sachte auf das Canapé und zwar auf den Rücken, und wartete mit Resignation die Dinge ab, die da kommen sollten, und die ich unschwer vorhersehen konnte. Kaum einige Minuten war ich gelegen, als die Revolution losbrach. Was bei Tisch auf der Platte servirt worden, das war auf einem kleinen und schmerzlichen Umweg in das Lavoir der Cabine gewandert. Ich war herzlich froh, dieses Ballastes ledig zu sein, und richtete nun alle meine Aufmerksamkeit und Sorgfalt darauf, mich in den Stand zu sezen, jeden weiteren Angriff dieses widerwärtigen und ekelhaften Feindes siegreich abzuschlagen. Ich legte mich also zu Bette, die hintere Frontseite nach unten, zog den Vorhang zu, preßte beide Hände auf den Leib, schloß die Augen und versezte meine Gedanken auf ein Gebiet, das fern, sehr fern ligt von Saxonia, Amerika und mal de mer. So lag ich da, einer Mumie ähnlich, schwül, düster, dumpf dahinbrütend, halb wachend, halb träumend, halb gesund, halb krank, angegriffen, abgespannt, gleichgiltig, theilnamslos, stumpfsinnig. Es wurde Nacht — ich lag noch so da, es wurde Morgen, ich blieb so liegen, es wurde Mittag, da stund ich auf, wusch das Angesicht mit Eiswasser und fühlte mich vollständig wohl, obwohl auch an diesem Tag,

Sonntag, den 9. August, der Wind sauste, die Wellen hoch gingen, und das Schiff wie von Whisky trunken hin- und hertaumelte. Von nun an bekam ich auch nicht eine Anwandlung mehr von Seekrankheit. Während 4 Tagen, Freitag, Samstag, Sonntag und Montag, glich die Saxonia einem großen, schwimmenden Lazareth. Da ich hier doch gerade von der Seekrankheit rede, so will ich für Diejenigen, die noch nie auf dem Meere waren, aber später darauf kommen könnten, bemerken, daß es durchaus kein Mittel gibt, sich vor dieser Krankheit zu schüzen, sofern man dafür empfänglich ist. Das einzige Mittel, um sich möglichst davor zu bewahren, besteht darin, daß man sehr wenig ißt und trinkt, daß man sich an feste, trockene Kost hält, sich viel auf dem Deck aufhält, nicht raucht und sich sogleich, nachdem die ersten Vorboten der Krankheit sich gemeldet, auf den Rücken legt und beide Hände auf die Magengegend preßt. Alle anderen angerühmten Präservativ-Mittel sind Charlatanerie und Schwindel.

Da die Fahrt über den atlantischen Ocean bis zum 19. August dauerte, und ich keineswegs beabsichtige, jeden Tag Wind und Wetter zu beschreiben und daran einige Notizen der verschiedensten Art zu knüpfen, so will ich Das, was für meine Leser Interesse bieten dürfte, in so viele Capitel eintheilen, daß ich jeden Tag der noch restirenden Ueberfahrtszeit eines abhandeln kann.

Montag, den 10. August.

I. Capitel.

Cajüten- und Zwischendecks-Personal.

Ich beginne mit der II. Cajüte, der anzugehören, ich die Ehre hatte. Die II. Cajüte befindet sich zwischen dem Maschinenraume und dem Schiffshintertheil, unmittelbar unterhalb der I. Cajüte. Sie ist ein länglich viereckiger Raum, der nach hinten

halbkreisförmig sich abschließt. Die in diesem Halbkreis placirten Betten befinden sich auf den terrassenförmig sich erhebenden und im Halbkreis an der Wandung sich hinziehenden gepolsterten Sizen. Sie sind nicht wie die 4—6 Betten der Cabinen durch Wände von einander getrennt, sondern befinden sich offen auf den Sizen. Die Matrazen, Kissen und Decken werden während des Tags unter die Size geschoben und des Nachts wieder darauf gelegt. Dieser freie Schlafraum ist wegen des furchtbaren Lärms und der Erschütterung, welche die unter demselben befindliche Schraube verursacht, sehr unangenehm. Wird das Hintertheil des Schiffes von den Wellen so hoch emporgehoben, daß die Schraube außerhalb des Wassers sich um ihre Achse dreht, so entsteht dadurch eine Mark und Bein durchdringende schnarrende und knarrende Erschütterung, die einen Seekranken zur Verzweiflung zu bringen geeignet sein dürfte. In der II. Cajüte waren etwas über 100 Passagiere untergebracht, von denen 20 Personen zum weiblichen Geschlecht gehörten. An Alter, Charakter, Bildung und Gesittung herrschte die größte Verschiedenheit. Es waren einzeln stehende Personen, Heirathslustige, Verlobte, Männer mit ihren Weibern, Familien mit Vater, Mutter, Kindern und Dienstboten, Männer ohne ihre Weiber und Weiber ohne ihre Männer vorhanden. Bemerkenswerthe Persönlichkeiten waren: ein Arzt aus Ungarn mit Frau, Kind und Dienstmädchen — eine stille, bescheidene, zurückgezogene Familie, die sich lediglich auf sich beschränkte. Ein anderer, sehr jugendlicher Arzt, der soeben die Universität absolvirt hatte, wollte in Amerika der leidenden Menschheit Recepte verschreiben. Ein jüdischer Lehrer mit Frau und 3 Töchtern, ein gesezter Mann mit gediegenen Kenntnissen ausgerüstet, lebenserfahren, voll Takt und gesundem, richtigem Urtheil. Ein blinder Violinvirtuos, der stark von der Seekrankheit mitgenommen wurde, und von seiner ebenfalls seekranken Schwester sehr liebevoll ver-

pflegt wurde. Ich ließ mich öfters mit demselben in ein Gespräch ein und fand an ihm einen religiösen, soliden, gediegenen Charakter, der in der Schule der Leiden geprüft und geläutert worden. Ein Hannoveraner mit starker Familie, den die preußische Wirthschaft von Haus und Hof vertrieben. Ein junger Mechanicus aus Berlin, der in Borsig's Fabrik gelernt hatte, worauf er sich sehr viel einbildete. Ein Amerikaner mit seiner Frau, der wenig, aber das Wenige stets im Superlativ vorbrachte. Eine corpulente Wienerin mit ihrer zwölfjährigen Tochter — eine würdige Dame. Ein amerikanischer Kaufmann, ehedem ein Deutscher, der sich in seiner alten Heimath ein Weib geholt, an dem nur Masse, aber kein Geist zu entdecken war. Ein schwedischer Student, der sich viel mit Lectüre beschäftigte. Zwei schwedische Mädchen, die sich sehr schüchtern und zurückgezogen betrugen. Einige lebenslustige, rothwangige Backfische, die Nichts sehnlicher wünschten, als in einem amerikanischen, goldenen Neze gefangen zu werden. Des amerikanischen Studenten mit den Rappieren, und des Schmiedes mit den „7 Teufeln im Leib" habe ich weiter oben schon Erwähnung gethan. Alle Uebrigen machten sich nicht besonders bemerklich, weßwegen ich auch nicht viel Aufhebens von ihnen machen will. Doch muß ich noch einer Persönlichkeit gedenken, die täglich widerwärtige Auftritte veranlaßte, eines Israeliten voll Anmaßung, Aufgeblasenheit und Impertinenz, dem aber öfters der Kopf zurecht gesezt, und der unsaubere Mund gewaschen wurde. Ueberhaupt mischte sich oft ein sehr gereizter Ton in die Conversation, und gab es in den Cabinen widerwärtige Scenen mit gemeinem Gezänk und bübischer Schimpferei. Es ist doch gewiß ein starkes Stück, es gehört eine freche Stirne dazu und sezt eine große Roheit und Schamlosigkeit voraus, nachdem sich Alles zur Ruhe begeben, vor über 100 Personen, wegen geringfügigen Lappalien einander die größten Sottisen an den Kopf zu werfen und fluchend und

drohend mit geballten Fäusten über einander herzufallen. Mochten sich dann auch abwehrende, begütigende Stimmen erheben, mochte man sich auch solchen Scandal ernstlich verbitten; es gab nicht eher Ruhe, bis das Schimpflexion erschöpft und die Gemeinheit ausgetobt hatte. Man hätte nimmermehr vermuthen sollen, in der II. Cajüte so ungebildete, pöbelhafte Menschen zu finden, die, ohne jegliche Rücksicht auf Kranke, auf Kinder, und honnete Personen zu nehmen, ohne Ehr- und Schamgefühl sich herumzankten und balgten.

Ich steige hinauf und betrete die I. Cajüte, zwar nicht in Person, aber im Geist; denn dort haben die Personen der II. Cajüte keinen Zutritt. Daß dieser Raum sehr reich und luxuriös eingerichtet und ausstaffirt ist, habe ich bei dessen Besichtigung in Hamburg schon erwähnt. Hier waren circa 50 Personen untergebracht. Da zwischen uns und ihnen kein Verkehr bestand, übersteigt es meine Kräfte, eine Personalstatistik über dieselben zu liefern. So viel ich aber über die zwischen uns und ihnen befindliche Barrière hinüber bemerken konnte, herrschte dort ein ziemlich steifes, ungemüthliches aristokratisches Wesen. Nur ein alter, herablassender Herr mit schneeweißen Haaren würdigte uns hie und da seines Besuches und flatterte, einem Schmetterling ähnlich, auch auf dem I. Platze plaudernd von Person zu Person. Sonst waren wir hermetisch von der obersten Rangclasse gesondert. Ein großer, stämmiger Herr, war, dem Vernehmen nach, der Schauspieler H. aus Berlin, der in New-York Gastrollen spielte, wie ich später aus den amerikanischen Zeitungen erfuhr. Dieser Herr wurde so sehr von der Seekrankheit befallen, daß er sich wie ein Kind von 2 Kellnern auf dem Verdecke umherführen ließ, um frische Luft zu schöpfen. Die schon weiter oben erwähnte kranke Dame ließ sich öfters auf's Verdeck tragen und auf Betten legen, wobei sie mehr einem entseelten Körper als einem lebenden Menschen glich. Und wer hätte es glauben sollen, daß sie, nachdem wir 8 Tage auf der See

waren, schon mit Hilfe einer sie unterstützenden Person hin- und hergehen konnte? Als wir aber in Hoboken landeten, konnte sie allein, ohne alle Unterstützung, das Schiff verlassen. Die Seeluft hatte sie vollständig von der Gicht geheilt.

Eine Dame von stattlicher Figur, nach neuester Mode gekleidet und in verschwenderischer Fülle mit Schmuck und Geschmeide behangen, zog Aller Blicke auf sich, so oft sie gravitätisch und pompös einherschritt. Fürstlich, königlich war ihre Erscheinung und ihr Auftreten. Zur Zeit des allgemeinen Seekazenjammers spielte sie übrigens eine sehr klägliche und tragikomische Rolle: sie glich einem bunten Schmetterling, der vom Wind in eine Kothlache geweht worden, und der sich dann mühselig aus dem klebrigen Schleim herausarbeitet; sie glich einer stolzen deutschen Fahne vor anno 1866, die, vom Regen durchnäßt, an der Stange klebt. Selbiger Dame ist übrigens ein fataler Streich passirt. In Stade kam eine recht komische Figur an Bord der Saxonia, ein Engländer, der sich etwa 3 Wochen lang nicht rasirt hatte, und darum das Gesicht voll schwarzer Stacheln und Borsten hatte, was bekanntlich das schönste Antliz entstellt. Er trug einen leinenen Reisekittel, Drillichhosen, Schuhe von ungewichstem Javaleder, eine graue Leinwandkappe mit einem großen Schild von nicht lackirtem, gelbem Leder und einen Schirm mit Baumwollzeug überzogen. Man hätte allerdings in ihm einen Zwischendecker vermuthen sollen. Der Engländer hatte aber eine Karte für die I. Cajüte, und storchenartig schritt er darum auf's Quarterdeck, die anwesenden Passagiere gänzlich ignorirend. Die vornehme Dame richtete sich nun hoch auf, warf stolz und verachtungsvoll den Kopf zurück und sagte in höchstem Affect und mit tiefster Entrüstung zu dem neben ihr stehenden Herrn: „Was doch dieser Pöbel des Zwischendecks so zudringlich und unverschämt ist! Sehen Sie doch dieses malpropre, schmierige Stachelschwein an, das sich erfrecht, in unsere Nähe zu kommen!“ Der

Engländer, der deutsch verstand, mußte diese Worte gehört haben; denn keck trat er vor die Dame hin, machte ein graciöses Compliment und sagte: „Madame, ich erlaube mir, Sie davon in Kenntniß zu sezen, daß ich, britisches Stachelschwein, die Ehre und das Vergnügen habe, mit Ihnen in I. Cajüte nach New-York zu fahren; denn ich bin nicht, wie Sie irrthümlich angenommen, ein Zwischendecker, sondern ein Gentleman I. Cajüte. Im Uebrigen kleide ich mich nach meinem Geschmack, wie Sie es ja auch thun." Hierauf drehte er sich militärisch um, und überließ die enttäuschte, verlegene Dame sich selbst.

Der Capitän, ein Mann mit einnehmender, wohlwollender und freundlicher Physiognomie, nebst dem Arzt und 2 Officieren verkehrten ausschließlich nur mit den Passagieren der I. Cajüte; ich sah keinen derselben jemals mit einer Person der II. Cajüte sprechen, was ich durchaus nicht in der Ordnung finden kann. Solches Benehmen war eine gar zu auffallende Zurücksezung, Vernachlässigung und, man kann und darf wohl sagen, Verachtung einer großen Zahl von Personen, die ihrer Obhut anvertraut waren, und von denen manche jenen der I. Cajüte weder an Wissen noch an Bildung nachstanden. Aber so ist's allenthalben in der Welt: Parteilichkeit, kleinliche Rücksichten, verkehrter Maßstab, Beurtheilung des Menschen nach Geburt, Rang, Stand, Geld und Kleidern, Wohldienerei und Schmeichelei nach oben und Verachtung nach unten finden sich überall auf Land und Meer. Rühmend muß ich anerkennen, daß der Proviantmeister, der ebenfalls Officiersrang hat, öfters unter den Passagieren der II. Cajüte weilte und jeden anständigen Menschen im Vorbeigehen grüßte. Ein einziges Mal machte der Capitän in Begleitung des Arztes einen Rundgang auf dem Schiffe, wobei er auch alle Cabinen der II. Cajüte besuchte.

Gehen wir endlich zum Bugspriet vor, und steigen wir dort hinab in's Zwischendeck. Ein wirklich unausstehlicher Dampf und

Dunst, ein entsezlicher Qualm und Geruch kommt uns entgegen, und sezt unsern Heroismus einer harten Probe aus. Hier campiren über 550 Menschen, die wie Häringe neben und über einander geschichtet sind. Denk dir nun die Ausdünstung dieser 550 Personen, besonders zu der Zeit, in welcher die Seekrankheit grassirt, die den von ihr Befallenen so matt und elend macht, daß er sich von seinem Lager nicht erheben und seine natürlichen Bedürfnisse nicht an dem hiezu bestimmten Ort verrichten kann. Denk dir die von etwa 50 kleinen Kindern verursachte Ausdünstung! Denk dir die Masse neuer und alter Betten, die zwar nicht geschüttelt werden sollen, was strengstens verboten ist, aber dennoch geschüttelt werden; denn manche Evastochter ließe sich lieber selbst exemplarisch klopfen, als daß sie nicht an ihrer Matraze, ihren Kissen und Teppichen herumklopfte, schüttelte und tatschte. Denke dir die Masse unreinlicher Menschen, die Hemd und Strümpfe fast am Leib verfaulen lassen. Denke dir die kolossalen Kessel und Schüsseln voll Speisen, deren Dampf den ganzen Raum erfüllt. Denk dir die vielen Aufwaschlumpen, die mit dem weiblichen Geschlecht so unzertrennlich verbunden sind, daß sie einen wesentlichen, substantiellen, integrirenden Theil desselben zu bilden scheinen. Und nun stelle dir lebhaft vermittelst deiner Phantasie die Ausdünstung von wenigstens 300 Aufwaschlumpen vor! Sollte dich aber dein Lebensweg nie in die unmittelbare Nähe eines Aufwaschlumpens geführt haben, solltest du ein dermaßen begünstigtes, verhätscheltes und verwöhntes Glückskind sein, daß dir nie ein Spülkübelbouquet unter die Nase kam, dann thue mir den Gefallen, und rieche ausnahmsweise an diese Nachtviole; denn, lieber Freund, ich kann dir sonst unmöglich einen der Wirklichkeit auch nur annäherungsweise entsprechenden Begriff von den Düften und Gerüchen des Zwischendecks beibringen. Denk dir ferner den noch ganz recenten Geruch der Oelfarbe, da das

ganze Zwischendeck nach der Landung jeweils in New-York und Hamburg frisch getüncht wird. Ja während der Fahrt selbst wird die Doppeltreppe und das Stiegenhaus, das vom Deck in das Zwischendeck hinabführt, mit Oelfarbe angestrichen, was mehrere Tage währt — eine Rücksichtslosigkeit ohne Gleichen! Denk dir ferner: fast alle Mannsleute des Zwischendeckes rauchen, und welchen Canaster rauchen sie! Es darf allerdings im Zwischendeck selbst nicht geraucht werden, allein unter Deck um das Stiegengeländer herum, und in den langen Gängen, die zwischen dem Rauchkabinet der II. Classe, der Küche, dem Maschinenraum, den Kojen der Unterofficiere und den Magazinräumen hinführen, darf geraucht werden, und der Qualm dieser stark geschwefelten Tabaksmusterkarte zieht sich theilweise in das Zwischendeck hinab. Denk dir ferner: mehrere Verschläge, die mit Sand angefüllt sind, der mit Chlorkalkwasser angefeuchtet ist, stehen da und dort im Zwischendeck, und verbreiten einen starken Chlorkalkgeruch, der jede empfindliche Nase sehr belästiget. Allerdings reinigt Chlorkalk die Luft und verhindert die Entstehung mancher Krankheiten, weßwegen der Boden öfters mit dem erwähnten Sande bestreut wird, aber der Chlorkalkgeruch ist und bleibt eben für den Geruchsinn widerwärtig. Denk dir ferner: daß jedes Seeschiff stark nach Theer riecht, und daß das Zwischendeck am Meisten von diesem ekelhaften Geruche erfüllt wird, da die Matrosen fast unausgesezt oberhalb des Zwischendeckes Taue flicken und dieselben mit Theer tränken. Denke dir endlich: daß bei stürmischem Wetter und wegen hochgehender See alle Lucken geschlossen sind, und eine Luftventilation, und somit Luft-Reinigung und Erneuerung rein unmöglich sind. Welch ein Aufenthalt also im Zwischendeck! Aber auch: welch Quodlibet dieser aus verschiedenen Ländern zusammengewürfelten Personen! Wie viel Hefe, Abschaum und Bodensaz! Wie viele rohe, freche, ausgelassene, schamlose,

gottvergessene und gottlose Subjecte! Wie viel Bosheit, Bengelhaftigkeit, Flegelei und Lümmelhaftigkeit, Anmaßung, Willkür, Troz, Hohn und Buberei unter einer Menge von Burschen, die in der Regel die Liederlichkeit aus der Heimath und über den Ocean treibt! Welche Menagerie entfesselter Leidenschaften haust, tobt und brüllt im Zwischendeck! Doch davon im nächsten Capitel!

Gegen Mittag legte sich der Wind etwas, doch blieb der Wellenschlag heftig. Am Nachmittag wurde auf dem Deck per Drehorgel Musik gemacht, zuerst beim Bugspriet für die Zwischendecker, wozu dieselben tanzten. Abends retirirte die Drehorgel zu den Passagieren der II. Cajüte, die ebenfalls tüchtig walzten und galopten. Sonderbar: sobald die Drehorgel sich hören ließ und die Gesunden zu tanzen anfingen, waren auch alle Kranken kurirt, und fuhr ihnen die Tanzwuth in die Beine. Nachts wurde die Drehorgel gewürdiget, selbst vor der Aristokratie der I. Cajüte dudeln zu dürfen, und ließen sich Herren und Damen so weit herab, zu dieser Jahrmarkt- und Affentheatermusik zu tanzen.

Dienstag, den 11. August.

II. Capitel.

Moralischer Zustand.

Da wir uns kurz zuvor im Zwischendeck befanden, wollen wir hier sogleich mit der Schilderung beginnen. Ein schweres Stück Arbeit, — bei der mir das Herz blutet, und die Haare sich sträuben. Es ist schwer zu schildern, wie es im Zwischendeck in moralischer oder, besser gesagt, in immoralischer Beziehung zugeht. Am allerliebsten möchte ich einen schwarzen, undurchsichtigen Schleier auf das Leben und Treiben im Zwischendeck werfen, allein ein Solches wäre gegen den Zweck meines Buches. Ausführlich und speciell kann und will ich aber keineswegs dieses Cloakenleben schildern; ich kann es nicht, weil

ich dadurch jede Rücksicht auf öffentliche Sitte bei Seite sezen müßte; ich will es nicht, weil kein anständiger Mensch gern im Moraste herumstöbert. Das himmelschreiende Leben und Treiben im Zwischendeck wurde zwar schon öffentlich in Zeitungen und Parlamenten besprochen, allein es ist doch noch zu wenig bekannt, und sollte allgemein bekannt werden, besonders wenn man berücksichtigt, daß Tausende jährlich sich darum verleiten lassen, im Zwischendeck nach Amerika zu reisen, weil sie von den näheren Verhältnissen dort kaum eine Ahnung haben. Von manchen bezahlten Federn und von solchen Subjecten, denen aller Abscheu vor Sünde und Laster abhanden gekommen, wird das Leben im Zwischendeck in solch beschönigender oder burlesker Weise beschrieben, daß dadurch die öffentliche Meinung irregeleitet und zu Gunsten desselben bestochen wird. Mag man aber anderer Seits dieses Leben auch noch so abschreckend und in den schwärzesten Farben malen, so ist's doch keine Uebertreibung; denn Uebertreibung ist hier rein unmöglich, und selbst das grellste Bild läßt die nackte Wirklichkeit weit hinter sich.

Die Zwischendecks-Passagiere sind nach dem Geschlechte nicht gesondert, sondern männliche und weibliche Personen werden neben einander und über einander nach den fortlaufenden Nummern ihrer Karte in die Lagerstätten placirt. Wer fühlt nicht diesen schreienden Verstoß gegen alles Anstands- und Schicklichkeitsgefühl! In jeder Lagerstätte müssen 2 Personen hart neben einander liegen. Die obern Schlafstätten sind 4′ von den unteren entfernt und 6′ über dem Boden angebracht. Ohne Staffelei oder kleine Leiter müssen Diejenigen, die auf der oberen Galerie einquartirt sind, auf ihre Pritschen klettern, turnen, sich schwingen und ebenso wieder auf den Boden herabsteigen. Es wäre sehr leicht, eine Trennung der Geschlechter durchzuführen, wenn man die eine Hälfte des Zwischendecks, die von der andern durch eine eiserne Wand und eiserne Thü-

ren getrennt ist, dem weiblichen und die andere dem männlichen Geschlechte anweisen würde, allein nein! Satanische Bosheit will es so, daß beide Geschlechter zusammen wohnen und schlafen! Selbst im Heidenthum würde man diese Einrichtung für höchst unschicklich, und alle Schranken des Anstandes und Schamgefühls verlezend angesehen und niemals geduldet haben. Bei Tag und bei Nacht werden im Zwischendeck, unter Deck und auf dem Deck die obscönsten Reden geführt, die schmuzigsten Lieder gesungen, die gemeinsten Gassenhauer losgelassen, die schrecklichsten Gotteslästerungen ausgestoßen, die furchtbarsten Flüche gethan, die schamlosesten Bilder gezeigt. Bei Tag und Nacht kommen die ärgsten Excesse gegen das sechste Gebot vor. Die jüngern Bursche, die frechen Dirnen und die ergrauten Sünder erlauben sich Alles — Alles mit Einem Wort. Stets sind etliche jener verabscheuungswürdigen Creaturen an Bord, die den Schauplaz ihres Lasterlebens von Berlin, Hamburg, Altona 2c. in die Seestädte Amerika's verlegen und dasselbe auf dem Schiff ohne Unterbrechung fortsezen. Durch dieses ruchlose Leben suchen sie die Ueberfahrtskosten zu bestreiten. Niemand wehrt, mahnt, warnt, und wehe Dem, der es wagen sollte, ein Wort der Mißbilligung, des Tadels, der Rüge und der Vorstellung fallen zu lassen; er würde von dem ganzen Troß verspottet und verhöhnt. Niemand, kein Capitän, kein Officier, kein Matrose, sieht auf Zucht und Ordnung oder schreitet ein, selbst dann nicht, wenn in flagrantester Weise Aergerniß gegeben wird. Und zwischen diesen buhlerischen, ausgeschämten, thierischen Menschen tummeln sich Kinder und sehen und hören diesen entsezlichen Scandal! des Nachts brennen trübe Lichter in noch trüberen Laternen, die von der Decke herabhängen, den grauenhaften Raum erhellen und Scenen beleuchten, die zu dem Entsezlichsten gehören, was unter getauften Menschen an's Licht treten kann. In schonendster Weise

will ich hier, als abschreckendes Exempel, eine solche Scene vorführen. Eine Frau, die sich mit ihrem Manne gemeinschaftlich zur Ruhe begeben, erwacht um Mitternacht und sieht, daß ihr Mann das Lager verlassen. Sie schöpft Verdacht, steht auf und sucht ihre saubere Ehehälfte dort, wo sie dieselbe vermuthet. Sie trifft sie auch dortselbst, faßt sie bei den Haaren, reißt sie herab auf den Boden, tractirt sie mit Fußtritten und überhäuft sie wuthschnaubend mit Schimpfworten, die sie aus den Schandblättern der österreichischen, bayerischen und badischen liberalen Presse entlehnt zu haben schien. Ob dieses Spectacels wird das ganze Zwischendeck lebendig, mischt sich in den Handel, lacht, schimpft, lärmt, tobt, und das Alles sehen und hören die Kinder mit an, auch diejenigen des ausgehobenen Vaters nicht ausgenommen. Des andern Tags aber ist das ärgerliche Vorkommniß das allgemeine Gespräch, das natürlich mit entsprechenden Randglossen illustrirt wird. Und solche und ähnliche Auftritte gehen alltäglich und allnächtlich über die Bretter des Affentheaters im Zwischendeck. Es ist unmöglich, daß eine religiöse, sittliche Person, ohne sich immerwährend empört und entrüstet, verlezt und gekränkt zu fühlen, sich hier aufhalten kann. Es grenzt an ein Meerwunder, wenn eine unverdorbene, züchtige Person nicht verdorben und verführt wird. Es werden zu ihrem Verderben förmliche Complote angezettelt, sie wird überall umgarnt und umstrickt, es werden ihr allenthalben Neze und Schlingen gelegt, sie wird listig isolirt, von einer sie allenfalls beschüzenden Person getrennt und dann hohnlachend zum Fall gebracht. Unzählige Personen werden im Zwischendeck um Unschuld und Tugend gebracht und in's Verderben gestürzt. Kurz: das Zwischendeck ist ein Schweinstall, eine Räuberhöhle, eine Mördergrube, ein verpesteter Abgrund. Wahrlich: mich nimmt nur Das Wunder, daß diese schwimmende Hölle nicht regelmäßig von den Fluthen verschlungen wird!

Du meinst vielleicht, daß ein Seesturm diese Schweinheerde zu Paaren triebe und dem schandbaren Treiben ein Ende machte? Diese Meinung ehret dich und legt Zeugniß ab, daß du an der Menschheit noch nicht verzweifelt bist, daß du sie für besser hältst, als sie sich gibt und zu sein scheint, allein, leider, ist deine Meinung ein Irrthum. Die augenscheinlichste Gefahr macht diese Unmenschen, diese Scheusale nur noch frecher und verwegener, und mit lachendem Mund spotten und höhnen sie zum Himmel empor. Ja, das ist das Leben im Zwischendeck auf der Route nach Amerika; es tönte darum stets wie bitterer Hohn, wie infernale Ironie in mein Ohr, wenn der auf Nachtwache stehende Matrose jede Viertelstunde über das Deck hinrief: „All right!" d. h. Alles in Ordnung! „Miserere nobis" oder: „Parce nobis Domine," d. h.: Erbarme dich unser oder: Verschone uns, o Herr! respondirte ich jedesmal auf diese colossale Lüge, so oft ich sie vernahm. Und jedesmal, wenn ich in einsamer Nacht, unter den flammenden Sternen über das Deck hinwandelte, erinnerte ich mich an den dreizehnten Vers des neunzigsten Psalmes: „Super aspidem et basiliscum ambulabis", d. h. Auf Nattern und Basilisken wirst du laufen. „Aber," wirst du sagen und fragen, „könnte man denn da nicht abhelfen, nicht einschreiten, nicht wehren, nicht Zucht und Ordnung halten?" Ich antworte: Kaum! denn bei weitem die Mehrzahl der Zwischendecker will keine Zucht und Ordnung, und wer will 500—600 Menschen überwachen, zügeln und in Ordnung halten. Wären die Zwischendecker anständige, gebildete, religiöse, sittliche Menschen, so würden sie sich selbst überwachen, und wären Excesse der Roheit und Verwilderung eine Unmöglichkeit unter ihnen. Damit will ich aber keineswegs sagen, daß unter den Zwischendeckern kein anständiger, gebildeter, religiöser, sittlicher Mensch sei; es ligt mir Nichts ferner, als diese Behauptung; denn ich weiß recht wohl, daß es auch im Zwischen-

deck ehrliche Menschen gibt, aber sie bilden stets die Minorität und gewinnen über das scham- und zuchtlose Volk, das ihnen gegenübersteht, keinen Einfluß, und können sie darum keine Autorität über dasselbe ausüben. Diese sehen freilich das gottlose, scandalöse Treiben mit tiefster Betrübniß, mit Schmerz und Wehmuth, und mit Widerwillen, Ekel und Entrüstung wenden sie sich von demselben hinweg, aber damit ist eben nicht geholfen. Und ebensowenig wäre durch Trennung der Geschlechter allein gründlich geholfen, allein dennoch ist diese, und gerade diese, die erste Bedingung der Besserung und die unerläßliche Voraussezung, unter welcher allein die schreiendsten Mißstände gehoben, die ärgsten Scandale verhütet und der verthiertesten Verwilderung eine Schranke gesezt werden könnte. So lange die so leicht durchzuführende Trennung der Geschlechter nicht durchgeführt wird, so lange die bei der Auswanderung betheiligten, interessirten Regierungen nicht unerbittlich darauf bestehen, daß diese Trennung der Geschlechter auf den Auswanderungsschiffen von Seiten der Transportgesellschaften strengstens durchgeführt wird, was denselben ein Leichtes wäre, geben sie sich den Anschein, als billigten sie das unerhörte Treiben im Zwischendeck, als leisteten sie demselben Vorschub und begünstigten sie dasselbe. Und in Wahrheit: wer eine Schlechtigkeit und Ruchlosigkeit, wer Verführung und Seelenmord, wer Aergerniß und Schaustellung bestialischen Treibens verhüten könnte und doch nicht verhütet, der nimmt daran Antheil und ladet sich eine schwere Verantwortung auf. Würde die norddeutsche Bundesregierung und der amerikanische Congreß einmal Ernst zeigen, wie schnell wäre dann Abhilfe getroffen! Würde man gegen das Zwischendecksleben nur mit der halben Energie auftreten und einschreiten, mit welcher man in Oesterreich gegen den Bischof Rudigier von Linz, gegen den Priester und Reichsrathsabgeordneten Greuter, gegen die Schul-

brüder und gegen die Carmeliterinen in Krakau, in Bayern gegen die Volks-Missionen, gegen die geistlichen Vereine unter den Studirenden, gegen die Pfarrer Trunk und Eschenfelder und gegen den Redacteur Dr. Schneider, und in Baden gegen den Erzbisthumsverweser Kübel, gegen die Lindenberger Jungfrauen und gegen Redacteur Berberich aufgetreten und eingeschritten; so würde dort wenigstens öffentlich und äußerlich der Anstand beobachtet werden, die Kinder wären dann nicht dem furchtbarsten Aergerniß, und die ehrbaren Frauenspersonen nicht der Verführung preisgegeben, das Laster schritte doch nicht mehr prahlend einher, die Bestialität könnte doch nicht mehr solche öffentliche Triumphe feiern, und Gemeinheit und Unzucht müßten sich scheu zurückziehen und könnten nur heimlich ihr schändliches Wesen treiben. Ja, man fragt mit Fug und Recht: warum läßt man solch himmelschreienden Scandal schon Jahre lang zu? Warum stempelt man lieber gewisse Handlungen zum Verbrechen, die, weit entfernt Verbrechen zu sein, großmüthige und opferreiche Pflichterfüllung sind, Handlungen, die weiter Nichts sind als natürlicher Antagonismus gegen die Uebergriffe der Staatsomnipotenz und der Büreaukratie, die weiter Nichts sind als Nothwehr gegen Vergewaltigung, Terrorismus und Cabinetsjustiz, die weiter Nichts sind als abgerungene Proteste gegen Intoleranz, Nepotismus, Parteiwirthschaft, Verfassungsverlezung, Wortbruch, Religionshaß, Kirchenverfolgung, Katholikenheze, Länderschacher, Volksaussaugung, Scheinconstitutionalismus und Absolutismus unter der Maske des Liberalismus, während man das ordinärste Laster unangefochten paradiren läßt und demselben noch hofirt. Man ist überhaupt berechtigt, daran zu zweifeln, ob manchen Gerichten der Begriff von Sittlichkeit überhaupt nicht ganz abhanden gekommen; denn sonst könnten keine solche Bescheide und Urtheile erfolgen, wie man sie bisweilen mit Entsezen vernimmt.

Oder ist es nicht räthselhaft und erstaunlich, was vor kurzer Zeit ein Gerichtshof in Steiermark von sich gab? Ein Erblasser vermachte in seinem Testamente vom Jahr 1850 einem Mädchen die Nutznießung eines Hauses, Gartens und Capitals unter der Bedingung, daß es sich sittlich aufführe und unverehelicht bleibe; sollte es sich der Unsittlichkeit ergeben oder sich verehelichen, so sollte das Recht der Nutznießung erloschen sein. In den Jahren 1856 und 1861 bekam nun dieses Mädchen in Folge seines Umgangs mit 2 verschiedenen Männern 2 uneheliche Kinder. Die Kinder des Erblassers traten hierauf gegen diese Dirne klägerisch vor Gericht auf und begehrten, daß dasselbe dahin erkennen möge, es habe sich die erwähnte Person in Folge von Unsittlichkeit der Nutznießung verlustig gemacht. Die Beklagte wendete nun vor Gericht ein, daß ihre Sittlichkeit nach weltlichen Begriffen stets unangefochten geblieben, und ihr Lebenswandel immer ein ordentlicher gewesen sei. Das Bezirksgericht in Friedau gab aber den Bescheid: die Beklagte habe sich dadurch, daß sie das sechste Gebot Gottes übertreten und als ledige Person Kinder geboren, eine unsittliche Aufführung zu Schulden kommen lassen (was gewiß jeder anständige und ehrenhafte Mensch unterschreiben wird), weßwegen die Berechtigung auf die bedingte Nutznießung für sie erloschen sei. Die freche Dirne appellirte aber nunmehr an das Grazer Ober-Landesgericht, und dieses? Nun ja, dieser hochweise Gerichtshof entschied, würdig eines Landes, das mit der orientalischen Läusesucht behaftet ist, er resolvirte: die Kläger seien deßwegen mit ihrem Begehren abzuweisen, weil man nicht sagen könne, daß die Beklagte deßhalb, weil sie 2 uneheliche Kinder geboren, schon eine unsittliche Person sei. Einzelne Fehltritte eines Weibes berechtigten nie und nimmer zu dem Schlusse auf ihre Unsittlichkeit im Allgemeinen. Gott steh mir bei! Solche Bescheide sind geeignet, die weltliche Justiz und

ihre Gerichtshöfe um allen Credit zu bringen, da sie alle Begriffe verwirren, die Rechtspflege zu einer Taschenspielerkunst herabwürdigen, das Laster in Schuz nehmen, den Lasterhaften ermuthigen, den Geboten Gottes Hohn sprechen und die Sittlichkeit, eine Hauptsäule des Staates, selbst untergraben. Wer krazt sich nicht bei diesem sauberen Urtheil des Grazer Ober-Landesgerichtes bedenklich hinter den Ohren und sagt: Freilich, wenn Regierungen solche Ansichten von Sittlichkeit haben, wenn sie in dieser Beziehung die Begriffe der Romandichter, der Freimaurer, der Reformjuden und der Judenpresse adoptiren, wenn sie den modernsten Ansichten — der „free love, der freien Liebe" huldigen und die ärgsten Ausschweifungen für keine Unsittlichkeit, sondern für gesunde Sinnlichkeit halten, wenn sie den begründetsten, gerechtesten Klagen und Beschwerden sittlicher Menschen kein Gehör schenken und nicht nach Gewissen und Pflicht Abhülfe treffen, um ja den infamsten Lotterbuben nicht vor den Kopf zu stoßen, wenn ihnen mehr an der Gunst des Janhagels als an dem Beifall und dem Vertrauen ehrlicher Christenmenschen ligt; dann läßt sich nimmermehr hoffen, daß der Nothschrei der gekränkten Menschenwürde Gehör findet. Von daher ist also schwerlich Abhilfe zu erwarten. Ohne inconsequent zu sein, könnte der Norddeutsche Bund, Hamburg oder New-York hier auch gar keine Ordnung schaffen; denn wer vor seiner eigenen Thür den Morast nicht hinwegfegt, wer unter seinen Augen die schrecklichste Verhöhnung des sechsten Gebotes und der öffentlichen Sitte duldet; dem kann man doch nicht zumuthen, daß er auf dem atlantischen Ocean den Besen handhabe. Aber in anderer Weise, von anderer Seite her wäre sehr leicht und gründlich zu helfen. Wenn nämlich der Capitän 1) die Anordnung treffen würde, daß eine Trennung der Geschlechter stattfindet. 2) Wenn er, oder im Falle seiner Verhinderung, ein Officier jeden Tag zweimal, unangemeldet, und jeden Tag

zu einer andern Zeit das Zwischendeck besuchte, persönlich die Ordnung aufrecht erhielte, Excesse verhütete und gegen Roheit, Unverschämtheit und unfläthiges Wesen sogleich, sobald es sich Geltung verschaffen will, mit unerbittlicher Strenge auftreten würde. Allein, du lieber Gott, das sind pia desideria, fromme Wünsche, deren Erfüllung in's Reich der Fabeln und Märchen gehört! Und möchten auch alle Regierungen die strengsten Weisungen ergehen lassen, und möchte selbst der Verwaltungsrath der Transportgesellschaften die lobenswerthesten Anordnungen treffen — wenn der Capitän nicht will, so ist Alles umsonst, Alles illusorisch und durch ihn paralysirt. In Anbetracht der angeführten Verhältnisse im Zwischendeck, bitte und beschwöre ich jede religiös-sittliche, gewissenhafte, anständige Person, doch ja, um Gotteswillen nicht im Zwischendeck nach Amerika zu reisen. Der dortige Aufenthalt wäre für sie eine Höllenpein, eine Seelentortur, ein Martyrium. O, nur nicht auf die paar Thaler sehen, welche die II. Cajüte mehr kostet — in Amerika habt ihr sie in kurzer Zeit wieder gewonnen. Jedem nur halbwegs gebildeten, züchtigen und ehrbaren Mädchen aber sage ich in vollem Ernst: Gehe lieber nicht nach Amerika, als im Zwischendeck dorthin!

Und nun in die II. Cajüte! Hier ist die Trennung der Geschlechter strengstens durchgeführt, so strenge, daß Mann und Frau dieselbe Cabine nicht miteinander bewohnen dürfen. Nur wenn eine Familie so zahlreich ist, daß sie eine Cabine von 4—6 Betten in Anspruch nimmt, wird sie nicht getrennt. Es herrscht hier, was das sechste Gebot anbelangt, äußerlich durchaus guter Ton und Anstand, sonst aber, und abgesehen von der äußeren Form, machte ich keine erfreulichen Entdeckungen. Ich will hier einige anführen.

Eine ältere Frauensperson, schon sehr mit dünnem Haar, Zahnlücken, Runzeln und Citronengelb behaftet, kurz ein „Alter-

weiberkopf," die, wie ich hörte, viele, viele Jahre verehelicht, und zwar nichts weniger als glücklich verehelicht gewesen war, ließ sich schon am dritten Tag von einem fast finstern, mürrischen Bartmenschen die Cour machen. Dieser Bartmensch hatte, obenhin gerechnet, seine fünfzig Jahre, mehr weiße als schwarze Haare im Bart, und hatte sich auf der Stirnseite seines Hauptes ein recht ansehnlicher Exercierplaz gebildet. Dieser defecte, ruinöse Fünfziger hatte überdieß auch gar nichts Liebenswürdiges, Anziehendes, Gefälliges, Einnehmendes, Gewinnendes an sich, was eine zu ihm gefaßte Neigung auch nur einigermaßen hätte entschuldigen können — doch ja — soeben erinnere ich mich wieder daran: er konnte famos pfeifen und singen, und Das mochte vielleicht der vertrockneten Citrone Herz wieder angefeuchtet und längst eingelullte Gefühle wieder wachgerufen haben. Diese Vermuthung stüzt sich auf das Beispiel aus der Urgeschichte Griechenlands, in der uns erzählt wird, daß Orpheus durch Leierspiel und Gesang Bären und Wölfe anzog und zahm machte; warum sollte denn ein eisgrauer Auswanderer durch Pfeifen und Jodeln eine ohnehin schon zahme, butterweiche, alte Schachtel nicht an sich ziehen und elektrisiren können? Ferne sei es von mir, das Alter höhnen und mich über ein altes Weib lustig machen zu wollen! Respect vor dem Alter! Respect vor einer würdigen Matrone, vor einem weisen Greis! Aber wer troz seinen hohen Jahren, troz seinen verwitterten Zügen, troz seinen weißen Haaren sich läppisch, wahnsinnig verliebt und buhlerisch zeigt; der macht sich selbst verächtlich und provocirt Satyre und Spott. Nichts ist widerwärtiger, widernatürlicher und ekelhafter, als wenn bejahrte Personen, die recht wohl Großvater und Großmutter sein könnten oder wirklich sind, noch einmal zu schmachten, zu kosen und sentimental zu werden anfangen, besonders da man recht wohl weiß, daß diese Sentimentalität ein feiner Rauch ist, der eine ver=

zehrende Gluth momentan verhüllt, daß sie eine sehr kurze Einleitung und Vorrede zu der eigentlichen Abhandlung oder dem Werke ist, das darauf folgt, daß sie mit Plato Nichts zu schaffen hat, sondern dem epikuräischen Systeme huldiget. Wer sollte glauben, daß diese alten, verwitterten Personen sich nicht entblödeten, auf dem Deck vor Aller Augen Tage und halbe Nächte hindurch zu schmachten, zu kosen, zu schäkern. Nein, es war zu toll! Und 1000 Gulden wollte ich an einen Heller sezen, daß der amerikanische Orpheus diese alte Gans darum kirr gemacht, um sie auszuplündern und dann, nachdem sie aus ihrem Taumel erwacht, dem bittersten Elend und der Verzweiflung zu überlassen.

Eine andere Dame, die ihren Ehegemahl bei sich hatte, und auch kein heueriges Häslein mehr war, beklagte sich öfters, in Abwesenheit ihres Mannes, über das schwere Unglück, von dem sie heimgesucht sei, und das darin bestehe, daß ihr Mann um 15 Jahre älter sei als sie selbst. Gewiß höchst einfältig und taktlos und überdieß ein beschämendes Zeugniß, für die niedrige, sinnliche und fleischliche Gesinnung jener Dame. Diese Klage war in ihrem Munde aber mehr als Klage, mehr als ausgesprochene Absicht, Mitleid zu erregen, mehr als ein Mittel, Sympathie zu wecken: es war förmliche Candidatur, völlige Preisgebung. Und es fand sich ein Barbarossa mit Blüthenknospen auf den Wangen, 15 Jahre jünger als die Candidatin. Armer Strohmann in der Ehe! Und dieser Mann behandelte sein Weib mit größter Zuvorkommenheit, Freundlichkeit, Zärtlichkeit und Liebenswürdigkeit. Als dasselbe seekrank war, zeigte er sich, obgleich selbst sehr leidend, dennoch sehr theilnehmend und mitleidig — doch umsonst! Alles Entgegenkommen eines verkannten, treuen Herzens wird nur mit um so eisigerer Kälte, Tücke und Treulosigkeit vergolten.

Eine andere Dame, ich sage Dame, obgleich ich fürchte, daß der

gute Klang des Wortes durch Anwendung desselben auf ein Exempel, das ich anführen will, etwas nothleiden könnte, die angeblich mit einem Passagier II. Cajüte ehelich verbunden war, und hier wäre die pure Civil-Trauung sehr am Plaz gewesen, erinnerte mich in ihrer ganzen Conduite sehr an das Gebahren eines jungen, plumpen Mezgerhundes; denn so derb waren alle ihre Aeußerungen, und so linkisch war ihr ganzes Benehmen. Während ihrer Seekrankheit lag sie völlig struwelpeterig, im tiefsten Negligé, malpropre und in eine wollene Decke gehüllt, auf dem Boden des Deckes. Einen schlechteren Geschmack, weniger ästhetischen Sinn und größere Bescheidenheit und Genügsamkeit in seinen Ansprüchen an das weibliche Geschlecht konnte wohl Niemand besizen, als der bayerische Kaufmann, der diese 2 Centner Fleisch sich zur Lebensgefährtin auserkoren.

Ein anderes weibliches Gebild der II. Cajüte, das ich als unqualificirbar weder als Mädchen, noch als Fräulein, noch als Dame, noch, und am wenigsten, als Jungfrau bezeichnen will, erregte, nachdem wir einige Tage auf hoher See waren, allgemeinen Widerwillen. Es, dieses neutrum von einer Jungfrau und einer Frau, stund in erstaunlich kurzer Frist sehr intim mit einem Maschinisten, also einem Bediensteten der Saxonia, in Folge welchen Verhältnisses dasselbe jederzeit geheimnißvoll verschwand, wenn der Maschinist keinen Dienst hatte. Da Gott selbst einst nicht nach Eva gerufen; so will ich hier auch nicht nach dieser Evatochter rufen, d. h. ich will ihr Versteck nicht auskundschaften. Aber das muß ich sagen, mein Vertrauen auf die Sicherheit des Dampfschiffes wurde sehr erschüttert, indem ich ernstlich erwog, wessen Händen unser Leben auf demselben anvertraut war. Und Das muß ich noch beifügen, daß die Erscheinung des sich so gern und oft unsichtbar machenden Mädchens nimmermehr den Verdacht und das Mißtrauen gegen dasselbe hätte aufkommen lassen, wenn man nicht klare

Beweise von seiner Verkommenheit vor Augen gehabt hätte; dasselbe glich nämlich mehr einem fleischlosen Skelett als einer jugendlichen Person. Man hätte denken sollen, ein solches Beinhäuschen sollte bei jedem Blick in den Spiegel sich an Tod und Ewigkeit erinnern.

Die übrigen Mädchen führten sich sehr musterhaft auf, besonders die 3 Töchter des jüdischen Lehrers und die 2 Schwedinen, deren ich weiter oben Erwähnung gethan. Die jüngere dieser beiden Nordländerinen thronte unnahbar und erhaben in jungfräulicher Würde, umflossen von jugendlicher Schönheit, unter allen ihres Geschlechtes. Mochte ein Spiel gemacht oder getanzt werden, so hielt sie schon durch ihre äußere Erscheinung, durch ihr sittiges, würdevolles Betragen, jede Zudringlichkeit fern und verbannte aus ihrer Nähe alle Ungebührlichkeit und Unziemlichkeit.

Was die I. Cajüte anbelangt, so bin ich völlig außer Stand anzugeben, wie es dort mit der Sittlichkeit stand. Uebrigens kann ich nicht umhin zu erwähnen, daß jene Herren, die auf den Dampfern mit Officiersrang angestellt sind und zur I. Cajüte zählen, ein besseres Beispiel geben sollten, als das in Wirklichkeit geschieht, wenigstens auf der Saxonia geschah. Daß dieses Beispiel gar Vieles zu wünschen übrig läßt, wird man daraus erkennen, daß ein jüdisches Mädchen des Zwischendeckes während der ganzen Fahrt von Southampton völlig verschwunden war und erst in New-York wieder auftauchte. Daß 3 andere Mädchen, die Zwischendecks-Billette besaßen, weder im Zwischendeck noch in der II. Cajüte wohnten, sondern in jenen Räumen, die mit der Küche und der Chirurgiestube in Verbindung stehen, ein Unterkommen fanden und sich auf dem Deck in demjenigen Territorium aufhalten durften, das den Passagieren der II. Cajüte reservirt ist. Man hat gar Vieles hierüber gemunkelt und gemuthmaßt, was weder

die Sittlichkeit fördert, noch der Schiffsordnung zur Zierde gereicht.

Das Wetter am Dienstag betreffend, erwähne ich kurz, daß dasselbe herzlich schlecht war: entgegengesezter Wind und hohe Wellen, ebenso am

Mittwoch, den 12. August, nur gesellte sich dazu noch Regen, der Alles unter Deck hielt.

III. Capitel.

Religion, Cultus und Gebet auf dem Schiff.

Ein mageres Capitel! Nach den von mir angestellten Beobachtungen wird durch die Auswanderung blutwenig Religion aus Europa exportirt und nach Amerika importirt. Wollte man den betreffenden Verlust, den Europa erleidet, und den Gewinn, der Amerika erwächst, mercantilisch fixiren, d. h. als Handelsartikel statistisch verzeichnen, so würde der Procentsaz ein verschwindend kleiner sein, er würde zu einem Bruche führen, der einen sehr kleinen Zähler, dagegen einen sehr großen Nenner aufzuweisen hat. Junge, leichtsinnige Waare, Religions-Bankerotteurs, Glaubens-Schiffbrüchige, Moral-Gantleute, Kirchen-Schwänzer, Pforzheimer-Siechenhaus-Katholiken, Vogtianische Affensprößlinge, Golddurstige, Lebemenschen sind's ja meistens, die Europa den Rücken kehren, und all Diese führen die obigen Luxusartikel: Religion, Cultus und Gebet nicht mit sich. Und sind unter diesen auch noch Solche, denen die Mutter oder der Seelsorger beim Abschied einen Rosenkranz oder ein Gebetbuch mit auf den Weg gegeben; so verbergen sie solche verpönte Artikel aus Menschenfurcht und Feigheit sorgfältiger als Contrebande und Schmuggelwaare, Höcker und Kröpfe.

Es waren selbstverständlich Katholiken, Protestanten, Reformirte, Freireligiöse und Juden an Bord. Ein christliches

Zeichen konnte ich an Niemand wahrnehmen. Man sezte sich zu Tisch und erhob sich nach dem Essen ohne Kreuzeszeichen und Gebet. Da ich jedesmal vor und nach dem Essen betete, war ich anfänglich ein Gegenstand des Staunens und der Verwunderung; doch hat sich Niemand erlaubt, darob zu spotten. Nur hie und da sagte ein Tischnachbar: „Hab's Beten längst vergessen," oder: „Beten Sie auch für mich!", oder: „Schließen Sie uns Alle in Ihr Gebet ein!", worauf ich natürlich die gebührende Antwort nicht schuldig blieb. Der Sonntag unterschied sich von den Werktagen nur darin, daß manche Passagiere, besonders die Frauenspersonen, sich besser kleideten. Im Zwischendeck bemerkte ich einige bejahrte Personen, die am Sonntag und an Mariä Himmelfahrt ihr Gebetbuch zur Hand nahmen und an einem möglichst ungestörten Ort ihre Andacht verrichteten. Daß das hinlänglich charakterisirte Zwischendecks-Pack sich darüber lustig machte, versteht sich wohl von selbst; jedes religiöse Zeichen versezt sie eben in Wuth wie ein rothes Tuch einen wilden Stier oder einen Truthahn. Indem sie den Staub des vaterländischen Bodens von den Füßen geschüttelt, haben sie förmlich und für immer mit der Religion gebrochen. Im Land der Freiheit wollen sie auch von diesem verhaßten Zaume frei sein, sie wollen dort keinem „Schwarzrock" mehr unter die Hände gerathen, wie sich einst ein Firmling in Meßkirch auszudrücken beliebte. Als die Firmung dort vorüber war, verließ ein circa 20 Jahre alter Bursche in Begleitung eines andern etwa ebenso alten die Kirche und sagte zu diesem: „Aber heute haben uns die Schwarzröcke auch einmal recht unter den Händen gehabt, angepredigt, in Reih und Glied gestellt, gesalbt, geohrfeigt und abgepuzt — fast zu viel auf Ein Mal!" der Andere aber entgegnete lakonisch: „Mich bekommt Keiner mehr unter die Händ'!" Mit diesem Vorsaz verlassen Viele Europa.

Die Juden hielten den Sabbat und einen Bettag, der auf

den 16. August fiel, streng und gewissenhaft, mit Ausnahme jenes schon erwähnten frechen und anmaßenden Subjectes, das ein Reformjude war, Schweinefleisch aß und sich über jede Religion hinwegsezte. Der gleichfalls schon erwähnte jüdische Lehrer ersuchte den Capitän, gestatten zu wollen, daß die Juden der II. Cajüte und des Zwischendecks in dem Rauchkabinet gemeinschaftlich ihre Andacht halten dürften, was ihnen gestattet wurde. War das nicht rühmlich und löblich für die Juden und sehr beschämend für manche Christen? Ja es ist eine Schand und Schmach für den Christen, wenn er den Vorschriften seiner heiligen Kirche sich nicht unterwirft, wenn er aus Menschenfurcht oder aus sträflichem Leichtsinn die Uebungen seiner erhabenen Religion vernachlässiget, wenn er alles christliche Gepräge verleugnet, und, um für aufgeklärt verzollt zu werden, wie ein Thier in den Tag hineinlebt. Der Heid, Jud und Türk befolgt pünktlich und gewissenhaft alle Vorschriften und Ceremonien seiner Religion und schämt sich dessen keineswegs, der Christ aber sollte ein Verräther und Feigling sein, der sich seiner Religion und ihrer Uebungen schämt! Dagegen: wie oft schämt er sich Dessen gerade nicht, was wirklich schändlich ist und seiner Menschen- und Christenwürde Schmach anthut.

Amschel Rothschild, bei dem alle Potentaten hoch in der Kreide hingen, war ein streng gläubiger Israelit. Wenn er nun bei dem und jenem Hof zur Tafel geladen wurde, nahm er stets die Einladung an, sezte sich zu Tische, kehrte aber sogleich den Teller um und ließ alle Speisen bis auf eine vorübergehen, nämlich den Salat. Von diesem nahm er etwas, weil seine Religion es ihm erlaubte. Als der jezt regierende Sultan anno 1867 in Paris war, wurden ihm zu Ehren große Gastmähler gegeben. Er erklärte aber, daß er bei denselben seine Religionsgebräuche in der Wahl und Zubereitung der Speisen beobachten werde. Als der Kronprinz von England

in Wien war und an einem Samstag zum Ball geladen wurde, bat er sich die Erlaubniß aus, vor Mitternacht den Ball verlassen zu dürfen, weil seine Religion das Tanzen in den Sonntag hinein als eine Sonntagsentheiligung verbietet. Das sind rühmliche Beispiele von religiösem Ernst, von Ueberzeugungstreue, Muth und Charakter.

Durch den jüdischen Bettag kam ich fast in Verdacht, ein Israelit zu sein. Die jüdischen Mädchen verrichteten nämlich am 16. August ihre Andacht auf dem Verdeck, indem sie recht andächtig in ihren Gebetbüchern lasen. Nachdem eine derselben ihre Andacht beendet, legte sie das Gebetbuch zur Seite, worauf ich sie fragte, ob es erlaubt sei, in demselben zu lesen. Sie gestattete es mit freundlicher Zuvorkommenheit. Das Buch war theils deutsch, theils hebräisch gedruckt. Als mir nun zufällig der achtzehnte Psalm in die Augen fiel, der mit den Worten beginnt: „הַשָּׁמַיִם מְסַפְּרִים“, die Himmel erzählen &c., las ich diesen herrlichen, poetischen, schwungreichen Psalm in der Ursprache, worauf mich die Jüdin freudig erregt und staunend betrachtete. Als ich geendet, sagte sie lispelnd, in vertraulichem Ton und mit strahlenden Augen: „Ein Glaubensbruder? Wahrscheinlich ein Lehrer, wie mein Vater?“ — „Nein, Fräulein,“ entgegnete ich, „aber vor über 20 Jahren beschäftigte ich mich einige Zeit mit der hebräischen Sprache, weßwegen ich kein peregrinus in Israel bin.“

Donnerstag, den 13. August.

IV. Capitel.

Gesellschaftliches Leben, Unterhaltung, Spiel und Spiele.

Während den ersten Tagen kann von gesellschaftlichem Leben keine Rede sein; denn man steht einander fremd und

darum zugeknöpft und in reservirter Haltung gegenüber. Allerdings gibt es Persönlichkeiten, die sogleich anbinden und sich heimisch fühlen, allein dieselben gehören zu den Ausnahmen. Man muß zuerst durch die Verhältnisse, durch Leid und Freud, einander näher gerückt werden, und einzelne Vorkommnisse müssen die Zungen lösen, damit sich ein geselliges Leben einstellen kann. Zuerst will man beobachten, sondiren, recognosciren und dann erst Connexionen knüpfen. Zuerst werden die Bewohner einer jeden Cabine näher miteinander bekannt und halten sich zusammen; dann bilden sich Tischgesellschaften, dann Tanzbekanntschaften, dann Spiel-Club, dann Rauchcollegien, dann politische Kannegießer-Zünfte, dann Caffe-, Mode-, Klatsch-Réunionen, Kränzchen und Assembléen. Nebenher gibt es freilich stets einzelne Separatisten, die entweder stets Solo spielen oder große Verehrer des Duettes sind, wobei sie die Geseze der Centripetalkraft studiren, in der Regel aber von ihr erdrückt und zermalmt werden.

Hat man nun in einigen Tagen das ganze Personal derjenigen Schiffsatheilung, zu der man gehört, kennen gelernt, so vollzieht sich wieder eine Sichtung und Scheidung, welche die Bildung bleibender kleiner Kreise und Cirkel zur Folge haben. Je nach den verschiedenen Individualitäten, nach Naturell, Temperament, Alter, Ansichten, Meinungen, Charakter, Bildung, Stand und Beruf zieht das Aehnliche, Verwandte, Gleichartige sich an und bildet dadurch Vereine. Weht aber heftiger Wind, toben die Fluthen, tanzt das Schiff auf den Wellen, spielt ein bekannter Topf eine Hauptrolle; dann ligt alles gesellschaftliche Leben darnieder, dann sind alle Bande zerrissen, Jeder ist ein ernster Einsiedler, ein in sich gekehrter, verschlossener, finsterer Troglodyt geworden — man glaubt, in einer Special-Heilanstalt von Hypochondristen und Misanthropen sich zu befinden.

Es sucht sich Jeder den Aufenthalt auf dem Schiff so an-

genehm als möglich zu machen und die Zeit so schnell als möglich zu vertreiben. Die Transport-Gesellschaft selbst sorgt durch ihre Bedienstete für Unterhaltung, Kurzweil und Vergnügen. Es ist eine Bibliothek vorhanden, deren Benuzung unentgeldlich ist, von dieser jedoch im nächsten Capitel. Bei hübschem Wetter wird vermittelst einer sehr großen und ziemlich guten Drehorgel musicirt, wobei natürlich getanzt wird. Ein Mal wurde auf dem Quarterdeck ein harmloses Feuerwerk abgebrannt. Zwei Mal wurde ein eigenthümliches Spiel ausgeführt, das man „Schiffs-Scheiben-Schieben-Spiel" nennen könnte. Es besteht darin: auf dem Boden des Verdecks wird mit Kreide ein großes Viereck gezeichnet, das in etwa ein Duzend gleiche Felder oder Quadrate eingetheilt wird, die mit Zahlen bezeichnet werden. Zehn Schritte von dieser geometrischen Figur stehen die Herren, welche die Spielpartie mitmachen. Das Spiel bestehet nun darin, daß hölzerne Scheiben, deren Durchschnitt einen Fuß mißt, mit einem hölzernen Schäufelchen in die Felder geschoben werden. Je nachdem die Scheibe durch die Gewalt des Stoßes in ein Feld mit hoher oder niederer Nummer geschoben wird, hat man gewonnen oder verloren.

Im Rauchkabinet wird mit deutschen, französischen oder Tarokkarten hoch oder nieder gespielt. In I. und II. Cajüte wird Domino, Schach und dergleichen gespielt. In der I. Cajüte befindet sich überdieß ein vortreffliches Clavier, das sehr häufig benuzt wird, und dessen Töne sehr deutlich in der II. Cajüte vernommen werden.

Der blinde Violinvirtuos producirte sich niemals öffentlich, was ein sehr großer finanzieller Fehler war; denn der keineswegs reiche Mann hätte durch sein meisterhaftes Spiel ein schönes Stück Geld verdienen können. Derselbe beherrschte sein Instrument vollständig und entlockte demselben wunderbare Töne. Bald jauchzten, tanzten und hüpften sie lustig einher,

wie ein Reigen munterer Kinder, bald weinten und klagten sie in wehmüthigen Accorden wie tiefer Schmerz über einem frischen Grab. Der blinde Dulder spielte oft so ergreifend und erschütternd, als schilderte er in thränenvoller Elegie sein herbes Loos; als erhebe er in Schmerz und Weh sein krankes, trostloses Herz zum Himmel, bittend um Erbarmen; als schütte er seiner Seele tiefen Kummer in ein theilnehmendes, liebendes Herz; als male er mit Farbenschmelz den dornenreichen Weg, den Gottes Vorsehung ihn geführt durch dieses Thränenthal. Nie in meinem Leben hab ich Töne gehört so innig und sinnig, so zart und weich, so tief und fromm. So kann nur ein frommer Dulder, ein tiefes Gemüth, ein edles Herz, ein erhabener Geist spielen. Solche Musik ist der Flug des Geistes, der Hauch der Seele, der Spiegel des Herzens, das in Töne sich kleidende Drama des Lebens.

Es wurde ferner in der II. Cajüte vermittelst französischer Karten Bank gespielt, hoch und gefährlich — ein eigentliches Hazardspiel. Man sezte auf die 8 aufgelegten Karten. Fiel beim Umschlagen des ganzen Kartenspieles durch den Bankhalter Bild und Farbe auf Bild und Farbe der Karte, auf die man gesezt hatte, so hatte man gewonnen, wo nicht, so hatte man verloren. Der schon erwähnte gewürfelte Schmied hatte als Spieler an einem Abend eine hohe Summe verloren, am andern aber fiel ihm als Bankhalter nicht nur die verlorene Summe wieder zu, sondern er gewann noch eine viel größere. Unter den Verlierenden befand sich auch unser Oberkellner, der seine ganze Baarschaft einbüßte, wodurch er auch seine gute Laune völlig verlor und bis New-York nicht wieder gewann. Ich selbst häbe mich niemals mit Geld bei diesem Spiele betheiligt, wohl aber sah ich manche Stunde zu und beobachtete die launische Fortuna, wie sie,

Nieten und Treffer austheilend, durch die Gassen der Karten dahinschritt. Ich beobachtete ferner das noch viel interessantere Spiel der Leidenschaften in den Gesichtszügen der Spieler, die Ebbe und Fluth der Gemüthsbewegungen bei Verlust und Gewinn im matten Glanz und im sprühenden Blicke der Augen. Furcht und Hoffnung, Habsucht und Geiz, Neid und Schadenfreude, Erbitterung und Zorn jagten sich in wilder Hast, in jäher Gier.

Während der lezten Tage der Seefahrt spielte ich mit einem Erlanger gebildeten, jungen Herrn jeden Abend von 4—5 Uhr ein Cäco, wobei blos 2 Flaschen Hamburger Actienbier auf dem Spiele standen.

Womit die Honoratioren der I. Cajüte sich amüsirten, ist mir nicht bekannt, die Zwischendecker sah ich aber oft auf Betten und Koffern schnauzen, ramsen, mariagen, wobei sie einander nicht selten in die Haare geriethen. Der eine und andere Bursche musicirte öfters auf einer Ziehharmonica.

Das Wetter behauptete auch Donnerstag seinen impertinenten Charakter, dem sich aber noch ein anderer widriger Zug beigesellte — ein dicker, stinkender Nebel. Auch am

Freitag, den 14. August strömte der Regen, tanzten die Wellen, heulte der Wind durch die Takelage, äffte das Schiff einen Betrunkenen nach, und hüllte uns der Nebel in einen undurchdringlichen Schleier ein. Der ekelhafte Nebel verschaffte uns den Hochgenuß, von 5 zu 5 Minuten den lieblichen Ton eines Kuhhorns zu hören. So oft nämlich dichter Nebel die See bedeckt, hat ein Matrose, der am Bugspriet postirt ist, die Pflicht, alle 5 Minuten, bei Tag und Nacht, einem Kuhhorn schauerliche Töne zu entlocken, wodurch ein allenfalls in der Nähe sich befindendes Schiff vor einem Zusammenstoß gewarnt wird.

V. Capitel.

Schiffs-Bibliothek.

Nachdem ich Eduard Pelz's „New-York und seine Umgebungen", sowie Gustav Struve's „Wegweiser für Auswanderer" gelesen, war meine eigene Reisebibliothek erschöpft; ich war also auf die geistige Schiffskost angewiesen und beschränkt. Ich hatte in den Händen der Mitreisenden Bücher bemerkt, die mit „Saxonia" gestempelt waren, und erfahren, daß eine Bibliothek an Bord sich befinde, bestimmt und bereit, den Wissensdurst der Wasserratten zu befriedigen. Der Schiffs-Chirurg verwaltete das Amt eines Bibliothekars und hatte den Schlüssel zu den Schäzen der Literatur, der Poesie und Prosa, der Wissenschaft und Kunst, der Politik und Belletristik, der Romantik und Dramatik in Verwahrung. Mit Recht hat man die Schiffs-Bibliothek dem Bartschaber, Haarkräusler, Zahnoperateur, Sprizenmeister, Blutegel- und Schröpfkopfsezer anvertraut, denn die Schiffs-Bibliothek leistet größtentheils den Passagieren an Geist und Herz dieselben Dienste wie jener Bader dem Leib, nur in umgekehrter Weise: der Bader kommt dem kranken Leib zu Hilfe, die Schiffs-Bibliothek aber vergiftet durch die Mehrzahl ihrer Artikel Geist und Herz. Doch, wir werden sogleich Näheres erfahren. Ich verfügte mich in das Geschäftszimmer chirurgi. Sogleich stellte derselbe einen Sessel zurecht, in der Meinung, ich wolle das struppige Stoppelfeld meines Antlizes durch seine kunstfertige Hand säubern und glätten lassen. Ein leicht verzeihlicher Irrthum des Jüngers Aeskulapi; denn seit meiner Abreise von Stetten war kein Messer mehr der unermüdlichen Triebkraft der Natur entgegengetreten. Ich lehnte also den mir angebotenen Dienst ab und gab mein Begehren zu erkennen, meinen Wissensdurst auch auf dem Meere zu stillen am Born

der Weisheit, den die Hamburg-amerikanische Packetfahrt-Actien-gesellschaft selbst aus dem Eisenpanzer ihrer Dampfer hervor-sprudeln läßt. Der Bader fühlte sich durch mein Begehr sehr geschmeichelt und überreichte mir das Bücherverzeichniß unter obligater Anpreißung der interessantesten Werke desselben. Ich fand meine Ahnung bestätigt: ich fand fast ausnahmslos freche Verhöhnung der Religion, der Kirche und ihrer Diener, Untergrabung der Moralität, Verherrlichung des Materialismus und des Lasters, schlüpfrige, hirnwüthige Romane u. dgl. Ich wählte erstmals einen Roman aus: Frenzel's „Drei Grazien", in 3 Bänden, wovon ich den ersten Band der Bibliothek entnahm. Es ist nämlich nicht gestattet, mehrere Bände auf Ein Mal aus der Bibliothek zu nehmen. Die Benuzung derselben ist unentgeldlich, die Passagiere der II. Cajüte haben aber, wenn sie aus derselben Bücher wollen, einen preußischen Thaler Caution zu hinterlegen, für den Fall, daß das entlehnte Buch durch sie beschädigt werden oder verloren gehen sollte. Personen der I. Cajüte haben keine Caution zu leisten. Zwischendecker aber sind von Benuzung der Schiffs-Bibliothek ausgeschlossen.

Ich gieng also auf's Deck, sezte mich hinter Wind und gab mich den 3 Grazien hin. Ich fand aber keine Grazien, sondern abscheuliche Mißgeburten einer hirnverbrannten Phantasie, an den Haaren herbeigezogene Knalleffecte, Unnatur, Leichtfertigkeit und lascives Wesen. Ich konnte mich vor Widerwillen und Ekel kaum bis in die Mitte des I. Bandes vorarbeiten, warf die schmuzigen Grazien in einen Winkel meiner Cabine und nahm mir vor, morgen aus der Schiffs-Cloake einen zweiten Eimer Morast auf's Deck zu ziehen. Ich holte mir des andern Tags: Heinrich Heine's „Vermischte Schriften". Hier leuchtet und blizt ein reich begabter, aber an Gott und sich selbst verzweifelter, frivoler Geist. Hier

fehlt Tiefe und Ernst. Hier fehlen hohe Ideen und Grundsäze, die nur aus dem fruchtbaren und gnadenreichen Boden des Christenthums erwachsen können. Blendend ist hier die Form, der Schwung der Sprache und die Kühnheit der Bilder, und täuschend und irreführend ist die Vermengung des Wahren und Falschen, des Heidnischen und Christlichen. In Heine's Schriften sind Geist und Fleisch, religiöse Ideen und Blasphemien, Religionshuldigung und Religionsspott, Erhabenes und Gemeines, Ernst und sprudelnder Humor, nüchterne Prosa und geistestrunkene Poesie, Sehnsucht nach Höherem und stumpfsinnige Verzweiflung, Reue und Verstocktheit unvermittelt neben einander gestellt. Heine scheint oft ein Engel in Lichtgestalt, der sich aber plözlich in einen Dämon verwandelt. Heine ist ein tiefer Menschenkenner, der diese seine Kenntniß aber nicht verwerthet zum Besten seiner Mitmenschen, sondern um ihnen das geistige und moralische Gift, das am Marke seines eigenen Lebens nagte, einzuimpfen. Heine hätte bei sorgfältiger, religiös-sittlicher Erziehung einer der größten Wohlthäter der Menschheit werden können, so aber ist er für Hunderttausende ein gefährlicher Versucher und für Tausende ein Verführer und Seelenmörder geworden. Heine liefert den traurigen Beweis, welches kolossale Verderbniß ein ungezügelter Geist, ein verkommenes Genie, eine reiche Begabung ohne Erziehung, ein Ringen und Schaffen ohne religiöses Fundament, ein Charakter ohne solide Grundsäze, ein chaotisches Wissen ohne Sichtung, eine allseitige Erfahrung ohne Leitstern, Compaß, richtigen Maßstab und Gebrauchsanweisung anrichten kann. Ich führe hier zur Charakterisirung der Heine'schen Denk-Anschauungs- und Darstellungsweise 3 kurze Proben an. Als Heine im Jahr 1849 in Folge seines ausschweifenden Lebenswandels schwer krank darnieder lag und von heftigem, brennenden Schmerz gefoltert wurde, schrieb er:

„In manchen Momenten, besonders wenn die Krämpfe in der Wirbelsäule allzu qualvoll rumoren, durchzuckt mich der Zweifel, ob der Mensch wirklich ein zweibeiniger Gott ist, wie mir der selige Professor Hegel vor 25 Jahren in Berlin versichert hatte. Unterdessen ist eine große Umwandlung mit mir vorgegangen; ich will es freimüthig gestehen: ich bin kein göttlicher Bipede mehr, ich bin nicht mehr der freieste Deutsche nach Göthe, wie mich Ruge in gesunderen Tagen genannt hat, ich bin nicht mehr der große Heide N⁰ II, den man mit dem weinlaubumkränzten Dionysos verglich, während man meinem Collegen N⁰ I den Titel eines großherzoglich Weimar'schen Jupiter ertheilte, ich bin kein lebensfreudiger, etwas wohlbeleibter Hellene mehr, der auf trübsinnige Nazarener herablächelt — ich bin jezt nur ein armer todkranker Jude[1]), ein abgezehrtes Bild des Jammers, ein unglücklicher Mensch!"

Kurz vor seinem Tode schrieb er folgende Verse, die einen klaren Blick in den gähnenden, tiefen Abgrund seiner glaubenslosen, verzweiflungsvollen Seele werfen lassen.

„Der Vorhang fällt, das Stück ist aus,
Die Herrn und Damen geh'n nach Haus.
Ob ihnen auch das Stück gefallen?
Ich glaub', ich höre Beifall schallen,

---

1) Heinrich Heine war in Düsseldorf 1799 geboren und stammte von jüdischen Eltern ab. Er studirte in Bonn, Berlin und Göttingen die Rechtswissenschaft, ließ sich 1825 taufen, lebte bis 1829 bald in Hamburg, wo er einen ungeheuer reichen Onkel hatte, bald in Berlin, bald in München. Nachdem er einige Reisen unternommen hatte, wählte er Paris zu seinem bleibenden Aufenthalte. Etliche Jahre vor seinem Tod wurde er von einem unheilbaren Rückenmarksleiden befallen, das ihn 1856 in's Grab stürzte. Die Gesammtausgabe seiner Schriften umfaßt 18 Bände. Wie ein rother Faden ziehen sich: cynischer Wiz, beißende Satyre, Verhöhnung alles Heiligen und Renommiren mit der eigenen Liederlichkeit durch alle seine Werke.

Ein hochverehrtes Publikum . . . .
Es klatschet dankbar seinem Dichter.
Jezt aber ist das Haus so stumm,
Und sind verschwunden Lust und Lichter.
Doch horch, ein schrillend schnöder Klang
Ertönt unfern der öden Bühne.
Vielleicht daß eine Saite sprang
Auf einer alten Violine . . . .
Verdrießlich rascheln im Parterre
Etwelche Ratten hin und her,
Und alles riecht nach ranz'gem Oele,
Die lezte Lampe ächzt und zischt
Verzweiflungsvoll und . . . . sie erlischt.
Das arme Licht war meine Seele."

Und doch hatte Heine sehr oft lichte Blicke, sehr gesunde Gedanken und wurde von Reue angewandelt. So äußerte er sich in einer seiner Schriften bezüglich des höheren Zweckes der von Gottes Vorsehung uns zugeschickten Leiden dahin, daß für den Menschen die Religion da beginne, wo die Gesundheit aufhöre, daß das Leiden eine innerlich umwandelnde Kraft besize, indem es den Menschen zunächst seine Ohnmacht und Hilfebedürftigkeit inne werden läßt und dadurch zur Selbsterkenntniß disponirt, die sodann, bei richtigem Verständniß der himmlischen Mission des Leidens und unter Mitwirkung der göttlichen Barmherzigkeit zur Heiligung des Lebens führt. Wie treffend und wahr! Kein Kirchenvater, kein Gottesgelehrter, keine fromme Seele, kein Heiliger könnte den Zweck des Leidens tiefer und klarer auffassen und sich besser und correcter ausdrücken. Schade darum, daß solche Einsicht und Erkenntniß keine Wurzel faßten und keine Früchte brachten!

Nachdem ich Heine gelesen, ließ ich mir das Spectakel-Stück Karl Gutzkow's: „Der Zauberer in Rom," 9 Bände

füllend, geben — ein haarsträubendes Machwerk, unendlich breit geschlagen, geschraubt, hohl und heuchlerisch. Welche Charakterbilder: die Lucinde und Bruder Sebastus! Ich brachte es auf 2 Bände, und wenn ich überhaupt Neigung zur Seekrankheit hätte, so würde sie mich beim herrlichsten Wetter erfaßt haben, als ich diesen hirnverbrannten Roman las. Uebrigens ist Gutzkow wirklich bald nach Verfassung dieses dickleibigen Romans geisteskrank geworden: er öffnete sich eine Ader, um sich selbst den Tod zu geben. Es ist unendlich zu bedauern, daß ein so hochbegabter Mann, ein so talentvoller Schriftsteller wie C. Gutzkow solche Irrpfade betrat und seine gewandte Feder zur Untergrabung von Religion und Sittlichkeit mißbrauchte, weßwegen ihn Menzel empfindlich züchtigte und einen „Sittenschänder und Gottesleugner“ nannte.

Ich hatte genug, ich hatte bis zum Ueberdruß gelesen, gab darum den Schauerroman Gutzkow's zurück und reclamirte meinen hinterlegten preußischen Thaler, obgleich ich in der Hinterlegung desselben nichts Anderes als eine Kriegslist und stillschweigende Aufforderung vermuthete, den Bibliothekar mit einem preußischen Thaler für seine Mühewaltung zu honoriren. Ich legte übrigens meine Erkenntlichkeit blos mit einem Drittelsthaler an den Tag. Die Schiffs-Bibliothek legt beredtes Zeugniß ab von dem verdorbenen, schlechten Geschmack der Passagiere I. und II. Cajüte; denn dieselbe wird eben mit gangbarer, beliebter Waare ausstaffirt. Die Nachfrage bestimmt das Angebot und der Appetit die Qualität des Futters.

Samstag, den 15. August.

Heute war das erste Mal, seit unserer Fahrt auf dem atlantischen Ocean, schönes Wetter. Herrlich strahlte die Sonne, ein warmer, leiser Westwind strich über die spiegelglatte See, gefräßige Haie umkreisten den Dampfer, und in weiter Entfernung tauchten Wallfische auf.

VI. Capitel.

Schiffspolizei.

Zu diesem Capitel rechne ich Alles, was zur Aufrechterhaltung der äußern Ordnung, zur Abgrenzung der Territorien, die den 3 Classen der Passagiere angewiesen sind, zum Schuz und zur Reinhaltung des Dampfers gehört. Das Deck ist in 3 Territorien getheilt, die durch Stricke oder Ketten abgesprengt sind. Den Zwischendeckern ist der Bugspriet bis zum mittleren Maste, den Passagieren der II. Cajüte der Raum vom mittleren Mast bis zum Quarterdeck, und dieses den Passagieren der I. Cajüte angewiesen. Die Passagiere der I. Classe sind berechtigt, sich auf dem ganzen Decke frei zu bewegen, die Passagiere der II. Classe dürfen sich bis zum Bugspriet begeben, die Zwischendecker sind aber blos auf ihr Territorium angewiesen. Diese Abgrenzung ist unbedingt nothwendig, weil sonst die Zwischendecker das ganze Schiff einnehmen würden. Die Grenze zwischen dem Quarterdeck und dem Territorium der Passagiere der II. Cajüte wird strengstens überwacht, dagegen finden beim mittleren Maste stets Grenzverlezungen statt, indem die Zwischendecker bei günstiger Witterung wie ein Bienenschwarm über die Barrière sezen. Hundertmal von den Matrosen zurückgescheucht, übersteigen sie immer wieder die Grenze und occupiren die Bänke und die windstillen Pläze. Ungezogene Kinder, meistentheils uneheliche, verwahrloste Nachkommenschaft lediger Mädchen, tummeln sich schreiend und zankend bis zur Barrière des Quarterdecks. Nicht selten wird es geduldet, daß 50—100 Personen sich auf dem Territorium der II. Cajüte aufhalten, während ein Betreten des Quarterdecks durch Passagiere der II. Cajüte durchaus nicht geduldet wird. Man ersieht daraus, daß auch die Schiffs- und See-Polizei bisweilen parteiisch und einäugig ist, und daß Zwischendeckern und Honoratioren Privilegien und Ver-

günstigungen zugestanden werden, deren die Passagiere der II. Cajüte, der Mittelstand, sich nicht zu erfreuen hat. Wiederholte Klagen hierwegen fanden kein geneigtes Gehör, und mußten wir uns also in das Unvermeidliche fügen.

Auf dem ganzen Deck darf geraucht werden, die Zwischendecker dürfen auch unter Deck, das sich über dem Zwischendeck befindet, rauchen, nicht aber die Passagiere der II. Cajüte, dafür aber steht ihnen das Rauchkabinet zu Gebot. Auch dort herrscht Parteilichkeit, indem man es stillschweigend gestattet, daß einzelne Zwischendecker sich dort aufhalten und ihren schlechten Canaster rauchen.

Im Zwischendeck und in der II. Cajüte soll, laut Reglement, Ruhe, Anstand und Ordnung herrschen; wie es aber damit bestellt ist, hab ich theilweise schon erwähnt. Ein schreiender Mißstand besteht darin, daß die Kellner es dulden, daß in II. Cajüte bis nach Mitternacht gespielt, gehändelt und gestritten wird — eine infame Rücksichtslosigkeit gegen alle Ordnungs- und Ruhe-liebenden Passagiere. Diese Rücksichtslosigkeit und Impertinenz gipfelt aber darin, daß die mitspielenden Kellner es dulden, daß in der II. Cajüte, während des Spieles, selbst geraucht wird. Das ist nicht nur strengstens verboten, sondern auch sehr gefährlich, weil dadurch leicht ein Brand entstehen kann — eine furchtbare Calamität auf jedem Schiffe! Ueberdies ist der Tabaksdampf für seekranke Personen eine sehr große Qual. Hier sollte mit unerbittlicher Strenge von Seite des Capitäns und der Officiere Controle geübt und im Uebertretungsfall eingeschritten werden. Im Zwischendeck wird, was das Rauchen anbelangt, die Befolgung des Reglements von den Matrosen strengstens überwacht, warum also nicht auch in II. Cajüte von Seite der Officiere?

Täglich wird das ganze Deck von den Matrosen abgewaschen. Behufs Dessen werden Kautschukschläuche vermittelst eines Ge-

windes an die Pumpen geschraubt, die das Wasser in mächtigen Strahlen über den Deckboden schleudern.

Eines Tags ertönte Feuerlärm, wodurch unter allen Passagieren große Bestürzung und Verwirrung entstanden. Zum Glück war's blos blinder Lärm, und sollte lediglich eine Probe oder Uebung vorgenommen werden. Die Schiffsglocken gellten schauerlich über's Deck, die schrillen Töne der Signalpfeifen drangen durch Mark und Bein, das Commando des Capitäns hallte durch die Lüfte. Alles stürzte nach den Pumpen, den Rettungsbooten und den Feuersprizen. Im Nu schossen die Wasserstrahlen in kühnen Bogen über Bord, und waren die Rettungsboote hergerichtet, um sie in's Meer gleiten zu lassen. Es war schauerlich schön, dieser Uebung zuzusehen. Jeder auf dem Schiff angestellten Person ist, wenn Feuerlärm ertönt, ein bestimmter Plaz angewiesen, an den sie sich augenblicklich zu begeben hat; jede ist einer Abtheilung der Rettungs- oder Löschmannschaft zugetheilt und zu einer besonderen Dienstleistung verpflichtet. Diese musterhafte Einrichtung und Ordnung ermöglicht es, einen ausgebrochenen Brand sogleich ersticken zu können. Aber, großer Gott, welchen Schrecken muß ein wirklicher Brand an Bord eines Schiffes einjagen, das mit vielen leicht entzündlichen Stoffen befrachtet ist! Wie entsezlich, wenn ein Schiff bis auf den Wasserspiegel verbrennt und dann zischend untersinkt, wenn die in den Rettungsbooten Geborgenen Tage und Nächte lang auf offener See, schwebend zwischen Furcht und Hoffnung, erfaßt von den Furien der Verzweiflung, den Tod vor Augen, umhertreiben!

Die Matrosen stehen unter einem eisernen Regiment, was selbstverständlich nicht anders sein kann, da von der pünktlichen Erfüllung der Dienstpflichten und dem unbedingten Vollzug des ertheilten Befehls in sehr vielen Fällen Leben und Tod abhängt. Auf dem Schiff muß zum Besten Aller blinder Gehorsam verlangt und geübt werden.

Die Matrosen haben während des Tags und der Nacht ihre Arbeits- und Ruhezeit. Während der Arbeitszeit sind dieselben ununterbrochen beschäftigt. Der Eine näht Segeltuch der Andere bessert Taue aus, der Dritte klettert wie eine Kaze die Taue hinauf, der Vierte reitet auf den Raaen hin und her und bindet die Segel fest, der Fünfte theert die Takelage, der Sechste hobelt den Mastbaum blank, der Siebente tüncht die Rettungsboote, der Achte hält mit dem Besen das Deck rein, der Neunte spült das Geschirr, der Zehnte steht auf Wache u. s. w. Daß die Matrosen nicht zur feingebildeten Menschen-Classe gehören, läßt sich leicht denken. Es sind fast ohne Ausnahme wilde, gewaltthätige, trozige, verwegene Gesellen, deren Erscheinung und Benehmen an plumpe Bären erinnert. Sind Einige derselben mit Betheeren der Taue in der Takelage beschäftigt, so möchte ich Niemand rathen, sich unterhalb derselben zu postiren; denn stets fallen Theertropfen herab, und leichtmöglich könnte Jemand mit dem ganzen Inhalt des Theergeschirres übergossen werden. Sowohl auf meiner Ueberfahrt nach Amerika als auch nach Europa ereignete sich dieser Fall, und wurden dadurch die Kleider vieler Personen total verdorben. Also aufgepaßt, wenn ein Matrose mit dem Theertopf auf der Strickleiter steht oder an einem Taue baumelt!

Sonntag, den 16. August. Ein prachtvoller Tag! Und welches Schauspiel ist großartiger und majestätischer als das unermeßliche Weltmeer mit seiner Ebbe und Fluth, mit seinen Abgründen und versunkenen Schäzen, mit seinen wunderbaren Pflanzen, Korallenbäumen, Fischen und Muscheln, mit seinem bald tiefblauen, bald smaragdgrünen Wasserspiegel, mit seinem geheimnißvollen Naß, das bald sanft und gelassen in seiner Riesenschaale ligt, sanft wie ein Lamm zu den Füßen des Hirten, bald grauenhaft brüllt und tobt und wüthet und rast und seinen Rachen aufreißt, um eisengepanzerte Schiffe

wie Stahlpillen zu verschlingen; mit seinen geheimnißvollen Strömungen, die sich Tausende von Meilen hinziehen und schlangenartig winden, mit seinen leuchtenden Mollusken, Quallen und Infusorien! Und welcher Genuß wäre edler und erhebender, als seinen Blick über diese Wassermassen schweifen zu lassen, das Farbenmeer der sich brechenden Lichtstrahlen zu bewundern, den glühenden Feuerball der Sonne im Westen untertauchen und im Osten sich erheben zu sehen; in sternenheller Nacht zum flammenden Kronleuchter des Weltalls den wonnetrunkenen Blick zu heben, und in rabenschwarzer Nacht das Leuchten des Meeres zu beobachten! Bald blizen da, bald dort einzelne Punkte auf, bald leuchtet eine größere Fläche, bald fährt das Schiff in einer Funken sprühenden Wasserfurche, bald züngeln blizende Wasserstrahlen an den Schiffswänden empor, bald zerstieben Feuergarben am Buge des Schiffes und übersäen den Schleier der Nacht mit leuchtenden Diamanten. Ich genoß diesen prachtvollen herrlichen Tag vollständig und gründlich, ich blieb während desselben auf dem Deck, sog gierig die reine, erquickende, stärkende Seeluft ein, betrachtete, betete, phantasirte, träumte. Ich sah heut mehrere Fische, beobachtete die eigenthümliche Farbe des Meeres, den Golfstrom und ungeheuere Massen von Seetang. Und von all Dem, was ich heute im Meere sah und beobachtete, soll handeln das

VII. Capitel.

Seefische, Farbe des Meeres, Golfstrom und Pflanzenwelt des Meeresbodens.

Als ich am Abend des 16. August meinen Blick über den lasurblauen Meeresspiegel schweifen ließ, tauchte plözlich in einer Entfernung von 1000 Schritten ein ungeheuerer Wal (balaena mysticetus) auf. Zuerst zeigte sich der monströse Kopf,

dann die Hälfte des Leibes, dann tauchte er mit dem Kopfe unter, und erhob die breiten Schwanzflügel, mit denen er das Wasser peitschte. Nach kurzer Zeit kam er wieder zum Vorschein und warf dann 2 Wasserstrahlen in die Höhe von mindestens 30′, Unglaublich schnell schoß er dann vorwärts, war bald sichtbar, bald unsichtbar und verschwand endlich. Es war mir äußerst interessant, diesen Seekoloß in so geringer Entfernung zu sehen und seine Bewegungen, sowie seine Leistungen in der Schwimmkunst beobachten zu können. Welch ein Ungeheuer! derselbe mag wohl zu den größten Exemplaren, die noch vorkommen, gezählt haben, d. h. 60—70′ lang gewesen sein. Als der Wallfischfang noch nicht in der jezigen Ausdehnung betrieben wurde, gab es Exemplare von 100′. Die Länge des Kopfes beträgt stets den dritten Theil der ganzen Leibeslänge. Das Gewicht des Wales erreicht das schöne Sümmchen von 3000 Centnern, wovon 10 Centner auf das Fischbein treffen. Er liefert 120 Tonnen Thran, der aus dem Speck gewonnen wird, der fußhoch seinen Leib umgibt. In den Knorpelhöhlen des Kopfes befindet sich ein feines, geschäztes Oel, das Walrath, und in den Gedärmen eine graue, wohlriechende Substanz, die graue Ambra. Obgleich der Wal das größte aller Thiere ist, so nährt es sich doch nur von kleinen Weichthieren. Er bringt ein Junges zur Welt, das er sehr liebt und beschüzt. Man glaubt, daß der Wal ein sehr hohes Alter erreicht; der Naturforscher Buffon ist der Ansicht, daß derselbe sogar 1000 Jahre alt werden könne.

Ich wäre gar zu gern Zeuge eines Wallfischfangs gewesen, und hätte es sehr leicht der Fall sein können, daß wir dieses interessanten Schauspiels ansichtig geworden wären; denn wir begegneten südlich von Neufundland mehreren Schiffen, die auf dem Wallfischfang begriffen waren. Aber ein anderes nicht minder interessantes Schauspiel bot sich uns dar, der Kampf

eines Wallfisches mit einem Schwertwal, auch Butzkopf (Delphinus orca) genannt. Er wird 30′ lang, hat einen großen, runden Kopf und in den Kinnladen eine Menge spiziger, rückwärts gebogener Zähne. Er nährt sich von Fischen und hat eine besondere Vorliebe für Wallfischzungen. Dieses gefräßige Ungeheuer macht daher häufig Jagd auf Wallfische und tummelt sich so lange mit denselben herum, bis dieselben erschöpft den Mund aufreißen, worauf sie ihnen die Zunge abfressen. Ungefähr 2000 Schritte von unserem Schiff beobachtete ich diesen furchtbaren Kampf, in welchem der geängstigte Wallfisch mit seiner gegen 25′ breiten Schwanzflosse das Wasser dermaßen peitschte, daß es hoch aufsprizte und schäumte. Wer schließlich Sieger geblieben, konnte ich nicht wahrnehmen, da nach einem halbstündigen Kampf beide Ungeheuer unsichtbar wurden.

Nach dem Mittagessen bemerkte ich einmal 2 Tümmler (delphinus delphis), die hart neben einander an dem Backbord (linke Seite des Schiffes) so schnell dahin schwammen, als unser Dampfer mit voller Kraft und mit vollen Segeln vorwärts eilte. Beide waren gleich groß und mögen 10′ lang gewesen sein. Die Hautfarbe (ich sage Hautfarbe, denn der Tümmler hat keine Schuppen auf dem Leib) war schwarzbraun. Auf dem Rücken, der über das Wasser hervorragte, hatten sie eine hohe, halbmondförmige Rückenflosse. Der Kopf war groß mit gewölbter Stirne. Die Schnauze nahm die Hälfte des Kopfes ein, war schnabelförmig gestaltet und vorn abgerundet. Das furchtbare Gebiß bestand aus gekrümmten, dünnen und scharfen Zähnen, gegen 100 an der Zahl. Die Augen, die sie heißhungerig auf das Schiff richteten, waren blutroth und schrecklich anzuschauen. Ein Küchenjunge warf gerade einen Kübel voll Speisereste in's Meer; kaum waren sie derselben ansichtig geworden, so stürzten sie heißhungerig darauf los und verschlan=

gen sie gierig, ohne sich mit dem Kauen derselben abzugeben.

Wiederholt sah ich ganze Heerden von Meerschweinen, besonders bei ganz ruhiger See. Dieser Fisch (phocaena communis) wird wahrscheinlich seinen Namen von der unersättlichen Gefräßigkeit erhalten haben, die ihm eigenthümlich ist. Er gehört zur Classe der Wallfische und unter diesen zur species der Delphine. Er wird blos 5′ lang, ist oben schwarz und unten weiß, hat auf dem Rücken eine dreieckige Fettflosse, einen kugelförmigen Kopf und gegen 50 scharfe Zähne in den Kinnladen. Er ist sehr räuberisch und begleitet die Schiffe Stunden lang, um über Bord geworfene Brocken zu erhaschen. Ich beobachtete einmal längere Zeit, wie diese gefräßigen Fische ein in's Meer geschleudertes leeres Butterfäßchen umringten, beutelustig über dasselbe herfielen und dann zornig mit der Schnauze nach allen Richtungen umherwarfen — wahrscheinlich weil es leer war.

Blos Ein Mal sah ich einige Flugfische (exocoetus evolans) — eine eigenthümliche Erscheinung. Der Flugfisch ist eine kleine fast 2′ lange Hechtart, oben blau, unten silberfarbig, mit aschgrauen, langen Brustflossen, von Raub sich nährend.

Haie aber sah ich oft, diese Todtengräber des Meeres, diese schwimmenden Särge in's Meer versenkter Leichen. Der Menschenfresser (requin, squalus carcharias) ist der Schrecken des Meeres. Er erreicht eine Länge von 30′, ist lang gestreckt, rauhhautig, oben schwärzlich, unten weißlich grau. Der Kopf ist mit einer hervorragenden Schnauze versehen, unterhalb derer sich der schreckliche Mund befindet, der mit 4—6 Reihen zahlloser, eingesägter Zähne bewaffnet ist. Hinter dem Kopf befinden sich 5 schwärzlich graue Kiemenspalten. Er hat 2 Rückenflossen, lange und breite Brustflossen, eine kleine Bauch- und Steißflosse, sowie eine zweilappige Schwanzflosse, deren obere halbmondförmig ist. Er hält sich

gewöhnlich in der Tiefe auf, schießt aber schnell herauf, wenn er Beute wittert oder ein Schiff bemerkt. Er schwimmt unglaublich schnell, so schnell, daß er jedem Dampfer zu folgen vermag, obgleich er denselben stets in einer Bogenlinie und in gleicher Entfernung umkreist. Er legt also den Weg 3 und 4 Mal zurück und erhält sich doch in immer gleicher Entfernung vom Schiffe. Er ist ungeheuer gefräßig und geradezu unersättlich, da der Magen eine unglaubliche Verdauungsfähigkeit besitzt. Er verschlingt lebende Menschen mit Stiefeln und Sporнen, Leichname, die in Segeltuch genäht und mit einer Kanonenkugel in's Meer geworfen werden, ja selbst Pferde mit Sattel, Zaum und Hufeisen, wobei es mich doch Wunder nimmt, ob diese Bestie nicht bisweilen an Magendrücken oder Verstopfung leiden mag. Wird ihm ein, an einem starken eisernen Hacken sammt Kette befestigter Köder zugeworfen, so verschlingt er denselben augenblicklich und sucht sich dann, rasend vor Schmerz, unter heftigen Krümmungen, von dem Hacken zu befreien. Hat er sich verblutet und ausgetobt, so wird er auf's Schiff gewunden und abgehäutet; denn seine Haut läßt sich zu Chagrin, einem vorzüglichen Leder, verarbeiten. Ueberdieß wird aus seiner Leber feiner Thran gewonnen. Die liebenswürdige Madame Hai wirft gewöhnlich 2 lebendige Jungen.

Der Hammerhai (sphyrna zygaena) ist, obgleich blos 12′ lang, dennoch ein scheusliches Ungethüm, da es einen monströsen Kopf und vorstehende, schreckliche Augen hat. Der Kopf weitet sich vornen nach beiden Seiten unförmlich aus und bildet 2 Flügelfortsäze, an deren stumpfen Enden die Augen stehen. Der Mund ist unten und ziemlich weit nach hinten gerückt, wodurch das Thier genöthiget ist, sich auf den Rücken zu legen, um die Beute zu erhaschen. Derselbe ist mit mehreren Reihen spiziger Zähne bewaffnet. Die Gefräßigkeit dieses Haies ist so groß wie diejenige seiner Collegen, und greift derselbe auch in

seiner Jugend schon Menschen an. In einem Biersaloon New-York's sah ich ein ausgestopftes Exemplar dieses Seeräubers, der damals erst vor einigen Tagen bei Castle-Garden durch badende Knaben auf den Strand getrieben und dann gefangen genommen worden war. Seine Länge betrug 5′. Da kurze Zeit zuvor an derselben Stelle ein Hai einem badenden Knaben den Fuß abgebissen hatte, vermuthete man, der gefangene und ausgestopfte Hai werde der blutdürstige Missethäter gewesen sein, was sehr leicht der Fall gewesen sein kann.

Die Farbe des Seewassers anbelangend, machte ich die Wahrnehmung, daß dieselbe, je weiter man auf dem atlantischen Ocean nach Westen fährt, vom Hellgrün in's Bläuliche überging und im Golfstrom dunkelblau wurde. Als Grund dieser Erscheinung gibt man an, daß das Meerwasser bei geringer Tiefe grün, bei zunehmender bläulich und bei großer Tiefe blau erscheine. Was eigentlich an der Sache ist, vermag ich nicht zu entscheiden. So viel ist aber gewiß, daß das Meer westlich vom ersten bis zwanzigsten Längengrad unstreitig ebenfalls sehr tief ist, und das Seewasser dennoch nicht bläulich erscheint; und daß das Meer westlich von den Azorn und in der Nähe von Neu-Fundland und Neu-Schottland Stellen von weniger Tiefe hat, und das Seewasser dennoch nicht grünlich erscheint. Nach meiner unmaßgeblichen Ansicht ist der eigentliche Grund der nach Zonen und Meeren wechselnden Farbe des Seewassers durchaus noch nicht zweifellos festgestellt, und das darüber obwaltende Dunkel aufgehellt. Allen von den Fachmännern vorgebrachten Gründen ist blos der Werth von Conjecturen und Hypothesen beizulegen. Die Farbe des Meeres als Wirkung der Lichtreflexe erklären oder von der Beschaffenheit des Grundes oder von der Beimischung organischer Stoffe von Pflanzen und Thieren herleiten zu wollen, mag in einzelnen concreten Fällen seine Berech-

tigung haben, aber im Ganzen und Großen zur Erklärung dieser Erscheinung nicht ausreichen. Daß das Seewasser bei bedecktem Himmel grau erscheint, läßt sich leicht dadurch erklären, daß die grauen Wolken sich in demselben spiegeln. Daß das rothe Meer seine Färbung von einer rothen Alge und den vielen scharlachrothen Corallenriffen erhält, ist selbstverständlich. Daß das grönländische Meer viele grüne Flächen und Streifen zeigt, deren Grund auf zahllose Medusen zurückgeführt wird, mag auch dem Zweifelsüchtigsten einleuchten und ihn befriedigen, daß dagegen im persischen Meerbusen blau und grün so schnell mit einander abwechseln, als hätte man die Grenzlinie zwischen beiden mit dem Lineal gezogen — womit will man dieses räthselhafte Phänomen erklären? Ich begnüge mich also damit, angegeben zu haben, daß die Farbe des Seewassers zwischen Europa und Amerika wechselt, mögen die Gelehrten, die ja das Gras wachsen sehen, diese räthselhafte Erscheinung evident beweisen. Ich füge hier nur noch die interessante Notiz an, daß die tiefsten Stellen des Meeres, die man bis jezt kennt, im atlantischen Ocean unter dem 36 Grad südlicher Breite und dem 37 Grad westlicher Länge, und unter dem 35 Grad südlicher Breite und dem 45 Grad westlicher Länge (beide Stellen also nicht weit von einander) sich befinden; die erste beträgt 43,382 pariser Fuß, und die zweite 49,100 Fuß — eine ungeheuere Tiefe, hinter der die Höhe des höchsten Berges weit zurückbleibt, da der Gipfel des Mount Everest im Himalayagebirge blos 27,300 pariser Fuß emporsteigt.

Was die Strömungen des Meeres betrifft, so veranlaßt mich der Umstand, daß wir durch mehrere Strömungen fuhren und nach denselben den Cours richten mußten, von dieser wunderbaren Erscheinung zu reden. Der erste Strom, den wir zu passiren hatten, ist in der Nordsee; er hat die Richtung von Westen nach Osten. Dem zweiten Strom begegneten wir im

Canal zwischen England und Frankreich; er hat dieselbe Richtung wie jener in der Nordsee. Dem dritten begegneten wir bei den Azoren; er nimmt die Richtung von Süden nach Nordosten. Dem vierten endlich begegneten wir südlich von Neu-Fundland; er kommt von Süden und wendet sich bei der genannten Insel nach Osten. Der im Meer schwimmende Tang oder in das Wasser geworfene mit Kork verschlossene Flaschen oder leere Tonnen zeigen überall deutlich die Richtung an, welche die Strömung nimmt. Man könnte die Strömungen des Meeres mit Fug und Recht die Pulsadern der Erdkugel nennen, die das warme Wasser der Tropengegenden in die kalten Regionen, und das kalte Wasser der arktischen Gegenden in die Tropen-Regionen führen. Die Seeströmungen bewirken einen sehr grellen Unterschied in der Temperatur des Seewassers, die zwischen 20 und 30 Grad (Réaumür) differirt. Bei den Kanarischen Inseln, die unter dem 30 Grad nördlicher Breite liegen, ist das Wasser der Strömung troz der südlichen Lage kalt, während es bei Neu-Fundland, dessen Südspize unter dem 46 Grad nördlicher Breite ligt, troz der nördlichen Lage dennoch wärmer ist. Das warme Wasser des Golfstromes verursacht ohne Zweifel die häufigen Nebel in den nördlichen Regionen, die der Schiffahrt so gefährlich sind, und ebenso bewirken sie durch den schnellen Temperaturwechsel in der Luft die furchtbaren Stürme, die in den Meeren der arktischen Regionen wüthen. Die Strömungen des Meeres entstehen durch den Unterschied der Temperatur der nördlichen und südlichen Regionen, sowie durch die Bewegung der Erde um ihre Achse. Dieselben sind der Schifffahrt theils förderlich, theils nachtheilig, jenachdem nämlich die Schiffe entweder gegen die Strömung ankämpfen müssen oder sich von derselben vorwärts treiben lassen können. Höchst nachtheilig sind dieselben in dem lezten Falle den Segelschiffen bei Sturm, da die Strömung das

widerstandslose Schiff erfaßt und mit sich fortreißt; ein Dampfer dagegen vermag auch im Sturm gegen die Strömung zu steuern.

Ich will hier nur noch eine Notiz, die sich auf die Wellen bezieht, anführen. Jede Welle besteht aus dem Wellenberg und dem Wellenthal. Der Wellenberg erhebt sich über die gewöhnliche Oberfläche des Wassers, während sich das Wellenthal unter das niveau der Oberfläche hinabsenkt. Der gewöhnliche Unterschied zwischen beiden beträgt in der Nähe des Ufers bei eintretender Ebbe, und auf offenem Meere bei mäßigem Wind 7—9′. Tobt aber Sturm, so erreichen die Wellenberge eine Höhe von 30′ und oft noch darüber. An Felsenriffen und steilen Küsten schlägt die Brandung 100—200′ in die Höhe. Auf meiner Rückfahrt von Amerika nach Deutschland bildeten sich nach stürmischem Wetter und bei anhaltendem Westwind regelmäßige Wellenberge und Thäler, die sich geradlinig meilenweit, so weit das Auge reichen konnte erstreckten. Die Berge erreichten bis an den überstürzenden Kamm eine Höhe von mindestens 50′, und waren die Berge, zwischen je einem Thal wenigstens 1000′ von einander entfernt, denn unser sehr langer Dampfer hätte recht wohl 3mal seiner ganzen Länge nach zwischen beiden Bergen Raum gefunden.

Wenn man die Wellen in ihrem Laufe betrachtet, so glaubt man, dieselben schritten vorwärts, was aber eine optische Täuschung ist; denn die einzelne Welle schreitet nicht vorwärts, sondern es schließt sich stets eine neue Welle der vorhergehenden an, während die erste blos steigt und fällt, aber an derselben Stelle bleibt. Es verhält sich mit den Wellen wie mit einem auf dem Boden liegenden schlaffen Seile, das man mit der Hand in eine solche Bewegung versezt, daß es sich schlangenförmig hebt und senkt. Hiebei kommt auch nicht das Seil vorwärts, sondern es schreiteten nur die Krümmungen voran. Daß die Wellen nicht vorwärts schreiten, sondern sich nur heben

und senken, davon überzeugt man sich vollständig, wenn man sich entweder in einem Kahn nahe am Ufer auf den Wellen befindet, oder wenn man badend sich in den Wellen schaukeln läßt: man kömmt nämlich im ersten Falle, ohne zu rudern, und im zweiten, ohne zu schwimmen, nicht von der Stelle. Nur der Wind oder die Strömung treibt vorwärts, rückwärts, rechts oder links. — Die Geschwindigkeit der Wellen, d. h. der wellenförmigen Bewegung ist ungeheuer groß, sie beträgt bei mäßigem Winde schon 6—8 geographische Meilen in einer Stunde. Die Oberfläche des Meeres kommt beim heftigsten Sturm blos circa 100′ tief in Bewegung. Was tiefer ligt, befindet sich in einem ununterbrochenen Starrkrampf.

Gleichwie das Land größtentheils mit Pflanzen bewachsen ist, so auch der Meeresgrund. Ungeheuere Strecken sind mit Tang und Algen mehrere 100′ hoch überwachsen. Das Sargasso-Meer, im Osten Mittelamerika's, ist eine Meeres-Wiese, ein Meeres-Garten, ein Meeres-Wald in einer Ausdehnung von 40,000 □ Meilen. Ungeheuere Flächen des Meeresspiegels sind oft mit Tang und beigemischten Algen bedeckt. Diese Seepflanzen sind von eigenthümlicher Beschaffenheit. Die Algen bestehen aus schlauchförmigem Zellgewebe oder blasenähnlichen Anschwellungen, in welchen die Samenkörnchen liegen, die nur bei den größten Arten den Umfang einer Erbse erreichen. Einige Algensorten sind so klein, daß sie mit freiem Auge gar nicht wahrgenommen werden können, andere dagegen erreichen eine Höhe von 3—400′ und strecken ihre Aeste weit um sich her. Einige sind fadenartig, einige ästig, einige blätterig und einige lappig. Oft werden Algen von der Macht der Fluthen abgerissen, oft lösen sie sich selbst vom Meeresgrund oder den Felsen ab und haben die Fähigkeit, sich vermittelst Häckchen wieder an feste Körper zu hängen. Die Tange sind knorpelige, lederartige Stengel oder Bänder aus Zellgewebe. Sie wachsen

in großen Büscheln oder Stöcken beisammen und bedecken meilenlang den Meeresgrund. Ihre Samen befinden sich entweder frei am Ende der Zweige oder in Kapseln. Der Tang wird verschiedenartig benuzt: er dient größtentheils als Streue und Dünger. Manche Arten werden von Menschen und Thieren gegessen; manche liefern Färbstoff, manche Leim, manche Zucker, manche Jod und eine Sorte sogar einen von dem Frauengeschlecht hochgeschäzten Artikel: die Schminke. Ich kann darum nicht umhin, diesem Tang die Ehre anzuthun, seinen werthen, süßen Namen zu nennen, das Wunderkraut heißt delessaria oder Rippenföllen.

Und auf diesen Wiesenteppichen, in diesen Gärten und Wäldern des Meeres lebt und webt eine reiche Welt von Fischen, Muscheln, Schnecken, Korallen, Austern, Seesternen, Seefächern, Seeigeln, Quallen, Medusen, Polypen, Foraminiferen u. s. w. Und je weiter nach Süden, desto wunderbarer ist diese Welt unter dem Meeresspiegel. Ich will hier eine Schilderung derselben anführen, wie sie aus der Feder eines Mannes kam, der die tropischen Meere durch genaue Untersuchung kennen gelernt hatte. Er sagt: „Wir tauchen nieder in den flüssigen Krystall des indischen Meeres, und es öffnet sich uns der wunderbarste Zauber aus der Märchenwelt unserer Kinderträume. Die seltsam verästelten Gebüsche tragen lebendige Blumen. Dichte Massen Mäandrinen [1]) und Asträen [2]) contrastiren mit den laub- und becherförmigen Ausbreitungen der Explanarien [3]), mit mannigfach verzweigten Madreporen [4]), die theils fingerförmige, theils stammartige Aeste, theils die zierlichsten Verzweigungen besizen. Das Colorit ist unübertrefflich; lebhaftes Grün wechselt mit Braun oder Gelb, mit reichen Purpur-

1) Labyrinthkorallen. — 2) Sternkorallen. — 3) Gehören zu den Baumkorallen (lithodendron rameum). — 4) Maschenkorallen.

schatten vom blassen Rothbraun bis zum tiefsten Blau vermischt. Hellrothe, gelb und pfirsichfarbene Nulliporen[1]) überkleiden die abgestorbenen Massen und sind selbst wieder mit den perlartigen Flächen der dem zierlichsten Elfenbeinschnitzwerk gleichenden Retiporen[2]) durchwebt. Daneben schwanken in Gelb und Blau die gitterartig durchbrochenen Fächer der Gorgonien[3]). Den klaren Sand des Bodens bedecken in tausend abenteuerlichen Gestalten und Farbenspielen die Seeigel und Seesterne. Gleich Moosen und Flechten haften die blattartigen Flustern[4]) und Escharen[5]) an den Zweigen der Korallen. Wie ungeheuere Schildläuse kleben an ihren Stämmen die gelb, grün und purpurgestreiften Patellen[6]); als riesengroße Cactusblüthen in den brennendsten Farben strahlend, breiten die Seeanemonen[7]) auf den Felsenabsäzen ihre Kränze von Fühlern aus oder schmücken bescheidener, bunten Ranunkeln gleich, ein flacheres Beet. Um die Blüthen der Korallenstränge spielen die Kolibri's des Meeres, kleine Fische, bald in rothem oder blauem, metallischem Schimmer, bald mit goldenem Grün, bald im hellsten Silberglanze funkelnd. Leise schwanken, wie Geister der Tiefen, die zarten, milchweißen oder bläulichen Glocken der Medusen[8]) durch diese Zauberwelt. Hier jagen sich die violet und goldgrün schillernde Isabelle (holacanthus ciliaris)[9]) und die feuergelb, schwarz

---

1) Eigenthümliche, polypenartige Seepflanzen. — 2) Spizen- oder Nezkorallen. — 3) Gehören zu den Seesternen. — 4) Krustenartige Zellenpolypen. — 5) Meerschaumpolypen. — 6) Die gekrönte Napf- oder Schüsselmuschel (patella vulgata). — 7) Gehören zu den blumenartigen Thierkorallen. Die Anemone gleicht an Gestalt und Farbenpracht einer Blume, und hängt sich an Steine, Muscheln, Korallen, Krabben u. dgl. Einige Arten derselben sind eßbar, und einige brennen nesselartig. — 8) Gallertartige Quallen. — 9) Der holacanthus ciliaris gehört zu den Klippfischen (chaetodon). Diese sind sehr hoch, oft höher als lang, mit eingesetztem Schwanz und Mund. Vornen in der langen Rückenflosse

und zinnoberroth gestreifte Kokette (holacanthus tricolor)[1]), dort schießt schlangengleich, wie ein fünf Fuß langes Silberband in rosigen und azurnen Lüstern schillernd, der Bandfisch (lepidopus argyreus) durch das Gebüsch. Dann kommen fabelhafte Sepien[2]), prangend in allen Farben des Regenbogens, die aber ohne bestimmte Zeichnung bald entstehen, bald vergehen, bald auf phantastische Weise durch einander laufen, sich suchen und wieder trennen. Und Alles im schnellsten Wechsel und wunderbarsten Spiel von Licht und Schatten, das jeder

---

haben sie harte, hinten weiche Strahlen. Der gewimperte Klippfisch (holacanthus ciliaris) ist oval und wird über einen Schuh groß. Er hat gewimperte, große Schuppen mit mehreren kleinern auf ihrem Grund, was eine sehr große Seltenheit ist. Seine Farbe ist violet mit einem gelben, senkrechten Strich am Rande der Schuppen, was sich sehr hübsch ausnimmt. Die Rücken- und Steißflosse ist himmelblau gesäumt, an der Spitze aber roth, die übrigen Flossen sind hochgelb. Auf dem Nacken tragen sie einen großen schwarzen Fleck, der blau punktirt ist, und einen ähnlichen am Grund der Brustflossen. Der Deckelrand ist blau. Dieser prachtvolle Fisch findet sich im mexikanischen Meerbusen, wo er isabelita, bei Portorico, wo er palometa, Täubchen, an den Antillen, wo er Portugiese heißt. Er wird häufig gefangen, und soll sein Fleisch schmackhaft sein. — 1) Dieser Fisch hat so ziemlich dieselbe Größe und Gestalt wie der vorige. Er ist hochgelb, und zieht sich ein schwarzes Band von der Schulter bis zur Schwanzwurzel. Die Ränder aller Flossen und des Kiemendeckels, sowie der Stachel des gezähnelten Vorderdeckels sind roth. Um den Mund zieht sich ein schwarzes Band. Er kommt häufig vor in allen Meeren des heißen Amerika und heißt in Brasilien acarauna und paru, und auf den Antillen coquette. Der schönste Fisch dieser Gattung ist aber holacanthus imperator, Kaiserfisch. Er wird über einen Schuh lang und halb so hoch, ist hochgelb mit etlichen 30 dunkelblauen Streifen von der Schulter bis zum Schwanz. Die Ränder des Kiemendeckels und der Augen sind gleichfalls blau. An der Brustflosse ist ein schwarzer Fleck. Sein Fleisch ist sehr geschätzt, und da er selten gefangen wird, sehr theuer. — 2) Tintenfische.

Windhauch, jede leise Kräuselung der Meeresfläche ändert. Wenn nun der Tag sich neigt und die Schatten der Nacht auch in die Tiefe greifen, da leuchtet dieser phantastische Garten wieder auf in neuer Pracht, Millionen Funken, mikroskopisch kleine Medusen und Krebse tanzen wie Leuchtwürmchen durch das Dunkel, in grünlichem Phosphorlicht schwankt die am Tag zinnoberrothe Seefeder (veretillum cynomorium) [1]) — in allen Winkeln leuchtet es auf. Was vielleicht am Tage noch braun und unscheinbar in dem allgemeinen Farbenglanze verschwand, das strahlt jezt im wunderbarsten Spiel des grünen, gelben und rothen Lichtes; und um die Wunder dieser Zaubernacht zu vollenden, zieht sanft leuchtend eine 6′ große Silberscheibe, der Mondfisch (orthragoriscus mola) [2]) durch das Gewimmel der kleinen funkelnden Sterne. Nicht die üppigste Vegetation einer Tropenlandschaft kann einen größeren Formenreichthum entwickeln, während sie in Mannigfaltigkeit und Pracht der Farbenspiele weit hinter dieser Gartenlandschaft zurückbleibt, die seltsamer Weise ausschließlich von Thieren und nicht von Gewächsen gebildet wird. Denn so charakteristisch für den Meeresboden der gemäßigten Zone die üppige Entwicklung der Pflanzenwelt ist, ebenso hervorstechend ist in den Tropengegenden der Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Meeres-Fauna. Was die großen Classen der Fische und Stachelhäuter, der Quallen und Polypen, der Muscheln und Schnecken Schönes, Wunderbares und Abenteuerliches enthalten, das drängt sich in dem warmen und krystallhellen Wasser des tropischen Meeres zusammen, wurzelt im heißen Sande, bekleidet die schroffen Klippen, haftet, wo der Plaz schon eingenommen, parasitisch an andern oder schwimmt in der Höhe und in der

1) Gehört zu den Federkorallen (pennatulina) und wird auch Hundsruthe genannt. — 2) Gehört zu den Kugelfischen (gymnodonti) und ist mit Schleim überzogen, der bei Nacht leuchtet.

Tiefe durch das Element, während die Pflanzenwelt an Masse noch bei Weitem zurücktritt. Eigenthümlich ist dabei, daß das auf dem Land geltende Gesez, nach welchem die Thierwelt, geeigneter, sich den äußeren Verhältnissen anzubequemen, eine größere Verbreitung hat als die Pflanzenwelt; denn die Polarmeere wimmeln noch von Walen, Robben, Seevögeln, Fischen und zahllosen niederen Thieren, wenn schon längst jede Spur der Vegetation in dem ewig starrenden Eise verschwunden ist, und selbst das durchkältete Meer keinen Tag mehr sieht — daß, sag ich, dieses Gesez auch für das Meer in der Richtung der Tiefe gilt; denn wenn wir hinabsteigen, verschwindet das pflanzliche Leben viel früher als das animalische, und selbst aus Tiefen[1]), die kein Lichtstrahl mehr zu erreichen vermag, fördert das Senkblei wenigstens noch lebende Infusorien zu Tag[2]). An denjenigen Küsten, die eine hohe Fluth und darum auch eine tiefe Ebbe haben, z. B. im Süden Italien's und Frankreich's, kann man zur Zeit der Ebbe weit, oft 2—3000′, den Meeresgrund betrachten. Eine Menge Muscheln, Austern, Schnecken, Seeigel, Medusen, Krabben, Krebse, Mulusken, Spirorben, Quallen, Polypen, Seespinnen, Korallen, Tange und Algen liegen umher, und Pallisaden, Felsen und Riffe sind dicht mit Schalthieren bekleidet — ein wundervoller Anblick!

Montag, den 17. August. Auch heute war ein prachtvoller Tag, ohne Wind und Wellen. Es zeigten sich schon viele Möven, die krächzend den Dampfer umkreisten — ein sicheres Zeichen, daß wir nicht mehr fern vom amerikanischen

---

1) Diese Tiefe wird allgemein zu 900′ angenommen. — 2) Wallich zog aus einer Tiefe von 1260 Faden noch Seesterne herauf. Da nun der Faden durchschnittlich zu 6′ gerechnet wird, so ergibt sich daraus, daß in einer Tiefe von 7560′ noch animalisches Leben vorkommt.

Gestade waren. Gegen Mittag flog sogar ein matter Insektenfresser, nach Gestalt und Gefieder einem Rothbrüstchen ähnlich, auf's Deck und ließ sich ohne Furcht erhaschen. Das arme Vögelein zitterte vor Ermattung und mochte wohl peinigenden Hunger haben; denn es pickte vergnügt die angefeuchteten Brosamen auf, die wir ihm hinwarfen. Als wir des andern Tages Land gewahrten, schenkten wir ihm die Freiheit, und alsbald flog es zwitschernd dem Lande zu.

Es ist wohl für alle Leser äußerst interessant, wenn ich die Entfernung von Hamburg nach Southampton und von hier nach New-York angebe, und wenn ich anführe, auf welche Art und Weise diese Entfernung gemessen wird.

VIII. Capitel.

Entfernung zwischen Hamburg und New-York, Berechnung der Schnelligkeit der Fahrt 2c.

Jeder Längengrad beträgt 15 geographische Meilen oder 30 deutsche Stunden. Die Breitegrade von 1—10 nördlich und südlich vom Aequator betragen ebenso viele Meilen. Je weiter aber nördlich und südlich vom Aequator entfernt, desto kürzer wird die Linie zwischen den Längengraden, weil eben die Erde eine Kugelgestalt hat, und in Folge dessen die Parallelkreise gegen den Nord- und Südpol immer kleiner werden. Ein Grad des 10. Parallelkreises beträgt nur 14 1/2 Meilen, ein solcher des 20. nur 14, einer des 30. nur 13, einer des 40. nur 11 1/2, einer des 50. nur 9 1/2 und einer des 60. nur 7 1/2 Meilen. Hamburg ligt nun zwischen dem 53. und 54. Grad nördlicher Breite und Southampton südlich vom 51. Grad derselben Breite. Jeder Grad dürfte also, die Krümmungen der Elbe mitgerechnet, 18 Stunden betragen. So viele Breitegrade nun Southampton westlich von Hamburg ligt, so viel mal 18

Stunden liegen beide Städte von einander. Hamburg ligt unter dem 27. Grad (die Minuten lasse ich außer Rechnung und bemerke, daß ich stets die Längengrade von Ferro angebe) östlicher Länge, und Southampton unter dem 16. Grad derselben Länge, beide Städte liegen also 11 Grade nördlicher Breite, somit 198 Stunden von einander entfernt.

Southampton ligt, wie ich soeben angegeben, südlich vom 51. Grad nördlicher Breite, und New-York unter dem 40. Grad derselben Breite. Wir dürfen also den Breitegrad zwischen dem 40. und 50. Grad nördlicher Breite, einschließlich der Abweichungen, die das Schiff nach Norden und Süden wegen der Meeresströmungen machen muß, zu 21 Stunden annehmen. Nun ligt Southampton 16 Grade östlich von Ferro, und New-York unter dem 57. Grad westlicher Länge, also liegen beide Städte 73 Breitegrade von einander entfernt, was eine Wegstrecke von 1533 Stunden ausmacht. Rechnen wir zu diesen 1533 Stunden die Entfernung zwischen Hamburg und Southampton, so ergibt sich eine Wegstrecke von 1731 Stunden. Auf den Dampfern der Transportgesellschaften wird die Entfernung zwischen Southampton und New-York und umgekehrt stets in englischen Seemeilen angegeben, und stimmt meine Berechnung nach geographischen Meilen mit jener nach Seemeilen so ziemlich überein. Nur stimmte die Seemeilenrechnung der Fahrt nach New-York mit jener nach Southampton nicht überein, wofür ich keinen Grund anzugeben weiß; denn die Herren Officiere lassen sich auf derartige Fragen mit Passagieren II. Cajüte nicht, und mit den Zwischendeckern gar nicht ein. Ich hab wohl bei einem Herrn Officier nach dem Grund der obwaltenden Differenz auf der Retour-Fahrt gefragt, aber von demselben eine sehr dunkle Antwort über seine Achsel herüber erhalten. Ich will die Zahl der von Southampton nach New-York täglich zurückgelegten Seemeilen, sowie jene des Retour-

Weges hier angeben. Die Ueberfahrt nach New-York erforderte 12, und jene nach Southampton 11 Tage.

	Nach New-York.			Nach Southampton.
Erster Tag[1]:	204 Seemeilen		—	250 Seemeilen.
Zweiter „	254	„	—	291 „
Dritter „	264	„	—	292 „
Vierter „	289	„	—	304 „
Fünfter „	287	„	—	291 „
Sechster „	280	„	—	328 „
Siebenter „	230	„	—	335 „
Achter „	244	„	—	330 „
Neunter „	279	„	—	321 „
Zehnter „	280	„	—	336 „
Elfter „	293	„	—	72 „
Zwölfter „	200	„	—	—
	3104 Seemeilen.			3150 Seemeilen,

also Differenz von 46 Seemeilen, die sich vielleicht deßwegen ergaben, weil wir möglicher Weise durch die Golfströmungen zu weit nördlich oder südlich von der Route abgelenkt wurden. Eine englische Seemeile beträgt die Hälfte einer deutschen Stunde[2]). Multiplicirt man also die von mir angegebenen 1533 Wegstunden mit 2, so ergeben sich 3066 Seemeilen und somit eine unbedeutende Differenz zwischen meiner und der seemännischen Berechnung.

Auf der Fahrt von Southampton nach New-York legten wir per Tag durchschnittlich 270 Seemeilen zurück, also in einer Stunde 11 Seemeilen oder 5 $^1/_2$ deutsche Stunden. Bei dieser Berechnung der Schnelligkeit ließ ich den ersten und

---

1) Von mittags 12 Uhr des einen bis mittags 12 Uhr des andern Tages. — 2) Nach einigen Angaben sind 5 deutsche Meilen 23 englische Seemeilen.

lezten Tag außer Rechnung, zog also von der Summe der 3104 Seemeilen 404 Seemeilen ab und theilte mit 10 in die restirenden 2700. Das that ich deßwegen, weil wir am Freitag, den 7. August, erst abends 4 Uhr von Southampton abfuhren, und am Mittwoch, den 19. August, schon um 12 Uhr mittags nach New-York kamen. Auf der Rückreise legten wir per Tag durchschnittlich 314 Seemeilen zurück, also in einer Stunde 13 Seemeilen oder 6 $^{1}/_{2}$ deutsche Stunden. Bei dieser Berechnung der Schnelligkeit ließ ich ebenfalls den ersten und lezten Tag außer Rechnung, zog dann von der Summe der 3150 Seemeilen 322 Seemeilen ab und theilte mit 9 in die restlichen 2828. Das that ich aus dem Grunde, weil wir am Dienstag, den 13. Oktober erst abends $^{1}/_{2}$ 5 Uhr von New-York abfuhren, und am 23. Oktober schon abends 5 Uhr nach Southampton, resp. Cowes kamen. Die Fahrt nach New-York nahm 12 Tage in Anspruch, weil wir während der ganzen Reise entweder conträren Wind, oder völlige Windstille hatten, also die Segel nicht benuzen konnten. Die Fahrt nach Southampton, beziehungsweise Cowes nahm dagegen blos 10 Tage in Anspruch, weil wir stets günstigen Wind hatten und darum die Segel benuzen konnten.

Die Schnelligkeit der Fahrt wird theils durch Logen, theils nach der Differenz der Uhren bemessen. Das Logen beruht auf dem Verhältniß, in welchem die Sanduhr zur Logleine steht. Die Sanduhr ist ein $^{1}/_{2}$ Minuten Glas, in welchem sich Sand befindet, der in 28 Secunden abläuft; die Logleine aber ist eine lange Schnur, die in Knoten, à: 45 Fuß eingetheilt ist. 1 Knoten oder 45 Fuß der Logleine verhalten sich zu 28 Secunden, wie eine Seemeile zu einer Stunde. Sind z. B. während des Logens 8 Knoten der Logleine abgelaufen; so legt das Schiff in einer Stunde 8 Meilen oder 4 deutsche Stunden zurück. Die Logleine ist um eine Spule gewickelt, die sich auf

dem Quarterdeck befindet. An demjenigen Ende der Leine, das in's Wasser geworfen wird, befindet sich ein dreieckiges Stück Holz, das die Leine über Wasser und da festhält, wo es in's Wasser fällt. Das vorwärts gehende Schiff haspelt von selbst die Logleine ab und hat man, wenn die Sanduhr abgelaufen ist, blos die Leine mit der Hand festzuhalten und dann die abgehaspelten Knoten zu zählen, um zu ersehen, wie viele derselben während 28 Secunden sich abgewickelt haben.

Nach dem Stand der Uhren aber kann die Schnelligkeit der Fahrt und zugleich der Längengrad gemessen werden, weil von einem Längengrad zum andern eine Zeitdifferenz von 4 Minuten sich herausstellt, d. h. die Sonne geht mit jedem Längengrad westlich je 4 Minuten später, und mit jedem Längengrad östlich 4 Minuten früher auf. Fährt nun das Schiff gegen Westen, so sieht man, nachdem durch den Chronometer die wirkliche Zeit festgestellt ist, auf der Schiffsuhr oder Sackuhr nach, wie viel diese Zeit von jener differirt, die man an dem Orte der Abfahrt gegenwärtig hat. Diese Differenz wird sodann mit 4 getheilt, und so oft 4 in der Differenzialzahl enthalten ist, so viele Längengrade ist man westlich vorwärts gekommen. Ich will das Angeführte durch ein Beispiel klar machen. Von Hamburg bis New-York differirt die Tageszeit, oder differiren die Uhren 5 Stunden und 36 Minuten, es müssen also, da die Zeit von einem bis zum andern Längengrad um 4 Minuten differirt, zwischen beiden Städten 84 Grade liegen. So oft nun die Hamburger Zeit oder Uhr 4 Minuten der wirklichen Zeit nach dem Sonnenstand voraus geeilt ist, hat man einen Längengrad zurückgelegt.

Wie es aber festgestellt wird unter welchem Breitegrad sich das Schiff jeweils gerade befindet, ist eine derart komplicirte Sache, daß ich es für rathsam und angezeigt erachte, darauf mich nicht einzulassen. Ich erwähne daher nur noch

kurz: ist der Breitegrad bestimmt, so weiß man damit auch, wie groß die Entfernung des einen vom andern ist, und kann sodann nach Maßgabe der Zeitdifferenz den zurückgelegten Weg und die Schnelligkeit der Fahrt bestimmen.

Bei diesem Anlaß will ich nicht verhehlen, daß ich mich schon oft darüber geärgert, daß fast in jedem Atlas, ja in einem und demselben Atlas, der Ausgangs-Meridian verschieden angegeben ist. Bald wird er nach Ferro, bald nach Paris, bald nach Greenwich, bald nach Washington angegeben! Dadurch entsteht eine heillose Confusion und schleichen sich kolossale Irrthümer bei der Orts-Entfernung und der Zeitberechnung ein. Ja der damit Hand in Hand gehende Schlendrian nimmt sich oft nicht einmal die Mühe, auf den betreffenden Karten anzugeben, ob der Nullen-Meridian (eigentlich der 360.) von Ferro oder Paris oder Greenwich oder Washington angenommen ist. Warum denn nicht in der Geographie einen internationalen Meridian annehmen! Warum denn den nationalen Stolz, die Arroganz und Herrschsucht auch auf das Gebiet der Geographie übertragen! Was hat denn die mathematische Geographie mit den Nationalitäten, mit französischer Coquetterie, mit englischer Brutalität und mit dem Yankeethum zu schaffen! Wie kleinlich, wie lächerlich, wie eingebildet und willkürlich: die Meridiane gerade von der Hauptstadt seines Landes aus zu zählen! Die Geographie ist eine, unsere ganze Erdkugel umfassende Wissenschaft und ein Gemeingut aller Völker, und darum sollte, was sich auf den mathematischen Theil der Geographie bezieht, nach allgemein feststehender Norm begrenzt, bemessen und angegeben werden. Ist es nicht traurig genug, daß bei dem mehr und mehr zunehmenden Verkehr unter den Völkern, nachdem Damfschiffe und Eisenbahnen, internationale Kunst- und Industrie-Ausstellungen, das allmälige Schwinden des religiösen Fanatismus und der Intoleranz, sowie der

nationalen Absperrung nach außen, Länder und Völker einander näher gerückt, doch noch mächtige Schranken zwischen diesseits und jenseits der Schlagbäume sich aufthürmen, bestehend in der Verschiedenheit der Sprachen, des Geldes, der Maße und Gewichte; soll dazu nun auch noch eine verschiedene Meridian-Berechnung kommen, damit man ja stets mit Reduciren seine kostbare Zeit verlieren muß oder durch die nationale Befangenheit der Geographen am Narrenseil herumgeführt wird? Wenn es sich ohne flagrante Versündigung gegen alle geographisch festgestellten Thatsachen ausführen ließe, den Wendekreis des Krebses oder den Aequator über Paris oder Greenwich (die Sternwarte bei London) zu ziehen, ich zweifle nicht im mindesten daran, daß die „große" Nation und „John Bull" dieselben dorthin verlegten. Nur Eines wundert mich, daß man in Baden anno 1860 nicht eine badische Meridian-Berechnung eingeführt hat, mit dem Ausgangspunkte von Karlsruhe oder Durlach. Welche Prüderie bei so eminentem Verdienst um die ganze Welt, welcher der Musterstaat ja von A—Z vorleuchtet! Freudig und dankbarst würden die Völker der Erde den badischen Meridian als Normalmeridian anerkennen und sich glücklich schäzen östlich oder westlich von Karlsruhe wohnen zu dürfen, da es ja nicht fehlen könnte, daß diese Mittagslinie Licht und Wärme, Kraft und Segen über die ganze Welt ausströmte. Und sollte ein Ultramontane sich etwa unterstehen, gegen diese neue Welteinrichtung Protest zu erheben, und an dem alten Canarischen Meridian festhalten; so würde man eine solche unpatriotische „Canali" mit Recht in den tiefsten „Rastatter Schatten" sezen.

Dienstag, den 18. August. Auch heute herrliches Wetter. Die Sonne brannte mörderisch auf unsere Häupter und brachte uns einen Begriff davon bei, was es heiße, 14 Grade oder 420 Stunden (von Cuxhafen bis New-York) nach

Süden zu reisen. Wäre durch die Bewegung des Schiffes nicht Luftzug entstanden, so würde die Hize auf dem Verdecke unerträglich gewesen sein. Jeder suchte sich ein schattiges Pläzchen und rückte, so oft die Sonne ihn wieder beschien und zu braten drohte, Zoll für Zoll in den Bereich des kühlenden Schattens. Ich gehe nun über zum lezten Capitel, nach dem vielleicht schon Manche gefahndet haben, das ich aber nur ungern zur Sprache bringe; es handelt nämlich:

IX. Capitel.

Von der Schiffskost.

Dieses Capitel erinnert uns stets an unsere Armseligkeit, an unsere täglichen Bedürfnisse, die wir mit den Thieren gemein haben, an den fatalen Biß im Paradies, von dem auch uns die Zähne stumpf geworden, und an eine perpetuelle Versuchung unseres schwachen Fleisches, der Millionen unterliegen. Allein dieses Capitel gehört nun einmal zum Ganzen, es hält Leib und Seel zusammen und ist für sehr viele meiner Leser vielleicht interessanter als das Logen, und zwar entweder aus dem Grund, weil sie die Kochkunst als die erste aller Künste ansehen, oder weil sie als ächte Financiers erfahren möchten, ob sich der Thaler mit dem Teller reimt, d. h. ob die Passagiere auf den 3 Schiffspläzen nach Verhältniß ihres bezahlten Ueberfahrtspreises auch verköstigt werden. Ich antworte im Namen aller Passagiere, derer der I., II. und III. Classe, mit: ja. Wer nicht ein Leckermaul oder Nimmersatt, ein Gourmand oder Vielfraß ist, der wird gewiß mit der Kost zufrieden sein, er mag ein Passagier I., II. oder III. Classe sein. In II. Cajüte erhält man morgens 7 Uhr Caffee mit genug Brod und Butter, überdieß gebratenes Fleisch (Beefsteaks). Das Brod ist stets frisch und gut gebacken, schneeweiß und schmackhaft.

Um 10 Uhr werden auf einer großen Platte Brodschnitten, die mit feinem Käse, Wurst, Rindfleisch, Kalbfleisch oder Schinken belegt sind, auf die Tafel gestellt, und kann Jeder, der Lust hat, zugreifen. Mittags werden: Suppe, Fisch, Rindfleisch mit verschiedenen Beilagen, eine süße Speise nebst Früchten servirt. Nachmittags 3 Uhr erhält man Caffee und abends 6 Uhr Thee nebst weißem und schwarzem Brod, mehrere Sorten kalten Fleisches, Sardellen, Butter und Käse. Es wird stets so viel aufgetragen, daß niemals Alles aufgezehrt wird. An den Sonntagen wird überdieß eine Extraspeise, z. B. Pudding, der reichlich mit Vanille gewürzt ist, servirt. Man erhält nur gegen Bezahlung Wein. Ich sah ein einziges Mal diesen Luxusartikel auf der Tafel. Die Flasche kostete 1 Thaler, allein trozdem war der Wein sehr schwach und sauer. Daß die Flasche Hamburger Actienbier 21 kr. kostet, habe ich schon weiter oben erwähnt. Während der heißen Jahreszeit sind die Getränke dermaßen warm und fad, daß man dieselben nur dann genießen kann, wenn sie vorher auf Eis gelegen. Ersucht man den Steward um diese Gefälligkeit, so erhält man das gewünschte Getränk frisch und kalt — selbstverständlich gegen ein Trinkgeld, wogegen auch Nichts einzuwenden ist. Das Wasser wird von Hamburg mitgenommen und befindet sich in I. und II. Cajüte in einer Icebox (Eisbehälter von Blech), die Jedem zur Verfügung steht. Ohne diese Einrichtung und Fürsorge wäre das Wasser kaum trinkbar, jedenfalls nicht durstlöschend. Man muß sich aber wohl hüten, viel von diesem Eiswasser zu trinken, da es leicht Kolik und Fieber erzeugt.

Ich habe über die Kost, weder was Qualität, noch Quantität anbelangt, jemals klagen gehört, wohl aber bemerkte ich, wenn süße Speisen aufgetragen oder Zibeben als Dessert servirt wurden, eine große Ungenügsamkeit. Die Milch wird in Hamburg in eingekochtem Zustand mitgenommen. Auf dem

Schiffe wird sie wieder aufgelöst und zur Bereitung der Speisen, sowie zum Genuß des Caffees und Thees verwendet. Ich hab mich nie beim Caffee oder Thee derselben bedient, weiß also auch nicht, wie sie riecht und mundet.

In I. Cajüte wird sehr fein gespeist, wovon man sich überzeugen kann, wenn man auf dem Deck einen Blick in die Küche wirft, die man durch die dortigen Oberlichter bequem beaugenscheinigen kann.

Die Zwischendecker erhalten gute und hinlängliche Kost. Je 16—20 Passagiere bilden eine Tafelrunde oder eine Eß-Compagnie, von der abwechslungsweise je Einer die großen Blechkessel in der Küche in Empfang nimmt und der Tafelrunde bringt. Jeder Zwischendecker muß sein eigenes Eßgeschirr, das aus Blech besteht, nebst Löffel, Gabel und Messer, mit auf das Schiff bringen. Nach dem Essen hat er dasselbe in einem eigens dazu bestimmten und angewiesenen Raume mit kaltem Seewasser zu spülen, sofern er es nicht vorzieht, dasselbe nach Art der Hunde rein zu lecken, was ich oft genug gesehen habe. Morgens erhalten die Zwischendecker Caffee mit Zucker, aber ohne Milch, und dazu zweierlei stets frisches Brod mit Butter. Ist die See unruhig und das Zwischendecks-Personal theilweise seekrank, so erhält dasselbe, nebst dem Caffee, Haferschleim, weil derselbe den Magen beruhigt und das Erbrechen in Etwas verhindert. Mittags wird eine gute, kräftige Fleischsuppe, nach französischer Manier bereitet, mit Erbsen, Bohnen, gelben Rüben und Kraut, nebst Ochsenfleisch und Kartoffeln aufgetragen. Abends gibt's Haferschleim, Thee, Kartoffeln und Brod. Mehrere Eimer aus Blech, mit Wasser gefüllt, das aber nicht durch Eis abgekühlt ist, stehen jederzeit parat, die Durstigen zu tränken. Ich möchte einem Jeden, der im Zwischendeck nach Amerika reist, dringend empfehlen, ein Krug mit Essig

und einige Citronen mitzunehmen, damit er dieses warme, fade Wasser damit genießbar machen kann.

Ich bemerkte im Zwischendeck ungeheuer heißhungerige, gefräßige, brutale Subjecte, enorme Freßsäcke und unergründliche Wuste (man verzeihe mir diese unschönen Ausdrücke; ich weiß nämlich keine andern, die diesen Subjecten adäquat und congruent wären), die wie Raubthiere in einer Menagerie über die Kessel und Schüsseln herfielen, das Beste herausfischten und herausschnitten, ihre Waschschüsseln, nicht Teller! nein: Waschschüsseln hoch damit anfüllten und dann gierig verschlangen. Ich sah sie 2 und 3 mal wiederkehren und zum 2. und 3. mal dieselben Portionen verschlingen. Ja ich sah einmal in einer schlaflosen Nacht, beim matten Schimmer der Laterne, wie ein langer, hagerer Mecklenburger sich vom Lager erhob, zu einer Blechbüchse schlich, aus derselben 2 große Häringe nahm, ein großes Stück Brod, das daneben lag, noch dazu annexirte, wieder in's Bett kroch und diese Beute, ohne Federlesens zu machen, verzehrte. Dieser Mecklenburger mußte entweder bodenlos sein oder an einem schrecklichen Gähhunger leiden. Wenn jener Mann auch so viel Hunger nach Gerechtigkeit besizt, daß auf ihn das Wort des Herrn seine Anwendung findet: „Selig sind, die Hunger und Durst haben nach der Gerechtigkeit," so möchte das die traurige Erscheinung erklären, daß so wenig Gerechtigkeit in der Welt zu finden ist. Jedenfalls wäre er aber dann ein überflüssiges Mittel, um die in liberalen Staaten an der Gegenpartei geübte Gerechtigkeit zu vertilgen. Und sollte er einst am himmlischen Hochzeitmahle Antheil nehmen, so möchte ich nicht dafür gutstehen, daß im Himmel keine Hungersnoth entsteht. Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß man mit Dem, was dieser Schiffshai täglich verzehrte, sehr wohl 2 englische oder Baier-Schweine hätte

mästen können. Das mag wohl auch der Grund gewesen sein, weßwegen er Amerika verließ, ich traf ihn nämlich auf der Rückreise nach Deutschland im Zwischendeck und gehörte mit ihm zu derselben Tafelrunde, — er wird eben das viele Geld für die in Amerika sehr theueren Nahrungsmittel nicht aufgebracht haben.

Amerika.

Mittwoch, den 19. August. Morgens 6 Uhr, sahen wir Land, es war Long-Island, eine bereits 50 Stunden lange, schmale Insel, die wie eine mächtige Schuzwehr sich vor dem nördlichen Theil des Staates New-Jersey und vor dem südlichen New-York's und Connecticut's aufgethürmt zu haben scheint. Wenn das Wort „Land" auch keinen solchen Eindruck auf uns hervorbrachte wie ehedem auf die Gefährten des Columbus, wenn es uns auch nicht Thränen der Rührung entlockte, so versezte es doch Alles in eine freudige Erregtheit, wie ein elektrischer Strom durchzuckte es Kopf und Herz, Leib und Seele. Jung und Alt eilte auf's Deck, um Land, amerikanisches Land, das lang ersehnte Land, zu sehen. Ja, das lang ersehnte Land, denn diese Sehnsucht wird täglich durch den Rapport gesteigert, den der Capitän schriftlich über den während je 24 Stunden zurückgelegten Weg erstattet. Mit Spannung sieht man täglich diesem Bericht entgegen, und wenn dann der Matrose endlich kommt und den Zettel, auf dem die während den lezten 24 Stunden zurückgelegten Seemeilen angegeben sind, in das blecherne Täfelein schiebt, eilt Alles hin und verschlinget gleichsam die 3 Zahlen mit den Augen, als wären sie das große Loos der Frankfurter Lotterie. Es ist in dem von der ganzen Welt getrennten, auf sich selbst beschränkten, der Tagesneuigkeiten und Zeitungen entbehrenden Schiffsleben ein

Ereigniß, wie viele Seemeilen man seit gestern zurückgelegt, und wie viele man noch bis New-York zurückzulegen hat. Wie hungerige Mäuse unter leeren Nußschalen und Mohnkapseln rascheln, so stöbert man Stunden lang unter diesen trockenen Zahlen hin und her, auf und ab, calculirt, combinirt, conjicirt, addirt, subtrahirt und dividirt, doch Maschin und Wind nehmen keine Notiz von diesen Verstandesexercitien und Herzenswünschen — sie gehen ihres Wegs und machen dem sehnsüchtigen Passagier sehr oft einen dicken schwarzen Strich durch seine Wahrscheinlichkeits-Rechnung. Hat man aber einmal Land vor sich, dann bekümmert man sich um keine Rechnung und um keine Seemeilen mehr. Man fliegt dem Dampfer weit, weit voraus, landet im Geist, fällt seinen Bekannten in die Arme, richtet sich gemüthlich auf dem festen Lande ein, stillt den brennenden Durst mit „Lager" aus der Icebox und fängt an, zu schaffen, zu handeln, zu wandeln. „Land, Land!" wer sollte glauben, daß diese Worte so große, elektrische Kraft besitzen und alle Sinne in fieberhafte Aufregung versetzen — da man doch auf dem Land geboren ward, stets festes Land unter den Füßen hatte, jahrelang über Berg und Thal marschirte und täglich Fels und Wald vor Augen hatte! Aber so ist eben der Mensch: das Alltägliche, Gewohnte, Nahe stumpft ihn ab, macht ihn gleichgiltig dagegen, macht ihn gleichsam blind und taub dafür, sobald es aber seinen Augen entschwand, sobald er Dessen entbehrt, erwacht Sehnsucht darnach, und er lernt den Werth desselben schätzen. Ha, wie staunt man, wenn man das erste Mal das Meer vor sich sieht, man kann sich kaum satt sehen, wenn man das erste Mal nur noch den Himmel über sich und nur noch Wasser unter sich gewahrt. Aber in wenigen Tagen erwacht die Sehnsucht nach dem Land, nach dem festen Boden, nach dem ruhigen Bett, nach der körperlichen Freiheit, nach leiblicher und geistiger Beschäftigung, und freudig begrüßt man die blauen Hügel, die in nebelgrauer Ferne über den Meeresspiegel emporragen und Land ver-

künden. Wer nie an den Augen litt oder für längere oder kürzere Zeit erblindet war; der kann die ungeheuere Wohlthat des Augenlichtes nicht nach Gebühr schäzen. Wer nie krank darnieder lag, wen nie brennender Schmerz quälte, wer nie schlaflose Nächte durchseufzte; der kennt den unschäzbaren Werth der Gesundheit kaum dem Namen nach. Wer nie peinigenden Hunger und brennenden Durst litt; der schäzt ein Stück Brod und ein Glas frischen Wassers nicht. Wer von einer Seele, mit der Blut, Liebe oder Freundschaft ihn verband, nie getrennt war; kennt die Macht des Bandes nicht, das ihn und sie umschlingt, wird er aber von ihr getrennt, dann fängt jene Macht zu wirken an. Wie Vieles lernt man erst dann würdigen und schäzen, wenn man es unwiederbringlich verloren, und wie Manchem öffnet erst das Grab die Augen und zeigt ihm den unersezlichen Verlust, den er durch den Tod dieser und jener Person, besonders der Eltern und Gattin erlitten.

Sobald Land in Sicht ist, beginnt ein reges Leben auf dem Schiff; denn in einigen Stunden ist dann das Ziel erreicht, und der schwimmende Kerker öffnet seine Thore. Die Zwischendecker werfen ihre Strohsäcke größtentheils über Bord, wobei übrigens kein großes Capital verloren geht, Alles packt und bündelt, zieht und zerrt an Ballen, Verschlägen und Koffern. Wer, wie ich, blos eine Reisetasche bei sich hat, ist bald mit Packen fertig, er steigt sodann auf's Deck und beobachtet die scheinbar dahinfliegenden Ufer, die bald deutlicher von Wasser und Himmel sich abheben, immer höher steigen, immer näher rücken und immer schärfere Umrisse zeigen, bis er Thurm und Baum, Burg und Fels, Feld und Wies unterscheiden kann. Zuerst sieht man blos rechts Land, d. h. nördlich, es ist das erwähnte Long-Island, bald gewahrt man aber auch nach Westen Ufer, es sind die Gestade von New-Jersey. Eine Menge Wimpel, Masten und Segel kommen in Sicht, die alle die Richtung von oder nach New-York, der Riesenstadt, anzeigen. Um neun Uhr fuhren wir in die Bai, die links von der Landzunge

Sandy=Hook, worauf der Leuchtthurm steht, Staten=Island, worauf sich die Quarantaine befindet, und rechts von Long=Island gebildet wird. Die Ufer sind hier, obgleich ziemlich niedrig, dennoch malerisch, weil mit vielen recht stattlichen Landhäusern, Gärten und Gebüsch geschmückt. Besonders Amboy zur Linken sieht recht lieblich und traut aus seiner Bucht hervor. Bald verengert sich die Bai und das Schiff dampft kühn durch die Narrows (Enge) mit ihren drohenden Batterien zu beiden Seiten, von denen namentlich die des rechten Fort Hamilton in die Augen fallen. Hat man die Narrows im Rücken, so bietet sich dem erstaunten Ankömmling ein wunderbar großartiges Panorama dar, das in seiner Art einzig dasteht. Rechts und links hohe Ufer, die sich zu anmuthigen Hügeln erheben und mit Villen, Schlössern, Burgen, Maierhöfen, Anlagen, Gärten, Gebüsch und Wald bedeckt sind. Um den Contrast zwischen anmuthiger, idillyscher Pracht und Schönheit und schauerlichem Ernst lebhafter hervortreten zu lassen, sind die Elli's und Governor's Inseln mit bedeutenden Festungswerken gekrönt. Im Hintergrund ist ein einziges, theilweise amphitheatralisch sich erhebendes Häusermeer, aus dem zahllose Thürme emporragen. Links ligt Jersey City und im Hintergrund Hoboken, rechts Brooklyn und im Hintergrund Williamsburg, in der Mitte aber der Riesenleib New=York's — prachtvoll und herrlich anzuschauen. Sehr reizend und malerisch präsentirt sich die s. g. Batterie, eine Allee mit hohen, schattenreichen Bäumen, über der sich der gothische Thurm der Trinity=Church (Trinity=Tschertsch, d. h. Dreifaltigkeits=Kirche) erhebt, der die ansehnliche Höhe von 264′ erreicht. Rechts und links ziehen sich sehr breite Wasserstraßen zwischen New=Jersy und New=York einer Seits, und zwischen Long=Island und New=York ander Seits hin, rechts ein Meeresarm — der East=River (Istriver, d. h. Ostfluß), und links der Hudson (Haudsen), gewöhnlich North=River, d. h. Nord=

fluß genannt. Unbeschreiblich ist das Leben und Treiben, das Gewimmel und Getummel der Dampfer und Segelschiffe, der colossalen Ferry-Boats und der Nachen im Hafen New-York's. Wohin das Auge schaut, soweit die Sehkraft reicht — Nichts als Segel und Masten, Schlote und aufwirbelnde Rauchsäulen. New-York ist ein Centralpunkt des Welthandels, es liegen im Hafen New-York's Schiffe aller Länder und Nationen.

Zwischen Fort Gibson und Jersey City warfen wir Anker. Es kam ein Arzt an Bord, um sich zu erkundigen, ob keine Krankheit unter den Passagieren ausgebrochen, namentlich ob keine der Quarantainehaft unterworfene Krankheit auf unserem Dampfer sich eingenistet. Da wir alle hechtgesund waren, so war diese Formalität bald abgemacht. Aber lange, sehr lange ließ der Herr Doctor auf sich warten — bereits eine Stunde. Während dieser Zeit machte uns der Postdampfer einen Besuch, um die Zeitungen, Briefschaften und Werthstücke in Empfang zu nehmen. Es ist unglaublich, mit welcher Schnelligkeit solch ein Postdampfer neuester Construction dahinfährt, und mit welcher Leichtigkeit, Grazie und Eleganz er seine Wendungen macht und an die Seite eines so ungeheueren Dampfers schmiegt, wie der unserige war. Endlich dampften wir langsam und feierlich den Hudson hinauf bis zu denjenigen Docks, in welchen die Steamboats (Stimmboot, d. h. Dampfer) der Hamburg-amerikanischen Packetfahrt-Actiengesellschaft ihr Standquartier haben. An dicken starken Tauen wurde der Seecoloß in das Bassin buxirt und dann festgebunden. Wer nun glaubte, er dürfe flugs über die Landungsbrücke und den amerikanischen Boden betreten, der sah sich bitterlich getäuscht. Wir sollten, so schien es mir, zuerst hart gesotten werden, bevor wir den Amerikanern zum Verspeisen vorgesezt wurden. Es brannte nämlich eine orientalische Sonne unbarmherzig auf unsere Köpfe, eine Schwüle und Gluthhize lag auf dem Wasser-

spiegel, die kaum zu athmen gestatteten, und die den Schweiß in Bächen an unserem Leibe hinabrieseln ließ. Was den langen Aufenthalt verursachte, war mir unerklärlich. Ein ziemlich verwahrlost aussehender Mensch, ohne Kopfbedeckung, hemdärmelig, an einem Fuß einen Stiefel, am andern aber einen Schlappen, kam öfters, mit dem Capitän eifrig disputirend, auf's Schiff und begab sich dann wieder in einen Bretterverschlag mit Fenstern, der unter dem mächtigen Schuppen stund, an dessen Breitseite unser Dampfer angelegt hatte. Ich vermuthete in dem abgerissenen Menschen einen Hafencollector, der allerdings bei Ankunft eines Schiffes eine sehr wichtige Rolle spielt. Er muß nämlich diejenigen Gegenstände, die einem Zolle unterworfen sind, tarifmäßig abschäzen und den abgeschäzten Betrag erheben. Die Zölle, mit denen manche Gegenstände belegt sind, streifen an das Gebiet des Fabelhaften. So z. B. müssen für halbseidene Waaren 50 %, für ganzseidene 60 %, für Eisenwaaren 70 %, für Baumwolle 80 %, für Wolle 100 % und für Cigarren und Kirschenwasser 600—1000 %!! Zoll bezahlt werden. Auch neue nach Amerika gesendete Bücher unterliegen einem sehr hohen Zoll — Bogen für Bogen bezahlt einen Cent, wodurch die Wissenschaft förmlich besteuert ist. Die Stelle eines Hafencollectors soll zu den rentabelsten und lucrativsten der ganzen Union gehören. Der Hafencollector in New-York hat einen fixen Gehalt von 6000 Dollars, also von 15,000 Gulden, jährlich, allein die Nebengebühren, die ihm zufallen, betragen nachweisbar 45,000 Dollar jährlich, d. h. 112,000 Gulden — gewiß ein fürstliches Einkommen! Aber auch: welche Summe muß er aufbieten, um durch Bestechung diesen Posten zu erhalten! Man behauptet, daß das ganze Zollpersonal an allen Hafenpläzen der Union käuflich und bestechlich sei, und Niemand der Amerika kennt, sezt den geringsten Zweifel in diese Behauptung; denn wie

oft und in welchem Betrag stellen sich nicht Bestechungen, Unterschlagungen und Veruntreuungen an den Stapelplätzen heraus! Ueberdieß darf man nur die Physiognomie des beim Zollfach angestellten Personals aufmerksam betrachten, so macht man schon vor der Landung die Wahrnehmung und gewinnt die Ueberzeugung, daß der Dollar in Amerika allmächtig und sein Reiz unwiderstehlich ist. Es postirte sich einer dieser Zöllner an die Landungsbrücke unseres Dampfers, um die unbefugte Landung der Passagiere zu verhindern. Er trug einen weißen, sehr leichten Rock nach Art der Amerikaner, einen Strohhut, weiße Linnenhosen und fuchsige Stiefel. Auf der Brust hatte er einen Messingschild hängen, der, wenn ich mich nicht irre, das Sternenwappen zeigte. Nie in meinem Leben sah ich falschere Kazenaugen, nie einen stechenderen, die Menschen tiefer verachtenden, beutegierigeren Blick als bei diesem Zöllner. Er hatte zunderrothes Haar, einen Vollbart, kaute Tabak und sprizte die braune Sauçe mit einer großen Kunstfertigkeit in kühnen Bogen nach allen Richtungen der Windrose auf unser Deck. Ein prächtiger Original-Kopf für einen Maler, der das lezte Abendmahl darstellen möchte und für den Mann der 30 Silberlinge keinen entsprechenden Kopf zu schaffen wüßte.

Nachdem wir eine Stunde lang von allen Seiten gesotten und gebraten waren, nachdem uns die Kleider patschnaß am Leibe hingen, erlaubte uns endlich der fuchspelzige Zöllner, den amerikanischen Boden zu betreten. „Aber," wirst du sagen, „warum ließen Sie sich denn auf dem Verdecke sieden und braten? Warum stiegen Sie nicht hinab in den kühlen Raum der II. Cajüte?" Warum? Weil man sich lieber sieden und braten läßt, als daß man am Ziel der Reise nochmals unter Deck kriecht. Hatte ich, um Amerika zu sehen, nicht schon so viele Strapazen erduldet, daß ich mich schließlich dafür auch

noch etwas sieden und braten lassen konnte? Und wäre ich nicht um den Anblick und Genuß eines halbbestiefelten und halbbeschlappten Hafencollectors und des fuchsigen Zöllners gekommen? Wer, um Unannehmlichkeiten und Mühseligkeiten zu entgehen, sich unter Deck verkriechen will, der bleibe lieber ganz daheim und strecke unter seiner warmen Couverte höchstens den Nasenzipfel herfür. Konnte doch die sonst allgebietende, zarte Sorgfalt für den weißen Teint die Frauenzimmer nicht abhalten, denselben eine Stunde lang der versengenden Sonnengluth auszusezen, und ich, ein abgehärteter Mann vom „kalten Markt" hätte mich vom schönen Geschlecht beschämen lassen sollen?

In dem geräumigen Schuppen der Docks standen chaotisch Koffer, Kisten, Schachteln und Reisesäcke und harreten der Visitation entgegen. Da ich blos eine Reisetasche hatte, hoffte ich, schnellstens abgefertigt zu werden. Allein mit Nichten! Jeder Passagier hatte zuerst einen halben Bogen Fragen gewissenhaft zu beantworten. Diese Fragen bezogen sich auf das Gepäck und zollbare Gegenstände. Jeder billig denkende und vernünftige Mensch wird erwarten, daß die zu beantwortenden Fragen in deutscher Sprache gestellt seien, da fast alle Passagiere, die hier landen, geborene Deutsche und der englischen Sprache nur ausnahmsweise mächtig sind. Doch nein — sie sind in englischer Sprache abgefaßt! Gewiß eine große Rücksichtslosigkeit gegen den Fremden und eine schwere Belästigung desselben. Und überdieß gehet dem Fremden Niemand vom Zollpersonal an die Hand mit Rath und Auskunft, jeder Passagier hat aber mit sich selbst zu thun, so daß Diejenigen, die der englischen Sprache mächtig sind, sich Derjenigen nicht annehmen können, die ihrer nicht mächtig sind. So wissen sich also die meisten Deutschen mit dem englischen Fragenzettel nicht zu rathen und zu helfen. Sie laufen, denselben in der Hand haltend, ängstlich und verlegen hin und her wie Hühner, die

verlegen wollen. Sie laufen von Pontius zum Pilatus, von Annas zu Kaiphas, bis es ihnen endlich gelingt, eine mitleidige Seele zu finden, die ihnen sagt: „trunk heißt Koffer, clokebag — Reisesack, travelling-pouch — Reisetasche, custom — Zoll, und liable to paying duty oder custom — zollbar.“ Hinter diese betreffenden Wörter hat man dann, je nachdem man einen Koffer, einen Reisesack, eine Reisetasche oder deren 2, 3 u. s. w. hat, einen Einser, einen Zweier zu sezen, oder man schreibt „no“ hinter das betreffende Wort, d. h. nein. Hat man nichts Zollbares, so sezt man das „no“ hinter die sich darauf beziehende Frage. Ich habe diese Formalität hier absichtlich erwähnt, um dem Einen oder Andern, der dieses Buch liest und früher oder später nach Amerika reist, damit einen Dienst zu erweisen. Ich warne aus demselben Grunde Jeden eindringlich vor dem Schmuggeln; denn dasselbe ist mit horribler Strafe belegt. Meinen liebwerthen Herren Collegen, den Rauchern, bemerke ich, daß 99 Stück Cigarren keinen Zoll bezahlen; wollte man aber einen ziemlichen Vorrath vaterländischer Cigarren mit hinübernehmen, so müßte man so viel Zoll bezahlen, daß eine Cigarre mittlerer Qualität auf 10 Kreuzer, und eine bester Qualität auf 20 Kreuzer zu stehen käme. Für diesen Preis kann man aber in Amerika sehr feine Cigarren erhalten.

In dem mehrerwähnten Fragebogen ist jeder Passagier aufgefordert „conscientious“ d. h. gewissenhaft anzugeben, ob er nichts Zollbares bei sich hat. Wenn Jemand Anlage zu Apoplexie, zum Schlaganfall, besizt, so mag er sich wohl hüten, daß dieses Wort ihn nicht todt zu Boden niederstreckt. Nein, wahrhaftig: wie verirrte sich das conscientious auf das amerikanische Zollamt? Es ist viel leichter, zu erklären, wie Saul unter die Propheten und Pontius in's Credo gekommen, als wie conscientious und custom-office

sich zusammenreimen. Hier tritt dem Einwanderer der erste, und zwar nicht geringste Schwindel und Humbug entgegen. Da, wo die Corruption vorzugsweis ihr Brutnest hat, verlangt man von den Einwanderern gewissenhafte Angabe ihrer zollbaren Gegenstände! Diese höchst barocke Zumuthung der bestechlichen, käuflichen und raubgierigen amerikanischen Zöllner erinnerte mich lebhaft an die ganz ähnliche Zumuthung der Kirchen- und Klösterräuber zu Anfang dieses Jahrhunderts. Alle jene Potentaten und Regierungen, die, um dem Kirchenraub und Klostergüterdiebstahl das Gehässige zu nehmen, die, um das Volk vor ähnlichen Räubereien und Dieberein zurückzuschrecken, die, um sich den Anschein der Legalität zu geben, die Aufhebung der Klöster und Stifter zum Gesez erhoben und dieselbe als ein der Krone innewohnendes und zustehendes Recht erklärten, verlangten damals von den rechtmäßigen Besizern der Klöster und Stifter ebenfalls gewissenhafte Angabe und Uebergabe aller Kapitalien, Kostbarkeiten, Gefälle u. s. w. Es ist doch gewiß mehr als sonderbar und gehört eine Ausgeschämtheit und Frechheit sondergleichen dazu, wenn der Gewissenlose von dem Gewissenhaften, der Räuber von seinem Opfer gewissenhafte Angabe seiner Barschaft verlangt, damit er ihn doch ja bis auf den lezten Heller, bis auf's Hemd, ausplündern kann. Ich kann es mir nicht versagen, hier ein derartiges Beispiel anzuführen. Als der Hochedle und Hochweise Magistrat der freien Reichsstadt Frankfurt am Main die dortigen Stifter und Klöster aufhob, verlangte er von den rechtmäßigen Inhabern und Besizern derselben, daß sie auf Ehre und Gewissen Nichts vom Kirchen-, Kloster- und Stiftsgut verheimlichen und unterschlagen. Es heißt in den betreffenden Signaturen: „Ein Hochedler Rath vertraut hiebei zu der Rechtschaffenheit und Gewissenhaftigkeit der Herren Dechanten und Capitel 2c. wie auch sämmt-

lichen übrigen, denselben unter= und beigeordneten Clerus sowohl, als deren weltlichen Dienerschaften und Receptoren, daß dieselben Nichts hinterhalten, sondern also verfahren werden, wie sie es, auf jedesmaliges Erfordern, resp. bei Ihrer priesterlichen Ehre und Treue oder selbst mittelst eines körperlichen Eides zu bestärken vermögen." Welche Heuchelei und Doppelzüngigkeit, welch ein verächtliches, verruchtes Spiel mit einer heiligen Sache, welch eine tiefe Herabwürdigung einer göttlichen Einrichtung, indem dieselbe von der Raubsucht und Dieberei in Dienst genommen und ausgebeutet wurde und noch ausgebeutet wird!

Nachdem ich meine Impresse ausgefüllt hatte, suchte ich einen der Zöllner zu bestimmen, meine Reisetasche zu visitiren, was mir aber nicht gelang. Die amerikanischen Douaniers sind im höchsten Grad ungefällige, abstoßende und unter Umständen pöbelhaft brutale Subjecte. Endlich stellte sich der schon erwähnte Kautabaksauçe=Sprizenmeister in der Nähe des Ausgangsthores auf, wie es schien, in der Absicht, diejenigen Herren abzufertigen, die blos Reisetaschen bei sich hatten. Schnell bildete sich um denselben ein großer Halbkreis von Passagieren, von denen jeder seine Impresse in der einen und seine Reisetasche in der andern Hand dem Sprizenmeister hinhielt. Doch dieser blieb wie eingewurzelt stehen, fixirte Einen nach dem Andern mit seinen grauen Kazenaugen und hielt uns durch sein eisiges, eisernes Benehmen dermaßen im Schach, daß wir, wie Rekruten vor einem Officier, vor diesem Fuchspelz unbeweglich im Halbkreis stehen blieben. Endlich riß mir der Geduldsfaden, und gereizt sagte ich: „Es scheint, daß wir hier in die Quarantaine gerathen sind; denn ohne allen Grund hält man uns hier schon 2 Stunden lang hin und läßt uns vergeblich auf die Revision unseres Gepäckes warten. Wäre man von Seite des Zollpersonals weniger malhonnête gegen uns, so könnten wir längst

schon in New=York sein.“ Der Rothe warf mir auf diese Aeu= ßerung einen unsäglichen Blick voll Verachtung zu, und richtig nahm er mich als einen Frevler gegen das amerikanische Zoll= amt auf's Korn, visitirte auf's Schonungsloseste meine Reise= tasche, schüttelte und warf Alles am Boden umher und verursachte mir den großen Verdruß, Alles wieder in Ordnung bringen und einpacken zu müssen. Doch zu seinem noch größeren Verdruß fand er auch nicht den geringsten zollbaren Gegen= stand in meiner Tasche. Als ich wieder eingepackt hatte und der Sprizenmeister mit Kreide ein Revisionszeichen auf meine Tasche gemacht hatte, glaubte ich anstandslos diesen traurigen Ort verlassen zu können, allein weit gefehlt! Nun fiel ich einem andern Lämmergeier in die Krallen. Ein anständig gekleideter Herr winkte mir bedeutungsvoll in einen Bretterverschlag, der mit einer Glasthüre versehen war, und als ich dieser son= derbaren Einladung keine Folge leistete, zog er mich am Rock= flügel mit sich hinein. Ich war aus dem Regen unter die Traufe gerathen; denn hier wurde ich einer körperlichen Visi= tation unterworfen. Weil ich ziemlich corpulent bin, schöpfte der Zollbeamte wahrscheinlich Verdacht, ich möchte zollbare Gegenstände unter den Kleidern verborgen haben. Und wahr= lich, er hat mich untersucht, wie kein Recrutirungsarzt einen Conscriptionspflichtigen visitirt. Rock, Weste, Hosen, Stiefel und Hemd wurden fast umgekehrt, allein es fand sich Nichts, ledig= lich Nichts. Sogar meine Geldbörse und Brieftasche schnüfelte er aus und zählte meine Cigarren ab, allein es waren ihrer netto 99. Mit dieser Sorgfalt, ja Unverschämtheit wurde ich noch nie und nirgends aus= und abgegriffen, wie von dieser amerikanischen Spürnase. Nach mir kam die dicke Wienerin an die Reihe, und sie wurde nicht schonender von einem Frauenzimmer behandelt, als mich die männliche Spürnase behandelt hatte. Aus ihrem vor Zorn flammenden Gesicht

konnte ich errathen, daß die zollamtliche Lady an dieser corpulenten Wienerin ebenfalls anatomische Studien gemacht hatte. Ja, das muß man sich an der Schwelle des freien Amerika's gefallen lassen! Uebrigens wurden nicht alle, sondern nur einzelne Passagiere körperlich visitirt, und wie mir schien, hielten die Herren Zollbeamten nur die corpulenten derselben für verdächtig. Endlich war ich frei. Die Pforten des Zollgebietes öffneten sich, und ungehindert konnte ich passiren. Da ich einen genauen Situationsplan von New-York und seiner Umgebung besaß, wieß ich alle sich aufdrängenden Führer zurück, marschirte bis zur Barclay-Ferry, bestieg ein Ferry-Boat und fuhr für 3 Cents über den North-River nach New-York. Nachdem ich 5 Blocks (Häuser-Quadrate) passirt hatte, stand ich im Broadway, der schönsten, belebtesten Straße New-York's. Welch ein Verkehr! Welch ein Knäul von Menschen und Wagen! Welch ein betäubender Lärm, welch sinnverwirrendes Durcheinander! Ich konnte mich, die umfangreiche Reisetasche auf dem Rücken und eine in 2 Theile zerlegte, wohlverpackte Jagdflinte unter dem Arm, nur mit äußerster Anstrengung hindurchzwängen und vorwärts arbeiten. Als ich zur Franklin-Straße kam, war ich dermaßen erschöpft und in Schweiß gebadet, daß ich unmöglich weiter konnte. Es lag eine erstickende Gluthhize und Schwüle in der Straße, meine Zunge klebte am Gaumen, und meine Beine kündigten mir den Gehorsam auf. Ich trat daher in einen Beersaloon (Biersalun) und ließ mich erschöpft nieder.

Fast alle Beersaloon-Wirthe sind Deutsche, und nicht wenige darunter sind Badenser. Dieselben sind sehr gesprächig und dienstfertig, und möchte ich jedem Landsmann, der in den großen Städten Amerika's sich nicht zurecht findet, dringend rathen, sich jeweils von einem Beersaloon-Wirth von Station zu Station avisiren zu lassen.

Auch hier fand ich einen Badenser, der sich sogleich in ein Gespräch mit mir einließ, krystallhelles, eiskaltes Bier servirte und mir seinen Sohn anbot, damit er mir die schwere Reisetasche in mein noch weit entferntes Logis trage, was ich mit Dank annahm. Bald erschienen noch etliche Deutsche, die sich an demselben Tische niederließen, an welchem ich Plaz genommen. Sie sprachen zuerst englisch, als aber der Wirth deutsch mit mir redete, knüpften sie in ihrer Muttersprache ein Gespräch mit mir an. Im Verlauf desselben bot ich Jedem eine Cigarre an, was sie veranlaßte, mich mit Bier zu treaten (triten). Dieses Treaten ist eine häßliche und höchst verderbliche amerikanische Unsitte, die darin besteht: wenn Bekannte in einem Beersaloon zusammenkommen, so bezahlt immer nur Einer der Reihe nach. Kommen also z. B. 10 Personen in einem Beersaloon zusammen, oder besuchen 10 Personen gemeinschaftlich einen solchen, so bezahlt jede derselben der Reihe nach 10 Glas Bier, die schnell, gewöhnlich stehend, getrunken werden. Da jedes Glas, gleichviel ob groß oder klein, 5 Cents kostet, so verursacht das einem Jeden eine Ausgabe von 50 Cents oder einem halben Dollar, und muß Jeder 10 Glas Bier trinken. Treatet nun eine Person abermals, so kommen Alle nochmals an die Reihe und jede derselben ist in kurzer Zeit einen Dollar losgeworden und hat 20 Schoppen vertilgt. Es gilt in Amerika als eine Ehrensache, zu treaten, und als eine schwere Beleidigung, das Treaten zurückzuweisen. Gewiß eine höchst verderbliche nationale Unsitte der Amerikaner! Wie Mancher tritt in einen Beersaloon, um 1 oder 2 Schoppen Bier zu trinken und dann weiter zu gehen; nun trifft er aber dort mehrere bekannte Personen, die treaten und ihm sogleich ein Glas vorsezen lassen; nimmt er es an, so muß er unfehlbar die ganze Compagnie wieder treaten und kann nur benebelt und mit Verlust von einem halben Dollar

oder noch mehr wieder abkommen. Um dem Betrunkenwerden vorzubeugen, steht es Jedem frei, sich ein kleines Glas geben zu lassen, aber „viele Hunde sind des Hasen Tod." Da wir in der Franklin-Street (Fränklin-Strit) eine Gesellschaft von 6 Personen waren, und der Wirth nach dem ersten Treatment einer jeden Person auf seine Rechnung nochmals ein Glas vorsezte, so waren Alle genöthigt, die ganze Gesellschaft auch noch einmal zu treaten, und dadurch waren einem Jeden von uns in kurzer Zeit 70 Cents, das sind 1 fl. 45 kr., abgejagt. Während unseres Treatment's erschien ein New-Yorker Dandy, ein eleganter Pflastertreter, der ein Glas Limonade verlangte, aber sogleich aufgefordert wurde, mitzutreaten. Da er es entschieden ablehnte, aber doch den Großmüthigen spielen wollte, ließ er einem Jeden von uns eine feine Cigarre, à 10 Cents, geben, was ihn im Nu 70 Cents gekostet.

Nachdem ich durch Treaten gehörig in das amerikanische Leben eingeführt worden, lud ich dem Beersaloon-Sprößling meine Reisetasche auf und sezte gestärkt, erfrischt und erleichtert den Weg nach meinem Logis fort. Nach einstündigem Marsch hatte ich dasselbe erreicht und war herzlich froh, in der Riesenstadt bei einem alten Bekannten gastfreundliche Aufnahme gefunden zu haben. Deine Neugierde glaubt nun, im Hinblick auf meine Offenherzigkeit, sicherlich berechtigt zu sein, von mir zu erfahren, wie der alte Bekannte heißt, was er ist, und wo er wohnt? Ich habe, in der gewissen Voraussezung Dessen, die Sache reiflich erwogen und bin dadurch zu dem Entschluß gekommen, in diesem Punkt deine Neugierde nicht zu befriedigen, und zwar darum nicht: der Deutsche ist wie kein Anderer zudringlich und bettelhaft. Er benuzt jeden Anlaß, jeden Anknüpfungspunkt, jede Bekanntschaft, um ein Mittagessen, ein freies Nachtquartier oder einen Dollar

herauszuschlagen. Es gibt unter den Deutschen in New-York Subjecte, die zu den größten Gaunern, Schwindlern und Tagdieben gehören und eine grenzenlose Aufsäzigkeit, Zudringlichkeit und Unverschämtheit besizen. Es gibt Deutsche, besonders Kleinstädter und Dorfbewohner, die sich wie Kletten und Schmarozerpflanzen an Jeden hängen, dessen Namen sie schon gehört, mit dem sie schon einmal in demselben Eisenbahnwagen gefahren oder in derselben Restauration Bier oder Caffee getrunken. Ich bin nun fest überzeugt und Dessen gewiß, daß, wenn ich hier angeben würde, bei wem und wo ich in New-York logirt, Manche aus dieser Angabe Capital schlagen und dieselbe bestmöglich ausbeuten würden; sie würden meinem alten Bekannten und guten Freund überlästig fallen, wozu ich durchaus die Hand nicht bieten will. Uebrigens kann es dir auch ganz einerlei und gleichgiltig sein, wo ich wohnte, wenn du nur erfährst, wie man überhaupt in Hotels und Privathäusern wohnt. Die vornehmen und flotten Gasthöfe gleichen sich so ziemlich in der ganzen Welt; diejenigen Amerika's sind nur darin von den andern unterschieden, daß man in denselben familiär behandelt wird. Es ist Alles gemeinschaftlich, bei der Mahlzeit präsidirt die Dame des Hauses, man macht gehorsamst Meldung, wenn man verhindert ist, bei einer Mahlzeit zu erscheinen, und man bezahlt dennoch für jeden Tag gleich viel, wenn man auch an den Mahlzeiten keinen Theil nahm. Der regelmäßige Preis in einem solchen Hotel sind 5—6 Dollars, das sind 12 fl. 30 kr. bis 15 fl. täglich — immerhin ein schönes Sümmchen; allein wer solch ein Hotel bezieht, der braucht nicht auf's Geld zu sehen und will depensiren. In all diesen Hotels wird durchgehends nur englisch gesprochen. Es hat eine Menge deutscher Hotels in New-York, von denen ein recht feines, bequemes und reelles dasjenige von Diez ist, mit dem Schilde „Prescot-House", an der Ecke (Corner) Broad-

way und Spring-Street. Man bezahlt dort täglich 4 Dollars 50 Cents, oder 11 fl. 15 kr. Ein bedeutend wohlfeileres ist das Hotel Jegel, in der Barclay-Street, Nr. 47, also ganz nahe beim Landungsplaze in New-York, wenn man mit dem Barclay-Ferry-Boat von Hoboken herüberkömmt. Man bezahlt dort per Tag 2 Dollar 50 Cents oder 5 fl. 15 kr., was eben nach unseren spießbürgerlichen Verhältnissen immer noch viel, nach amerikanischen Verhältnissen dagegen billig ist. Wer noch wohlfeiler zu logiren und zu zehren wünscht, dem empfehle ich Rau's Hotel, in der Greenwich-Straße (Grinitsch-Strit) Nr. 25, wo er sehr wohl aufgehoben ist und per Tag blos 3 fl. 15 kr. zu zahlen hat. Wer aber in Hoboken bleiben will, der wähle das „Hamburg und Bremen Haus", von Johann D. C. Schnackenberg, das sich in unmittelbarer Nähe des Landungsplazes der Hamburger und Bremer Dampfschiffe befindet (Ecke der III. und River-Street), und nicht theuerer ist als das von Rau in New-York.

Die Privathäuser sind sehr verschieden gebaut. Im Broadway und in der Bowery reihet sich Palast an Palast, oft aus Marmor errichtet und mit korinthischen, jonischen und dorischen Säulen geschmückt. Die gewöhnlichen Häuser sind aus Brick (Backsteinen), in der Regel 4—5 Stockwerke hoch, mit einer Souterrain-Wohnung, in der sich sehr oft eine Store oder eine Kellerwirthschaft befindet. Sind die Bewohner wohlhabend, so haben sie ein Parlour, d. h. ein eigenes Sprach- oder Besuchzimmer. — Die Küche befindet sich in einem Zimmer, das der gewöhnliche Aufenthaltsort der Familie ist. Während des Winters ist diese Einrichtung sehr practisch und angenehm, practisch, weil das Heerdfeuer das Gemach erwärmt und Holz erspart wird, indem kein anderes Zimmer extra zu heizen ist; angenehm aber, weil es dem Menschen angeboren zu sein scheint, sich mit Vorliebe am Heerde niederzu-

lassen. Und ist's nicht rührend und schön, wenn Eltern und Kinder um den Heerd sich sammeln, traute Gespräche führen und scherzend sich liebkosen, während die Gluth des Kamins auf die rosigen Wangen der Kinder Purpur streut, das Wasser im Theekessel lustig wallt und siedet, und der eisige Wind die Schneeflocken an die Fenster weht? So saß ich jeden Abend heimisch und traut im Familienkreise meines Freundes, erzählend von der lieben Heimath, vom Seesturm und von Reiseabenteuern.

Der Amerikaner liebt es, den Boden mit Teppichen zu belegen, und trifft man selbst in den Blockhäusern und in den Hütten der Armen diese practische Einrichtung.

Selbst in New-York gibt es noch viele Farmehäuser, die aus Holz bestehen; auf dem Lande jedoch, in kleinen Städten und Dörfern sind die Wohnungen ausschließlich von Holz erbaut.

Die amerikanischen Wohnungen, besonders diejenigen der Yankees, sind äußerst reinlich und nett.

Eine große Wohlthat für Amerika ist's, daß niemals ein Floh sich an einen Menschen wagt. Eine eigenthümliche Erscheinung! Hunde und Kazen sind voll dieser blutdürstigen Insecten, und doch belästiget nie eines derselben einen Menschen. Worin der Grund davon zu suchen ist, blieb mir verborgen. Wir hatten mehr als genug Flöhe auf der Saxonia und wurden von denselben nicht übel zugerichtet und stigmatisirt, allein kaum war ich gelandet, so war auch diese lästige Einquartirung auf räthselhafte Weise verschwunden. Warum verlassen aber die Flöhe jenseits des Oceans den Menschen? Was raubt ihnen dort den Durst nach Menschenblut? Was hält sie im Lande der Freiheit in respectvoller Ferne vom menschlichen Körper? Das wäre eine würdige Preisfrage für Naturforscher und Physiologen. Möglich, daß diese Thatsache, die ich mit meinem Wort verbürge, manche Person des schönen Geschlechts bestimmt, die Heimath

der nach Menschenblut lechzenden Flöhe zu verlassen und nach jenen Gestaden zu fliehen, wo kein Floh eigenmächtig dem Chirurgen in's Handwerk pfuscht und Blut abzapft; wo nach des Tages Mühe und Last, wenn der Schlaf gebieterisch sein Recht fordert, vorher noch eine halbe Stunde beim Licht der Lampe der Flohjagd geopfert werden muß, wo diese grausamen Quälgeister nicht aus süßen Träumen aufstacheln und das schneeweiße Linnenzeug planlos und unsymetrisch punktiren. Allein leider, leider, quälen andere Insecten, die in Deutschland weniger heimisch sind, den Menschen in Amerika und rauben ihm besonders die Nachtruhe: Wanzen und Moskitos. Die ersten nisten sich gerne im Getäfel der Farmehäuser und in alten Möbel ein, wo sie übrigens sehr leicht durch Anwendung von sublimatum corrosivum zu vernichten sind. Die lezten lieben die Nähe des Wassers — Meer, Flüsse und Seen und dringen des Nachts schaarenweis in die Häuser. Gegen diese Blutsauger, Quälgeister, Schlaf- und Ruhestörer, deren Stich brennenden Schmerz verursacht und eine hohe, entzündete Geschwulst zurückläßt, schüzt kein anderes Mittel, als bei einbrechender Dämmerung die Fenster zu schließen, oder im Fensterrahmen ein feines, enges Drahtgitter zu befestigen, oder das Bett von allen Seiten mit Flor zu umhüllen. Es genügt keineswegs, diese ekelhaften Plagegeister durch Rauchtabak vertreiben zu wollen, das mag gegen gewöhnliche Schnaken ein wirksames Schuzmittel sein, die Moskitos dagegen scheinen davon entweder keine Notiz zu nehmen oder eher noch dadurch gereizt und zum Angriff angespornt zu werden, mir wenigstens ist es nie gelungen, sie durch den Rauch einer Cigarre in die Flucht zu schlagen. So hat jedes Land seine Plage, und ladet jeder Himmelsstrich dem Menschen Feinde auf den Nacken. Wer also durch Auswanderung nach Amerika den Flöhen entrinnt, der fällt dort den Wanzen und Moskitos anheim.

Nachdem ich mich in New-York einquartirt, thürmt sich ein Berg von Schwierigkeiten vor mir auf und drohet ernstlich, meine Reisebeschreibung vor diesem Berg in's Stocken zu bringen; denn wo soll ich jezt anfangen, und wo soll ich aufhören? Amerika ligt vor mir, Amerika, ein Land, ganz verschieden von allen andern in jeder Beziehung, auf allen Gebieten! Wie soll ich übersichtliche Ordnung in die Beschreibung der Einrichtungen, Verhältnisse, Sitten, Gebräuche, der Politik, der Religion u. s. w. u. s. w. bringen? Soll ich sogleich meine Wanderung durch New-York, meine Reise nach Buffalo, Chicago u. s. w. beschreiben und bei jeder sich darbietenden Gelegenheit allgemeine Bemerkungen über Staat und Kirche, Finanzen und Militär und dgl. einflechten? Ich bin entschieden dagegen; denn auf diese Weise wäre unmöglich in das Ganze Zusammenhang, Einheit und Uebersicht zu bringen. Das Zusammengehörende müßte gewaltsam zerrissen, zerstückelt und zerhackt werden, und könnte der Leser auf diese Weise kein anschauliches Bild Amerika's erhalten. Ich will daher bei dieser amerikanischen Reisebeschreibung ähnlich verfahren wie bei jener von Dänemark und Schweden.

---

1. Geschichtliches über die Entdeckung Amerika's, seine Befreiung und Constitution.

Von woher die Ureinwohner nach Amerika einwanderten, von welcher Menschenrage sie abstammen, ob und durch wen allenfalls Amerika schon vor dem Jahre 877 entdeckt wurde — das sind in tiefes Dunkel gehüllte Fragen, die wohl schwerlich werden gelöst werden; denn die Indianer haben als ein völlig uncultivirtes Volk keine Geschichte; die Sagen aber, die sich traditionell unter ihnen von Geschlecht zu Geschlecht vererbten, sind so abenteuerlich und fabelhaft, daß sie auch nicht im Entferntesten einen historischen Kern und einen sicheren Anhalts- und Orientirungspunkt darbieten. Ob die kühnen Seefahrer des Alterthums, die Phönizier und Karthager, schon Amerika entdeckten, ob die von griechischen und römischen Schriftstellern erwähnten Inseln „außerhalb der Säulen des Herkules, die westlichen Inseln, Atlantis" auf Amerika zu beziehen sind — wer wollte Das behaupten oder gar beweisen! Erst mit dem Jahre 877 nach Christi Geburt bietet sich geschichtlicher Boden dar. In dem erwähnten Jahre wurde der Isländer Gunbiörn durch einen Sturm an die Küste Grönlands verschlagen. Er gab dem Lande den Namen von seinen Schneebergen „Hvidsärk." Anno 983 besuchte der isländische König Eriker Rauöi (Erik, der Rothe) Hvidsärk, blieb dort 3 Jahre und nannte es Grönland. Nach ihm ließen sich 986 viele Isländer auf Grönland nieder, gründeten 2 Colonien: West- und Ost-Bygd und erbauten mehrere Kirchen und Klöster. West-Bygd zählte während

seiner Blüthezeit 110 Farms und 4 Kirchen, Ost-Bygd dagegen 190 Farms, 11 Kirchen und 2 Klöster. Die Stadt Gardar war der Siz des grönländischen Bischofes und des königlich isländischen Statthalters. Die Kathedrale in Gardar war dem heil. Nikolaus geweiht. Anno 985 kam der Isländer Bjarn nach Vinland (Weinland), in das jezige New-England. 1001 und 1005 entdeckte derselbe Bjarn in Verbindung mit Leifr Erikson die östlichen Küstenländer von Nordamerika von Labrador an bis nach New-England. Erik predigte in Vinland (in New-England) das Evangelium, und legen eine Menge Runensteine Zeugniß ab von der Anwesenheit der Isländer in Amerika von 40—73 Grad nördlicher Breite. Im Jahre 1824 fand man unter dem 73 Grad N. B. einen solchen Runenstein, der aus dem Jahr 1135 datirte. In Rhode-Island und Massachusetts findet man an Felsenwänden Bilder und Inschriften, die aus uralter Zeit stammen. Zu Newport in Rhode-Island ist ein alter auf 8 Säulen ruhender Rundbau, der in romanischem Style aufgeführt ist und zuverlässig aus dem zwölften Jahrhundert stammt. Die isländischen Colonisten im Norden Amerika's trieben Viehzucht und Ackerbau, sie nährten sich ferner von Rennthieren, von Wallrossen und Seehunden und trieben einen ergiebigen und ausgedehnten Handel mit Robbenfellen, Fischthran und Wallroßzähnen. Es steht geschichtlich fest, daß die isländische Colonie auf Grönland einmal eine Ladung von 2600 Pfund Wallroßzähnen nach Rom sandte. Im vierzehnten Jahrhundert wurde die Colonie West-Bygd theils durch den schwarzen Tod, theils durch die Eskimos zerstört, und im fünfzehnten wurde auch jene von Ost-Bygd durch eine feindliche Flotte vernichtet. Alte Landkarten lassen schließen, daß man im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert in Europa Kenntniß hatte von einem im atlantischen Ocean liegenden großen Lande. Auf einer von Andreas Bianco im Jahre 1463 gezeich-

neten und in der St. Marcus-Bibliothek in Venedig aufbewahrten Karte befindet sich eine „Brasilien“ genannte Insel im atlantischen Ocean, und zeigt die von dem Nürnberger Behaim 1492 gezeichnete Karte an demselben Orte eine große Insel, die „Antillia“ genannt ist.

Am 12. October 1492 entdeckte der Geograph, Mathematiker und Astronom Christoforo Columbo die Insel Guanahani in der Bahama-Inselgruppe, die er San Salvador nannte. Auf derselben Entdeckungsreise fand er noch die Inseln St. Maria del Conception, Fernandina, Isabella, Cuba und Haiti. Auf seiner zweiten Entdeckungsfahrt 1493 fand er die Caraibischen Inseln Porto Rico und Jamaica. 1496 und 97 entdeckten die Venetianer Joh. und Seb. Cabot, die in englischen Diensten standen, Labrador, New-Foundland, die Inseln St. John und die Küste des nordamerikanischen Festlandes bis Florida. 1498 endeckte Columbus Südamerika an den Mündungen des Orinoco. 1499 landeten Alonzo de Ojeda und Amerigo Vespucci an der Ostküste Nordamerika's und fuhren dann nach Brasilien. 1502 fand Columbus auf seiner vierten Entdeckungsreise Honduras, Costa Rica und Veraguas. In schneller Reihenfolge wurden dann sämmtliche Küstenländer Nord- und Südamerika's entdeckt, untersucht und für Spanien, England, Portugal, Frankreich u. s. w. in Besitz genommen. Bis zum Jahre 1640 bildeten sich in Nordamerika die Colonieen: Rhode-Island, Connecticut, New-Hampshire und Massachusetts. Die ersten Ansiedler waren Abenteurer, unruhige Köpfe, desertirte Soldaten, bankerotte Kaufleute, verstickte Studenten, verschuldete Edelleute, Taugenichtse und wegen ihres religiösen Glaubens Verfolgte oder Exilirte. Die meisten Colonisten sahen sich bitterlich in ihren Hoffnungen getäuscht; denn sie hatten von goldenen Bergen, von paradiesischen Gegenden, von reichem Gewinn und Genüssen ohne Arbeit geträumt. Sie fanden einen zwar frucht-

baren, aber völlig uncultivirten, mit Urwald bewachsenen Boden, litten an Allem Mangel, vermißten die Annehmlichkeit des gesellschaftlichen Lebens und mußten nolens volens im Schweiße ihres Angesichtes Blockhäuser bauen und den Boden bebauen, und überdieß waren sie stets den Ueberfällen und Angriffen der wilden Indianer ausgesezt, die mit dem gefürchteten Tomahawk ihre Schädel scalpirten. Allmälig aber gewöhnten sie sich an Arbeit, Gefahr und Kampf und sahen sich durch den Ertrag ihrer Arbeit hinlänglich belohnt. 1681 kam zu den oben genannten Colonieen das von William Penn gegründete Pensylvanien. Virginien war schon früher, nämlich 1585, von Walter Raleigh im Namen England's in Besiz genommen und zu Ehren der „jungfräulichen“ Königin Elisabeth Virginien genannt worden. Die Manhattan-Insel, auf der die Holländer eine Colonie angelegt hatten, wurde 1664 diesen von den Engländern entrissen und ebenso Delaware und New-Jersey den Schweden. 1732 wurde Georgien von Südcarolina getrennt und zu Ehren König Georg's II. Georgien genannt.

Aber auch Spanien hatte in Nordamerika eine große Colonie gegründet — Florida, und Frankreich deren 4, nämlich Lousiana, am Ausfluß des Missisippi, zu Ehren König Ludwig's XIV., Lousiana genannt, Canada, links vom Lorenzo-Strom, Acadien, rechts von demselben, und New-Foundland auf der Insel gleichen Namens. Die englischen, französischen und spanischen Colonieen betrachteten sich blos als Dependenzen, als von ihrem Mutterland abhängige Provinzen und nahmen an dessen Kriegen in der neuen Welt in der Weise Theil, daß sie sich, sobald dort ein Krieg ausbrach, auch in der Neuen Welt bekriegten. Das war im spanischen Erbfolgekrieg von 1700—1713 und im siebenjährigen Kriege von 1756—1763 der Fall. Aber auch die Indianer mischten sich in diese Streitigkeiten, schlugen sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite und verwandelten den

regulären Krieg nicht selten in wahre Menschenschlächtereien. 1713 verlor Frankreich Acadien und New-Foundland und 1763 Canada an England.

Der durch Handel und Industrie mächtig wachsende Wohlstand der englischen Colonieen weckte den Unabhängigkeits- und Freiheitssinn derselben in hohem Grade. Da sich nun England Eingriffe in die verbrieften Rechte der Colonieen erlaubte, den Handel monopolisirte, hohe Eingangszölle erhob und willkürliche Besteuerungen auflegte, wurde das bisherige gute Einvernehmen mit dem Mutterlande gestört, es zeigte sich Unzufriedenheit, die sich bald bis zur offenen Widersezlichkeit und zum Aufruhr steigerte. Das 1765 von England erlassene Stempelgesez mußte zurückgenommen werden, und verbrannten die Colonisten das ihnen zugesendete Stempelpapier. Da England durch die s. g. Declarations-Bill von 1766 sich das Oberhoheits- und Besteuerungsrecht in den nordamerikanischen Colonieen ausdrücklich vorbehalten, belegte das englische Parlament den Thee in den amerikanischen Colonieen 1770 mit einer Abgabe. Diese verkehrte und unkluge Finanzoperation erzeugte allgemeine Erbitterung, die in Meuterei überging. Am 26. December 1773 warf das erboste Volk zu Boston 342 Kisten Thee, die der ostindischen Gesellschaft gehörten, in's Meer. Das war das Signal zum Kriege. England sperrte den Hafen von Boston und verlangte volle Entschädigung für den vernichteten Thee. Es hob gewaltthätig die Verfassung von Massachusetts auf und vernichtete dessen Freibrief. Das Gebiet von Canada wurde auf Kosten der alten Colonieen erweitert, und erhielt jener Staat eine von England unabhängige Regierung, in der Absicht natürlich, an Canada einen Bundesgenossen gegen die aufrührerischen Colonieen zu gewinnen. Da traten 13 Provinzen den 5. September 1774 zu einem Congreß zusammen und faßten den Beschluß, allen Verkehr mit England abzubrechen.

Nun ging der englische General Gage zu Gewaltthätigkeiten über, er nahm von Boston aus Hancok und Adams, die Häupter der Unzufriedenen, fest und zerstörte die dortigen Kriegsvorräthe. Damit war der Krieg eröffnet, und bei Lexington kam es zum ersten Treffen am 18. April 1775. Beide Theile machten riesenhafte Anstrengungen, um den Sieg an sich zu reißen. Die Engländer zogen schnell die benachbarten Truppen in Boston zusammen, während die Aufständischen das Volk unter die Waffen riefen und sich um Boston sammelten. Am 17. Juni kam es zu einem Treffen bei Bunkershill, in welchem die nur nothdürftig bewaffneten und in der Eile einexercirten Amerikaner glänzende Waffenthaten verrichteten und die Engländer ahnen ließen, welchem muthigen und hartnäckigen Feinde sie gegenüber stünden.

Der am 10. Mai wieder versammelte Congreß, dem nun auch Georgien beigetreten war, hatte George Washington zum Oberbefehlshaber der amerikanischen Streitkräfte erwählt. Mehrere kleine Festungen, z. B. Ticonderoga und Crownpoint wurden von den Amerikanern überrumpelt, und, dadurch ermuthigt, beschloß der Congreß, die englische Streitmacht in Canada anzugreifen, weil dieselbe dort großartig rüstete und einen Einfall in die amerikanischen Colonieen vorbereitete. Unter Montgommery's und Arnold's Anführung brachen die Amerikaner ein, siegten in mehreren Gefechten, eroberten St. John und Montreal und belagerten Quebeck. Bei einem unternommenen Sturme fiel Montgommery, und da sein Tod ein unersezlicher Verlust war, mußten die Amerikaner die Belagerung aufheben und Canada räumen.

Nachdem Washington unter unsäglichen Mühen und Opfern aus undisciplinirten Haufen eine kleine Armee geschaffen und dieselbe nothdürftig bewaffnet hatte, rückte er den Engländern entgegen. Er vertrieb den englischen General Howe aus Boston,

konnte aber, weil seine Armee viel zu schwach war, um dem Feind die Spize bieten zu können, denselben nicht wirksam verfolgen oder ihm eine Hauptschlacht anbieten. Er hielt sich daher in der Defensive, wich zurück, fügte dem Feinde Schaden zu, wo er konnte, benuzte dessen Fehler und Blösen und wartete den günstigen Augenblick ab, um über denselben herzufallen und ihn zu vernichten. Am 25. December 1776 überfiel er einen hessischen Heerhaufen bei Trenton und nahm denselben gefangen. Am 8. Januar 1777 schlug er einige englische Regimenter bei Princetown. Unterdessen wirkte der 71jährige Patriot Franklin in Frankreich und selbst am dortigen Hof für die Sache der Amerikaner. Die Franzosen waren, nachdem die Unabhängigkeitserklärung der 13 Provinzen am 4. Juli 1776 erfolgt war, ganz begeistert für die junge Republik und spendeten Geld, Waffen und Munition zur Erkämpfung ihrer vollständigen Freiheit. Der Hof zu Versailles aber that noch zurückhaltend, um sich nicht mit England zu überwerfen. Nachdem jedoch das Kriegsglück die amerikanischen Waffen begünstigte, und der englische General Bourgoyne mit 6000 Mann von den Amerikanern unter dem Generale Gates, am 16. October 1777 bei Saratoga, umzingelt und gefangen genommen worden, anerkannte Ludwig XVI. von Frankreich die Unabhängigkeit der 13 Provinzen von ihrem Mutterlande England. Daraufhin bot England den Frieden an; es versprach, daß in Amerika kein englisches Heer gehalten und den Bewohnern der 13 Provinzen ohne deren Zustimmung keine Steuer auferlegt werden sollte. Der Congreß ging aber darauf nicht ein, sondern beharrte auf seinem unabänderlichen Entschluß, daß die 13 Provinzen eine von England gänzlich unabhängige Republik sein und bleiben sollten. Amerika wurde hierin von Frankreich unterstüzt, das durch den Handels-, Schuz- und Hilfsgelder-Vertrag vom 6. Februar 1779 offen auf dessen Seite trat, ferner von

Spanien, das mit Amerika gegen England in demselben Jahre einen Bund schloß, und von den Niederlanden, die mit Amerika einen sehr gewinnreichen Zwischenhandel trieben. Da erklärte England am 20. December 1780 all diesen Staaten den Krieg und siegte wirklich über alle, nur nicht über die jugendliche Republik Nordamerika's. Hier fochten unbesiegbare Helden: Washington, Lafayette, Rochambeau, Lameth, Latour-Maubourg und Kosciuszko. Bei Yorktown erfolgte der entscheidende Schlag am 18. October 1781, der dem Krieg ein Ziel sezte, indem Washington und Rochambeau den englischen General Cornwallis mit 6000 Mann gefangen nahmen. Am 24. September 1782 wurden sodann die vereinigten Staaten: New-Hampshire, Massachusetts, Rohde-Island, Connecticut, New-York, New-Jersey, Pennsylvanien, Delaware, Maryland, Virginien, Nord- und Süd-Carolina uud Georgien als unabhängig — von England, und am 3. September 1783, durch den Frieden von Paris, von Europa anerkannt.

Bisher waren die genannten 13 Provinzen nur durch einen lockeren Verband zusammengehalten: durch das gemeinsame Streben nach Unabhängigkeit und den gemeinschaftlichen Congreß, allein das Ansehen des lezteren litt sehr unter den Wechselfällen des Krieges. Eine schwere Schuldenlast, sowie Creditlosigkeit drückte überdieß die vereinigten Staaten nieder. Diesen Uebeln mußte nun, nach errungener Unabhängigkeit abgeholfen werden: es mußte ein enges Band um die vereinigten Staaten geschlungen, eine starke Centralgewalt geschaffen und die schwere Schuldenlast durch weise Sparsamkeit und Hebung des Wohlstandes hinweggewälzt werden. Zu diesem Zwecke versammelte sich 1787 ein Convent in Philadelphia, an dessen Spize ein Mann trat, der schon damals die populärste Persönlichkeit in Amerika war, der das allgemeine Vertrauen besaß, den glühende Liebe zum Vaterland beseelte, dessen Klugheit,

Weisheit und Tapferkeit die junge Republik ihr Dasein zu verdanken hatte — George Washington. Der zusammengetretene Convent entwarf eine Verfassung für die vereinigten Staaten, in welcher 2 gefährliche Klippen vermieden waren: 1) die Isolirung der einzelnen Provinzen durch einen losen Föderalismus, in Folge dessen sich unfehlbar im Laufe der Zeit einzelne Provinzen von den übrigen getrennt und als selbstständige Staaten erklärt haben würden, 2) die absolute Centralisation, die früher oder später zur Despotie, zur Vernichtung aller Selbstständigkeit der einzelnen Staaten geführt haben würde. Durch die 1787 gegebene Verfassung wurden die 13 Provinzen ein Bund von Freistaaten, deren allgemeine und politische Angelegenheiten einem Congresse anheimgegeben wurden, und deren innerer Staatshaushalt von jedem einzelnen Staate selbstständig verwaltet wurde. Als allgemeine Angelegenheiten wurden bezeichnet: die politische Vertretung nach außen, Krieg, Frieden, Verträge mit fremden Staaten, Land- und Seemacht, Handelssachen, Abgaben, Steuern, Zölle, Münze, Maß und Gewicht, Staatsschuld, Posten, Privilegien, Patente, Aufnahme neuer Staaten in die Union u. dgl.

Der Congreß der Vereinigten Staaten übt gesezgebende Gewalt aus. Er ist zusammengesezt aus dem Senat und dem Repräsentantenhaus. Die Mitglieder beider Häuser haben täglich 8 Dollars, erhalten Reisekostenvergütung, und ist deren Person während der Hin- und Herreise, sowie während der Sizung unverlezlich. Alle Bundesgeseze müssen von beiden Häusern berathen und mit Stimmenmehrheit angenommen worden sein. Wenigstens einmal im Jahre, nämlich am ersten Montag im December, muß sich der Congreß am Siz der Regierung, zu Washington versammeln. Der Präsident ist befugt, den Congreß auch zu einer außerordentlichen Sizung einzuberufen. Ohne gegenseitige Zustimmung darf sich kein Haus länger vertagen

als auf 3 Tage. Eine gänzliche Auflösung kann nicht stattfinden. Jedes Haus gibt sich seine Geschäftsordnung, kann seine Mitglieder wegen ungebührlichem Benehmen bestrafen und mit zwei Drittel der Stimmen ein Mitglied ausstoßen. Kein öffentlicher Beamter kann, so lange er im Amte ist, Mitglied des einen oder des andern Hauses sein. (Eine höchst wohlthätige Bestimmung!) Der Senat besteht aus je 2 Senatoren von jedem Staate, die von der gesezgebenden Versammlung der einzelnen Staaten auf 6 Jahre gewählt werden. Jeder Senator hat eine Stimme. Er muß 30 Jahre alt, neun Jahre Bürger der Vereinigten Staaten und zur Zeit seiner Wahl Einwohner desjenigen Staates sein, von der er gewählt wird. Präsident des Senates ist der Vicepräsident der Vereinigten Staaten.

Die Repräsentanten werden auf 2 Jahre von dem Volke der einzelnen Staaten nach dem in jedem derselben üblichen Wahlverfahren gewählt. Auf 93,423 Seelen kommt ein Repräsentant. Uebersteigt der Rest der angegebenen Zahl die Hälfte derselben, so wird für denselben ebenfalls ein Repräsentant gewählt. Es waren deren, 1866, 234. Die organisirten Territorien wählen ebenfalls Abgeordnete in das Repräsentantenhaus, die aber blos mitberathen und nicht mitstimmen dürfen. In den ehemaligen Sclavenstaaten wurden 5 Sclaven blos für 3 Personen gezählt. Jeder Repräsentant muß 25 Jahre alt, schon 7 Jahre lang Bürger der Vereinigten Staaten gewesen und während seiner Wahl Einwohner desjenigen Staates sein, für den er gewählt wird. Das Repräsentantenhaus wählt seinen Sprecher, d. h. seinen Präsidenten, seine übrigen Beamten und sieben stehende Ausschüsse.

Der Präsident der Vereinigten Staaten besizt die vollziehende Gewalt. Er wird blós auf 4 Jahre gewählt, um durch diese kurz zugemessene Zeit seiner Amtsgewalt dem allenfallsigen Streben desselben nach monarchischer oder dic-

tatorischer Herrschaft entgegentreten zu können. Der Präsident, sowie der Vicepräsident, werden mittelbar durch das Volk gewählt, indem das Volk in jedem Staate so viele Wahlmänner wählt, als derselbe Senatoren und Repräsentanten zum Congreß sendet. Kein Senator, Repräsentant oder Unionsbeamter darf Wahlmann sein. (Abermals sehr wohlweislich!) Die Wahlmänner eines jeden Staates wählen 2 Personen, von denen aber wenigstens eine ihrem (der Wahlmänner) Staat nicht angehören darf. Die Namen der Gewählten, sammt der Zahl der Stimmen, die sie erhalten, werden dem Senats-Präsidenten eingesendet. Dieser öffnet in Gegenwart des Senates und des Repräsentantenhauses alle Berichte, worauf die Stimmen gezählt werden. Wer die meisten Stimmen hat, ist Präsident, sofern die Zahl dieser Stimmen wirklich die Mehrheit aller Wahlmänner ausdrückt. Bei Stimmengleichheit wählt das Repräsentantenhaus durch Ballotage den Präsidenten. Hat kein Candidat eine Stimmenmehrheit, so wählt das Repräsentantenhaus den Präsidenten unter denjenigen 5, welche die meisten Stimmen haben. Wer nach dem gewählten Präsidenten die meisten Stimmen hat, ist Vicepräsident. Sind es ihrer aber 2, die gleich viele Stimmen haben, so wird der Vicepräsident durch Ballotage gewählt. Der Präsident muß ein Native-Yankee, d. h. ein in Amerika geborener Bürger, 35 Jahre alt und 14 Jahre in den Vereinigten Staaten ansässig sein. Er bezieht 25,000 Dollars Gehalt, führt den Titel „Excellenz" und erhält das „weiße Haus" in Washington als Wohnung angewiesen. Der Vicepräsident hat 5000 Dollars Gehalt. Der Präsident ist unverlezlich, aber absezbar. Er ist Oberbefehlshaber der Armee und der Flotte. Er übt das Begnadigungsrecht, mit Ausnahme derjenigen Fälle, in welchen die Anklage gegen die Staatsverwaltung gerichtet ist. Tractate kann derselbe

nur mit Zustimmung von zwei Drittheilen des Senates sanctioniren. Civil- und diplomatische Beamte kann er nur unter Beirath des Senates ernennen. Geseze, die von beiden Häusern angenommen sind, erhalten erst durch seine Sanction gesezliche Kraft. Verweigert er, unter Angabe von Gründen, seine Sanction, so wird nochmals abgestimmt, und wenn zwei Drittheile beider Häuser für das Gesez stimmen, so ist es auch ohne Sanction des Präsidenten Gesez.

Der oberste Gerichtshof ist die supreme court, die jährlich vom ersten Montag im December an in Washington ihre Sizungen hält.

Der oberste Gerichtshof eines jeden Staates ist die circuit-court, die jährlich zweimal unter dem Vorsize eines Richters der supreme court und eines Bezirksrichters in jedem Staate Sizungen hält. Es bestanden anno 1866 neun große Gerichtsdistricte für die circuit-courts, nämlch 1. Delaware, Maryland und Virginien. 2. Ohio, Indiana, Illinois und Michigan. 3. Nord- und Süd-Carolina nebst Georgien. 4. Kentucky, Tennessee und Missouri. 5. Mississippi und Arkansas. 6. Vermont, Connecticut und New-York. 7. New-Jersey und Pennsylvanien. 8. Maine, New-Hampshire, Massachusetts und Rhode-Island. 9. Alabama und Louisiana. Florida, Texas, Jowa und Wisconsin waren damals noch keinem Circuithofe zugetheilt.

Die Constitution, die Geseze der Vereinigten Staaten und die Staatsverträge bilden das höchste Gesez des Landes, an das die Richter jedes einzelnen Staates gebunden sind, mag diesem höchsten Gesez auch die Verfassung irgend eines Staates oder ein specielles anderes Gesez entgegenstehen.

Die Criminalfälle sind den Geschwornen-Gerichten mit geheimer oder öffentlicher Verhandlung anheim gegeben.

Die vollziehende Gewalt übt das Cabinet in Washington,

das aus sieben Mitgliedern besteht, die den Titel Secretäre führen, welches Wort gleichbedeutend ist mit Minister in monarchischen Staaten. Der Staatssecretär ist der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Schazsecretär ist der Finanzminister, der Kriegssecretär ist der Minister des Landheeres, der Marinesecretär ist der Minister der Flotte. Zum Cabinete gehört noch der Generalpostmeister, der Generalstaatsanwalt (Attorney-General) und der Secretär des Innern (Home Department). Die Mitglieder des Cabinets werden vom Präsidenten unter dem Beirath und mit Zustimmung des Senates ernannt, können aber ohne Zustimmung des Senates von demselben entlassen werden. Der Präsident ist in seinen Amtshandlungen nicht an die Meinung des Cabinets gebunden, aber dieses ist auch nicht für die Handlungen des Präsidenten verantwortlich.

Der erste Präsident der Vereinigten Staaten war

George Washington,

ein Mann, dem Amerika unendlich Vieles zu verdanken hat. Es verdankt ihm vor Allem die Befreiung vom englischen Joche, seine freisinnige Constitution und Ordnung seiner inneren und äußeren Verhältnisse. Er hat Amerika während seiner achtjährigen Präsidentschaft aus tiefer Zerrüttung herausgerissen, er hat Ordnung in das Chaos der politischen, staatswirthschaftlichen, militärischen, finanziellen und bürgerlichen Verhältnisse gebracht. Er hat den Credit wieder hergestellt und durch weise Anordnungen, durch Hebung des Handels und der Industrie, durch Sparsamkeit und sorgfältige Ueberwachung der Staatsverwaltung die Nationalschuld getilgt. Er hat das nationale Bewußtsein und den Gemeingeist geweckt und gehoben. Er hat dem neuen Staat Religion und Gesez als Grundlage gegeben und demselben eine ehrenvolle und achtunggebietende Stellung unter den mächtigsten Staaten der Welt erkämpft. Washington ist groß als Krieger, groß als Gesezgeber, groß als Staatsmann,

groß als Mensch. Washington hatte einen klaren Verstand, ein edles Herz und einen unerschütterlichen Willen. Er war unbestechlich und von strenger Rechtlichkeit. Er war ohne Ambition und Stolz, ohne Uebermuth im Glück, ohne Verzagtheit im Unglück. Er war großmüthig gegen den Besiegten, der Vater seiner Soldaten, die Zuflucht der Unterdrückten und ein Rächer des Unrechts. Er war ungeheuchelt fromm, und haftete auch nicht ein Flecken an seinem Privatcharakter. Möchte doch Amerika jezt noch viele Männer wie Washington zählen! Möchte es sich erbauen, ermuntern und begeistern an dem erhabenen Muster und Vorbild des Begründers seiner Freiheit und seiner Größe! Möchte es ihm nicht blos Monumente errichten aus Erz und Stein, sondern seine Tugenden sich zu eigen machen! Möchten in ihm nicht nur Städte erstehen, die Washington's Namen tragen, deren es jezt schon 164 sind, sondern möchte es Männer hervorbringen, auf denen Washington's Geist ruht, die so fromm, so patriotisch, so unbestechlich, so charakterfest und sittenrein sind wie Washington es war!

Da Washington zu den größten Männern aller Zeiten und Völker gehört und mit vollstem Recht den größten Gesezgebern, Staatsmännern und Helden an die Seite gesezt zu werden verdient, und wirklich an deren Seite gesezt wird, da sein thatenreiches Leben höchst lehrreich und erbaulich ist, nehme ich keinen Anstand, hier einen kurzen Abriß desselben folgen zu lassen.

George Washington wurde am 22. Februar 1732 auf einem Landgute am Potomak, im Staate Virginien, geboren. Er war der Sohn eines reichen Pflanzers und einer vortrefflichen Mutter. Schon in seinem elften Lebensjahr verlor er seinen Vater. Da sich keine Schule in der Nähe befand, erhielt der junge George blos durch einen alten Küster nothdürftigen Unterricht in den Elementen alles Wissens: im Lesen, Schreiben und Rechnen. Washington wuchs auf als Kind der Natur unter

Aufsicht seiner Mutter, die der Bildung seines Herzens und Charakters größere Aufmerksamkeit und Wichtigkeit beilegte als jener des Geistes. Später wurde George jedoch nach Williamsburg geschickt, um die dortige Schule zu besuchen. Geschichte und Mathematik waren es vorzüglich, die ihn ansprachen, und deren Erlernung er sich mit Eifer widmete. Von s. g. classischer Bildung, von römischen und griechischen Autoren, Philosophie und dgl. war dort keine Spur zu finden. Man lehrte und lernte für's Leben — lauter Fächer, die man im Leben verwerthen, aus denen man Kapital schlagen kann. Washington ragte unter seinen Mitschülern durch Talent und Fleiß, durch ein gemessenes, gesetztes Wesen, durch Ordnungsliebe und Pünktlichkeit hervor und zeigte schon damals große Wahrheitsliebe und hohen Gerechtigkeitssinn, weßwegen seine Mitschüler ihn stets zum Schiedsrichter bei Streitigkeiten wählten und gerne seinem Urtheil sich unterwarfen. Die Ferien brachte Washington in der Regel bei seinem ältesten Bruder Lorenz zu, der ein hübsches Landgut, Mount Vernon, am Potomak, besaß. Hier wurde er mit dem feinen Ton der guten Gesellschaft vertraut, den er auch sein ganzes Leben bewahrte. Er hat selbst 110 Regeln der Bildung und Gesittung, des Anstandes und des guten Tones in ein Heft geschrieben, das man noch besitzt. Ein zweites Manuscript aus jener Zeit ist der Nachwelt ebenfalls erhalten geblieben, es enthält Gedichte, die uns einen tiefen Blick in das reiche, fromme und edle Gemüth Washington's werfen lassen. Viele derselben sind religiösen Inhaltes und preisen Gottes Macht und Liebe mit einer Begeisterung und Innigkeit, die auf den festen Glauben und das unerschütterliche Gottesvertrauen des herangereiften Mannes schließen lassen und diese seltenen Tugenden der Soldaten und Diplomaten vorherverkündeten. Eine unglückliche Neigung zu einer amerikanischen Schönheit ließ ihn auf den abenteuerlichen Plan verfallen, sich

an einer Expedition gegen indische Piraten zu betheiligen. Schon war der jugendliche Held reisefertig, und sein Gepäck zu Schiff gebracht, als die heißen Thränen der Mutter beim Abschied seinen nach kriegerischen Thaten lechzenden Geist abkühlten und ihn bestimmten, wiederum die Schultasche auf den Rücken zu nehmen. Mit allem Eifer widmete er sich nunmehr auf's Neue dem Studium der Mathematik und Geometrie und faßte den Entschluß, Geometer zu werden. Und Washington wurde in Wirklichkeit ein ausgezeichneter Geometer. Als Solcher lernte ihn Lord Fairfax kennen, der jenseits der blauen Berge ausgedehnte Besizungen hatte, die noch nicht vermessen waren, und von denen er wünschte, daß sie geometrisch richtig vermessen werden sollten. Er ersuchte daher den erst 17 Jahre alten Washington, dieses Geschäft zu übernehmen. Der eifrige Jüngling fühlte sich durch dieses Anerbieten sehr geschmeichelt, machte sich an die Vermessung und führte dieselbe zur Zufriedenheit seines Auftraggebers aus. Um sich für Washington's Leistungen dankbar zu bezeugen, verschaffte ihm Lord Fairfax eine öffentliche Anstellung. Der Staat Virginien beauftragte nämlich Washington mit der Vermessung des ganzen Staatsgebietes — einer sehr schwierigen Aufgabe, da der größte Theil desselben noch Wildniß war. Doch muthig und entschlossen unternahm er das gefährliche und mühevolle Werk und führte es so lange mit bestem Erfolge fort, bis ihn das Vaterland auf einen andern Posten rief.

Zwischen England und Frankreich waren Grenzstreitigkeiten ausgebrochen. Die Franzosen erlaubten sich immer weitergehende Uebergriffe auf dem Boden der englischen Colonieen, so daß sich diese endlich genöthiget sahen, zu den Waffen zu greifen. Da besonders Virginien bei diesen Grenzstreitigkeiten betheiligt war, wurde dieser Staat in militärische Kreise eingetheilt und jedem derselben ein Major vorgesezt. Auch Washington wurde zum Major ernannt, obgleich er damals noch nicht

20 Jahre alt war und nicht einmal die Handgriffe und Bewegungen des Exercirens kannte. Er hatte daher nichts Eiligeres zu thun, als zuerst sich selbst von einigen Veteranen aus dem indischen Kriege einexerciren zu lassen. Allein noch bevor der sehr jugendliche Major gehörig dressirt war, mußten die Uebungen wegen eines betrübenden Zwischenfalles in Washington's Familie unterbrochen werden. Sein Bruder Lorenz war nämlich lebensgefährlich erkrankt, und riethen die Aerzte demselben, in einem südlichen Clima Heilung zu suchen. Lorenz befolgte diesen Rath, wünschte aber sehr, sein Bruder George möchte ihn begleiten. Dieser konnte nicht anders, als die Bitte seines Bruders zu gewähren, und so schifften sie sich nach Barbados, einer Insel unter den kleinen Antillen, ein. Lorenz fand aber dort nicht, wie die Aerzte gehofft, die Gesundheit, sondern den Tod, worauf George dessen reiches Erbe, Mount Vernon, antrat.

Kaum war Washington in seiner Heimath angekommen, so wurde er vom Gouverneur Virginiens mit einer wichtigen diplomatischen Mission betraut, darin bestehend, daß er sich an den Ohio zum französischen Befehlshaber begebe, denselben friedlich stimme und die Grenzstreitigkeiten in Güte beilege. Washington hatte den Weg dorthin zu Fuß zurückzulegen, d. h. eine Strecke von 600 englischen oder über 200 deutschen Stunden, sich durch Wildnisse, durch Indianergebiet und feindliche Streifcorps zu schleichen, zu winden und zu schlagen, also eine wahre Herkulesarbeit zu unternehmen. Und doch unternahm er sie heldenmüthig und in festem Vertrauen auf Gottes Schuz, begleitet blos von 8 beherzten Männern. Es ist unbeschreiblich, was er auf diesem Marsche hin und her zu leiden und auszustehen, wie viele Gefahren er zu bestehen und wie viele harte Entbehrungen er zu ertragen hatte. Die diplomatischen Verhandlungen mit dem französischen Commandanten

führten jedoch zu keinem günstigen Resultat, indem die Franzosen hartnäckig auf ihren anmaßlichen Forderungen bestanden. Für Washington war der abenteuerliche Zug jedoch von hohem Werthe, indem er sowohl das streitige Gebiet, als auch die Kriegsstärke der Franzosen genau kennen lernte. Nach seiner Rückkehr brach sogleich der Krieg aus, in welchem Washington ein großes militärisches Talent, Entschlossenheit, Muth und Tapferkeit an den Tag legte. Der englische Gouverneur trug ihm sogar den Oberbefehl an, den er aber im Hinblick auf seine nur nothdürftigen militärischen Kenntnisse ablehnte. Er wollte sich zuerst im Felde practisch ausbilden, bevor er eine so wichtige Stelle übernahm, mit der überdieß eine so große Verantwortung verknüpft war. Im zweiten Feldzuge kämpfte er als Adjutant an der Seite des Generals Braddon und lieferte viele Beweise von Geistesgegenwart und Heldenmuth. Washington stand wegen seiner Tapferkeit unter den Indianern in so hohem Ansehen, daß sie glaubten, er stehe unter dem besondern Schuz des großen Geistes, wie sie Gott noch heute nennen, und sei unverwundbar, weßwegen sie in der Schlacht niemals auf ihn zielten. Auch seine Landsleute in der englischen Armee sahen mit hoher Verehrung und Begeisterung zu ihm empor und schrieben die Niederlagen jeweils dem Umstande zu, weil man im Kriegsrath auf Washington's Stimme und Rath nicht gehört habe. Ein englischer Prediger schrieb um jene Zeit von dem jugendlichen Helden die prophetischen Worte: „Als Einen der Virginier, der sich besonders ausgezeichnet, muß ich noch einen heldenmüthigen Jüngling, den Obersten Washington erwähnen. Ich bin überzeugt, daß die Vorsehung ihn deßwegen auf so auffallende Weise beschirmt und erhalten, weil er seinem Vaterlande noch die größten Dienste erweisen soll.“ Mit welchen Schwierigkeiten Washington während der zwei ersten Feldzüge zu kämpfen hatte, gehet aus einem seiner

dienstlichen Berichte hervor, in welchem er sagt: „Man gehorcht keinem Befehl, außer wenn ihm durch ein Detachement Soldaten oder durch den Degen in der Faust Nachdruck verliehen wird. Ohne dieses kann man selbst in der ernstlichsten Noth nicht einmal ein Pferd erhalten — auf einen solchen Gipfel ist die Unverschämtheit dieser Leute dadurch gestiegen, daß man ihnen bisher in allen Punkten nachgegeben hat. Ich habe ihnen jedoch in keiner Hinsicht nachgegeben, wo der Dienst seiner Majestät das Gegentheil verlangte, und wo mein Verfahren durch meine Instruktion gerechtfertigt war. So werde ich's auch fernerhin unerschütterlich halten." Nachdem die englischen Truppen mehrere Niederlagen erlitten, waren Aller Blicke auf Washington gerichtet, und begehrte man laut und nachdrücklich, ihm den Oberbefehl zu übertragen. Als Washington's Mutter davon Kenntniß erhielt, schrieb ihm diese zärtlich um ihn besorgte Mutter und bat ihn, den Oberbefehl nicht anzunehmen. Er antwortete ihr, würdig eines Sohnes und eines Patrioten: „Geehrte Frau! Wenn es in meiner Macht steht, einen abermaligen Feldzug an den Ohio zu vermeiden, so werde ich Dieses thun. Wenn mir aber der Befehl durch die allgemeine Stimme des Landes und unter solchen Bedingungen gegeben wird, daß ich keine Einwendungen erheben kann, so würde es unehrenhaft von mir sein, ihn zurückzuweisen, und Dies würde Ihnen größere Unruhe verursachen, als wenn ich, mit einem ehrenhaften Befehle bekleidet, in's Feld ziehe." Und dieser Befehl erfolgte, und Washington unterwarf sich demselben. Nachdem er das Hauptquartier der Franzosen im Fort Düquesne genommen, ihre Macht am Ohio gebrochen und die Grenzen der britischen Colonieen gesichert, trat er vom Kriegsschauplaz zurück und zog sich nach Mount Vernon in's Privatleben zurück 1759. Kaum hatte er die Generals-Uniform aus- und die leichte Pflanzerkleidung angezogen, so verehelichte er sich mit

einer jungen Wittwe, Martha Custis, die 2 Kinder hatte und eine Dame von feiner Bildung, Geist und Anmuth war. Bis zum Jahre 1774 lebte nun Washington im Kreise seiner Familie, seine Zeit der Oekonomie, dem Studium und der Jagd widmend. Er war dermaßen ordnungsliebend bei Allem, was er that, daß er fast als Pedant erscheinen könnte. Zur festgesezten Zeit stund er auf, speiste, studirte, schrieb, besuchte seine Felder, half bei der Arbeit und legte sich zur Ruhe. Er pflanzte auf seinem Gut besonders Tabak, trieb die Landwirthschaft rationell, verbesserte den Pflug, war äußerst genau in seiner Buchführung und behandelte seine Sclaven sehr human und leutselig. Er erbaute auf seine Kosten eine evangelische Kirche, besuchte dieselbe mit seiner Frau und seinen Stiefkindern sehr gewissenhaft und regelmäßig und ging öfters zum Abendmahl. Ja, er wurde selbst in den 2 an sein Gut grenzenden Kirchspielen zum Kirchenältesten gewählt.

Als, wie ich weiter oben erwähnt, England sich willkührliche Eingriffe in die verbrieften Rechte und Freiheiten der amerikanischen Colonieen erlaubte und höchst eigenmächtig, ohne Zustimmung derselben, Geseze vorschrieb und Abgaben und Zölle auferlegte, leisteten dieselben anfänglich blos passiven Widerstand. Sie protestirten zuerst in ehrerbietigen, aber entschiedenen Worten, verpflichteten sich gegenseitig, keine Artikel der Industrie aus England anzunehmen und den mit einem Eingangszoll belasteten Thee, sowie das Stempelpapier zurückzuweisen. Wie weit die Colonieen aber damals von einem bewaffneten Widerstand entfernt und bemüht waren, um jeden Preis eine Lostrennung von England zu verhindern, geht daraus hervor, daß dieselben einen allgemeinen Buß- und Bettag anordneten, um den Beistand Gottes anzuflehen, sie vor einer Revolution oder einem Bürgerkrieg zu bewahren. Washington bemerkte in seinem Tagbuche, daß er an diesem Tage

streng gefastet und dem Gottesdienst andächtig beigewohnt. Da aber England auf dem Theezolle bestand, versammelten sich die Vertreter der nordamerikanischen Provinzen, mit Ausnahme Georgien's, am 5. September 1774 zum ersten Male in Philadelphia, um ihrem Widerstand gegen die Uebergriffe England's durch einmüthigen Zusammenhalt mehr Nachdruck geben zu können. Die Versammlung wurde mit Gebet eröffnet, bei dessen Verrichtung die meisten Vertreter der oppositionellen Provinzen, und unter ihnen auch Washington, sich auf die Kniee warfen. Den weitern Verlauf dieser Angelegenheit kennen wir aus dem schon früher darüber Angeführten. Der zweite Congreß vom 10. Mai 1775 faßte den Beschluß, den feindseligen Absichten England's mit den Waffen entgegenzutreten, und wurde Washington einstimmig zum Oberbefehlshaber der nordamerikanischen Vertheidigungsarmee ernannt.

Washington hatte stets auf eine friedliche Lösung des zwischen dem Mutterland und den Colonieen ausgebrochenen Streites gehofft und geglaubt, England durch Repressalien zur Nachgiebigkeit zu bringen, darin bestehend, daß die Colonisten so viel Gemeingeist besitzen würden, sich den Verbrauch und Genuß jener Artikel zu versagen, die England besteuert hatte. Er hatte daher Vereine gebildet, die sich verpflichteten, keine zollbaren Artikel aus England zu importiren oder zu verbrauchen. Er motivirte diese Verpflichtung folgendermaßen: „Ich bin so fest wie von meinem Dasein überzeugt, daß nur in der Noth England's Abhilfe für uns keimen kann, und ich zähle auf so viel Gemeingeist unter uns, daß wir, diesem Zwecke zu lieb, Allem bis auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse entsagen.“ Und an einen Freund schrieb er: „Ich bin fest überzeugt, daß kein denkender Mann in ganz Nordamerika eine gewaltsame Lostrennung der Colonieen von England wünscht, vielmehr ist es der sehnlichste Wunsch aller Freunde

der Freiheit, daß Frieden und Ruhe auf constitutionellen Grundlagen wiederhergestellt, und die Schrecken des Bürgerkrieges verhütet werden mögen." Nachdem aber England auf die billigsten Wünsche und die gerechtesten Klagen der Colonieen mit Pulver und Blei antwortete, sahen sich diese genöthigt, sich vor gänzlicher Unterjochung durch die Waffen zu schüzen.

Daß Washington in seiner Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit weit entfernt war, nach der Oberbefehlshaberstelle zu trachten oder sich selbst darum zu bewerben, geht sowohl aus den Worten hervor, die er an den Congreß, als auch an seine Gemahlin richtete. Nachdem er dem Congreß für das ihm geschenkte Vertrauen gedankt, sagte er: „Sollte ein Mißgeschick meine Ernennung zum Oberbefehlshaber als einen Mißgriff erscheinen lassen, so bitte ich einen Jeden der hier Anwesenden, sich zu erinnern, daß ich heute mit vollster Aufrichtigkeit erkläre, wie wenig ich mich zum Oberbefehle, mit dem ich heute beehrt wurde, befähigt erachte." Und seine Uneigennüzigkeit ist durch die Worte charakterisirt, die er bei demselben Anlaß vor versammeltem Congresse sprach: „Was die ausgeworfene Besoldung betrifft, so erlaube ich mir die Versicherung, daß mich keine pecuniäre Rücksicht hätte veranlassen können, dieses mühe-, und verantwortungsvolle Amt auf Kosten meiner häuslichen Ruhe und meines Familienglückes anzunehmen, und daß ich daher auch keinen Vortheil daraus zu ziehen wünsche. Ich werde genaue Rechnung über meine Ausgaben führen und zweifle nicht, daß der Congreß mir diese vergüten wird. Das ist das Einzige, was ich mir ausbitte." An seine Frau schrieb er: „Du darfst mir glauben, und versichere ich es Dir auf das Feierlichste, daß ich, weit entfernt, diese Anstellung nachzusuchen, mich auf jede mögliche Weise bemüht habe, ihr auszuweichen; nicht nur aus Abneigung, mich von Dir und meiner Familie zu trennen, sondern auch in dem Bewußtsein,

daß meine Fähigkeiten dem Amte nicht gewachsen sind. Ich würde in einem Monat bei Dir zu Hause mehr wahres Glück genießen, als ich die entferntesten Aussichten habe, auswärts zu finden, wenn mein Ausbleiben auch siebenmal sieben Jahre umfaßte. Da mich aber eine Art Schickung in diese Stellung weist, so laß uns hoffen, daß ihre Uebernahme zur Erfüllung eines guten Zweckes bestimmt ist. Ich vertraue zuversichtlich der Vorsehung, welche mich bisher so gütig bewahrt und gesegnet hat, und zweifle nicht, daß ich im Herbst wohlbehalten zu Dir heimkehren werde. Die Mühseligkeiten und Gefahren eines Feldzugs werden mir kein Leid verursachen. Meine wehmüthigen Gefühle werden nur aus der Unruhe entspringen, die Du, wie ich weiß, fühlen wirst, wenn Du allein bist. Ich bitte Dich daher, Deine ganze Standhaftigkeit aufzubieten und Deine Zeit so angenehm als möglich hinzubringen. Nichts wird mir zu größerer Befriedigung gereichen, als wenn ich Dies, und zwar aus Deiner eigenen Feder, vernehme."

Es kann weder Zweck noch Aufgabe dieses Buches sein, den nordamerikanischen Freiheitskrieg, der 8 Jahre währte, mit seinen Gefechten und Schlachten, Siegen und Niederlagen zu schildern, es sollen vielmehr nur solche Episoden aus demselben und solche Situationen Washington's während desselben hervorgehoben werden, die uns ein treues Bild unseres Helden entwerfen.

Es haben viele Feldherren glänzendere Waffenthaten verrichtet, mehr Schlachten geschlagen, glorreichere Siege errungen als Washington; wenn man aber das Terrain, auf dem er kämpfte, den Feind, den er bekämpfte, die Soldaten, mit denen er kämpfte, und die verzweifelten Umstände, unter denen er kämpfte und schließlich siegte, in's Auge faßt; so kann man nur staunen über die Erfolge, die er dennoch errungen, und die Siege, die er trozdem erfochten. Doch lassen wir ihn selbst

reden. „Ich kenne die unglücklichen Zustände, welche mich bedrängen. Ich weiß, wie viel von mir erwartet wird; weiß aber auch, daß ohne Truppen, Waffen, Kriegsvorräthe und Alles, was der Soldat bedarf, wenig auszurichten ist. Es kränkt mich, daß ich mich vor der Welt nicht rechtfertigen kann, ohne unsere üble Lage zu offenbaren und durch Entdeckung unserer Schwäche der guten Sache zu schaden. Ich bin aber fest entschlossen, Dies nicht anders zu thun, als da, wo es nothwendig ist, um unsere Lage zu verbessern. Die Umstände werden mir oft so peinlich, daß ich, läge mir das allgemeine Beste nicht mehr am Herzen als mein eigenes Wohl, schon längst Alles auf's Spiel gesezt haben würde. Statt einer Armee von mindestens 20,000 Mann, habe ich weit weniger als die Hälfte, die Beurlaubten und Kranken mit eingerechnet, und die übrigen sind weder bekleidet noch bewaffnet, wie sie sein sollten. Mit Einem Worte: meine Lage ist so, daß ich allerlei Kunstgriffe anwenden muß, um sie vor meinen eigenen Officieren zu verbergen." Und welche Soldaten hatte Washington unter den Fahnen? Eine Masse Abenteuerer, Landsknechte und Gesindel, bei denen natürlich für das hohe Ziel, das erkämpft werden sollte, keine Spur von Begeisterung vorhanden war, die schwer und nur durch äußerste Strenge an Ordnung und Subordination zu gewöhnen waren, denen es vielfach nur um's Rauben und Plündern zu thun war. Und diesen Soldaten standen kriegsgeübte, gut disciplinirte und mit Waffen und Munition reichlich versehene Truppen gegenüber. Dann hatte Washington mit dem übelberechneten und schlecht angebrachten Sparsystem der Vertreter der aufständischen Colonieen einen heißen Kampf zu bestehen. Diese Herren Farmer, Dütenmacher, Lichterzieher und Seifensieder, die den Krieg nur vom Hörensagen kannten, verweigerten oft die nothwendigsten Forderungen und bewilligten höchst knauserig das unumgänglich Nothwendige. Washington sollte

Regimenter aus dem Boden stampfen, sie ohne Geld equipiren, besolden und von Sieg zu Sieg führen. Und in welchem Zustand befanden sich damals die aufständischen Staaten? Sie waren vollständig in ein Labyrinth verwandelt, Alles war kopflos, rathlos. Die alten Verhältnisse waren zertrümmert, neue noch nicht geschaffen. Niemand wußte, an wen man sich eigentlich zu halten habe, wer Koch oder Kellner, Caplan oder Sacristan sei. Der Generalcongreß hatte weder ausgedehnte Vollmachten, noch Mittel der Macht zur Verfügung. Sehr häufig waren die Mitglieder desselben über die wichtigsten Fragen uneinig und sträubten sich auf's Entschiedenste gegen die Creirung einer starken Heeresmacht, ohne die aber unmöglich das englische Joch gebrochen und die Unabhängigkeit erkämpft werden konnte. Und unter dieser Behörde stund Washington, von ihren Beschlüssen war er abhängig! Welche Stellung für einen Feldherrn! Und doch unterordnete er sich dieser Behörde, fragte stets an, erbat sich Befehle, vollzog deren Weisungen und Beschlüsse, wobei er jedoch nicht unterließ, in seinen Berichten stets seine Lage und die Verhältnisse des Heeres, der Kriegsführung u. s. w. detaillirt auseinander zu sezen und bestimmte Andeutungen über die zu fassenden Beschlüsse zu geben. Hatte Washington den Congreß jeweils dahin gebracht, einen zweckmäßigen Beschluß zu fassen, so wartete seiner eine noch viel schwierigere Aufgabe, die nämlich: es dahin zu bringen, daß die Behörden und Ausschüsse der einzelnen Provinzen sich demselben unterwarfen. Hier begegnete Washington regelmäßig den größten Schwierigkeiten, ja nicht selten offener Widersezlichkeit, namentlich wenn es sich um Aushebung, Bewaffnung und Besoldung von Truppen handelte. Wahrlich, nur ein Mann wie Washington konnte unter solchen Verhältnissen allen Widerstand brechen und zum Ziel gelangen. Nur seine Weisheit, Milde und Leutseligkeit, gepaart mit Ruhe und Festigkeit, konnte so viele unbotmäßige und widerstrebende

Elemente niederhalten und beherrschen. Aber oft mag, troz alledem Washington's Armee einen gar traurigen ja tragikomischen Anblick gewährt haben. Er schrieb einmal in dieser Beziehung: „Etliche Tage war bereits eine vollständige Hungersnoth im Lager. Ein Theil der Armee bekam eine ganze Woche, der übrige 3 oder 4 Tage, gar kein Fleisch. Nackt und hungernd, wie sie sind, kann ich ihre Geduld und Treue nicht genug bewundern. Denn diese Entbehrungen hätten längst eine Meuterei und Auflösung des ganzen Heeres herbeiführen müssen. Beängstigende Zeichen der Unzufriedenheit bemerken wir freilich oft, und nur die thätigste Hilfe von allen Seiten kann eine schreckliche Katastrophe abhalten." Aber öfters kam es wirklich zur Meuterei, weil den Officieren und Soldaten, nebst den größten Entbehrungen und Entsagungen, der Sold oft Monate lang nicht ausbezahlt werden konnte. Wer hätte da den Muth nicht sinken lassen? Wer konnte erwarten, daß Washington unter solchen Verhältnissen dennoch einen weit überlegenen Feind besiegen werde? Aber höchste Zeit war es, daß der Congreß endlich, endlich, nachdem durch seine Schuld Treffen um Treffen verloren gegangen war, Washington unumschränkte Gewalt verlieh; denn sonst wäre der Aufstand sicherlich unterdrückt worden und England Sieger geblieben. Kaum war Washington Dictator, so gewann er innerhalb 8 Tagen 2 glänzende Schlachten, die von Trenton und Princeton, jagte den Feind über den Delaware, befreite Philadelphia und eroberte New-Jersey.

Es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß ein Mann wie Washington Feinde, Widersacher und Neider hatte. Besonders unter den Officieren gab es eine ehrgeizige Partei, die ihn durch List, Ränke, Verleumdung und Intriguen zu stürzen trachtete. Washington kannte sie Alle ganz genau und ebenso die Neze, die sie zu seinem Verderben spannten; allein er gab sich den Anschein größter Unbefangenheit und äußerte niemals auch nur Miß-

trauen oder Verdacht. Das jedoch ermuthigte seine heimtückischen Feinde und machte sie so kühn, vom Congreß geradezu die Absezung Washington's zu verlangen, indem sie seiner angeblichen Unfähigkeit alle erlittenen Schlappen und Niederlagen zuschrieben. Der Präsident des Congresses, ein edelmüthiger Mann, sendete Washington einen der anonymen Briefe, welche seine Feinde an den Congreß abgesendet hatten, Briefe, die von Verdächtigungen und Verleumdungen des Oberfeldherrn strozten. Washington schrieb dem edlen Mann zurück: „Ich weiß nicht, wie ich Ihnen meinen Dank für Ihre Freundschaft und Güte ausdrücken soll bei einer Veranlassung, die mich so nahe angeht. Es war mir nicht unbekannt, daß sich seit einiger Zeit eine tückische Partei gegen mich gebildet hat; da mein Gewissen mir aber das Zeugniß gibt, daß ich immer gethan habe, was ich konnte, um die großen Pflichten des mir anvertrauten Amtes zu erfüllen; so machte es mir keine Sorge, und nur mein Gefühl wurde schmerzlich verlezt. Die gefährlichen Folgen, welche eine innere Entzweiung für das allgemeine Wohl hervorbringen kann, beunruhigen mich aber sehr. Da ich nie eine andere Absicht hatte, als für das Heil meines Vaterlandes zu arbeiten, und ich nach keiner andern Ehre trachte als nach derjenigen, welche der Beifall meiner Mitbürger mir spendet, so entziehe ich mich durchaus nicht einer freien Untersuchung alles Dessen, was ich gethan, und will es gern ertragen, wenn selbst die mir feindliche Partei etwas wirklich Tadelnswerthes entdeckt. Der anonyme Brief enthält einige schwere Anklagen, und ich wünsche, daß er dem Congreß übergeben werde. Dieß verlange ich um so mehr, da die Unterdrückung oder Verheimlichung desselben Ihnen vielleicht später Unannehmlichkeiten zuziehen könnte; denn man kann nicht wissen, wer oder wie Viele mit dem Inhalte desselben bekannt sind.

„Meine Feinde suchen auf eine unedle Weise Vortheile

über mich zu gewinnen. Sie kennen alle Schwierigkeiten meiner Lage und wissen, daß Beweggründe der Politik mir verbieten, mich so, wie ich wohl könnte, gegen ihre hinterlistigen Angriffe zu vertheidigen. Sie wissen, daß ich ihre Verleumdungen, mögen sie mich auch noch so hart treffen, nicht widerlegen kann, ohne Geheimnisse zu enthüllen, die von der größten Wichtigkeit sind. Wie könnte ich aber auch erwarten, dem Tadel zu entgehen, der ja einen Jeden ohne Ausnahme trifft, der auf einem so hohen Posten steht! Verdienste und Talente, die ich mir keineswegs zuschreiben kann, waren stets das Ziel der Verleumdung. Mein Herz gibt mir das Zeugniß, daß ich stets beabsichtigte, das nach den Umständen Beste zu thun; doch gebe ich zu, daß sich wohl mein Verstand oft in der Wahl der Mittel getäuscht haben mag, und bei manchen Anlässen scharfen Tadel verdient habe.“ Die von Washington erbetene Untersuchung unterblieb jedoch zum großen Aerger seiner Feinde und Rivalen, für die es ein Glück war, daß die Soldaten und das Volk ihre Namen nicht erfuhren; denn ohne Zweifel würden sie der Lynchjustiz nicht entgangen sein. Zwei derselben entgingen aber der ihnen gebührenden Strafe nicht: Der Brigadier Conway und General Lee. Der Erste war die Seele der Verschwörer und Meuterer gegen Washington, der Lezte aber war von denselben zum Nachfolger Washington's auserwählt. Conway fiel im Duell mit einem amerikanischen Officier und schrieb auf seinem Todbett folgende Worte an Washington: „Sie sind in meinen Augen ein großer und edler Mann. Möchten Sie sich lange der Achtung, Verehrung und Liebe dieser Staaten erfreuen, deren Freiheit sie durch Ihre Tugend gegründet haben!“ Gewiß ein glänzendes Zeugniß von einem sterbenden Todfeind! Lee dagegen, der in einer Schlacht Washington's Befehl nicht ausgeführt, wurde vom Kriegsgericht verurtheilt, sich während 12 Monaten vom

activen Dienste zurückzuziehen, was ihn veranlaßte, auf immer von der Armee zu scheiden. Washington rächte sich niemals wegen einer ihm widerfahrenen, persönlichen Kränkung und Beleidigung, im Dienste dagegen war er unnachsichtlich streng. Es hat Fälle gegeben, in denen er Feiglingen, die aus der Schlacht flohen, seinen Degen auf die Brust sezte oder sie durch eine Kugel niederstreckte. Als der verrätherische General Arnold zum Feinde überging, fiel der englische Oberst, der ihm den Weg in's feindliche Lager zeigen sollte, in die Hände der Amerikaner. Das Kriegsgericht verurtheilte ihn hierauf zum Tod, und Washington ließ es vollziehen. Als eine Truppenabtheilung in Pennsylvanien und New-Jersey sich empörte, einige Officiere erschlug und beharrlich den Gehorsam verweigerte, ließ Washington 1000 Mann zuverlässiger Truppen gegen die Meuterer marschiren, dieselben umzingeln, entwaffnen und die Rädelsführer erschießen. Solche Maßregeln waren aber absolut geboten, um durch abschreckende Exempel sich Gehorsam zu erzwingen und den Geist der Auflehnung zu bannen.

Als der Krieg in lezter Phase sich befand, stand Washington hoch über aller Anfechtung und Rivalität, seine makellose Ehre war unantastbar, und übte sein Name einen wahren Zauber, besonders auf die Soldaten aus. Man könnte mit Recht sagen: sein Name und seine Persönlichkeit allein besaßen den Werth einer Armee. Was Wunder, wenn damals in Vielen der Wunsch entstand, Washington möchte die 13 Staaten, denen er die Freiheit erkämpft, zu einem Königreich vereinigen und sich die Krone dieses Reiches auf's Haupt sezen! Ja, es bildete sich sogar eine monarchische Partei, die in einer Schrift die Mißstände und Schäden der Organisirung der 13 Staaten, die Nachtheile einer Republik und die Vortheile einer Monarchie darlegte und Washington bat,

einen monarchischen Staat aus den 13 Staaten aufzurichten. Es hieß in dieser Schrift: „Wir zweifeln nicht im Mindesten daran, daß, wenn die Vorzüge einer veränderten Regierungsform richtig dargestellt und reiflich erwogen werden, man sich ohne Anstand für dieselbe entscheiden muß. In diesem Fall wird ein Jeder eingestehen müssen, daß derselbe Geist, welcher uns Hindernisse beseitigen ließ, die unübersteiglich schienen, und uns auf dem Wege des Ruhmes voranschritt, daß die Tugenden, welchen ein großes Heer ungetheilte Verehrung zollt, auch fähig sein werden, uns auf dem sanfteren Pfade des Friedens zu leiten. Bei Vielen vermischt sich die Vorstellung einer Monarchie so mit dem Gedanken an Tyrannei, daß sie beide Begriffe nicht von einander zu trennen vermögen. Deßhalb würde es zuträglich sein, dem Oberhaupt der Verfassung einen, dem Scheine nach, gefahrlosen Namen zu geben. Ist aber alles Uebrige beseitigt, so werden sich gewiß überzeugende Gründe anführen lassen, und der Benennung „König“ wird Nichts mehr im Wege stehen, woraus, nach unserer Ansicht, bedeutende Vortheile erwachsen werden.“ Eine wohlberechnete Speculation auf die dem Menschen angeborene Herrschsucht! Doch bei Washington machte sie klägliches Fiasco. Entrüstet, empört, voll heiligen Zorns über solch ein Unterfangen und die ihm zugemuthete Verrätherei, schrieb er sogleich dem Haupt der monarchisch gesinnten Partei: „Mein Herr! Mit Staunen habe ich Das, was sie mir übersandten, gelesen. Seien Sie versichert, daß kein Vorfall im ganzen Krieg mir so großen Schmerz verursacht hat als diese Mittheilung. Ich ersehe aus ihr, daß in der Armee[1]) Gedanken

---

1) In der nordamerikanischen Armee war zuerst der Gedanke aufgetaucht, aus den 13 befreiten Colonieen ein Königreich zu bilden und Washington zu dessen erstem König zu erheben. Die Washington hier-

gehegt werden, die meinen Abscheu erregen, und meine strengste Zurechtweisung verdienen. Für jezt soll Das, was Sie mir geoffenbart haben, in meinem Busen verschlossen bleiben, insofern keine weitere Anregung der Sache mich zur Kundmachung zwingt. Ich begreife nicht, wie mein Betragen Sie ermuthigt haben kann, mir einen Vorschlag zu machen, der nach meiner Ueberzeugung das Vaterland mit dem größten Uebel bedroht, das es jemals treffen könnte. Wenn ich mich nicht durchaus über mich selbst täusche, so gibt es keinen Menschen in ganz Amerika, dem Ihre Pläne verhaßter sein könnten als mir. Zugleich muß ich aber, um meinen Empfindungen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, hinzufügen, daß Niemand so aufrichtig wie ich wünscht, der Armee möge in vollem Maße ihr Recht zu Theil werden; und, soweit meine Macht und mein Einfluß sich verfassungsmäßig erstrecken, werde ich Alles aufbieten, was in meinen Kräften steht, und keine Gelegenheit unbenüzt lassen, um Allen zu Dem zu verhelfen, was ihnen gebührt. Ich beschwöre Sie aber, wofern Sie noch Liebe zu Ihrem Vaterland haben, wenn Ihnen Ihr eigenes Glück und das Ihrer Nachkommen am Herzen ligt, und wenn Sie noch die geringste Achtung für mich hegen — verbannen Sie diese Gedanken aus Ihrer Seele und äußern Sie nie mehr gegen irgend Jemand, weder aus eigenem Antrieb, noch im Auftrag von Anderen, dergleichen Gesinnungen.“ Welch edler Mann, der so dachte, so schrieb, so handelte! Washington lebte, außer Gott, nur seinem Vaterland. Das Vaterland ging ihm über Alles, für's Vaterland war ihm kein Opfer zu groß, keine Entsagung zu hart, keine Mühe zu beschwerlich.

---

wegen überreichte Bittschrift, aus der obiger Auszug stammt, wurde von einem Oberst der nordamerikanischen Armee verfaßt.

In 6 langen Jahren hatte er nur Ein Mal sein geliebtes Mount Vernon besucht, und da nur anläßlich einer Geschäftsreise, die ihn ganz in die Nähe dieses seines Gutes führte. Freudig ertrug er alle Entbehrungen, Strapazen und Müheseligkeiten des Krieges-, Lager- und Festungslebens. Nie kam je ein Wort des Unmuthes oder der Klage über seine Lippen. Mit dem gemeinen Soldaten theilte er Alles, oft den lezten Bissen Brod. Nur der Winter goß freundliche Strahlen in dieses rauhe, gefahrvolle und vielbewegte Kriegsleben; denn Washington's hochherzige Frau kam jeden Winter in's Lager und theilte mit ihrem Mann alle Entbehrungen und Opfer. Gewiß ein edles Weib, werth eines Mannes, wie Washington!

Mitten im Krieg, unter den Waffen und überhäuft mit Sorgen für die Armee und des Vaterlandes Wohl, vergaß Washington seine Oekonomie und die Armen nicht. Sein Verwalter mußte die genaueste Rechnung über Alles führen und dieselbe von Zeit zu Zeit an Washington senden. Wir besizen noch einen Brief, welchen der General nach Mount Vernon an seinen Verwalter schrieb. Es heißt unter Anderm in demselben: „Lassen Sie in Hinsicht der Armen die Gastlichkeit des Hauses nicht in Verfall gerathen. Niemand soll dasselbe hungrig verlassen. Fehlt es Einem an Korn, so helfen Sie ihm damit aus. Ich wünsche nur, daß der Müssiggang nicht befördert werde; denn ich habe Nichts dagegen, daß Sie mein Geld als Almosen weggeben, sollte es sich auch im Jahre auf 40 bis 50 Pfund (480—600 fl.) belaufen, da, wo Sie es für gut angewendet halten. Wenn ich sage, ich habe Nichts dagegen, so meine ich damit, daß es mein Wille ist. Sie müssen bedenken, daß meine Frau und ich jezt nicht zu Hause sind, um diese guten Werke zu thun. In jeder andern Hinsicht aber empfehle ich Ihnen die größte Zurück-

haltung; sie wissen ja, daß ich für meine Dienste hier keinen Heller bekomme, außer für Das, was ich auslege. Deßhalb ist es nothwendig für mich, daß in meinem Hause möglichst gespart werde."

Nachdem mit England Friedensunterhandlungen angeknüpft waren, ersuchte der Congreß den siegreichen Feldherrn, an den Verhandlungen Theil zu nehmen. Washington gehorchte und trug wesentlich zum endlichen, für die 13 Provinzen sehr günstigen, Friedensschluß bei. Der Präsident des Congresses bezeugte hiebei öffentlich: „Es hat schon Mancher für das allgemeine Beste Bedeutendes geleistet und die Dankbarkeit seiner Nation erworben. Aber Ihnen (Washington) gebührt ein höherer Ruhm, denn Sie haben die Freiheit und Unabhängigkeit Ihres Vaterlandes begründet, und die dankbare Verehrung eines freien Volkes belohnt Sie dafür." Nachdem der Friede definitiv hergestellt war, wurde die Armee aufgelöst und Washington erhielt einen ehrenvollen Abschied. In seiner Ansprache dankte er mit gerührtem Herzen und mit Thränen im Aug, der tapfern Armee für ihre Hingebung, ihre Opferwilligkeit und ihre vollbrachten Heldenthaten. Wie ein Vater seinen Kindern, so ertheilte er ihnen seinen Segen, empfahl sie dem Schuze Gottes und gelobte feierlich, dem Herrn der Heerschaaren seine Gebete für seine Waffengefährten darzubringen. Beim Abschied vom Officiercorps sagte er: „Mit einem Herzen voll Liebe und Dankbarkeit nehme ich Abschied von Euch und bitte Gott, Euere späteren Tage mögen so freudenvoll und beglückt sein, wie euere früheren rühmlich und ehrenvoll waren. Ich kann nicht zu einem Jeden von Euch gehen und ihm Lebewohl sagen; es wird mich aber freuen, wenn Ihr zu mir kommen und mir die Hand reichen wollt." General Knox, der in Washington's Nähe stand, reichte ihm zuerst die Hand. Washington ergriff sie und zog

den General stürmisch an sein Herz. So alle Uebrigen. Welch ein ernster, feierlicher, erschütternder Moment! Diese im Feld ergrauten Krieger, die tausend Gefahren getrozt und dem Tod kühn in's Aug' geschaut, diese Männer, die mit Narben bedeckt waren, die für's Vaterland ihr Leben eingesezt — am Herzen ihres, ich möchte sagen, angebeteten Feldherrn, der sie von Sieg zu Sieg geführt! Kein Aug blieb thränenleer, kein Wort wurde gewechselt — endlich riß sich Washington los, schritt sprachlos und nur mit der Hand dankend, durch die Spaliere der Soldaten, bestieg ein für ihn bereit stehendes Fahrzeug und segelte nach Annapolis, in Mayland, am Ufer der Chesapeake-Bay, wo der Congreß versammelt war. Er legte in die Hände desselben den Oberbefehl und die ihm ertheilten Vollmachten nieder und empfahl die Armee der dankbarsten Berücksichtigung. Er schloß mit den Worten: „Ich betrachte es als eine unerläßliche Pflicht, diesen lezten öffentlichen Act meines Lebens damit abzuschließen, daß ich die Interessen unseres geliebtesten Vaterlandes dem Schuze des allmächtigen Gottes, und Diejenigen, denen die Leitung desselben obligt, seiner heiligen Obhut empfehle. Nachdem ich das mir übertragene Werk vollendet, trete ich vom Schauplaz der öffentlichen Thätigkeit ab; und indem ich dieser erhabenen Behörde, unter deren Befehl ich so lange gewirkt, ein tiefgefühltes Lebewohl sage, lege ich hiemit meine Stelle nieder und nehme von jeder Verwendung im staatlichen Leben Abschied." Zum Glück für Amerika hatte sich Washington hierin gewaltig getäuscht: er sollte nicht für immer Abschied nehmen und aus dem staatlichen Leben keineswegs scheiden; denn es bedurfte seiner Talente, seiner Kenntnisse, seiner Erfahrung, seiner Willenskraft und seiner Uneigennüzigkeit, um den jungen Staat zu organisiren und in Flor zu bringen. Doch für jezt schied er. Des andern Tags verließ er Anna-

polis und erreichte noch am Abend sein liebes Mount Vernon. Als er sein Landhaus betrat, sagte er tief aufathmend: „Der Vorhang ist endlich gefallen, ich fühle mich um eine große Last von Sorgen erleichtert. Ich hoffe, den Rest meiner Tage damit zubringen zu dürfen, die Herzen guter Menschen zu gewinnen und die Tugenden der Häuslichkeit zu üben." Washington lebte nun einzig der Landwirthschaft und seiner Familie. Er schuf sich in Mount Vernon ein kleines Paradies, das in ganz Amerika seines Gleichen nicht hatte. Er verbesserte und verschönerte das Landgut, pflanzte, statt des Tabaks, verschiedene Getreidearten und Bäume der edelsten Obstarten. Er legte einen prächtigen Park und Gemüsegärten an und erbaute Gewächshäuser. Ueberall legte er selbst Hand an und führte jezt ebenso emsig und einsichtsvoll den Spaten und das Messer als ehedem den tapferen Degen. Washington fühlte sich in seiner Zurückgezogenheit und auf seinem herrlichen Landgut überaus glücklich und zufrieden. Er schrieb einst bezüglich seines idyllischen Lebens in Mount Vernon an seinen Busenfreund und Waffengefährten Lafayette: „Endlich lebe ich wieder als friedlicher Bürger an den Ufern des Potomak unter dem Schatten meines eigenen Weinstocks und Feigenbaumes. Aus dem Lärme des Lagers erlöst, erquicke ich mich an den stillen Freuden, von denen weder der Soldat, der stets dem Ruhme nachjagt, noch der Staatsmann etwas weiß, der mühevolle Tage und schlaflose Nächte damit zubringt, Plane zu entwerfen, welche die Wohlfahrt seines Vaterlandes befördern sollen, während sie vielleicht andere Völker in's Verderben stürzen, als ob dieser Erdkreis nicht Raum genug hätte für uns Alle; noch der Hofmann, der beständig auf das Angesicht seines Fürsten achtet, in der Hoffnung, vielleicht ein gnädiges Lächeln zu erhaschen. Ich habe mich nicht nur von allen öffentlichen Geschäften zurückgezogen, son=

dern ich ziehe mich auch in mein eigenes Innere zurück und fühle mich fähig, die einsamen Wege und stillen Pfade des Lebens mit herzlicher Freude zu betreten. Ich beneide Keinen und habe für Alle ein herzliches Wohlwollen; dies sei die Regel meines Wandels, und so will ich sanft den Strom des Lebens hinabschiffen, bis ich bei meinen Vätern schlafe."

Washington übte auf seinem Landgut unbeschränkte, großmüthige Gastfreundschaft, die auch in ausgedehntester Weise in Anspruch genommen wurde; denn es verging bereits kein Tag, an welchen nicht von nah und fern, aus der alten und neuen Welt, Besuche in Mount Vernon eintrafen. Er war ein warmer, treuer Freund allen Denjenigen, deren Charakter er als ehrenhaft erprobt hatte, und die seinem Herzen näher standen. Insbesondere hing er mit aufrichtiger Liebe an Lafayette. Als dieser ihn einst in Mount Vernon besucht, und beide eine Rundreise gemacht hatten, schrieb er ihm bald nach der Trennung: „Im Augenblick unserer Trennung, auf dem Rückwege und seither in jeder Stunde hab ich empfunden, wie mächtig die Liebe, Verehrung und Anhänglichkeit ist, die ich für Sie empfinde, und welche ein so langer, vertrauter Umgang mit Ihnen erweckte und immer mehr befestigte. Als unsere Wagen nach entgegengesezten Richtungen abfuhren, fragte ich mich, ob dies wohl der lezte Blick sein würde, den ich von Ihnen empfing? Und obgleich ich wünschte, ‚nein' sagen zu können, sprach meine Furcht doch ‚ja'. Ich rief mir die Tage unserer Jugend in's Gedächtniß zurück und fand, daß sie seit lange entflohen sind und nie mehr zurückkehren werden; daß ich jezt von dem Hügel herabsteige, den ich seit 52 Jahren erklommen, und daß, wenn mir Gott auch die Gnade einer guten Gesundheit verliehen, ich doch aus einer Familie stamme, deren sämmtliche Mitglieder kein hohes Alter erreicht haben, und ich folglich er-

warten muß, bald in der Gruft meiner Väter zu ruhen. Diese Gedanken warfen tiefe Schatten in mein Gemüth und verdunkelten mir den Blick in die Zukunft, als ich an ein Wiedersehen Ihrer werthen Person dachte.“ Washington sollte aber noch 15 Jahre leben, seinen Freund jedoch auf dieser Welt nicht wiedersehen.

Obgleich Washington in Mount Vernon ganz zurückgezogen lebte, beschäftigte er sich doch mit den öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes; insbesondere interessirte er sich auf's Lebhafteste um die Hebung des Handels und Wohlstandes der Vereinigten Staaten, die wesentlich durch Vermehrung der Communicationsmittel bedingt waren. Als der Plan auftauchte, den Osten und Westen der Union durch Canäle mit einander zu verbinden, warf sich Washington mit aller Energie auf denselben und wieß die Möglichkeit der Anlegung von Canälen schlagend nach, wobei ihm seine Kenntnisse in der Feldmeßkunde treffliche Dienste leisteten. Ein Verein Virginischer Unternehmer brachte den von Washington entworfenen Plan zur Ausführung, worauf ihm von der Canalgesellschaft ein Geschenk von 40,000 Dollars gemacht wurde. Er nahm dasselbe an, verwendete diese Summe aber zur Hebung des Unterrichtswesens. Eine anderweitige Schenkung, welche ihm die Vereinigten Staaten für seine großen Dienste um das Vaterland machen wollten, schlug er jedoch beharrlich aus.

Washington nahm sich auch um die Bekehrung der Indianer an und beförderte dieselbe auf vielfache Weise, namentlich dadurch, daß er auf seiner Besitzung Grund und Boden zur Errichtung einer Missionsstation anwies.

Da nach errungener Unabhängigkeit die 13 vereinigten Staaten nur locker zusammenhingen, der Congreß wenig Macht besaß und politische Agitatoren beabsichtigten, eine revolutionäre Bewegung heraufzubeschwören, um selbst das lockere

Band, das die emancipirten Staaten umschloß, vollends zu zerreißen, in Folge dessen sie aber unfehlbar einem beutelustigen Eroberer anheimgefallen wären, da kein Staat in seiner Vereinzelung im Stand gewesen wäre, seine Freiheit zu wahren; drängte sich den Patrioten von ächtem Schrot und Korn die Ueberzeugung auf, daß dem Uebel nur dadurch gesteuert werden konnte, daß eine starke Centralgewalt eingesezt und eine gemeinsame, den gegebenen Verhältnissen entsprechende Constitution entworfen, den einzelnen Staaten zu Grund gelegt und dadurch alle zu einem organisch und festgegliederten Ganzen vereinigt werden müßten. Auch Washington war selbstverständlich davon überzeugt. Wir besizen noch die Aeußerung die er gethan, als er mit tiefem Schmerze wahrnahm, daß theils excentrischer Unabhängigkeitsgeist, theils thörichter Freiheitsschwindel, theils demagogische Umtriebe und Wühlereien, theils royalistische Tendenzen an dem lockeren Gefüge der 13 Staaten rüttelten und sich schon vor dem Gedanken sträubten, einer starken Centralgewalt sich unterordnen zu sollen. Er schrieb damals: „Die Furcht vor einer größeren Gewalt des Congresses erscheint mir als der höchste Grad von Abgeschmacktheit und Tollheit bei dem Volke. Könnte wohl der Congreß seine Macht zum Nachtheil des Volkes mißbrauchen, ohne sich selbst einen gleichen und noch weit größeren Schaden zuzufügen? Ist sein Vortheil nicht unauflöslich mit dem des Volkes verbunden? Und vermischen sich durch den Kreislauf der Anstellungen die Mitglieder des Congresses nicht immer wieder mit den Bürgern? Und wenn der Congreß mit der erwähnten Macht bekleidet wird, ist da nicht vielmehr zu fürchten, die einzelnen Mitglieder werden diese Macht weniger gebrauchen als gut wäre, um die Popularität und die Aussicht, künftig wieder gewählt zu werden, nicht einzubüßen? Wir müssen die menschliche Natur nehmen

wie sie ist; denn die Vollkommenheit ist nicht das Loos der Menschen. Viele sind der Meinung, der Congreß habe viel zu oft den Ton des Gesuches und der demüthigen Bitte gegen die Staaten gebraucht, wo er ein Recht hatte, als Herrscher zu gebieten und Gehorsam zu verlangen. Doch, mag Dem sein, wie ihm wolle, aber so viel steht fest: Forderungen sind ein völliges Nichts, wenn 13 souveräne, unabhängige, unvereinigte Staaten berathschlagen und die Gewährung nach Gutdünken verweigern können. Diese Forderungen sind in der That Nichts weiter, als ein Spott und Sprichwort im ganzen Lande. Wenn Sie den Regierungen sagen, daß sie den Friedensvertrag gebrochen und die Rechte der Conföderirten verlezt haben, so werden sie Ihnen in's Gesicht lachen. Was soll also geschehen? So wie es jezt ist, geht es nicht länger. Es ist sehr zu fürchten, daß die Besseren im Volke, dieser Verhältnisse überdrüssig, den Gedanken an eine Revolution aufkommen lassen, möge sie auch noch so schlimm sein. Wir sind eben dazu geneigt, von einem Extrem in's andere zu fallen. Unheilbringenden Ereignissen vorzubeugen, Das wäre jezt eine der Weisheit und des Patriotismus würdige Aufgabe.

„Welche schreckenerregenden Veränderungen können wenige Jahre herbeiführen. Man sagt mir, daß selbst ehrenwerthe Männer ohne Abscheu von einer monarchischen Regierungsform sprechen. Aus Gedanken entspringen Worte, und von diesen ist es oft nur noch ein einziger Schritt bis zur That. Aber wie unwiderruflich und fürchterlich wäre diese That! Welch ein Triumph für die Verfechter des Despotismus, wenn wir unfähig wären, uns selbst zu regieren und damit bewiesen, daß eine Verfassung, auf der Grundlage gleicher Rechte und Freiheiten erbaut, ein Trugbild und eine Täuschung sei! Gebe Gott, daß bei Zeiten verständige Maßregeln ergriffen werden, um die Folgen abzuwenden, die zu fürchten wir nur zu viele

Ursache haben." Und diese Maßregeln wurden ergriffen. Washington war einer der Ersten, der zu diesem Zweck eine berathende Versammlung gleichgesinnter, patriotischer Männer in Vorschlag brachte, und der als Abgeordneter Virginiens sich bei jenem Congreß betheiligte, der sich in Philadelphia in gesezlicher Weise constituirte, um die höchst mangelhafte Verfassung der 13 Freistaaten zweckdienlich zu reformiren. Welch einen schweren Kampf und welch große Ueberwindung und Selbstverleugnung es ihn kostete, sich von seinem Stillleben in Mount Vernon zu trennen und auf das stürmische Gebiet des öffentlichen Lebens zu begeben, ersehen wir aus seinem eigenen Geständniß, indem er die Worte niederschrieb: „Es ist mir nicht nur ungelegen, mein Haus zu verlassen, sondern ich muß auch fürchten, man werde mich der Unbeständigkeit beschuldigen, wenn ich von Neuem auf der öffentlichen Schaubühne erscheine, nachdem ich erklärt habe, ich wolle mich für immer von derselben ferne halten. Auch besorge ich, dieser Schritt werde mich in den Strom der Geschäfte zurückreißen, obgleich ich Nichts mehr liebe und wünsche, als Einsamkeit und Ruhe." Doch die Liebe zum Vaterland und die eindringlichen Bitten seiner Freunde verscheuchten alle Bedenken und machten alle Einwendungen verstummen; er entschloß sich, der verfassunggebenden Versammlung beizutreten, als deren Präsident er sogleich ernannt wurde. Nach viermonatlicher Berathung war die neue Verfassung beendet, auf der noch heute die amerikanische Union beruht. Allein das neue Werk bedurfte noch der Vollendung und Krönung, der Einführung in's Leben und der Consolidirung im Vertrauen des Volkes. Das neue Staatsschiff bedurfte eines kundigen und kühnen Steuermannes, der neugeschaffene Körper bedurfte eines regierenden Hauptes. Es war die Ueberzeugung Aller, daß nur Washington Das sein, Das leisten, Das zur Ausführung bringen könne. Denn er war ohne allen Zweifel und ohne irgend einen Rivalen der

größte, verdienstlichste, populärste Mann der Union, er war der Abgott der Amerikaner, in den Niemand auch nur einen Schatten von Zweifel bezüglich seiner Talente, seiner Erfahrung, seiner unbegrenzten Vaterlands= und Gerechtigkeitsliebe, seiner Unparteilichkeit und Unbestechlichkeit, seiner Großmuth und Uneigennüzigkeit sezte. Ihm allein, ihm, mit seinem Ansehen und seiner Autorität, ihm, an dessen Namen kein Flecken haftete, ihm, der über allen Parteien stand, konnte es gelingen, alle Parteien zu versöhnen und dem großen Ganzen — dem Vaterland — dienstbar zu machen. Darum waren Aller Blicke und Wünsche auf ihn gerichtet. Aber diese Blicke und Wünsche, so sehr er sie auch zu schäzen wußte, so sehr er sie verdient und ihrer würdig war, durchbohrten sein Herz; denn mächtig zog es ihn nach Mount Vernon, und sein ganzes Innere entsezte sich vor dem bloßen Gedanken, die furchtbare Last der Regierungssorgen eines erst im Werden begriffenen Staates auf sich nehmen zu sollen. Wie sehr ihm davor graute, und wie fest er entschlossen war, die Präsidentschaft nicht zu übernehmen, ersehen wir aus einem Brief, in welchem er schrieb: „Lehne ich die Stelle ab, so geschieht es noch aus einer andern Ursache, als den bisher angeführten. Obwohl mein vorgerücktes Alter [1]), die wachsende Vorliebe für die Beschäftigung mit der Landwirthschaft, und die Neigung zur Einsamkeit meinen entschiedenen Hang zu der Lebensweise eines stillen Bürgers vermehren; so sind Dieß doch nicht die eigentlichen Beweggründe, die mich bestimmen, jene Stelle auszuschlagen; ebenso wenig die Furcht, meinen guten Namen im politischen Getriebe zu gefährden, noch die Scheu, mich neuen Arbeiten und Beschwerden zu unterziehen; sondern die Ueberzeugung, daß ein Anderer, der weniger Berechtigung und geringere Neigung hat, sich zurückzuziehen, alle Pflichten ebenso gut und vollständig erfüllen kann als ich."

1) Washington zählte damals 57 Jahre.

Allein alles Widerstreben, alle Einwendungen und Gründe scheiterten sogleich, als das Volk einstimmig ihn zum Präsidenten wählte und wie Ein Mann in ihn drang, dieses Ehren- und Vertrauensamt anzunehmen, und dabei an seinen Patriotismus appellirte. Das besiegte Washington; er nahm die auf ihn gefallene Wahl am 14. April 1789 an. Schon 2 Tage nachher reiste er mit bangem, schwerem Herzen von Mount Vernon nach New-York, wo damals der Siz der Regierung sich befand. Er beschrieb diese seine Seelenstimmung in seinem Tagebuch folgendermaßen: „Gegen 10 Uhr nahm ich Abschied von Mount Vernon, vom Privatleben und vom häuslichen Glück und trat mit sorgenvolleren und schmerzlicheren Gefühlen, als Worte ausdrücken können, die Reise nach New-York an, mit dem besten Willen, meinem Vaterland, gehorsam seinem Rufe, nüzlich zu sein, aber mit weniger Hoffnung, seine Erwartungen zu rechtfertigen.“ Washington wurde in New-York empfangen, wie noch selten ein Monarch empfangen wurde. Ueberall Triumphbögen, Jubel und Begeisterung, alle Glocken der Kirchen riefen Segen über den gläubigen Patrioten herab, Instrumentalmusik begrüßte den Staatsmann, Kanonendonner salutirte den Helden. Washington's Tagebuch enthält hierüber folgende Stelle: „Die Auffahrt von Booten, welche uns bei dieser Gelegenheit, theils mit Sängern, theils mit Instrumentalmusik besezt, begleiteten, die flaggenden Schiffe, der Donner der schweren Geschüze und das laute Jauchzen des Volkes, als ich vorüber fuhr, erfüllten mich mit Empfindungen, die ebenso peinlich (wenn ich das Gegenbild dieser Scene bedenke, welches nach allen meinen Bemühungen, Gutes zu wirken, wohl dereinst gesehen werden kann) als angenehm waren.“

Am 30. April wurde Washington feierlich in sein Amt eingesezt und beeidigt. Diese wichtige Handlung begann und schloß in der Kirche mit Gottesdienst. Sein Aufzug in die

Congreßhalle war über alle Maßen feierlich und großartig. Die Eidesabnahme wurde vor den Augen des Volkes auf einem Balcone des Senatszimmers vorgenommen. Als Washington denselben betrat, erhob sich ein die Lüfte erschütternder Jubel, der nicht enden wollte. Der Gefeierte legte die Hand auf's Herz, verbeugte sich gegen das Volk und mußte sich dann, erschüttert von unnennbaren Gefühlen, auf einen Stuhl niederlassen. Da trat plözlich Todesstille ein, als die Menge sah, daß der Auftritt den Sieger von Yorktown überwältigt hatte. Doch schnell erhob er sich wieder und leistete mit fester Stimme und indem er die linke Hand bestätigend auf die heilige Schrift legte, den Eid der Treue, an dessen Schluß er feierlich hinzusezte: „Ich schwöre es, so wahr mir Gott helfe!" Als man ihm sofort die heilige Schrift zum Küssen reichen wollte, duldete er es nicht, sondern beugte sich ehrfurchtsvoll zu dem Heiligthume nieder und küßte es. Und Washington hat seinen Eid gehalten ehrlich, treu, gewissenhaft und unverlezt. Stets schwebte ihm dieser hochwichtige, ernste und feierliche Moment, die schwere Verpflichtung, die er dem Vaterlande gegenüber auf sich genommen, und die schreckliche Verantwortung, die ihn jenseits um ihretwillen erwartete, vor Augen. Möchte doch jeder politische Eid so gewissenhaft gehalten werden, wie Washington den seinigen hielt! Dann wäre zur Wahrheit geworden, was ein schönes Wort sagt: „Landesvater" und „Zu unserer Völker Heil!" Es hat bedauerungswürdig wenige Staatsmänner und Regenten gegeben, die mit so zarter, unbeugsamer und unbestechlicher Gewissenhaftigkeit wie Washington ihres hohen und wichtigen Amtes gewaltet, d. h. zum Heil und Segen des ihnen anvertrauten Volkes regierten, die so sorgfältig prüften und so weise ihre Mittel wählten, die mit solchem Scharfblick die jeweilige Lage überblickten und richtig beurtheilten, die so sehr mit der kostbaren Zeit geizten und mit solcher Hingebung und Auf-

opferung dem öffentlichen Wohl und dem allgemeinen Besten sich weihten, die der Bestechung und Parteileidenschaft so unzugänglich waren, die so entschieden und fest an den unerschütterlichen Principien der Wahrheit und des Rechtes festhielten, die solche Pietät vor Gott, solche Hochachtung vor der Religion und solche ungeheuchelte Frömmigkeit besaßen, die so sehr aller Schmeichelei, allen Cabalen und allem Hofschranzenwesen feind waren wie Washington. Fast einzig und ausschließlich kann man von Washington sagen: er besaß alle Eigenschaften und Tugenden eines Regenten, ohne deren so häufige, häßliche und verderbliche Schwächen, Untugenden und Fehler zu besitzen. Mit vollstem Rechte dürften die Amerikaner ihren Washington „den Großen, den Einzigen, den Weisen, den Gerechten, den Unbestechlichen" nennen, und sie würden es schon lange gethan haben, wenn sie überhaupt solchen Titeln einen Werth beilegten. Doch die allgemeine und ungetheilte Verehrung des großen Mannes ist mehr werth als ein windiger Titel und die Lappalie der Orden. Selbst die Cabinete, die doch bekanntlich so neidisch, mißgünstig und eifersüchtig sind, wenn es sich um die Anerkennung und den Ruhm wirklich großer Männer handelt, konnten nicht umhin, Washingston's Talente, Tugenden und Verdienste laut und rühmend anzuerkennen. Einer der größten Staatsmänner England's, Charles James Fox, der edelmüthig und energisch für die Emancipation der Katholiken, die Gleichberechtigung der Irländer und die Abschaffung der Sclaverei wirkte, charakterisirte Washington in einer Sizung des englischen Parlamentes folgendermaßen: „Ich muß bei dieser Gelegenheit des Generals Washington, des Präsidenten der Vereinigten Staaten gedenken, dessen Verfahren so verschieden von demjenigen unserer Minister ist. Wie unendlich viel weiser sind die Grundsäze seiner Regierung als die Politik aller neuern europäischen Höfe. Fürwahr, ein ruhmreicher Mann! Ein Mann,

den sein Charakter noch weit höher adelt als seine Stellung; vor dem alle erborgte Größe in Nichts zusammensinkt, gegen den alle Potentaten Europa's, unsere königliche Familie ausgenommen[1]), gering und verächtlich erscheinen. Er bedurfte es nicht, seine Zuflucht zu politischen Kunstgriffen oder Schreckschüssen zu nehmen; denn dieselben Mittel, durch die er seine Macht erlangte, dienten derselben auch zur Stüze, und seine ganze Amtsführung trug stets den Stempel der Weisheit, Mäßigung und Gerechtigkeit. Ungeachtet der Dankbarkeit, welche Amerika Frankreich für dessen Beistand im Unabhängigkeitskrieg schuldete, erklärte er sich doch für die Neutralität und hielt unerschütterlich fest an derselben. Nachdem er einmal diesen Weg als den wahren erkannt hatte, verfingen weder Drohungen, noch Lockungen von französischer Seite. Er hatte keine Furcht vor den Jakobinern, deren Grundsäze ihn nicht erschreckten und deren Fortschritte zu hemmen, er für Amerika nicht als Pflicht ansah. Er wußte, daß das Volk, an dessen Spize er steht, die eigenen Rechte und Pflichten kennt. Und er vertraute dem gesunden Sinn desselben, daß es dem Einfluß der Wühlereien sich widersezen werde. Er war davon überzeugt, daß der Regierung so lang keine Gefahr drohen könne, als sie die Liebe und Achtung der Unterthanen nicht verscherzt, und unter dieser Liebe und Achtung versteht er nicht ein dunkles, sondern ein klares sich bewußtes Gefühl. Ich sehe mich in der That gedrungen, die Weisheit und das Glück dieses Mannes zu bewundern. Ich erwähne auch seines Glückes, ohne damit sein außerordentliches Verdienst im Geringsten herabzusezen. Wir müssen es jedoch, ungeachtet seiner glänzenden Gaben und seiner makellosen Rechtschaffenheit, als ein außerordentliches Glück ansehen, daß ihm ein Loos zufiel, das

---

1) Ein Compliment, das, hier zu unterlassen, die Loyalität verbot.

den Sterblichen so selten zu Theil wird, und daß er durch so mannigfache Schicksale ohne Versündigung und Vorwurf hindurchgegangen ist. Es ist wirklich höchst erstaunlich, daß in einer so langen Reihe von Jahren, in so verwickelten Verhältnissen und auf einem so hohen Plaz sich niemals Zweifel über seinen Charakter erhoben haben; daß er nie und bei keiner Gelegenheit weder einer ungeziemenden Anmaßung, noch einer verächtlichen Unterwürfigkeit in seinen Unterhandlungen mit fremden Mächten beschuldigt worden ist. Ihm hatte der Himmel vorbehalten, den Gipfel des Ruhmes zu erklimmen, ohne daß je ein Hinderniß seinen Lauf hemmte.“ Welch ein Geständniß, welch ein Ruhm, welch ein Lob aus dem Munde eines der größten Staatsmänner, der Washington's Amtsführung, seine eminente Begabung, hohe Weisheit, unwandelbare Gerechtigkeitsliebe, feinen Takt und solide Grundsäze, unantastbare Ehre und vortrefflichen Charakter aus Erfahrung kannte.

Alle diese Eigenschaften bestimmten die Amerikaner, Washington zum zweiten Male zum Präsidenten zu wählen, nachdem seine vierjährige Amtsführung vorüber war. Es hielt zwar sehr schwer, ihn nochmals zur Uebernahme dieses beschwerlichen Amtes zu bestimmen, denn unwiderstehlich zog es ihn nach dem stillen, glücklichen Eden in Mount Vernon. Ja, nach seiner achtjährigen Amtsführung wurde er zum dritten Mal gewählt, allein dieses Mal lehnte er die auf ihn gefallene Wahl mit aller Freimüthigkeit und Entschiedenheit ab.

Es ist zu wiederholten Malen erwähnt worden, wie Vieles Amerika Washington zu verdanken hat, ich will deßwegen kein Wort weiter darüber berichten; aber Das verdient noch erwähnt zu werden, daß selbst seine politischen Antipoden ihm, angesichts seiner glänzenden Verdienste und der Unantastbarkeit sowohl seiner öffentlichen Amtsführung, als auch seines Privatlebens, volle Anerkennung und Gerechtigkeit widerfahren ließen.

Der hartnäckigste politische Gegner Washington's war Jefferson, allein auch er mußte Washington's eminente Begabung, seine reinen Absichten, die ihn bei seinen Handlungen leiteten, sowie seine über alle Verleumdung erhabene Tugend anerkennen. Er schreibt von ihm: „Seine Biederkeit ist reiner und seine Gerechtigkeit unbeugsamer, als je bei einem Menschen. Die Rücksichten des eigenen Vortheils, Nepotismus, blose natürliche Zu- oder Abneigung übten nie den geringsten Einfluß auf seine Entscheidung aus. Er war in der That ein weiser, guter und großer Mann."

Washington hatte nicht blos den großen Staatshaushalt aufzubauen, zu ordnen und in Ordnung zu erhalten, sondern er hatte auch den Haushalt eines neu creirten Staatsbeamten, und zwar des höchsten im Staate, der mit Gesandten aller Staaten zu verkehren hatte, und dem die würdige Repräsentirung einer hoffnungsreichen Republik oblag, zu organisiren. Washington hatte in dieser Beziehung zwei gefährliche Klippen zu vermeiden: königliche, monarchische, fürstliche Pracht, übertriebenen Luxus, steifes Ceremoniel, zwangsmäßige Etiquette und geistlose Formalitäten, aber ebensowohl auch stoische Einfachheit und Armseligkeit, Trivialität und Schaustellung des Ordinären. Es mußte eine gewisse Nobleß und Urbanität, ein einfaches Ceremoniel und eine strenge Hausordnung eingeführt werden; denn sonst wäre der Präsident der Sclave der Neugier, der Zudringlichkeit, der Klatschsucht und der Stellenjägerei geworden. Es mußten also Tage und Stunden für die Besuche anberaumt werden, und Einladungen zur Tafel, zu Bällen und Concerten hatten sich einem einfachen Ceremoniel zu unterwerfen. Das nähere Arrangement für die zulezt genannten socialen Angelegenheiten durfte Washington getrost dem richtigen scharfen Blick und dem feinen Takt seiner trefflichen Frau überlassen.

Damit der Leser Geist und Herz dieser hochstehenden Frau näher kennen und würdigen zu lernen im Stande ist, sei hier eine Stelle aus einem Briefe angeführt, den Mistreß Washington an eine Freundin nach der Rückkehr von einer Rundreise schrieb, die Washington in den vereinigten Staaten unternommen, und wobei sie denselben begleitet hatte. Sie schrieb: „Ihr freundlicher Brief vom vorigen Monat hat mir mehr Freude gewährt als all die leeren Förmlichkeiten und nichtssagenden Ehrenbezeugungen. Nie werde ich den Gefühlen untreu werden, die in früheren Zeiten der vertraute Umgang mit unseren Freunden mir einflößte, noch die Beweise der Dankbarkeit, welche der Präsident empfing, je vergessen; denn Sie kennen mich zur Genüge, um mir zu glauben, daß mir nur Das Freude machen kann, was von Herzen kommt. In der Ueberzeugung, daß die Beweise der Verehrung und Liebe zu ihm dieser Quelle entspringen, erfreuen und beglücken sie auch mich. Die Schwierigkeiten, welche sich anfangs dem Präsidenten in den Weg stellten, scheinen jezt einigermaßen überwunden zu sein. Wir verdanken es der Liebe unserer zahlreichen Freunde in allen Staaten, daß diese neue, von mir nie gewünschte Lage mir nicht drückend ist. Wäre ich jünger, so würde ich wahrscheinlich die unschuldigen Freuden des Lebens mit Vergnügen genießen, wie manche Frauen in meinem Alter es noch thun; ich habe mich aber seit lange daran gewöhnt, mir meine irdische Glückseligkeit in dem stillen Leben zu Mount Vernon zu denken. Als der Krieg zu Ende war, hielt ich keine Umstände für möglich, die den General von Neuem in das öffentliche Leben zurückrufen könnten. Ich hatte gehofft, von jenem Augenblicke an würden wir in Einsamkeit und Ruhe, vereint dem Alter entgegengehen. Dies war von jeher der theuerste Wunsch meines Herzens. Ich will indessen nicht mit großem Schmerz an diese vereitelte Hoffnung denken; denn

was geschah, war unvermeidlich. Die Gefühle meines Mannes stimmten vollkommen mit den meinigen überein; denn er liebte das stille Landleben nicht minder als ich. Ich kann ihn nicht tadeln, denn er hat gethan, was er für seine Pflicht hielt, indem er dem Ruf seines Vaterlandes gehorchte. Das Bewußtsein, Alles erfüllt zu haben, was in seiner Macht stand, und die Freude, zu sehen, daß seine Mitbürger es anerkennen, wie frei sein Verfahren von aller Selbstsucht war, ist ihm ohne Zweifel eine Entschädigung für das große Opfer, das es ihn, wie ich weiß, gekostet hat. Bei mir ist es weniger, wie es sein sollte; ich finde keinen Ersaz für Das, was ich vermisse. Eine jüngere Frau würde sich ohne Zweifel in meiner Lage glücklicher fühlen. Nicht als ob ich mit meinen jezigen Verhältnissen unzufrieden wäre: denn die Menschen sind liebevoll gegen mich und Alles, was mich umgibt, und das muß mich dankbar stimmen; aber ich kenne die Eitelkeit alles Irdischen zu gut, um mich in dem großen öffentlichen Leben recht wohl fühlen zu können. Doch bin ich entschlossen, heiter und zufrieden zu sein, wie sich die äußern Umstände auch gestalten mögen; denn die Erfahrung hat mich auch gelehrt, daß die Quelle der Glückseligkeit und des Elendes vorzüglich in unserem Innern entspringt und unabhängig von der Außenwelt ist. Wir bringen den Samen zu Leid und Freud in unserem Herzen mit, wohin wir auch gehen." Welch gesunde Lebensanschauung, welch gediegene Grundsäze, welch tiefes Gemüth, welch zarte Weiblichkeit, die aus diesen wenigen Zeilen sprechen.

Der Sonntag war, so lange Washington Präsident war, stets dem Gottesdienst, der Betrachtung, der Familie oder der Freundschaft gewidmet; denn regelmäßig besuchte er an allen Sonntagen vormittags den Gottesdienst; nachmittags zog er sich in sein Zimmer zurück, und den Abend brachte er im Kreise seiner Familie oder vertrauter Freunde zu. Und Washington's

ungeheuchelte Frömmigkeit, tiefes Gemüth und seltene Seelengröße waren unstreitig ein Erbstück seiner genialen Mutter und der sorgfältigen Erziehung, die sie ihm angedeihen ließ. Lernen wir gleichsam im Vorübergehen diese weise, christliche Mutter kennen!

Da der Vater Washington's frühzeitig gestorben war, lag die Erziehung der Kinder ausschließlich dessen Wittwe ob, und sie gab ihren Kindern eine treffliche, ächt christliche, sorgfältige Erziehung. Sie war der gute Genius, der Schuzengel ihrer Kinder. Sie prägte ihnen schon in zartester Kindheit die Wahrheiten der Religion und die Grundsäze der Moral ein; sie pflanzte in ihr bildsames Herz den Keim der Ehrenhaftigkeit, der Wahrheitsliebe, des Fleißes und der Sittenreinheit und bewahrte sie vor aller krankhaften Sentimentalität und extremen Einseitigkeit. Man sagt, und zwar in den meisten Fällen mit Recht, Physiognomie, Naturell und Temperament der Mutter gehen auf die Kinder über, aber noch weit mehr geht auf sie über und haftet unvertilgbar in ihrer Seele, in ihrem Herzen, was sie mit Weisheit und Liebe, mit Sorgfalt und Treue, mit Güte und Milde, mit Ernst und unter Thränen in ihre Seele und in ihr Herz gepflanzt. Washington aber ist das treue Abbild seiner Mutter. Er war Das, was seine Mutter an ihm herangezogen. Seine tiefe Religiosität und sein frommer Sinn, seine Ordnungsliebe und Pünktlichkeit, sein eiserner Fleiß und seine heroische Selbstverleugnung, seine Ehrenhaftigkeit und Biederkeit waren von der Mutter auf ihn übergegangen; denn sie besaß diese Eigenschaften und Tugenden in hohem Grade. Washington's Mutter führte ein strenges Regiment und verlangte unbedingten Gehorsam.

Als unser George in seinem fünfzehnten Lebensjahre in die englische Marine eintreten wollte, widersezte sich seine Mutter auf's Entschiedenste und erklärte: „Es wird einst deine Pflicht

sein, unter deinen Mitbürgern zu leben, mit ihnen an der Verbesserung der Verfassung zu arbeiten und für's Wohl deines engeren Vaterlandes alle deine Kräfte einzusezen." Und dieser mütterliche Orakelspruch hat Amerika den Mann erhalten, der sich um die Freiheit desselben die größten Verdienste erworben, und der ohne diesen Orakel- und Machtspruch seiner Mutter höchst wahrscheinlich dem Vaterland verloren gegangen wäre; denn sehr schwer, wenn nicht gerade unmöglich, würde es Washington geworden sein, als königlich-englischer Officier dem geschworenen Fahneneide untreu zu werden und die Waffen gegen England zu kehren.

Mit bangem Herzen sah Washington's Mutter diesen ihren geliebten Sohn in die Reihen der Aufständischen treten, allein sie ließ es geschehen, weil sie von dem den Colonieen durch England zugefügten Unrecht überzeugt und entrüstet war. Als Washington hart bedrängt und besiegt wurde, klagte und jammerte sie nicht, und als er auf siegreicher Bahn vorwärts schritt, jubelte sie nicht — sie bewahrte stets ihre Seelenruhe und zeigte männlichen Ernst. Als Washington am Dalaware siegte, und seine Freunde der Mutter die Siegesnachricht überbrachten, freute sie sich herzlich über ihres Sohnes Tapferkeit und Sieg; allein als man sich in überschwänglichen Lobeserhebungen erging, sagte sie ernst: „Das sind Schmeicheleien, meine Herren; ich hoffe, daß George der Lehren sich erinnern wird, die ich ihm gegeben habe. Er wird nie vergessen, daß er ein einfacher Bürger seines Vaterlandes ist, den Gott glücklicher gemacht hat als viele Andere." Als sie die Gefangennehmung des englischen Generals Cornwallis und die damit verbundene glückliche Beendigung des Freiheitskampfes erfuhr, sagte sie gerührt: „Gott sei gedankt! Unser Vaterland ist frei, wir werden endlich Frieden haben!" Wenn man später ihren lieben George lobte, so that das ihrem mütterlichen Herzen wohl, und sie

pflegte dann zu sagen: „Ja, er ist immer ein guter Sohn gewesen, und ich glaube, daß er auch als Mann seine Schuldigkeit gethan hat."

Nachdem Washington durch den Tod seines Bruders, durch seine Verehelichung mit Martha Custis und durch Fleiß und Sparsamkeit einer der wohlhabendsten Bürger der Union geworden war, wünschte Washington sehnlichst, seine hochbetagte Mutter zu sich auf seinen Landsiz Mount Vernon zu nehmen, allein die würdige Matrone weigerte sich dessen und blieb in Frederiksburg, ihrem bescheidenen Wittwensize; denn sie wollte sich durch die glänzende Carrière ihres Sohnes nicht aus ihrem einmal gewohnten Geleise bringen lassen und die gewohnte Lebensweise nicht ändern. Sie fürchtete sich besonders vor den vielen vornehmen und hohen Besuchen auf Mount Vernon. Washington besuchte sie aber oft in Frederiksburg und fühlte sich bei der geliebten Mutter stets in die harmlose Zeit seiner Jugend zurückversezt.

In einem Alter von 82 Jahren ritt sie jeden Morgen auf ihren Feldern umher und beaufsichtigte die Arbeiter. Ihre Einkünfte waren beschränkt, allein dieselben reichten bei ihrer Sparsamkeit und Genügsamkeit vollständig zu ihrem Lebensunterhalte hin, und spendete sie überdieß reichlich von dem Ersparten an Arme und Kranke. Niemals verweigerte sie einem ohne sein Verschulden in's Unglück Gekommenen ihre Hilfe und Unterstüzung. Sie pflegte dabei oft zu sagen: „Die Mildthätigkeit findet immer Etwas in der Geldbörse, die kein Loch hat."

Eine unheilbare Krankheit, der Magenkrebs, nöthigte sie endlich, das Haus zu hüten, allein dessenungeachtet besorgte sie die Geschäfte der Haushaltung. Der Oberst Fielding, ihr Schwiegersohn, erbot sich eines Tages, diese zu besorgen, weil er fürchtete, die Kranke könnte durch körperliche Arbeit sich be-

schwert fühlen; sie entgegnete ihm aber: „Schönen Dank, lieber Fielding! Ich will wohl, daß Sie meine Bücher in Ordnung halten; denn Ihre Augen sind besser als die meinigen, aber was alles Uebrige betrifft, so kann ich selbst demselben vorstehen."

Während des Befreiungskriegs hatte sie ihren Sohn fast 7 Jahre lang nicht mehr gesehen; als nun, nach Beendigung desselben die vereinigten Armeen der Amerikaner und Franzosen den Rückmarsch nach New-York antraten, ging Washington nach Frederiksburg. Er sandte einen Courier voraus, ließ seine Ankunft der Mutter melden und bei ihr anfragen, wie sie ihn empfangen wolle? Sie ließ ihm sagen: „Allein." Und ihr gehorsamer Sohn, der Oberbefehlshaber zweier Armeen, der Held des Jahrhunderts, der Befreier seines Vaterlandes begab sich zu Fuß in die Wohnung Derjenigen, von der er rühmend sagte: „Sie ist nicht nur die Urheberin meiner Tage, sondern auch meines Ruhmes." Die Mutter empfing ihn mit großer Freude und Zärtlichkeit, aber sie erwähnte mit keiner Silbe seiner Siege und seines Ruhmes. Sie hielt Das, was ihr Sohn geleistet, für selbstverständlich. „Ich habe ihn die Tugend gelehrt," sagte sie später, „der Ruhm ist nur die Folge davon." Sie sprach mit ihm von seinen Freunden und von den jezigen Verhältnissen des Vaterlandes, aber sie fragte nicht nach seinem Lohn und nach den Ehren, die ihm für seine Verdienste zu Theil werden würden. Als man sie zu dem Balle einlud, der zu Ehren ihres Sohnes gegeben wurde, nahm sie die Einladung an. „Die Zeit, da ich tanzte, ligt zwar fern," sagte sie, „aber dennoch nehme ich gerne an der öffentlichen Freude Theil." Die französischen Officiere waren sehr gespannt, die Mutter ihres Obercommandanten kennen zu lernen; denn sie hatten schon Vieles von der seltenen, genialen Frau gehört. Sie erschien gegen die Mitte des Balles in der einfachen, schlichten

Tracht der Virginierinen, gestüzt auf den Arm ihres Sohnes. Sie nahm die Huldigungen der Menge mit Güte und Wohlwollen auf, verweilte einige Zeit auf dem Balle und zog sich dann zurück. Die Franzosen waren über ihr Erscheinen und ihr natürlich offenes, biederes Wesen ganz entzückt, und Einer derselben sagte unumwunden: „Nur eine solche Mutter konnte der Welt einen solchen Sohn schenken."

Als Washington zum Präsidenten der Vereinigten Staaten erwählt worden war, besuchte er seine Mutter und theilte ihr die Kunde davon mit. Er sagte zu ihr: „Das Volk hat mich zum ersten Magistrat der Vereinigten Staaten gewählt, ich komme daher, um Ihnen Lebewohl zu sagen. Sobald die Zeit meiner Präsidentschaft vorüber sein wird, hoffe ich, Sie wieder zu sehen." — „Du wirst mich nicht mehr finden," sagte sie bestimmt und gefaßt zu ihm; „aber geh', lieber George, folge dem Ruf deiner Bestimmung, und der Segen des Himmels möge immer mit dir sein." Nach diesen Worten drückte sie ihn zärtlich an ihr Herz; der Sohn stand lange tief erschüttert vor ihr, sein Haupt sank auf ihre Schulter, und die zitternden Hände der Mutter ruhten Segen spendend auf seinem Haupte. Er vergoß heiße Thränen und vermochte es nicht, sich von ihr loszureißen. Endlich ermannt sich die heldenmüthige Mutter und entwand sich seiner Umarmung. Ihre Ahnung hatte sie nicht getäuscht: er sollte sie hienieden nicht wiederseh'n. Sie starb in einem Alter von 85 Jahren ruhig, sanft und gottergeben. In ihren lezten Tagen sprach sie oft von ihrem guten, lieben George, aber nie von dem großen General oder dem gefeierten Präsidenten. Sterbend empfahl sie ihn und das Vaterland dem barmherzigen Gott.

Die Kunde von ihrem Tod beugte Washington tief darnieder. Er schrieb sogleich an seine Schwester einen Brief, in welchem er sagte: „Der Verlust einer Mutter gehört zum

Schwersten und Schmerzlichsten; doch müssen wir uns durch den Gedanken trösten, daß uns der Himmel die unsrige bis zu einem so hohen Alter, wie es Wenige erreichen, bewahrt und ihr die Gnade verliehen hat, daß ihre geistigen Kräfte bis zulezt ungeschwächt blieben, und auch ihr leiblicher Zustand stets erträglich war. Diese Betrachtung und die Hoffnung, daß sie sich jezt eines beglückteren Lebens erfreut, muß uns trösten, und es ist unsere Pflicht, uns dem Willen des Schöpfers in Demuth zu unterwerfen."

Am Schlusse seiner Amtsführung verabschiedete er sich in feierlicher Weise von den beiden Häusern des Congresses und sagte zu Ende seiner hiebei gehaltenen Rede: „Der Umstand, daß ich heute zum lezten Mal unter den Vertretern des Volkes der Vereinigten Staaten erscheine, ruft mir natürlicher Weise den Augenblick in's Gedächtniß zurück, da die Verwaltung unter der jezt bestehenden Regierungsform begann; und ich benüze diesen Anlaß, um Ihnen und meinem Vaterland zum glücklichen Fortgang bis heute Glück zu wünschen, und von Neuem erhebe ich mich im innigsten Gebete zum höchsten Lenker der Welt, zum allwaltenden Schirmherrn der Völker, und flehe ihn an, er möge seine schüzende Hand allezeit über die Vereinigten Staaten ausstrecken, auf daß die Tugend und Wohlfahrt des Volkes bewahrt werde, und die Regierung erhalten bleiben möge, die das Volk selbst zum Schuze der Freiheit eingesezt hat." Sehr würdig und ernst drückte der Congreß die Gefühle aus, die beim Scheiden Washington's aus dem öffentlichen Leben jeden Patrioten bestürmten. Er sagte: „Mögen Sie sich noch lange jener Freiheit erfreuen, welche Ihnen so theuer ist, und welcher Ihr Name stets theuer sein wird. Mögen Ihre persönlichen Tugenden und die Gebete unserer Nation den freundlichsten Sonnenschein und den kostbarsten Segen auf Ihre alternden Tage ausgießen! Um unseres Landes und der

republikanischen Freiheit willen ist es unser ernstlicher Wunsch, daß Ihr Beispiel der Leitstern für Ihre Nachfolger, und dadurch, nachdem es der Schmuck und Schuz der Gegenwart gewesen, auch das Erbtheil unserer Nachkommen werden möge."

Nur noch 2 Jahre und einige Monate sollte Washington der wohlverdienten Ruhe pflegen, von 1797—1799. Zwar zogen auch während dieser kurzen Zeit drohende Gewitterwolken am politischen Horizonte herauf und störten Washington's Abendfrieden. Die französische Republik nahm gegen die Vereinigten Staaten eine herausfordernde, drohende Haltung an, welche dieselben zu ernsten Kriegsrüstungen nöthigte, und schon ward Washington zum Oberbefehlshaber des Heeres ernannt. Allein das drohende Wetter verzog sich, und so wurde der greise Held blos aus seinem idylischen Leben aufgeschreckt, aber nicht mehr herausgerissen.

Washington gab sich in Mount Vernon ganz denselben Gewohnheiten und Beschäftigungen wieder hin, wie ehedem, bevor er zum Präsidenten erwählt worden war. Er beschrieb sein zurückgezogenes Landleben selbst in nachfolgenden Worten: „Ich beginne mein Tagewerk mit dem Aufgang der Sonne, indem ich die Geschäfte des Tages vorbereite. Bin ich damit zu Ende, so ist es Zeit zum Frühstück. Nach demselben steige ich zu Pferd und beaugenscheinige meine Felder; das währt so lange, bis ich mich zum Mittagessen umkleiden muß. Bei diesem sehe ich fast täglich fremde Gesichter, die, wie sie sagen, aus Hochachtung gekommen sind. Wie anders ist es aber, wenige vertraute Freunde bei einem frohen Mahle zu bewirthen! Mit dem Mittagessen, einem Spaziergang, einem Thee vergeht die Zeit, bis es dunkel ist. Ich habe mir vorgenommen, mich an meinen Schreibtisch zu sezen und die empfangenen Briefe zu beantworten, sobald das Kerzenlicht die Stelle des

großen Tagesgestirnes vertritt — sofern nicht Besuche mich daran hindern. Hier haben Sie die Geschichte eines Tages und können darin die Geschichte des ganzen Jahres lesen."

Es war im Monate December, als Washington auf einem Spazierritte von einem Regenschauer, verbunden mit Schneegestöber, überrascht und bis auf die Haut durchnäßt wurde. Er hielt mit der bloßen Umkleidung Alles für abgethan, allein es trat eine heftige Brustentzündung ein, in Folge deren der Arzt schleunig herbeigerufen werden mußte. Dr. Craik, sein alter Freund und Waffengenosse eilte aus Alexandria herbei, um, wo möglich, das Leben des hochverdienten Mannes durch Mittel der Arzneikunde zu retten. Washington reichte dem eintretenden Freunde die Hand und sagte, heiter lächelnd: „Ich fühle, daß es zum Sterben kommt und fürchte mich nicht." Und der Tod trat sehr rasch ein; doch bevor er die Heldenseele vom Schauplaz dieses Lebens abrief, versammelte Washington seine Lieben: Frau, Stiefkinder, Arzt und Diener, um sein Sterbebett. Er dankte ihnen gerührt für ihre Liebe, Treue und Anhänglichkeit und nahm von ihnen Abschied. Er ordnete noch an, daß man seinen Leichnam erst 3 Tage nach seinem Tod beisezen möge; und als man ihm das versprochen, sagte er: „Es ist gut," sank rückwärts auf die Kissen und hauchte seine schöne, edle Seele in die Hände Gottes aus, am 14. December 1799.

Seine Gemahlin, die, in Thränen aufgelöst, zu den Füßen des Verstorbenen saß, fragte den Arzt: „Ist er todt?" Als er die Frage bejaht hatte, sagte sie: „Ich werde ihm bald folgen, ich habe keine Prüfungen mehr zu bestehen."

Allgemein, aufrichtig und tief war die Trauer um den Verlust des hochverdienten, genialen Mannes, und großartig war die Trauerfeierlichkeit, die Amerika seinem Andenken weihte. Der Congreß beschloß, dieses ganz Amerika tief erschütternde

Ereigniß des Mannes würdig zu feiern, der, wie der Congreß mit vollstem Recht sich ausdrückte: „der Erste im Krieg, der Erste im Frieden und der Erste in dem Herzen seiner Mitbürger ist.“

Und sein Testament? Es war ein treues Abbild seines liebevollen Herzens und seiner menschenfreundlichen Gesinnung. Da Washington keine Leibeserben hatte, er hatte nämlich niemals Vaterfreuden erlebt, vermachte er einen großen Theil seines sehr bedeutenden Vermögens seiner vortrefflichen Gattin, die, wie kaum je ein Weib auf Erden, die Tage ihres Mannes versüßt hatte. Einen weiteren beträchtlichen Theil desselben vermachte er zur Gründung milder, wohlthätiger und gemeinnüziger Stiftungen, insbesondere zur Gründung einer hohen Schule zu Columbia und einer Freischule für arme Kinder. Ein bedeutendes Legat sezte er zur Versorgung seiner Sclaven aus, denen er sämmtlich die Freiheit schenkte, nachdem er ihnen schon im Leben ein milder, gütiger und fürsorgender Vater gewesen.

Das ist Washington's Lebensbild: ein Bild voll Licht und Wärme, Erhabenheit und Anmuth, Zauber und Harmonie.

In Amerika begegnet man dem Bildnisse Washington's tausendfach, selten aber tritt es verkörpert in der Wirklichkeit auf, und am Seltensten in jenen Kreisen, die der Washington' recht viele aufweisen sollten. Man glaubt sich berechtigt, in Amerika erwarten zu dürfen, daß wenigstens der Mann, der an der Spize der Regierung steht, annäherungsweise ein Washington sei; allein man sieht sich in dieser Erwartung bitterlich getäuscht. Der gegenwärtige Präsident der Vereinigten Staaten ist Nichts weniger als ein Washington. Grant ist ein prononcirter Parteimann, der nur Republikaner anstellt und befördert, den Demokraten dagegen den Fuß auf den Nacken sezt. Wenn man bedenkt, daß der Präsident theils allein, theils mit dem Senate, 35,000 Beamte anstellen und

entlassen kann, die 30 Millionen Einkommen haben, so läßt sich leicht ermessen, welch ein weites Feld dem Nepotismus zur Verfügung steht, und welchen Einfluß die Gewalthaber auf die öffentliche Meinung ausüben können durch Besezung dieser Stellen mit von ihnen abhängigen Creaturen. Welch eine Armee gefügiger Werkzeuge, die dem Präsidenten und dem Senat zur Verfügung stehen! Man wirft dem gegenwärtigen Präsidenten öffentlich in den Zeitungen vor, daß er durch Geschenke sich bestechen lasse und die Geschenkgeber an die einträglichsten Posten seze; daß er sich auf's Rücksichtsloseste allen jenen Secten anschließe, die sich durch Haß und Fanatismus gegen die Demokraten, Foreigns und Katholiken hervorthun, daß er durchaus kein Hehl daraus mache, Hand in Hand mit den Nownothings, Nopoperies und Methodisten die katholische Kirche zu befehden, und daß er nur so viel Religion habe, um ein unversöhnlicher Gegner der Katholiken zu sein. Ich habe während meines Aufenthaltes in Amerika sehr oft aus dem Mund biederer Männer die Aeußerung vernommen: „Es ist ein großes Unglück für die Vereinigten Staaten, wenn Grant, der Candidat der Republikaner, Präsident wird.“ Und nach Allem, was man, seit seiner Präsidentschaftsverwaltung, von Amerika hört und liest, scheint diese Aeußerung sich zu bestätigen. —

Ich beabsichtige nicht, die ferneren Schicksale der Vereinigten Staaten nach ihrer Lostrennung von England hier zu erzählen; denn Solches würde mich zu weit führen und gehört auch nicht zur Aufgabe, die meine Reisebeschreibung sich gesezt. Ich gehe daher über zu den religiös-kirchlichen Verhältnissen der Vereinigten Staaten, die ich zuerst blos im Allgemeinen schildern werde, das Nähere meinem Reisebericht vorbehaltend.

---

2. Religion, Kirche, Kirchen und Sittlichkeit.

In keinem Land herrscht so viel religiöser Sinn, steht das kirchliche Leben in so üppiger Blüthe, wird der Gottesdienst zahlreicher besucht, werden die Sakramente öfter empfangen, wird der Sonntag strenger geheiligt, als in Amerika. In keinem Land der Welt werden für Kirchen und Schulen, Cultus und Religionsunterricht, religiöse Erziehung und Armenpflege größere Opfer gebracht als in Amerika. In keinem Land auf Erden unterwirft man sich mit so ängstlicher Gewissenhaftigkeit den Geboten, Entscheidungen und Anordnungen der Kirche, verehrt man so hoch das Oberhaupt der Kirche, hängt man mit so kindlicher Pietät an den Bischöfen und Priestern wie in Amerika. Kein Volk unter der Sonne zeigt eine so rege Theilnahme an der Religion und an Allem, was mit ihr in Verbindung steht, als das amerikanische, und unter keinem Volk schießen so viele Sekten wie Pilze auf als unter dem amerikanischen. Und nirgends trifft man so wenig uneheliche Kinder wie in Amerika. „Sonderbar, unglaublich!" wirst du sagen. „Wie, in einem Land, in welchem sich Alles um's Geschäft, um Handel und Erwerb, um Bonds und Dollars, um's Verdienen und Genießen dreht, sollte religiös-kirchliches Leben blühen! Wie, in einem Land, in welchem Kirche und Staat absolut getrennt sind, wo der Staat der Kirche nicht unter die Arme greift, wo es kein Cultusministerium und keine Oberkirchenräthe gibt, wo die Beamtenhierarchie nicht auf allerhöchsten Befehl mit Schiffhut und Degen der Frohnleichnamsprocession

beizuwohnen hat; da sollte die Geistlichkeit in Achtung und Ansehen stehen und Autorität besitzen und ausüben! Wie, im Lande der Freiheit, in welchem Jeder sich der größtmöglichen Ungebundenheit erfreut; sollte man sich freiwillig unter das Joch der Kirche beugen, als armer Sünder zum Kreuz kriechen, im Staube liegend an seine Brust schlagen, die priesterliche Lossprechung erflehen und öfters communiziren! Wie, in dem Land, in das sich alljährlich massenhaft der Schlamm und Unrath aller Länder wälzt, sollte Religiosität und Sittlichkeit im Flore stehen, sollte man sich mit zarter Gewissenhaftigkeit den Geboten Gottes und der Kirche unterwerfen, sollte man für: Gottesdienst, Confessionsschulen, Klöster, Papst, Concil u. s. w. auch noch Opfer bringen! Unglaublich!" Und doch — es ist so, wie ich gesagt! Nordamerika ist ein religiöses Land. Allerdings gibt es dort auch Ungläubige und Unsittliche, Gottesleugner und Kirchenfeinde, Aufgeklärte und Jesuitenfresser, aber sie bilden die Minorität und — sind verachtet. Wo Licht ist, da ist ja jederzeit auch Schatten, und ich werde diese Schattenseite im religiös-kirchlichen Leben Nordamerika's keineswegs in Nacht und Dunkel hüllen, allein zuerst will ich die freundliche und erfreuliche Lichtseite vorkehren.

Vor Allem drängt sich die Frage auf: Woher denn die religiös-kirchliche Richtung der Nordamerikaner? Ich antworte: Von dem eigenthümlichen, religiösen Grund der ursprünglichen Einwanderung. Nicht Goldburst, nicht Speculationsgeist, nicht Kasernenscheu, nicht politische Tendenzen, nicht Widerwillen gegen die Monarchie, nicht republikanische Gesinnung führte die Auswanderer im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert nach Amerika, sondern die religiöse Intoleranz, das Staatskirchenthum und die Glaubenstyrannei in England, Holland und Frankreich. Um der religiösen Bedrückung in der alten Heimath zu entfliehen, und in Amerika nach ihrer religiösen Ueber-

zeugung leben zu können, verließen damals Hunderte und Tausende England, Schottland, Holland und Frankreich — Katholiken und Quäker aus England, Puritaner aus Schottland, Reformirte aus Holland und Hugenotten aus Frankreich. Als Eduard VI., Elisabeth und Jakob I., Cromwell, Cranmer und Laud durch blutige Geseze, Vermögensconfiscirung, Kerker und Schwert gegen jede von der Staatsreligion abweichende Glaubensmeinung wütheten und alle ihre Unterthanen wie eine Schafheerde mit polizeilicher Gewalt in die Staatskirche treiben wollten, erhoben sich die Puritaner in Schottland gegen diesen Terrorismus, trozten der Regierung und erwirkten im Jahre 1620 von Jakob I. die Erlaubniß, nach Amerika auswandern zu dürfen. Es waren ihrer nur 100, die im December 1620 in New-England landeten und sich urkundlich als Unterthanen Jakob's I. niederließen. — Der Staat Pennsylvanien wurde von Quäkern gegründet und erhielt seinen Namen von William Penn, der 1681 von König Karl II. am Delaware einen großen Landstrich an Zahlungsstatt für eine Schuld erhielt, die der englische Staat bei Penn's Vater contrahirt hatte. W. Penn lud alle in England schwer bedrückten Quäker ein, sich in Pennsylvanien niederzulassen, von welcher Einladung auch sehr viele Gebrauch machten. Sie gründeten dort die Stadt Philadelphia, und Penn selbst gab dem Staat freisinnige Geseze und vollständige Gewissens- und Religionsfreiheit. 1712 verkaufte er Pennsylvanien für 130,000 (nach Andern für 280,000 Pfund Sterling) an die Krone von England. Es ist bekannt, daß die Quäker äußerst zäh an ihren Religionsgebräuchen hängen und Allem einen religiösen Charakter aufprägen, was natürlich großen Einfluß auf Unzählige ausübte, die später in Pennsylvanien sich niederließen.

New-York wurde 1614 von reformirten Holländern gegründet und bot später verfolgten und landesflüchtigen Prote-

stanten eine Zufluchtsstätte dar. Als die Hugenotten in Frankreich unter der vormundschaftlichen Regierung Maria von Medici's hart bedrängt wurden, und ihr sicherster Hort, die Festung la Rochelle 1628 erstürmt war, wanderten viele von ihnen nach Nordamerika aus.

Der Staat Maryland wurde durch den Convertiten Georg Calvert 1634 gegründet. Die Geschichte der Gründung dieses Staates ist dermaßen interessant, daß ich es mir nicht versagen kann, etwas länger dabei zu verweilen. Die schweren Verfolgungen der Katholiken in England unter Jakob's I. Regierung erweckten in dem hochherzigen Calvert, der die Würde eines Esquire bekleidete, gerechte Zweifel, ob eine Religion und Kirche, die alle Andersgläubigen blutig verfolgt, die wahre Religion und Kirche Christi sein könne. Er studirte daher eifrig die Kirchengeschichte und gelangte dadurch zu dem Resultate, daß die englische Staatskirche blos dem despotischen und weibernärrischen König Heinrich VIII. ihre Entstehung verdanke. In Folge dessen trat er 1624 zur katholischen Kirche über und entsagte allen seinen Aemtern und Würden. Jakob I. wollte sich aber eines so talentvollen und gewiegten Staatsmannes nicht berauben und ernannte daher Calvert zum Kabinetsrath und Lord von Baltimore. Die unausgesezten Bedrückungen der Katholiken unter Jakob's Regierung veranlaßten jedoch Calvert, England zu verlassen und in Nordamerika ein Asyl für seine hartbedrängten Glaubensgenossen aufzusuchen. Er begab sich zunächst nach New-England, wo ihm aber das Clima nicht zusagte; er wanderte daher nach Virginien, das schon von Engländern colonisirt war. Allein dort fand er in höchstem Grade wieder, was ihn aus England vertrieben hatte — die fanatische englische Hochkirche. Er ergriff darum abermals den Wanderstab und ließ sich am Potomak nieder. Dort fand er Alles seinen Wünschen entsprechend und reiste daher nach Eng-

land zurück, um von Karl I. die Erlaubniß zu erhalten, in dem Gebiet zwischen dem Ocean, dem Potomak und dem 40 Grad nördlichen Breite eine Colonie gründen zu dürfen. Der König willfuhr seiner Bitte, allein Calvert wurde von dem Tode ereilt, bevor die Schenkungsurkunde vom König unterzeichnet worden war. Dieselbe wurde jedoch von Karl I. am 20. Juni 1632 unterzeichnet und dem Sohne Calvert's, Cäcilius, als dessen Rechtsnachfolger, übergeben. Die neue Colonie sollte den Namen der Gemahlin Karl's I., Marie Henriette, erhalten, weßwegen Cäcilius sie Maryland nannte. Im Jahre 1633, Ende November, segelte Leonhard, ein Bruder des Cäcilius, mit 200, meistens katholischen Familien und 2 Jesuiten, Namens White und Altham, nach der neuen Colonie, wo sie aber erst am 25. März 1634 landeten. Sie weiheten die Besizergreifung Marylands nicht mit Eisen und Blut ein, sondern durch einen religiösen Act: sie errichteten sogleich einen Altar und feierten das heilige Meßopfer; sie pflanzten ein hohes Kreuz am Ufer auf, zum Zeichen, daß sie als fromme Christen unter dem Schuze des Kreuzes im Frieden zu wohnen entschlossen seien. Sie kauften den Indianern das Land ab und lebten mit denselben auf freundschaftlichem Fuße. Der Gouverneur Baltimore proklamirte Religions- und Gewissensfreiheit und gab milde und weise Geseze. Selbst der protestantische Geschichtschreiber Bancroft läßt dem Gouverneur Leonhard Baltimore alle Gerechtigkeit widerfahren, indem er von ihm sagt: „Lord Baltimore verdient unter die weisesten und mildesten Gesezgeber aller Zeiten gezählt zu werden." Nachdem dieser wahrhaft große Mann gestorben, ernannte sein Bruder Cäcilius einen Protestanten, nämlich William Stone zu dessen Nachfolger — gewiß ein Zeugniß größter Uneigennüzigkeit und Toleranz. Das erste Parlament Maryland's, das 1649 tagte und aus einem Gouverneur, 6 Staatsräthen und 8 Deputirten, die von allen Colonisten

direct gewählt worden waren, bestand, sezte fest: „In Anbetracht, daß Gewissenszwang in Glaubenssachen, wo immer er geübt wird, in der Regel gefährliche Folgen hat, ferner in der Absicht, Ruhe und Frieden in dieser Provinz aufrecht zu erhalten, insbesondere endlich, um die gegenseitige Liebe und Zuneigung unter den Einwohnern derselben zu befestigen, soll Niemand, der an die Gottheit Jesu Christi glaubt, innerhalb der Grenzen dieses Landes wegen seiner religiösen Ueberzeugung und in freier Uebung seines Cultus gestört, belästiget oder beunruhiget werden.“ Solche Geseze gab eine vorherrschend katholische Colonie und beobachtete dieselben strengstens, während in Virginien und Massachusetts die Katholiken mit Feuer und Schwert durch die Hochkirchlichen verfolgt wurden. Maryland wurde darum bald der Zufluchtsort aller wegen ihres Glaubens Verfolgten. Puritaner, Protestanten und Quäker ließen sich in diesem Lande des Gottesfriedens nieder. Um den Frieden unter den verschiedenen Religionsbekenntnissen zu wahren, wurden alle Religionsdispute gesezlich strenge verboten, und wer einen Andern „Kezer, Häretiker, Papist, Jesuit u. s. w.“ schalt, wurde um Geld, mit körperlicher Züchtigung oder mit Gefängniß bestraft. Doch gar bald trat eine höchst ungünstige Aenderung ein. Als die Puritaner in Virginien gegen die Anhänger der englischen Hochkirche auftraten, wurden sie von diesen vertrieben. Sie wendeten sich nach dem Asyle aller Vertriebenen — nach Maryland. Bereitwillig nahm man sie auf, obgleich man ihren zelotischen Eifer und ihren religiösen Fanatismus wohl kannte; man stellte ihnen blos die Bedingung, zu schwören, daß sie den Gesezen Maryland's gemäß sich benehmen wollen. Die Puritaner verweigerten aber diesen Eid, indem sie vorgaben, es würde ihnen durch denselben zugemuthet, eine Regierung zu unterstüzen, die sogar dem „Antichrist“ d. h. den Katholiken und Anhängern der Hochkirche Gewissens-

freiheit gewähre. Troz dieser impertinenten Erklärung bestand man nicht auf der gestellten Forderung und ließ die Puritaner ungeschoren, was man aber später bitterlich bereuen mußte. Unter Cromwell gelangten die Puritaner an's Staatsruder und übten nun, wie in England, so in den englischen Colonieen Amerika's an den Hochkirchlichen das Wiedervergeltungsrecht. Eine puritanische Armee unterdrückte die Hochkirche in Virginien, fiel dann in Maryland ein, sezte das Parlament ab und ernannte ein neues, das aus lauter Puritanern bestand. Sein erstes Gesez ächtete die Katholiken und erklärte dieselben des Staatsschuzes für verlustig. Das war puritanischer Dank! Selbst Bancroft, den ich schon einmal angeführt, kann nicht umhin, obgleich er sonst gern im puritanischen Fahrwasser segelt, einzugestehen: „Die Puritaner haben ganz und gar sowohl die Dankbarkeit gegen eine Regierung, die sie aufnahm und ernährte, als auch die Großmuth eines Mannes vergessen, dem sie die Gewissensfreiheit und gastliche Aufnahme zu verdanken hatten.“ Später sezte allerdings ein von Cromwell ernanntes Schiedsgericht den Cäcilius Calvert in seine Rechte wieder ein, allein dieser schäzte die Religions- und Gewissensfreiheit so hoch, daß er nach so bitterer Erfahrung keine Maßregeln traf, die Wiederholung ähnlicher Fälle unmöglich zu machen. Er wollte den Katholiken keine Vorrechte einräumen, und dieselben nicht bevorzugen, sondern sie nur den übrigen Religionsbekennern gleichgestellt wissen. Er vertraute zu sehr auf Recht und Billigkeit, aber eben darum wurden die Katholiken bald nach der puritanischen Gewaltherrschaft abermals unterdrückt und als Heloten behandelt.

1675 starb Cäcilius Calvert; sein Tod war für Maryland ein unersezlicher Verlust, mit ihm gingen Toleranz und Frieden zu Grab. Zwar fehlte es seinem Nachfolger, seinem Sohne Karl, weder an Befähigung noch an gutem Willen, Maryland

im Geiste seines Vaters zu regieren, allein es fehlte ihm dessen Ansehen beim Volk und dessen Energie. Trozig erhoben darum die Prediger der Hochkirche ihr stolzes Haupt, untergruben die Stellung Karl's und schwärzten denselben zuerst beim Erzbischof von Canterbury und durch diesen beim Könige an. Sie nannten Maryland in ihrer heuchlerischen Klageschrift „die Wohnstätte der Ungerechtigkeit und das Hospital der Pestkranken," sie beklagten sich bitterlich darüber, daß die katholischen Priester Ländereien besäßen und vom Ertrage derselben leben dürften, und verlangten, daß alle Einwohner Maryland's zum Unterhalt der hochkirchlichen Prediger beitragen müßten, und daß die Hochkirche zur alleinigen Staatsreligion erhoben werde. Wahrhaftig: es gibt auf Gottes Erdboden Niemand, der hochmüthiger, anmaßlicher, verfolgungssüchtiger und von ekelhafterem Kastengeist aufgeblasen wäre, als ein hochkirchlicher Prediger von ächtem Schrot und Korn! Er beansprucht, wie sein König, unbedingten, blinden Glauben an seine Unfehlbarkeit und sklavische Unterwerfung. Es ist bekannt, daß die englische Staatsrechtslehre bezüglich des Königs festsezt: „Rex Angliae non potest injuriam facere, *rex non potest errare*" d. h. der König von England kann kein Unrecht begehen, der König kann sich nicht irren. Ferner: „Rex est pontifex maximus, summus regni custos, ultimus regni haeres, omnipraesens, omnipotens, *infallibilis*," d. h. der König ist der erste oder höchste Bischof, der Papst der englischen Hochkirche, der oberste Schüzer des Reiches, der Universalerbe des Reiches, **allgegenwärtig, allmächtig, unfehlbar.** Wem ekelt nicht ob dieser Menschenvergötterung? Ein ächter Prediger der englischen Hochkirche nimmt aber als Stellvertreter und Bevollmächtigter seines Papst-Königs einen guten Theil von dessen Machtfülle in Anspruch, besonders will er ultimus haeres, omnipotens und infallibilis sein. Lord

Baltimore widersezte sich zwar diesen unerhört gewaltthätigen Anforderungen, allein vergebens! Er wurde gezwungen, alle Unterthanen Maryland's zum Unterhalte der hochkirchlichen Prediger zu besteuern und alle Katholiken von Bekleidung öffentlicher Aemter auszuschließen. Das war hochkirchliche Toleranz und Gewissensfreiheit! Doch damit nicht genug! Die übermüthigen Prediger verklagten jezt Lord Baltimore beim König Wilhelm III. als Gözendiener, Jesuiten und Papisten und beantragten dessen Absezung. Und der König willfuhr ihnen! Doch auch damit noch nicht genug! Im Jahre 1704 wurde durch ein Gesez strenge und unter Androhung schwerer Strafe verboten, daß ein katholischer Priester die Messe lese, oder andere Amtshandlungen vornehme, und daß ein Katholik eine Schule gründe. Ja man begnügte sich selbst nicht einmal damit: man beraubte sie des Bürgerrechtes, legte ihnen doppelte Steuern auf, verbannte sie aus den besseren Stadttheilen und nahm ihnen ihre Kinder weg, um dieselben „den schädlichen Einflüssen ihrer Eltern zu entziehen." Wahrhaftig: es fehlte nun nichts mehr als die Guillotine! Ein Bericht des Missionsvereins schildert die damalige Lage der Katholiken in Maryland folgendermaßen: „Keine fünfundzwanzig Jahre waren verflossen, und schon sahen sich die Katholiken ihrer bürgerlichen, religiösen und politischen Rechte beraubt. Ein Heer Fremdlinge, vor Kurzem noch verbannt, zog die Güter Jener ein, die sie gastlich aufgenommen hatten, machte Jagd auf ihre Priester wie auf schädliche Thiere und sezte, um die Bekenner des katholischen Glaubens herabzuwürdigen, auf einen einwandernden Irländer die nämliche Eingangstaxe wie auf einen Neger. Bei dieser erniedrigenden Zusammenstellung blieb man aber nicht einmal stehen; denn der Sklave konnte doch ungehindert seine Gözenbilder anbeten, während der edle Sohn Irland's nicht ungestraft das Kreuz verehren durfte,

und zwar auf einem Boden, wo er besteuert und gebrandmarkt wurde.“ Und dem schon erwähnten Bancroft ringt das den Katholiken zugefügte schreiende Unrecht das Geständniß ab: „Die Anhänger der römisch-katholischen Kirche fanden keine Hilfe, sie allein blieben der Intoleranz der Hochkirche und der Ungerechtigkeit ihrer Mitbürger blosgestellt. Sie allein wurden in einem Lande als Heloten behandelt, das sie durch ihre wahrhaft katholische Freisinnigkeit nicht nur für sich, sondern für alle verfolgten Religionsgenossenschaften zu einer Zufluchtstätte umgeschaffen hatten, und zwar schon lange vorher, ehe Locke seine Stimme für religiöse Duldung erhoben, und Penn die Gewissensfreiheit eingeführt hatte.“ Gewiß ein rühmliches Zeugniß, zumal aus einer protestantischen Feder! Die Wuthausbrüche des englischen Sectengeistes zwangen die Katholiken zu massenhafter Auswanderung aus dem Staat, den sie gegründet hatten. Das die Ursache, daß beim Ausbruche des Unabhängigkeitskrieges blos der achte Theil der Bewohner Maryland's Katholiken waren. Doch besitzt Maryland ein bleibendes Denkmal katholischer Toleranz: seine Hauptstadt Baltimore hat ihren Namen von Lord Baltimore — Cäcilius Calvert.

Aber nicht blos in Maryland wurden die Katholiken bedrückt, verfolgt und gehezt, sondern auch in anderen Staaten, so z. B. in Pennsylvanien, New-York, Virginien u. s. w. In Pennsylvanien schwebte das Damoklesschwert stets über ihrem Haupte, und nur so lange der edle Penn lebte, blieben sie unangefochten. Auf Antrag des hochkirchlichen Bischofs von London wurde in den königlichen Freibrief für Pennsylvanien die Bestimmung aufgenommen: „Zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Sicherheit der Episkopalkirche bleibt der Katholicismns aus der Colonie verbannt.“

Ein Gesez des Staates New-York verfügte 1700 ächt drakonisch: „Jeder katholische Priester, der sich innerhalb dieses Landes aufhält, soll als ein Mordbrenner, Unruhestifter und Störer des öffentlichen Wohles, als ein Feind der wahren christlichen Religion behandelt und mit lebenslänglicher Gefängnißstrafe belegt werden. Sollte er entkommen, aber aufgriffen werden, so ist die Todesstrafe über ihn zu verhängen.“ Es war als ein Verbrechen erklärt, einen katholischen Priester in sein Haus aufzunehmen, ihn zu beherbergen und zu bewirthen. Wer sich dieses Verbrechens schuldig machte, wurde mit einer Geldstrafe, im Betrag von 200 Pfund Sterling (das sind nicht weniger als 2400 Gulden!) belegt. War diese Summe aber unbeibringlich, so wurde der Verbrecher drei Tage lang an den Pranger gestellt.

In Virginien wurde jeder Ankömmling einem förmlichen Religionsexamen unterworfen. Stellte es sich in Folge dieses Examens heraus, daß der Einwanderungs-Candidat sich nicht zum hochkirchlichen Glauben bekannte oder den König von England nicht eidlich als kirchliches Oberhaupt anerkennen wollte; so mußte er das Land wieder verlassen, oder wenn er es absolut durchsezen wollte, gerade in Virginien sein Glück zu machen, so mußte er sich täglich einer körperlichen Züchtigung unterwerfen!

In mehreren östlichen Colonieen hatte die weltliche Obrigkeit für die Reinerhaltung der Religion zu sorgen und jede von der protestantischen Staatsreligion abweichende Lehre nach bestem Wissen und nach innerer Eingebung zu unterdrücken. Daß solche Geseze der Willkür, der Verfolgungssucht, dem Terrorismus und Fanatismus Thür und Thor öffneten und bei dem constanten Charakter des Protestantismus öffnen mußten, ist wohl selbstverständlich.

Einen mächtigen Umschwung brachte der Freiheitskrieg von 1773—1776 wie in die politischen, so auch in die religiös-kirchlichen Verhältnisse Nordamerika's. 1787 entstand die jezt noch bestehende Staatsform, und bestimmte der sechste Artikel der neuen Constitution, daß „kein religiöser Eid jemals zur Uebernahme eines Staatsamtes oder Dienstes gefordert werden wird." Und 1791 wurde diesem Artikel die weitere Bestimmung hinzugefügt: „Der Congreß wird kein Gesez geben, um irgend eine Religion festzusezen oder um ihre freie Ausübung zu hindern." Damit war allem Staatskirchenthum der Todesstoß versezt, und die Religions- und Gewissensfreiheit auf breitester Grundlage gewährt. Daraus geht aber nicht hervor, daß die Vereinigten Staaten Nordamerika's religionslos oder gottlos sind, im Gegentheil: weil das nordamerikanische Volk religiös ist, darum ist es auch der Staat als solcher. Das geht aus folgenden Bestimmungen klar hervor. Atheismus und Leugnung des ewigen Lebens schließen von dem gerichtlichen Zeugniß aus. Meineid, Gotteslästerung, schamlose Bilder und Bücher und Beleidigung einer Confession werden in allen Staaten gesezlich bestraft.

In Philadelphia hat im Jahre 1870 ein Ungläubiger sein Besizthum unter der Bedingung einem Vereine von Atheisten vermacht, daß aus dem Erlöse desselben ein Gebäude errichtet werde, in welchem der Unglauben öffentlich gepredigt werden sollte. Der Gerichtshof hat aber dieses Testament für ungiltig erklärt, und das angerufene Obergericht diesen Beschluß des Gerichtshofes bestätigt, und zwar unter Angabe folgender Gründe, die der Richter Charswood entwickelte:

„In Pennsylvanien dürfe eine Atheisten-Gesellschaft gesezlich gar nicht anerkannt werden, weil die betreffenden Geseze nur Gesellschaften für literarische, Wohlthätigkeits- und religiöse Zwecke Corporationsrechte verleihen. Durch den Atheismus wird der Mensch nicht nur dem Glauben und der Hoffnung

entrückt, sondern auch der Wohlthätigkeit entfremdet. Wenn auch die christliche Religion nicht als Staatsreligion anzusehen ist, so ist sie doch die Religion der Mehrzahl der Bevölkerung, und durch Insultirung derselben macht sich Jeder eines Vergehens gegen den öffentlichen Frieden schuldig. Die Geseze und Institutionen Pennsylvaniens sind auf das Fundament der Ehrfurcht gegen die christliche Religion gegründet. So viel wenigstens muß als ausgemacht angesehen werden, daß die in der Bibel geoffenbarte Religion nicht öffentlich lächerlich gemacht, verspottet und herabgesezt werden darf, wodurch die Gläubigen, die einen großen Theil der Bevölkerung des Staates ausmachen, geärgert würden. Hiezu aber würde Nichts sicherer führen, als eine Halle, welche beständig der Besprechung der Religion unter Leitung und Verwaltung von Atheisten gewidmet ist. Eine solche Halle würde eine Brutstätte des Lasters, eine Schule zur Vorbereitung junger Männer für den Galgen und junger Frauenzimmer für die Häuser der Prostitution sein."

Der erste Präsident der Vereinigten Staaten, Washington, hat öffentlich das wahre Wort gesprochen: „Vernunft und Erfahrung verbieten, zu erwarten, daß je gute Sitten ohne religiöse Grundsäze bestehen können." Und in seiner Abschiedsrede sagte er vor aller Welt: „Religion und Moralität sind die unerläßlichen Stüzen der öffentlichen Wohlfahrt. Der ist kein Mann des Vaterlandes, der diese mächtigen Pfeiler der menschlichen Glückseligkeit untergräbt. Jeder wahre Politiker ehrt und liebt sie ebenso gewiß, wie jeder fromme Mensch. Vernunft und Erfahrung beweisen, daß Moralität im Volk ohne Religiosität nicht bestehen kann."

Bigamie und Polygamie werden in den Vereinigten Staaten strenge bestraft. Im Jahre 1869 ist das Repräsentanten-

haus in Washington endlich auch dem heillosen Unwesen der Mormonen, die von ihrer Hauptansiedlung aus, in Utah, in Neu-Jerusalem, am Großen Salzsee, sich nach und nach über alle Staaten Nordamerika's ausbreiten, mit Ernst entgegengetreten, indem es mit 94 gegen 23 Stimmen beschlossen, daß das Verbrechen der Vielweiberei mit 1900 Dollars Geldstrafe und 5 Jahren Zuchthaus zu belegen sei.

Die Sizungen des Congresses in Washington werden mit einem Gebete eröffnet. Der Sonntag wird und muß von Staatswegen geheiligt werden. Die diesbezügliche Verordnung lautet: „In Anbetracht, daß die Beobachtung des Sonntags von allgemeinem Interesse ist, daß sie eine nüzliche Unterbrechung in der Arbeit eintreten läßt, daß sie den Menschen antreibt zum Nachdenken über die Pflichten des Lebens und die Irrthümer, denen die Menschheit unterworfen ist, daß sie privatim und öffentlich den Schöpfer und Regenten des Weltalls zu ehren und sich den Liebeswerken hinzugeben gestattet, welche die Zierde und die Hebung der christlichen Gesellschaft ausmachen; in Anbetracht ferner: daß irreligiöse und leichtsinnige Menschen, welche uneingedenk sind der Pflichten, die der Sonntag auferlegt, und des Nuzens, den die Gesellschaft daraus zieht, die Heiligkeit des Sonntags entweihen, indem sie dem Vergnügen und der Arbeit sich überlassen, daß diese Handlungsweise ihren eigenen Interessen als Christen widerstreitet, und sogar naturgemäß Denjenigen, welche ihrem Beispiele nicht folgen, Aergerniß gibt und der ganzen Gesellschaft dadurch thatsächlich schadet, daß sie Zerstreuungssucht und Lockerung der Sitten unter sie bringt; befehlen Senat und Kammern der Repräsentanten, wie folgt: 1) Niemand darf am Sonntage Laden und Werkstätte offen haben, Niemand darf an diesem Tage sich mit irgend welchen Arbeiten und Geschäften befassen, einem Concerte, Balle oder Schauspiele anwohnen, noch der Jagd, dem Spiel oder einem

andern derartigen Vergnügen sich hingeben. Die Geldstrafe soll nicht unter 10 und nicht über 20 Schilling betragen.

2) Kein Reisender, Führer oder Fuhrmann darf, außer im Nothfalle, am Sonntage reisen unter derselben Strafe.

3) Schenkwirthe und Gastgeber dürfen am Sonntag keinem in ihrer Gemeinde Ansässigen Zutritt gestatten, um dort die Zeit mit Vergnügungen oder Geschäften zuzubringen. Im Uebertretungsfalle zahlen Wirth und Gast die Geldstrafe. Der Wirth kann sogar seine Concession verlieren.

4) Wer ohne hinreichenden Grund in 3 Monaten einem öffentlichen Gottesdienste beizuwohnen versäumt, bezahlt eine Geldbuße von 10 Schilling.

5) Wer sich in der Nähe der Kirche ungebührlich benimmt, zahlt 5—40 Schilling.

Es gab anno 1869 in den Vereinigten Staaten 124 Eisenbahngesellschaften, von denen 65 am Sonntag gar keinen Zug abgehen ließen und 59 mit beschränktem Dienste fuhren. Ist es nicht ein unwiderlegbarer Beweis, daß der Staat religiös ist und sich gegen die bestehenden Kirchen und kirchlichen Anstalten geneigt und wohlwollend zeigt, daß in allen Staaten Kirchen, Klöster, Confessionsschulen und Spitäler gar keine, und Geistliche bis zu einem Einkommen von 1000 Dollars, keine Steuern und Abgaben bezahlen? Im Staat New-York sind die Geistlichen bis zu 1500 Dollars von der Immobilien- und Mobiliar-Vermögenssteuer befreit. Ueberdieß bezahlen diejenigen Gegenstände, die vom Ausland nach Amerika eingeführt und für den Cultus verwendet werden, keinen Eingangszoll. Den einzelnen Religionen und Confessionen gegenüber zeigt sich der Staat vollkommen indifferent und mischt sich durchaus nicht in ihre inneren Angelegenheiten; aber der Religion überhaupt gegenüber ist er nicht indifferent, sondern religiös und specifisch christlich. Zwischen Kirche und Staat besteht absolute Trennung,

und läßt der Staat jede Religion und Confession gewähren. Es wäre nur zu wünschen, daß die s. g. liberalen Staaten Europa's diesen Grundsaz der Trennung zwischen Staat und Kirche ebenfalls zur Ausführung brächten, wie er in Amerika factisch durchgeführt ist. Hier aber hat man blos großsprecherisch und prahlend diesen Grundsaz auf die hochgehaltene Fahne geschrieben, dagegen die Kirchen in Ketten gelegt. „Die Kirche ist frei und ordnet ihre Angelegenheiten selbstständig“ ist in den meisten liberalen Staaten eine kolossale Lüge und Heuchelei. Man bevormundet, chicanirt, drangsalirt und beraubt die Kirchen, besonders die katholische, auf allen Gebieten. Man hat den Staat vollständig von der Kirche getrennt, dagegen die Kirche in das Prokrustesbett des Staates gezwängt. Der Polizeistock herrscht auf allen kirchlichen Gebieten. Der Staat mischt sich in die Ernennung der Bischöfe, während der Bischof keinen Hoflakeien anstellen oder entlassen kann. Man versezt den Bischof in Anklagestand, wenn er ein widerspenstiges Glied der Kirche excommunicirt. Der Bischof kann keinen Geistlichen als Pfarrer ernennen, wenn der Staat Einsprache erhebt. Kein Priester kann eine Pfründe erlangen, wenn er das vorgeschriebene Staatsexamen nicht abgelegt hat. Der Staat verbietet die Errichtung von Confessionsschulen und schließt die Kirche von Leitung der Schulen vollständig aus. Er verbietet den Studenten an seinen Anstalten, einem religiösen Vereine anzugehören. Ohne seine Genehmigung kann keine Mission abgehalten werden. Er zwingt seine Unterthanen, sich bürgerlich trauen zu lassen. Er entzieht der Kirche die Verwaltung und Verwendung der milden Stiftungen. Er maßt sich das Recht der Oberaufsicht selbst über die rein kirchlichen Fonds an und vindicirt sich die Befugniß, kirchliche Stiftungen, die nach seiner Ansicht ihrem Zwecke nicht mehr entsprechen, für andere, nicht kirchliche Zwecke zu verwenden. Er gestattet, daß in den

von ihm abhängigen Blättern die Kirche und ihre Diener verhöhnt und gelästert werden. Er beeinflußt durch seine Organe die Wahl jener Männer, die zur Controlirung der Staatsregierung und zur Erlassung neuer Geseze aufgestellt werden. Er bekleidet mit den einflußreichsten und wichtigsten Aemtern prononcirte Parteihäupter. Er stellt sich selbst auf Seite einer politischen Partei, begünstigt diese durch alle verfügbare Mittel und unterdrückt die ihr gegenüber tretende Partei. Er bringt zweierlei Maß und Gewicht in Beurtheilung und Aburtheilung der Gesezesübertretung je nach der Parteistellung der Angeklagten in Anwendung. Sind bei so bewandten Verhältnissen Kirche und Staat ehrlich und nach den Grundsäzen des Rechtes getrennt? Was nüzt das Wort ohne die That!

Wenn ich auf das bisher Angeführte einen Rückblick werfe, so ergibt sich aus den angeführten geschichtlich feststehenden Thatsachen, daß es leicht erklärlich ist, daß und warum die Bevölkerung Nordamerika's religiös ist.

Die Ureinwanderer hatten sich hier niedergelassen, um dem religiösen Druck in ihrer Heimath zu entgehen und durch Auswanderung Gewissens- und Religionsfreiheit zu erlangen. Sie haben selbstverständlich in der neuen Heimath ihre religiöse Ueberzeugung, der sie das alte Vaterland zum Opfer gebracht, auf ihre Nachkommen übertragen. Diejenigen aber, die in der neuen Welt um ihres Glaubens willen verfolgt und unterdrückt wurden, haben sich nur um so fester an ihre Religion und Kirche angeschlossen. Der Mensch liebt ja Das um so leidenschaftlicher und treuer, was man ihm entreißen und rauben will, und wofür er stritt und litt und schwere Opfer brachte. Nach den Befreiungskriegen wurden auch die Ketten der Bevormundung, des Staatskirchenthums und der Intoleranz gebrochen, wodurch es einem Jeden ermöglicht wurde, nach seiner religiösen Ueberzeugung zu leben. Die Kirche gedeiht aber erfahrungsgemäß

überall da, wo der Staat seine eiserne Hand nicht, unter dem Vorwand des Schuzes, auf die Kirche legt, und die Polizei sich keine Uebergriffe in das Gebiet des Gewissens erlaubt. Das Staatskirchenthum erweckt allenthalben Mißtrauen und Argwohn, Abneigung und Widerwillen. Das officielle Kirchenparadewesen, das Hofceremoniel in der Nähe des Altares, die Bajonnetbegleitung des Hochwürdigen Gutes, die Schaustellung der allerhöchsten Hof- und Majestätsfrömmigkeit, die Cultusministerial-Erlasse und Oberkirchenraths-Beschlüsse, Hofbischöfe und Polizei-Pastoration entwürdigen Religion und Kirche, untergraben die Ehrfurcht vor dem Heiligen, verscheuchen Gottesfurcht und Frömmigkeit und lassen Gottesdienst und kirchliche Disciplin nur als eine dienende Magd des Staatsgözen erscheinen. Wohin ist es in den Ländern des Staatskirchenthums mit der Religion gekommen? dahin, daß am Sonntag noch 2 % den Gottesdienst besuchen. Wohin ist es in denjenigen protestantischen Ländern, die den Katholicismus mit Gewalt exilirt, gekommen? Dahin, daß der Protestantismus zur Mumie geworden. Und warum? Weil die staatliche Herrschaft auf dem innersten, geistigen Gebiete des Gewissens, weil die Religion im Staatsfrack und in der Generalsuniform, weil die Kirche unter dem Polizeistock zur Caricatur und zum Popanze wird; weil ohne Gegensaz und Kampf das Interesse schwindet, die Kraft versiegt und das Leben erstirbt. Das sind die hauptsächlichsten Factoren der Blüthe und Kraft, des Wachsthums und Gedeihens des religiös-kirchlichen Lebens in Amerika: der religiöse Heldenmuth der Ureinwanderer, der sich auf ihre Enkel vererbt hat, die Verfolgungen, Drangsale und Opfer, welche die ersten Ansiedler für den Glauben brachten, und der rege Wetteifer, das stete Ringen und Kämpfen der verschiedenen Religionen und Confessionen unter einander, und zwar auf allen Gebieten, aber namentlich durch Wort und Schrift — auf der Kanzel und in den Tagesblättern. Geht es aber an's

Wetten und Wagen, an's Ringen und Boxen, so abonnirt der Amerikaner unzweifelhaft; denn das eben ist seine Passion.

Diesen angeführten Factoren des blühenden religiös-kirchlichen Lebens Nordamerika's gesellen sich aber noch andere bei, die schwer in's Gewicht fallen.

Der Amerikaner ist durch und durch praktisch. Er ist nicht Idealist, sondern Realist, nicht Phantast und Poet, sondern nüchterner Prosaiker. Er tarirt Alles nach seiner Anwendbarkeit und seinem Nuzen im Leben. Wer könnte aber die Anwendbarkeit und den Nuzen der Religion, des Christenthums im Leben verkennen oder leugnen! Die Religion übt ja einen unberechenbar großen Einfluß auf Geist und Herz, auf Sinn und Wandel der Menschen. Sie erleuchtet, veredelt, stärkt und tröstet die Seele. Sie ist der schüzende Genius der Familie, der Gemeinde und des Staates. Sie verhütet Verbrechen, zügelt die Leidenschaften, schrecket den Bösen, bessert den Gefallenen, pflanzt himmlische Tugenden in's Herz, spornt an zu edlen Thaten und stiftet Frieden auf Erden. Und das imponirt dem Amerikaner, das gewinnt seine Sympathie, er anerkennt die Religion als eine geistige Macht, er beugt sich vor ihrer Autorität, er unterwirft sich ihren Geboten.

Das amerikanische Leben und Treiben macht, wenn man es auch auf den ersten Blick nicht glauben sollte, für die Religion empfänglich, es macht sie zur absoluten Nothwendigkeit. Dieses rastlose Rennen und Jagen gebietet von Zeit zu Zeit Stillstand und Ruhe; diese wilde Hast im Gewinnen und Genießen hat nothwendig einen geistigen Kazenjammer, eine Erschlaffung, einen Ueberdruß und Ekel an dem Sinnentaumel und eine Sehnsucht nach etwas Besserem und Höherem im Gefolge. Und was befriedigt vollständig diese Sehnsucht, was beruhigt den fieberhaft aufgeregten Geist, was stellt die Harmonie zwischen Erkennen und Wollen wieder her, was versöhnt

das dräuende Gewissen? Was ist der Leitstern im Labyrinthe des Lebens, was ist der feste Anker in den Wogen der Leiden und Heimsuchungen, was der heilende Balsam für jede Wunde? Die Religion. Und darum wirft sich der abgejagte, abgehezte, in seinem Innern zerrissene Mensch freudig in ihre Arme.

Der Amerikaner ist kein Silbenstecher, kein Bücherwurm, kein Schwärmer für classisches Alterthum und philosophische Systeme, es gibt nur 2 Gebiete, die ihn lebhaft interessiren: practisches Leben und Politik. Er steigt nicht hinab in die Tiefe der speculativen Theologie und versteigt sich auch nicht bis zu den schwindelnden Höhen des Pantheismus, er mischt sich nicht in die Zänkereien der verschiedenen gelehrten Schulen, sondern er nimmt sogleich Alles in die Hand und untersucht, ob es fest und solid ist oder sich biegen läßt und bricht, und darnach trifft er seine Wahl. So bei der Religion. Er calculirt also: In dieser Religion haben meine Eltern gelebt, diese Religion haben meine Eltern für die beste gehalten, diese Religion haben sie festgehalten im Leben und im Tode — und daran muß 'was sein, also halte auch ich fest daran. Oder wenn Vater und Mutter verschiedenen Religionen angehört haben, so wendet er sich der Religion jenes Theiles zu, der seine Sympathie, Ehrfurcht und Liebe besaß. „Religion muß der Mensch haben," das steht bei ihm fest, welche Religion aber unter der zahllosen Legion der schon bestehenden und der täglich noch auftauchenden die bessere oder beste ist, darüber zu entscheiden, maßt er sich nicht an. Er ist schon zufrieden, daß seine Confession zu der christlichen zählt, und zugleich überzeugt, daß man über das Christenthum niemals hinauskommen, d. h. nie eine bessere als die christliche zu Stand bringen wird. Er theilt hierin Göthe's Ueberzeugung, der gesagt: „Mag die geistige Cultur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen,

und der menschliche Geist sich erweitern wie er will, über die Hoheit und sittliche Cultur des Christenthums wird er nicht hinauskommen." Es kommen wohl auch Uebertritte von einer christlichen Confession zur andern vor, namentlich von den vielen protestantischen zur katholischen, allein im Allgemeinen hält der Yankee an der ererbten Religion fest. Und weil das Grübeln in religiösen Dingen, unfruchtbare Studien und Haarspalterei nicht seine Sache sind, so gibt es unter den Amerikanern auch bei Weitem nicht so viele Atheisten, Materialisten, Pantheisten und dergleichen Nihilisten wie unter den Europäern. Der Gelehrtendünkel, die Glaubensskeptik und das Religionssiechthum der gelehrten Schulen Deutschlands hat sich in Amerika, Gott sei Dank, noch keine Bahn gebrochen. Der Amerikaner glaubt dem Sprichwort: „Je gelehrter, desto verkehrter," und will darum weder von Vogt, noch von Schenkel 'was wissen — geschweige denn von einem Ronge oder Rénan! Man kann sich bei einem ächten Amerikaner, bei einem Yankee nicht schlechter empfehlen, als dadurch, daß man sich als einen frivolen Menschen, als einen Religionsspötter und Gottesleugner zu erkennen gibt.

Viele Einwanderer, die in der alten Heimath laue Christen waren, die selten und oft Jahre lang keinen Gottesdienst besuchten, die, wie es eben bei uns Mode ist, um zu den Aufgeklärten gerechnet zu werden, wie Rohrspazen über Kirche und Kirchendiener schimpften; schließen sich in Amerika sehr oft auf's Innigste der ehedem verachteten Kirche an, werden eifrige Christen und entschiedene Vertheidiger der Religion. Woher diese befremdende Erscheinung? Aus ihren früheren Verhältnissen herausgerissen, fern von ihren Saufcollegen, beraubt der infamen Schmuzblättlein, in welche verstickte Studenten, gesinnungslose und bezahlte Literaten, schweifwedelnde Schreiberseelen und kirchenfeindliche Beamte ihre faulen Eier legen, verpflanzt auf

einen neuen religiösen Boden; sehen sie mit Staunen, wie in Amerika in der kleinsten Gemeinde eine oder mehrere Kirchen sich erheben, wie Jung und Alt den Gottesdienst besucht, wie besonders Männer aus allen Schichten der Bevölkerung ihre religiösen Pflichten erfüllen, wie die Religiosität keine Sache der Mode, der Rücksicht und der Dressur, sondern eine heilige Angelegenheit des Herzens ist, wie die Geistlichkeit geachtet ist, wie alle Confessionen die schwersten Opfer sich auferlegen, um das hohe Gut des Glaubens zu erhalten und zu schäzen; und Das zieht, Das wirkt mächtig auf sie ein, Das bringt sie auf andere Gedanken und Gesinnungen.

Sie sehen, wie der Sonntag strenge geheiligt wird, wie jede Arbeit am Sonntag verpönt ist, wie die Kirchen mit Andächtigen gedrängt voll sind; und Das zieht auch sie wieder zur Kirche hin.

Sie sehen, wie Jeder seines Glaubens sich warm annimmt, wie Keiner charakterlos seinen eigenen Glauben schmäht oder schmähen läßt, wie man sich seines Glaubens nicht nur nicht schämt, sondern denselben offen und freudig bekennt; und Das beschämt sie tief und erinnert sie eindringlich an ihre heilige Pflicht, offen und charakterfest Farbe zu bekennen und sich zu ihrer Kirche und zu ihren Glaubensgenossen zu halten.

Sie sehen, wie das Vereinsleben blüht, wie es als eine Ehrensache gilt, einem religiös-kirchlichen Vereine anzugehören, wie die Vereinsmitglieder durch Wort und That einander zum Bekenntniß ihres Glaubens aufmuntern, wie sie einander unterstüzen, einander beistehen, Feste feiern, das gesellige, brüderliche Leben pflegen und sich dabei ohne Mißton dem erlaubten Vergnügen hingeben; das flößt ihnen Respect ein und bestimmt sie zur Theilnahme an solchen Vereinen.

Sie machen die Erfahrung, daß der Einwanderer, wenn er allein dasteht, rath- und schuzlos ist, daß er betrogen, ange-

schwindelt, ausgebeutet und auf die Seite geschoben wird; und das zwingt sie gleichsam, sich an ihre Glaubensgenossen anzuschließen, sich in einen Pfarrverband und in einen religiösen Verein aufnehmen zu lassen.

Sie machen ferner die Erfahrung, daß die Gottlosigkeit naturnothwendig zur Gewissenlosigkeit führt, daß die verkommensten, schlechtesten Subjecte, daß der Auswurf der Menschheit, die Loafers[1]), Runners[2]) und Rowdies[3]), die Schwindler, Beutelschneider, Strauch- und Taschendiebe, die Industrieritter und betrüglichen Bankerotteurs, denen sie stets ausgesezt sind, Kirche und Priester hassen und geheimen Gesellschaften angehören; und Das treibt sie in die rettenden Arme der Kirche.

Sie sehen sich genöthigt, schwer und strenge zu arbeiten, in der Regel schwerer und strenger als in der alten Heimath, und darum ist ihnen der Sonntag ein erwünschter Ruhe- und Erholungstag; Ruhe und Erholung finden sie aber in Amerika nicht in den Kneipen, da dieselben in den meisten Staaten des Sonntags geschlossen sind, sondern in der Kirche und als Mitglieder der oben erwähnten Vereine; und darum schließen sie sich der Kirche und einem Vereine an.

Gar vielen Einwanderern geht es, namentlich bald nach ihrer Einwanderung, bitterlich schlecht, sie finden entweder keine Arbeit, gerathen in schlechte Hände, werden von ihren eigenen Landsleuten um das Ihrige gebracht, sehen sich hilflos und verlassen, oder werden krank, müssen sich in ein Spital aufnehmen lassen, oder schleppen sich siech umher; Das aber lehrt glauben und beten, Das erinnert an den vergessenen Gott und

---

1) Der Loafer ist in Amerika Das, was wir Tagdieb und Straßenlungerer heißen. — 2) Der Runner ist der s. g. Gelegenheitsmacher, der sich um Geld zu jeder Commission brauchen läßt. — Und 3) der Rowdy ist derjenige Tagdieb, der mit Dolch und Knittel handthiert.

an die verschmähete Religion, das drängt Tausende zurück in den Schooß der treulos verlassenen Mutter — der Kirche.

Es gibt in den Vereinigten Staaten gegen 70 Bekenntnisse oder Secten, auch Denominationen genannt. Der Census von 1850 enthält folgende Angaben über die protestantischen Kirchen und Secten: 4,343,579 Methodisten, 3,247,020 Baptisten, 2,079,600 Presbyterianer, 801,835 Congregationalisten oder Independenten, 643,598 Episkopale mit 32 Bischöfen und 1600 Geistlichen, 534,250 Lutheraner, 300,000 christlich Verbrüderte oder Christians, 286,323 Quäker, 214,115 Universalisten, 202,624 Unionisten, 180,636 holländisch Reformirte, 158,932 deutsch Reformirte, 136,417 Unitarier, 114,780 Freie, 109,257 Herrnhuter, auch Moravians und united brethren genannt, 29,160 Mennoniten, 22,325 Tunker, 6000 Chakers, d. h. Tänzer, weil der Tanz wesentlich zu ihrem Gottesdienst gehört, 5170 Schwedenborgianer, 3100 orthodoxe Conventionalisten 2c. Mormonen gibt es etwa 120,000 und Juden circa 200,000. Welch eine bunte Musterkarte von Religionen, Kirchen, Confessionen, Secten und Denominationen! Und in jedem Jahr zweigen sich entweder von den vorhandenen Religionen, Confessionen und Kirchen neue ab, oder es werden nagelneue erfunden, auf's Tapet und in Gang gebracht. Und mag der neue Glauben auch noch so abenteuerlich, sinnlos und verworren sein, ja, selbst dem öffentlichen Anstand und der guten Sitte Hohn sprechen — gleichviel — er findet Bekenner. Philadelphia hat nahezu 800,000 [1]) Einwohner und diese besitzen gegen 400 Kirchen. In den Jahren

1) Bei all diesen statistischen Angaben gebe ich nicht ohne Grund jederzeit die Jahreszahl an; denn Amerika ist ein wahrer Proteus und in einer steten Metamorphose begriffen. Alles wächst erstaunlich schnell, und wie es gestern war, ist es heute schon nicht mehr. Das gilt aber am Meisten von den Zahlen für die Bevölkerung, die Einwanderung, die Kirchen u. drgl.

1866, 1867 und 1868 wurden dort 47 Kirchen und 54 Schulhäuser gebaut. In Chicago, das gegenwärtig 300,000 Einwohner zählen mag, wurden 1868 fünf und zwanzig Kirchen gebaut, die 2 Millionen Dollars kosteten. Im Staate Ohio gab es anno 1850 hundert und dreißig Kirchen, anno 1860 schon 190 und 1869 sogar 291. New-York zählt gegenwärtig (1870) 1 Million Einwohner und 400 Kirchen, Boston hat circa 150,000 Einwohner und 129 Kirchen, 29 derselben gehören den Universalisten, 18 den Congregationalisten, 46 den Baptisten, 16 den Katholiken, 14 den Episkopalen, 6 den Presbyterialen, 2 den afrikanischen Methodisten und 2 den Adventisten. Die Freewill Baptisten, die deutsch-Lutheraner, deutsch-Reformirten, Independenten, Methodisten, Christians, Weinbrenner, Schwedenborgianer, polnischen Juden, holländischen Juden und deutschen Juden haben je 1 Kirche. — Newark, das gegenwärtig über 100,000 Seelen zählt, hat 16 englische Presbyterialkirchen, 1 Congregationskirche (freireligiös, ohne Taufe), 4 der Reform-Deutschen (holländisch reformirt), 7 Baptistenkirchen, 16 für Methodisten, 1 Matrosenkirche, in welcher jeder Geistliche predigen kann, 1 Universalistenkirche, in der Jeder predigen kann, und wo man annimmt, daß Alle selig werden, 7 katholische Kirchen, worunter 3 für Deutsche. Protestantisch-deutsche Kirchen gibt es dort: 3 für die Presbyterianer, 2 für die Evangelisch-lutherischen, 1 für die Baptisten, 1 für die Reformirten, 1 für die Methodisten und 1 für die Spiritualisten, die sich mit Geisterbeschwörung befassen. Es gibt dort endlich 3 irische Synagogen und 3 Negerkirchen — 1 davon für die Methodisten, 1 für die Baptisten und 1 für die Epikopalen. Doch genug mit diesen Aufzählungen und Angaben! Jeder wird daraus ersehen, welchen Mischmasch und welches Babylon von Religionen und Kirchen in den nordamerikanischen Städten sich befindet. Ich gehe über zur katholischen Kirche.

Die Vereinigten Staaten bilden in kirchlicher Beziehung 7 Kirchenprovinzen, nämlich:

1. Baltimore, mit einem Erzbisthum, 10 Bisthümern und 2 apostolischen Vicariaten.
2. Cincinnati, mit einem Erzbisthum und 8 Bisthümern.
3. New-Orleans, mit einem Erzbisthum und 5 Bisthümern.
4. New-York, mit einem Erzbisthum und 9 Bisthümern.
5. Oregon, mit einem Erzbisthum, 1 Bisthum und 1 apostolischen Vicariate.
6. St. Louis, mit einem Erzbisthum, 10 Bisthümern und 4 apostolischen Vicariaten.
7. San Francisco, mit einem Erzbisthum und 2 Bisthümern.

Es sind also im Ganzen 7 Erzbisthümer, 45 Bisthümer und 7 apostolische Vicariate. In diesen 7 Kirchenprovinzen sind 1160 deutsche und 2345 Priester anderer Nationalitäten angestellt, im Ganzen: 3505. Ungemischte deutsche Pfarreien gibt es 705 und gemischte 51. Deutsche Katholiken sind es: 1,044,711, und Katholiken aller Nationen: 3,354,706.

Der deutschen Ordenspriester, oder doch in deutscher Sprache wirkender Ordenspriester sind es: 386.

Sie gehören an dem Orden der Benedictiner, Augustiner, Carmeliter, Dominicaner, Franziscaner, Jesuiten, Capuziner, der Congregation vom kostbaren Blut und vom heiligen Kreuz, der Lazaristen, Passionisten, Prämonstratenser, Redemptoristen, Serviten und Trappisten.

In deutschen Schulen wirken: 25 christliche Schulbrüder, 20 Xaveri-Brüder, 724 arme Schulschwestern von Unserer Lieben Frau, |51 Schwestern Unserer Lieben Frau (sisters of N. D.), 44 Schwestern des heil. Franciscus, 13 Schwestern vom kostbaren Blut, St. Josephs Schwestern, Schwestern vom heil. Vincenz

von Paul u. s. w. — Das ist der Stand von 1869, nach Angabe des „Schematismus der katholischen deutschen Geistlichkeit in den Vereinigten Staaten Nordamerika's" von P. Ernst Anton Reiter.

Wer staunt nicht, nachdem er diese Angaben gelesen, über den erfreulichen Zustand der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten! Als der Priester Jacques anno 1643 auf die Insel kam, wo jezt New-York steht, fand er unter den dortigen Colonisten blos 2 Katholiken, einen Irländer und eine portugiesische Frau, jezt aber zählt New-York 400,000 Katholiken, die 40 Kirchen und mehrere Klöster besizen, und alljährlich werden noch neue Kirchen gebaut! Als Henni, am 19. März 1844, von Bischof Purcell von Cincinnati zum Bischof von Milwaukee geweiht wurde, zählte seine ganze Diöcese (Staat Wisconsin) blos 8000 Katholiken, und jezt zählt sie über 300,000 Katholiken, 336 Kirchen, 91 Missionsstationen, 11 Capellen und 148 Priester! Aber auch: welche Männer sind diese amerikanischen Bischöfe! Wahre Apostel, voll heiliger Begeisterung für ihr erhabenes Amt, voll Heldenmuth und Seelengröße, voll väterlicher Liebe zu ihrer Heerde, zu Laien und Priestern, voll Hochherzigkeit und Opfersinn! Unter solchen Hirten muß die Heerde gedeihen, unter solchen Heerführern muß die Armee im Kampfe siegen, unter solchen Oberhäuptern müssen die untergeordneten Glieder voll Lust und Freude ihre Pflicht und Schuldigkeit thun. Und wie die Bischöfe, so der Clerus! Ich gebe der Wahrheit Zeugniß, wenn ich sage, daß der amerikanische Clerus im Ganzen und Großen seeleneifrig und musterhaft ist, daß er seiner hohen Aufgabe gewachsen ist und für die höchsten Güter der Menschheit all seine Kraft einsezt und wie Ein Mann kämpft und ringt und duldet und leidet. Und wahrlich, es ist keine kleine Aufgabe, in Amerika Priester zu sein. Wer jene Verhältnisse kennt, wird mit mir übereinstimmen, wenn ich sage: Der Clerus hat dort

ein Riesenwerk zu vollbringen, ungeheuere Hindernisse zu überwinden, die schwersten Opfer zu bringen und kann nur mit völliger Hingebung seiner selbst und auf dornenreichem Weg seine hohe Aufgabe lösen. Ich werde später näher darauf einzugehen, mich veranlaßt sehen.

Aber auch die Katholiken, diejenigen nämlich, die es sind in Wort und That, mit Herz und Mund — wie hängen sie an ihren Bischöfen und Priestern! Kein Kind hängt so an Vater und Mutter, hängt an den Eltern mit solcher Ehrfurcht und Liebe, mit solcher Theilnahme und Ergebenheit. Man glaubt sich in mancher amerikanischen Pfarrei in eine Gemeinde des Urchristenthums versezt. Nein, wahrhaftig nein: Dieses unbegrenzte Zutrauen, dieser willige Gehorsam, dieser freudige Opfersinn findet sich nirgends als in Amerika! Das Verhältniß der Pfarrkinder zu ihrem Seelsorger ist am Besten dadurch gekennzeichnet, daß Alle ihn „Vater," und nur „Vater" nennen. In Amerika ist der Priester im vollsten Sinne des Wortes „Seelsorger, Seelenführer, Seelenhirt, Seelenarzt, Vertrauensmann, Rathgeber, Tröster und Freund." In Amerika hat der Priester eine Heerde, von der er jedes Schäflein mit Namen ruft, er hat Pfarrkinder, er hat eine Pflanzschule, deren zarte, hoffnungsreiche Gewächse er für den Himmel heranzieht, eine Pflanzschule, die, geschützt gegen Eingriffe des Staates und verschrobene Thesen und Schulgeseze von Stubengelehrten, die das Leben nur aus Büchern kennen und den Menschen nach ihren hohen und hohlen Ideen construiren, nur unter seiner Leitung und Aufsicht steht. Auch hievon werde ich später ausführlich reden.

Wenn es mit der katholischen Religion und Kirche in Nordamerika im Allgemeinen sehr günstig steht, so läßt es sich doch nicht verkennen, und ich will es durchaus nicht beabreden, daß sie durch gar viele ungünstige Verhältnisse, durch höchst nachtheilige Einflüsse und durch gefährliche Feinde alljährlich schwere

Verluste erleidet, und kann ich nicht umhin, hierbei etwas länger zu verweilen.

Man sagt nicht mit Unrecht: „Wo eine Kirche gebaut wird, da baut Satan eine Capelle gleich neben an,“ und 's ist so in der Wirklichkeit. Satan macht Gott allenthalben Concurrenz, er zerrt die Kinder Gottes in seine gözendienerische Capelle und stiehlt ihnen die Religion aus dem Herzen. Ich bin weit entfernt, Satan Alles in die Schuhe zu schieben, was die Menschen sündigen. Aber so viel ist gewiß, daß er, der Widersacher von Anbeginn, der Empörer gegen Gott und der Feind des Menschengeschlechts, doch an Allem eine Freude hat, was Sündhaftes geschieht, was den Menschen von Gott trennt, was ihn vom schmalen Pfad der Religion und Tugend auf die breite Straße des Lasters und des Verderbens zieht. So viel ist gewiß, daß er das Alles begünstigt und befördert, Demselben Vorschub leistet und seinen Beifall zollt. Dazu bietet sich ihm aber in den Vereinigten Staaten Nordamerika's ein weites und fruchtbares Feld dar, und reich, sehr reich, leider, ist die Ernte, die er jährlich an Seelen macht. Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte: nach Maßgabe der Auswanderung aus katholischen Ländern, sowie nach der Einwohnerzahl, die anno 1869 ohne Zweifel nahe an 38 Millionen betragen haben wird, sollten die Katholiken proportionaliter mit 12 Millionen an dieser Bevölkerung betheiligt sein. Es sind aber in Wirklichkeit keine 3 1/2 Millionen. Also blos 1/4 der Katholiken bleibt der Kirche treu, schließt sich einer Pfarrei an, empfängt die Sakramente, lebt und stirbt mit Einem Wort katholisch. 3/4 dagegen kehren der Kirche den Rücken, fallen entweder förmlich ab, indem sie zu einer anderen Kirche übergehen, oder sie sterben jeder Religion gänzlich ab, sie leben dahin wie Ochs und Esel, die Gott nicht kennen. Allerdings sehr betrübend, sehr schmerzlich und bitter, allein Das bietet doch einigermaßen Ersaz und Trost, daß das übrig bleibende 1/4 entschieden

katholisch ist, und durch seine Qualität einigermaßen ersezt, was an Quantität verloren geht. Die weiter oben angegebenen 3,354,706 Katholiken stehen nicht blos auf dem Papier, sondern sie stehen allsonntäglich in den Kirchenbänken, sie sind keine Lückenbüßer, sondern Combattanten eines schlagfertigen Kriegsheeres, sie sind nicht das Ergebniß der Plusmacherei und einer kühnen Wahrscheinlichkeitsrechnung, sondern in Wirklichkeit existirende Personen, die des Kreuzes sich nicht schämen und vor Baal das Knie nicht beugen. Welch ein Resultat würde sich denn bei uns, besonders in großen Städten, herausstellen, wenn man nicht nach dem Taufbuch, sondern nach dem Kirchenbesuch und dem Empfang der heiligen Sakramente die Katholiken zählen wollte? Ein Resultat, das weit hinter dem in Amerika zurückbliebe. Wie viel Schein und Dunst, wie viel Halbheit und Charakterlosigkeit, wie viel Farblosigkeit und Abgestandenheit, wie viel Verwesung und Fäulniß bei uns! Wir dürfen am Wenigsten einen Stein auf die katholischen Deserteurs in Amerika werfen. Bei uns desertirt man allerdings nicht zu einem feindlichen Armeecorps, weil man im Falle der Treulosigkeit und Verrätherei die Waffen von sich wirft, die Uniform auszieht und in einen modernen Frack sich kleidet — man hat gar nicht mehr das Zeug, die Kraft und so viel Baarschaft an Religion, daß man zu einer anderen Confession übergehen könnte — man ist ein Leichnam, der aber doch nicht aus dem Haus geschafft wird, sondern liegen bleibt, die Luft verpestet, die Gesunden ansteckt und Viele zur Flucht nöthiget.

Woher nun der Abfall vom Katholicismus in Amerika, woher das spurlose Verschwinden von Tausenden derselben, wobei es oft der Fall ist, daß ein großer Theil der religiös Untergegangenen auch in keiner andern Kirche mehr auftaucht?

1. Gar Viele wandern nach Amerika aus, weil es ihnen in der Heimath zu eng geworden. Der Freiheitsschwindel

hat sie ergriffen und ihnen den Kopf verdreht; darum sind sie mit allen Verhältnissen und Einrichtungen des Vaterlandes unzufrieden und zerfallen. Sie sehen daheim überall Zwang und Knechtschaft. Unter Amerika aber stellen sie sich ein Land vor, wo Jeder im weitesten Sinne des Wortes treiben darf, was ihm beliebt. Sie halten Freiheit für gleichbedeutend mit Ungebundenheit, Zügellosigkeit, Willkür, Frechheit und Gottlosigkeit. Sie wollen in Amerika jeder Rücksicht enthoben, aller Verpflichtung entbunden und von jeder Schranke befreit sein, besonders in der Religion. Mit ihrer Lossagung vom Vaterland sagen sie sich daher auch los von jeder Religion und gehen unter Carl Vogt's Affen. Diese sind und bleiben für die Kirche verloren.

2. Die meisten Auswanderer haben in Amerika Bekannte, Verwandte, Kameraden, Jugendfreunde, oder sind an bestimmte Personen adressirt. Diese suchen sie auf, werden von ihnen mit den amerikanischen Zuständen und Verhältnissen bekannt gemacht und in dieselben eingeführt und dadurch entweder mit Liebe oder Haß gegen Religion und Kirche erfüllt. Es hängt unendlich viel davon ab, wem der Einwanderer in die Hände fällt, denn die ersten Eindrücke prägen sich tief ein und haften fest. Wird der Einwanderer z. B. in eine Familie aufgenommen, die entschieden katholisch ist, die mit Liebe an der Kirche hängt, die gewissenhaft nach den Vorschriften unserer heiligen Religion lebt; wird er sogleich am Sonntag in die Kirche mitgenommen und mit den kirchlichen und pfarrlichen Verhältnissen vertraut gemacht, überzeugt er sich dort von dem hohen Ernst und der zarten Gewissenhaftigkeit, mit welchen man seinen religiösen Pflichten entspricht, hört er nur mit Ehrfurcht von Religion, Kirche und Priestern reden, überzeugt er sich, daß man nicht mit Murren, sondern mit Freuden für Religion und Kirche Opfer bringt, trifft er im Haus ein katholisches Blatt, sind die Wände mit religiösen Bildern geschmückt, wird vor und nach dem Essen ge-

betet, wird er in eine Vereinsversammlung, zu einem Meeting, Pic-Nic, Supper oder einer Fair mitgenommen; so ist er in den ersten acht Tagen für die Kirche gewonnen, er ist ein entschiedener Katholik. — Dagegen: kommt er in eine Familie, in welcher er kein christliches Zeichen sieht, wo man von Nichts redet als vom Verdienst und Gewinn, wo über Religion und Kirche in der despektirlichsten Weise geredet wird, wo obscöne Bilder die Wände schänden und rabiate Zeitungen gegen alles Heilige donnern, wird er, statt in die Kirche, in den Beersaloon (Biersalun, Bierschank) mitgenommen und dort am Barroom (Schanktisch) getreatet, daß ihm schwarz vor den Augen und zitterig in den Beinen wird; so ist und bleibt er in der Regel im Schuldbuch der Kirche ein unbeibringlicher, verlorener Posten.

3. In Amerika wird für Kirche und Kirchenbedürfnisse, für Gottesdienst und Priester aus der Staats- oder Gemeindekasse Nichts bezahlt. Stiftungen für diese Zwecke gibt es bis jezt so gut wie gar nicht. Die verschiedenen Bekenntnisse müssen also alle diese Kosten bestreiten. Die Katholiken z. B., um von diesen zu reden, müssen, wenn sie an einem bestimmten Ort Gottesdienst haben wollen, eine Kirche bauen und dieselbe mit allem Nothwendigen versehen. Sie müssen ein Pfarrhaus bauen und vollständig einrichten. Sie müssen ihren Pfarrer mit jährlich 800 Dollars (2000 fl.) besolden. Sie müssen, sofern sie ihre Kinder dem katholischen Glauben erhalten, und dieselben religiös und zu sittlichen Menschen heranziehen lassen wollen, eine Pfarr- oder Confessionsschule bauen und mit allem Nöthigen ausstatten. Sie müssen einen Lehrer unterhalten, der in der Regel 600 Dollars bezieht; oder sie müssen für Schulbrüder oder Schulschwestern ein besonderes Haus bauen, sofern ihre Gemeinde zahlreich ist, und dieselben nicht in dem Schulgebäude untergebracht werden können. Sie müssen in großen Pfarreien ein Waisenhaus und Spital bauen

und unterhalten. Sie müssen zum Baue der bischöflichen Kirche (Kathedrale) und des Bischofshauses beisteuern. Sie müssen das s. g. Kathedraticum bezahlen, d. h. zur Unterhaltung des Bischofes, seines Generalvicars, Kanzlers und Secretärs ihr Betreffniß leisten. Sie müssen zur Unterhaltung des Diöcesan-Seminars beitragen. Das sind enorme Kosten, das sind schwere Opfer! Und wäre Amerika nicht ein so gesegnetes, unermeßlich reiches, unerschöpfliches Land, wäre der dortige Verdienst nicht so außerordentlich groß; so wären alle diese Kosten unerschwinglich. Bei uns wäre es, auch in den besten, reichsten, fruchtbarsten Gegenden, eine reine Unmöglichkeit für den s. g. Mittelmann, vom Taglöhner und Handwerker gar nicht zu reden, all Das zu leisten und zu bestreiten. In Amerika aber fällt Das gar nicht schwer. Wenn also der deutsche Einwanderer, der zu Hause nur im Kleinen gerechnet und überall den Heller- und Pfennig-Fuß zu Grund gelegt, den es in der alten Heimath schwerer ankam, einen Groschen auszugeben, als den Amerikaner einen Dollar, nach Amerika kommt und die ganze Lytanei von Pew-Rent (Piurent, d. h. Kirchenstuhltaxe), Box (was bei uns an manchen Orten der Klingelbeutel ist), Kathedraticum, Kathedral-, Seminariums-, Waisenhaus-, Spital-, und Schulrente hört; so stehen ihm die Haare zu Berg, es wird ihm schwarz vor den Augen, es graut ihm, es treibt ihm den Schweiß aus, er ist einer Ohnmacht nahe, er wehrt sich mit Händen und Füßen, eine Kirche zu besuchen, sich einer Pfarrei anzuschließen; denn es träumt ihm vom Gerichtsvollzieher, von Gant und Bettelstab, da er für Kirche und Schule so viele Beiträge leisten soll. Ja, nicht ein Viergespann würde es vermögen, ihn in eine Kirche zu schleppen, wo man, wie im Theater, seinen Plaz bezahlt und noch extra durch die unvermeidliche Box gebrandschazt wird, wo man Orgel und Heiligenbilder, Meßgewänder und Monstranz — kurz: Alles, Alles selber anschaffen und

bezahlen muß. „Das ist ein theuerer Artikel,“ seufzt er; „Gott bewahre mich vor einer solchen Religion! Ich will meine Seelen-Angelegenheiten lieber mit Gott allein abmachen und ausfechten, als mit diesen erdrückenden Steuern mich belasten.“ Und item: diese höllische Angst vor Pew-Rent und unermüdlich circulirender Box hält ihn fern von der Kirche, von Gottesdienst und Sacramenten. Dadurch erkaltet er aber mehr und mehr, verfällt dem Indifferentismus, stirbt geistig ab und verdorrt wie ein Rebzweig, der vom Weinstocke hinweggeschnitten ist.

Der Deutsche ist allerdings das Bezahlen einer Stuhltaxe und das jedesmalige Opfern beim Gottesdienst nicht gewöhnt, und noch viel weniger weiß er Etwas von einem Kathedraticum und einer Seminarsteuer, und darum bringen ihn diese ungewohnten Opfer und Steuern gewaltig in Harnisch und verleiten ihn dazu, auf die Religion einen Groll zu werfen, sie und die Kirche zu hassen. Wie thöricht! Wenn er bedächte, daß eben in Amerika ganz andere Verhältnisse obwalten als in Europa, daß es gar nicht anders sein kann, als daß die Bekenner der einzelnen Confessionen für Anstalten und Einrichtungen zur Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse aufkommen müssen, und daß der anscheinend und nach unserem Maßstab berechnete Betrag hiefür nach dem amerikanischen nicht schwer fällt; wenn er bedächte, daß noch seine Eltern für Religion und Kirche sehr schwere Opfer brachten, indem sie den Zehnten bezahlen und Ende der dreißiger und anfangs der vierziger Jahre den Zehnten ablösen mußten, daß ihre Vorfahren ja ebenfalls die Kirchen ganz oder theilweise gebaut und bewidmet; so würde er sich vor diesen amerikanischen Verhältnissen nicht so sehr entsezen. Ohnehin erscheint gar manchem Deutschen die Religion ein so zweifelhaftes und ephemeres Gut, als ein so leicht zu verschmerzender Luxusartikel und als ein so unnöthiger Ballast, daß er sich ohne Scrupel und Thränen im Aug von derselben trennt.

4. Ueberall, wo ein Sammelsurium der verschiedensten Religionen und Confessionen sich vorfindet, wo wie in einem Fischnez die verschiedensten Sorten und Gattungen bunt unter einander wimmeln, wo ein täglicher Verkehr mit Personen, die den verschiedensten Confessionen angehören, stattfindet; stellt sich gar leicht Glaubensgleichgiltigkeit — Indifferentismus — ein. Und das ist eine Hauptkrankheit der Vereinigten Staaten, eingeschleppt von der leichten Waare der Einwanderer. Das materialistische Streben der Nation, die untereinander gewürfelten Bekenntnisse, die gemischten Ehen, die Public-Schulen, die Presse, der ungeheuere Verkehr — das Alles begünstigt den Indifferentismus. Man hört in Amerika sehr oft die Aeußerung: „Wir glauben ja Alle an Einen Gott, die Unterschiede, die uns trennen, sind durchaus nicht wesentlich, sondern beziehen sich blos auf Nebendinge; denn die Hauptsache ist: ‚Leb recht und glaube, was du willst'; die Juden, Mormonen, Shakers, Methodisten, Episkopalen u. s. w. wollen ja auch selig werden, wir haben keine Zeit, uns mit Dogmatik, Symbolik und Kirchengeschichte zu befassen, man nimmt überall das Beste heraus u. s. w." und so sind gar Viele heut Mormonen, morgen evangelisch, übermorgen mosaisch und im Ganzen — gar Nichts. Diese Eklektiker und Hospitanten, diese religiösen Bummler und Chamäleons-Naturen sind stets in der Confessions-Mauser, ohne je ein bestimmtes Gefieder zu zeigen.

5. Die Presse richtet auf dem religiös-kirchlichen Gebiete furchtbare Verheerungen an. Es darf lediglich Alles gedruckt werden, weil sich kein Kläger findet. Nach der Constitution soll freilich jede Beleidigung einer Confession gesezlich bestraft werden, allein Niemand klagt, weil „freie Concurrenz" auf allen Gebieten herrscht. Man bekämpft sich in Amerika mit denselben Mitteln, mit denen man angefochten wird. Es steht also Presse gegen Presse, Richtung gegen Richtung. Gesezliches Einschreiten würde in Amerika auch gar Nichts nüzen,

weil die Gerichte aus den verschiedensten Elementen zusammengesezt sind. Ohnehin ist man in Amerika nicht heikel, weheleidig und von so zarter Nervenbesaitung, daß man bei jedem Puff dem Staatsanwalt winkt und nach der Polizei schreit, wie in manchem liberalen Staat, wo besonders die Excellenzen lauter schallose Eier zu sein scheinen. Damit will ich aber den Ausschreitungen der Presse durchaus nicht das Wort reden, damit will ich die ewige Hezjagd in den Blättchen durchaus nicht in Schuz nehmen. Was man nicht ändern kann, muß man eben ertragen lernen, und „wie es in den Wald hinein schreit, so schreit es wieder heraus.“ Jede Religion, Confession, Kirche und Denomination hat ihre Blätter, die entweder offensiv oder defensiv, polemisch oder ironisch, destructiv oder conservativ, rationalistisch oder symbolgläubig, freimaurerisch oder kirchlich sich gebärden und manövriren. Es fehlt den Katholiken durchaus nicht an Organen zu ihrer Orientirung und Belehrung, zum Schuz und zur Vertheidigung. Diese Blätter sind nach Inhalt und Form größtentheils sehr gediegen und trozen ihren Gegnern Respect ab. Sie stiften unberechenbar viel Gutes, sie belehren die Unwissenden, ermuthigen die Verzagten, warnen die Unbesonnenen, zügeln den überstürzenden Eifer der Heißsporne und begeistern die Lahmen. Sie sind eine uneinnehmbare Schuzwehr, eine unerschöpfliche Rüstkammer, ein zuverlässiger Wegweiser, ein weiser Rathgeber, ein wohlmeinender Freund. Die Katholiken aller Nationalitäten haben Zeitungen, die in ihrer Sprache geschrieben sind.

Die deutschen Katholiken besizen folgende Zeitungen:

1. Pastoralblatt. Es erscheint blos monatlich eine Nummer. Herausgeber: Dr. Mühlsiepen in St. Louis.
2. Wahrheitsfreund. Ein Wochenblatt für katholisches Leben, Wirken und Wissen. Redacteur: Rev. A. Schwenninger in Cincinnati.

3. Katholische Kirchenzeitung. Redacteur und Herausgeber: Prof. Max Oertel in New-York.
4. Der Herold des Glaubens. Redacteur: Prof. Dr. Dohns, Herausgeber: Fr. Saler in St. Louis.
5. Die Aurora. Redacteur: Wieckman in Buffalo.
6. Katholisches Wochenblatt zur Hebung kirchlichen Sinnes und Wandels. Herausgeber und Redacteur: F. X. Brandecker in Chicago.
7. Katholische Volkszeitung. Redacteur und Herausgeber: Gebrüder Kreuzer in Baltimore.
8. Katholischer Glaubensbote. Herausgeber: W. J. Weber in Louisville.
9. Central-Zeitung für katholische Vereine und Familien. Herausgeber: J. Hogg. Redacteur: Hubert Wollziefer in Buffalo.
10. Der Wanderer. Redacteur: E. L. Ehrhardt, Herausgeber: J. N. Schröder in St. Paul.
11. Echo von New-Orleans. Herausgeber: Rev. Leonhard Thevis in New-Orleans.
12. Louisviller Anzeiger. Herausgeber: G. Doern in Louisville.

Der Preis dieser Blätter ist derselbe, nämlich 2 Dollars und 50 Cents, blos Nummer 1 kostet nur 2 Dollars und Nummer 11 4 Dollars.

Die wirklichen, entschiedenen Katholiken unterstüzen durchaus kein Blatt, das auf religiös-kirchlichem Gebiet, wie man zu sagen pflegt, aufgeklärt oder liberal-katholisch sich äußert. Den lauwarmen, abgestandenen Katholiken geht aber solch ein Blatt nicht weit genug in der Bemängelung oder Bekämpfung des Katholicismus, und darum unterstüzen auch sie es nicht. Nie, gar nie gedeiht daher solch ein zwitterhaftes, malconten-

tes Blatt — kaum geboren, stirbt es schon an Ueberfluß von Abonnentenmangel. 1870 erschien in Brooklyn ein Wochenblatt unter dem Titel „Weekly Register and Catholic chronicle", das von einem Priester, Namens E. G. Fitzpatrick, Pfarrer der St. Patricks-Kirche, redigirt war. Es sprach sich, à la Döllinger und Consorten, gegen die Dogmatisirung der Infallibilität des Papstes und gegen die Unterstüzung desselben durch den Peterspfennig aus, es machte gegen die Confessionsschulen Opposition und nahm die gottlosen Staatsschulen in Schuz. Und wie weit brachte es dieses aufgeklärte Blatt? Auf sechs, sage sechs Nummern! Sobald die Katholiken merkten, welchen Geistes Kind das Blättlein war, sobald sie den Unrath witterten, wiesen sie ihm mit Entschiedenheit die Thüre, und damit war's gerichtet und vernichtet. Auch der Name eines katholischen Geistlichen, den es etwa an der Stirne tragen mag, gewinnt ihm keine Abonnenten und rettet's nicht vor dem jähen Tod, wenn es sich erfrecht, unter dem Aushängeschild „Katholisch", die katholische Kirche zu befehden und die religiöse Ueberzeugung der Katholiken zu verlezen und zu kränken. Und das ist ehrenhaft und rühmlich an den amerikanischen Katholiken. Sie sind nicht so dumm, charakterlos und feig, daß sie ihre Feinde besolden und sie in's Haus aufnehmen, wie Das leider bei uns in Deutschland so häufig geschieht. Mein Gott, wie erginge es den saubern Amtsverkündigern, die an einem unheilbaren Speichelflusse und an der Tobsucht gegen alles Katholische leiden, in Amerika! Die erste Nummer schon wäre ihr Todesschein.

Die Gesammtzahl der Zeitungen in den Vereinigten Staaten ist: 5300. Der Staat New-York allein zählt 806 und die Stadt New-York 32 täglich erscheinende Zeitungen. In den Vereinigten Staaten gibt es: 356 deutsche Zeitungen. Die demokratischen Blätter greifen den Katholicismus nicht an, wohl aber die republikanischen, am ingrimmigsten und gehässigsten jedoch

wird sie von der Legion der protestantischen Journale, Zeitschriften, Brochüren und Phamphlete angefallen und insultirt. Es sind ganz dieselben Verdächtigungen, Verläumdungen, Lügen und Geschichtsfälschungen, mit denen man dort gegen die katholische Kirche kämpft, wie bei uns. Freilich ist's staunenswerth, daß der Protestantismus in Amerika sich überhaupt nur mit Polemik gegen die katholische Kirche befassen mag und zu befassen Zeit findet, denn, wahrlich, er hätte, sollte man glauben, viel Nothwendigeres zu thun. Möchte er doch *seine* Schäden und Gebrechen heilen! Möchte er doch ein Mittel ausfindig machen, das da verhütet, daß das protestantische Princip von der freien Auslegung der Bibel bandwurmartig Secten auf Secten gebiert! Möchte er doch zuerst auf seinem eigenen unermeßlichen Gebiet die zahllosen Kämpfe beenden, die davon Zeugniß ablegen, daß dort die Wahrheit nicht zu finden ist; denn wo Wahrheit, da ist Einigkeit. Allein, du lieber Gott, das sind fromme Wünsche! Wer kann im Ernste hoffen, der Protestantismus werde je versöhnlich und friedliebend sein! Polemik hat ihn ja geboren, Polemik ist seine Natur, sein Wesen, seine Nahrung, sein Zweck und sein Ziel; und beseelt ihn doch für und für der Geist jenes Mannes, der da von seinen Anhängern Nichts sehnlicher wünschte, als: „Gott erfülle euch mit Haß gegen das Papstthum!“ Es gibt wohl versöhnliche und friedliebende *Protestanten*, aber der *Protestantismus selbst* ist das nie und kann es nicht sein, weil er damit sich selbst verleugnet und aufgegeben hätte. Ich will hier blos 3 Beispiele protestantischer Polemik und Arroganz anführen: Im Herbst 1869 wurde in New-York ein protestantisches Concil gehalten, und waren für einen bestimmten Tag desselben folgende Gegenstände zur Besprechung auf die Tagesordnung gesezt: „Romanismus (d. h. Katholische Kirche), doctrinelle Principien des Romanismus und Protestantismus miteinander verglichen (zum

wie vielten Male?!), Autorität und Freiheit. Regel des Glaubens. Rechtfertigung. Romanismus und bürgerliche Freiheit. Die weltliche Macht des Papstthums. Jesuitismus. Die beste Methode, römisch-katholische Länder zu evangelisiren. Lectionen, die vom Romanismus gelernt werden können." Welch eine Tagesordnung! Ein vollständiger Feldzugsplan! Punkt für Punkt: Polemik und Angriff!

Vor kurzer Zeit expectorirte sich ein puritanischer Prediger, Dr. Collyer, auf der Kanzel folgendermaßen: „In den Puritanern von Neuengland ist die materielle Wohlfahrt, Bildung und Intelligenz, Ehrlichkeit und Sittlichkeit verkörpert, und jeder ehrliche Mann muß die Erhabenheit und Vortrefflichkeit der Form ihres Glaubens anerkennen. Wenn mir die Katholiken ganz sicher und bestimmt nachweisen könnten, daß der Protestantismus zur Hölle führt; so würde ich lieber mit Knox und den andern protestantischen Kirchenlichtern in der Hölle wohnen, als mit Pius IX. und seinem Anhang in den siebenten Himmel fahren." Fürwahr, ein Mann, bei dem Bosheit und Religionsfanatismus einen solchen Grad erreicht haben, gehört nicht auf die Kanzel, sondern in's Narrenhaus.

Erst vor Kurzem (1870) wurde in Pittsburg eine Versammlung der Vereinigten Presbyterianer gehalten, in welcher die Frage aufgeworfen wurde: „Ist die römisch-katholische Kirche als eine christliche Kirche zu betrachten?" Selbstverständlich wurde haarscharf und sonnenklar bewiesen, daß sie keine christliche Kirche sei. Also so weit ist es schon, daß man die Frechheit besizt, mit eiserner Stirne solche Fragen aufzuwerfen! Und all diese Verhandlungen und Fragen, all diese Infamieen und Sottisen, geschleudert gegen die katholische Kirche, werden gedruckt und eifrigst verbreitet.

Und wohin zielt Das? Auf den Untergang der katholischen

Kirche in den Vereinigten Staaten. Man geht mit dem Plane um, die Aufnahme der Lehre von der Existenz Gottes in die Constitution durchzusezen, und in allen Staatsschulen die Bibel von Staatswegen als Lehrbuch einzuführen, um sagen zu können: „Amerika ist ein christliches Land, die Amerikaner sind ein christliches Volk, und das christliche Gesez steht höher als das Staatsgesez." Soll die gehoffte Verwirklichung dieses Planes aber den Protestanten allein seine Früchte bringen und zu gut kommen, so muß zuerst bewiesen werden, daß die katholische Kirche keine christliche Kirche ist. Und darauf ist gegenwärtig alle Thätigkeit der protestantischen Kirchen concentrirt. Gelänge dieser offen zu Tag tretende Plan, dann wäre die amerikanische Staatskirche fertig, und diese wäre keine andere als die protestantische. Und dann würde Amerika dasselbe Schicksal zu Theil werden, das England unter der Regierung Heinrich's VIII. und Elisabeth's zu Theil wurde. Sonderbar wär's freilich, wenn die in sich total zerklüftete, gespaltene und zerrissene protestantische Kirche solch Riesenwerk sollte vollbringen können, so sonderbar, wie wenn ein auf der Anatomie in Stücke zerschnittener und in Verwesung übergegangener Leichnam seine Glieder wieder zu einem Ganzen vereinigen, sich erheben und um sich schlagen würde. Allein so uneinig die Protestanten auch unter sich sind, so wenig auch nur 2 Pastoren über die wichtigsten Punkte des Protestantismus der nämlichen Ansicht sind, so sehr sich die Bekenner einer und derselben protestantischen Secte, sowie alle Secten unter einander raufen und balgen, so einig sind sie, wenn es gilt, die katholische Kirche zu befehden. Man denke sich nun so viele Tausende von Katholiken, denen protestantische Preßerzeugnisse in die Hände gespielt werden, die auf republikanische Zeitungen abonniren, die in den buntscheckigen Religionswirrwarr hineingezogen werden, die täglich die crassesten Lügen über ihre Religion wie Wasser hinein trinken, die über den wah=

ren Sachverhalt, über die unerhörteste Aufschneiderei, die absichtliche Entstellung der Wahrheit und die heimtückische Arglist nicht aufgeklärt werden können, weil sie sich absichtlich jedem katholischen Einfluß entziehen, und frage sich: ist's denn ein Wunder, wenn sie nach Jahr und Tag der katholischen Religion gänzlich entfremdet sind, das Lied ihrer Vogelorgeln nachpfeifen und mit den Wölfen heulen, unter die sie gefallen?

Aber auch abgesehen von dieser besonderen Kategorie der Presse — der Tagespresse, der Zeitungen und Wochenblätter, liefert die Unterhaltungs- und Romanliteratur sowie die Belletristik nur ausnahmsweis unschädliche Producte; im Ganzen und Großen steht sie würdig an der Seite der französischen Skandalwerke. Alles geht darauf hinaus, den Glauben zu untergraben, die Brandfackel des Zweifels in das Herz zu schleudern, das Fleisch zu emancipiren, das Gewissen einzuschläfern, das Laster zu verherrlichen und die Tugend als Bornirtheit zu brandmarken. Inhalt und Form sind sehr verführerisch, reizend, üppig, frivol, lüstern und schlüpfrig; in geringer Dosis wird das langsam, aber sicher wirkende Gift der Seele eingeträufelt, und Tausende sind's, die durch dasselbe dem Lasterleben in die Arme geführt und um Glauben, Seelenfrieden, Erdenglück und Seligkeit betrogen werden. Die zuerst in Deutschland epidemisch aufgetretene Pest der prachtvoll illustrirten Journale „für Belehrung und Unterhaltung" drohen einen universellen Charakter anzunehmen und die Welt zu inficiren; denn in den Vereinigten Staaten zählen sie nach Tausenden und werden gierig verschlungen. Ganze Schiffsladungen der saubern „Gartenlaube" gehen jährlich nach Amerika, um dort auf dem Gebiet der Kirche mordbrennerisch zu wirken.

In Paris frägt jeder Arzt seinen Patienten: welche Zeitung er lese, weil die tägliche Lectüre eines Blattes großen Einfluß auf Geist und Herz des Lesenden ausübt, und weil Leib und

Seele so innig mit einander verbunden sind und in solcher Wechselwirkung zu einander stehen, daß der habituelle Zustand der Seele auch dem Körper sein Gepräge aufdrückt. Ein exaltirtes, Feuer= und Flammen=sprühendes Blatt entzündet und entflammt auch die Seele und wirkt durch diese auf Blut, Gehirn und Nerven; weßwegen sich beim Leserkreis solcher Blätter sehr oft Krankheiten einstellen, die ihren Siz im Blut, im Gehirn, in den Nerven und in der Gallenblase haben. Ein ruhiges, vernünftiges und in versöhnlicher Sprache geschriebenes Blatt dagegen wirkt äußerst vortheilhaft auf die Seele und durch diese auf den Körper ein. Der furchtbare Raubmörder Troppmann erklärte vor Gericht, daß die schlechte Lectüre, besonders „der ewige Jude" von Eugen Sue, ihn zum Verbrecher gemacht. Er hat bekanntlich bei Pantin, in der Nähe von Paris 7 Glieder der Kink'schen Familie ermordet, nachdem er schon vorher den Vater derselben um's Leben gebracht. Der französische Literat Chauvin legte daher, anläßlich des scheußlichen Troppmann'schen Raubmordes, öffentlich das Geständniß ab: „Wir Romanschriftsteller, die wir den Meuchelmord glorificirten und die zum Tod Verurtheilten herausstrichen, haben einen großen Antheil an der furchtbaren Epidemie bluttriefender Verbrechen, die unser Land heimsuchen und entehren." Das sind centnerschwere Worte, die nicht genug beherzigt werden können, und von denen nur zu wünschen ist, daß sie in dem genannten Zweig der Literatur einen heilsamen Umschwung bewirken möchten.

6. Mit der Presse geht Hand in Hand das Theater, das ja die Preßerzeugnisse blos dramatisch darstellt. Der Geist der Presse ist darum auch der Geist der Bühne, und beide sind die Lohndienerin der öffentlichen Meinung in den Städten, die, um den Ton für's Land angeben zu können, Zeitungen und Theater haben. Allein beide sind nicht blos die Lohndienerin der öffentlichen Meinung, sondern sie wirken auch positiv auf dieselbe ein,

jedoch nicht auf wohlthätige, sondern höchst verderbliche Weise. Beide sind für sich eine äußerst günstige Speculation — eine Geldspeculation, indem beide sich sehr gut rentiren, eine Speculation auf die Dummheit und Charakterlosigkeit des Publicums, die schonungslos durch Presse und Bühne ausgebeutet werden, denen durch beide zahllose Bären aufgebunden werden, und die sich durch Preßbengel und Comödianten den lezten Rest von Religion ausklopfen lassen.

Das Theater ist durch und durch leichtfertiger Natur, den Indifferentismus und die Lockerung der Sitten befördernd. Und wie das Theater so die Oper, so die Musik überhaupt. Es gibt freilich gar Viele, die an keiner Musik etwas Verfängliches finden, und doch ist zwischen Musik und Musik ein himmelweiter Unterschied. Es gibt eine Musik, die ganz und gar im Dienst der Weichlichkeit, der Sinnlichkeit und des Fleisches steht — eine feile Magd der Lüste; und eine Musik gibt's, die im Dienst der Religion und Sittlichkeit steht — ein schüzender Genius der Unschuld und Tugend. Ha, wie die Töne den Menschen electrisiren, wie sie seine Nerven aufregen oder beruhigen, wie sie in ihm Freude oder Schmerz wecken, ihm Thränen oder Jubel entlocken, ihn anfeuern oder in Schlaf wiegen, wie sie den Geist zum Himmel heben oder zur Erde herabziehen, wie sie Balsam und Frieden in's wunde Herz gießen oder wilde Leidenschaften und Furien in demselben wecken, wie sie üppig, lüstern und weichlich machen oder heroische Entschlüsse in der Seele hervorrufen, wie sie die Seele bis zur Raserei aufstacheln oder voll Demuth und Ergebung in Gottes Hände niederlegen. Und darum hat der Rationalismus, die falsche Aufklärung, die Gottlosigkeit, der Mammons- und Fleischesdienst auch die Musik engagirt. Die Amerikaner sind große Liebhaber und Freunde der Musik, besonders der Instrumentalmusik. Kein Fest, mag's auch noch so unbedeutend sein, wird ohne Musik gefeiert, und bereits in jedem Hause

steht ein Clavier, selbst im Blockhause des Farmers. Aber die amerikanische Musik ist selten ernst, edel und veredelnd, erhaben, voll höherer Weihe, zum Himmel emporhebend und sittigend, sondern lärmend, wild, entfesselnd, weichlich, lüstern, verzehrend, profan — sie steht im Sold der Sinne und der Sinnlichkeit. Wenn Richard Wagner von der Musik im Allgemeinen sagt: „Die Musik ist Industrie, ihr moralischer Zweck ist Gelderwerb, ihr ästhetisches Vorgeben die Unterhaltung der Gelangweilten;" so ist das ganz besonders in Amerika der Fall. Die amerikanische Musik ist nicht Kunstgenuß, sondern Sinnengenuß, nicht Verherrlichung des Wahren, Guten und Schönen, sondern Effect-Macherei und Effect-Hascherei, nicht ästhetische Einkleidung hoher Ideen in Töne, sondern die honnete Einführung des Frivolen, Zweideutigen und Anstößigen in alle Zirkel der s. g. gebildeten Welt. Die Juden Meyerbeer und Offenbach, sowie Scribe haben ihr reiches Talent zur Verherrlichung der frechsten und nacktesten Frivolität mißbraucht. Sie haben die Ohren des Publicums so sehr verwöhnt, daß dieselben an der edlen, würdigen Musik gar keinen Geschmack mehr finden. Und erst das Ballet in Verbindung mit der Oper — weiter konnte die Entwürdigung nicht getrieben werden, tiefer konnte die Musik nicht sinken — sie ist dadurch zu einer gemeinen, verächtlichen Kupplerin geworden!

Dem amerikanischen Theater, sowie der Musik stehen die bildenden Künste würdig zur Seite. Die alte Welt ist bei allem Unglauben, bei allem Sittenverderbniß noch reich an religiösen, christlichen Werken der Malerei und Sculptur, sie hat sie ererbt von dem frommen Sinne der Vorfahren, nicht so in Amerika; dort ist Alles in der Plastik, in Malerei und Sculptur modern, es ist der nackte Sprößling des Amerika aufoculirten Yankeethums. Der Yankee liebt aber in seiner Behausung das den Sinnen Schmeichelnde, die Augenweide und den Genuß. Er umgibt sich

daher, ohne jedoch ein Mäcen der Kunst und Künstler zu sein, „mit schönen,“ d. h. üppigen, reizenden, den Sinnen schmeichelnden Bildern. Man sieht deßwegen in Amerika an den Schaufenstern der Kunsthandlungen, in den feinen Hotel's und in den Wohnungen wohlhabender Privatleute nur, ausschließlich nur, rein profane, weltliche, heidnische Darstellungen. Ich will nicht bestreiten, daß manche derselben eine sehr geschickte, kunstfertige Hand verrathen, daß sie eine correcte Zeichnung, glänzendes Colorit, schöne Formen, Verständniß der Anatomie, der Knochen, Sehnen, Muskeln und des Fleisches, die Gymnastik des Leibes zeigen und die Perspective verstehen, allein das allein macht ein Gemälde oder eine Statue noch lange nicht zum Kunstwerk, sondern die höhere Idee, die ihnen zu Grund ligt, der von oben inspirirte Geist, der aus ihnen redet, und das Uebersinnliche, welches durch dieselben zur Anschauung gebracht werden muß. Ein ächtes Kunstwerk kann und wird einen gläubigen, unverdorbenen Menschen gewiß nicht verlezen und abstoßen. Die amerikanischen s. g. Punstproducte thun Das aber im höchsten Grad, und müssen es thun, weil sie für sinnliche, genußsüchtige Menschen, für Lüstlinge und Weichlinge gefertigt wurden. Die modernste Kunstperiode, die amerikanische, strozt vor Sinnlichkeit und streift nicht selten an Gemeinheit; sie zeigt nur die Natur, das Fleisch, das Nackte, das Reale, sie liefert fast ausschließlich nur Copieen der Antike, die aber absichtlich so wiedergegeben sind, daß sie in ihrer jezigen Darstellung blos auf Vernichtung des Schamgefühls und Verführung berechnet sein können. Und diese 3 Galgennägel: Theater, Musik und Plastik bringen in Amerika alljährlich unberechenbar Viele zum Abfall vom Christenthum, da sie den Menschen sinnlich, weichlich und lüstern machen und ihn dadurch einer Religion entfremden, deren Bekenntniß und Uebung Heldenmuth und Seelenstärke, einen auf Gott gerichteten Geist und ein reines Herz erfordern.

7. Am meisten Opfer aber fordern die amerikanischen Staatsschulen. Jedes Township (kleines Dorf, Weiler), Dorf, Städtchen und jede Stadt muß seine Schule, beziehungsweise ihre Schulen haben. Das ist gesezliche Vorschrift. Die Schule wird gebaut, und die Lehrer werden besoldet durch das Erträgniß der Schultaxe, die jeder Familienvater bezahlen muß. Diese Schulen sind öffentliche oder Staatsschulen, und wird in denselben, da Kirche und Staat getrennt sind, und oft in einem bescheidenen Dorf Familien wohnen, die 6—10 Religionsbekenntnissen angehören, kein Religionsunterricht ertheilt. Es ist purer und seltener Zufall, wenn in einem Township lauter Katholiken wohnen, die es dann diesem ihnen günstigen Umstand zu verdanken haben, daß sie in Wirklichkeit keine confessionslose Staatsschule, sondern eine katholische Dorfschule haben. Sie können auch bei der Anstellung der Lehrer, die lediglich Sache des Schulboard's (Orts-Schulrath, oder Orts-Schulvorstand) ist, darauf Rücksicht nehmen, daß sie einen entschieden katholischen Lehrer oder eine solche Lehrerin in ihrer Schule anstellen. In einem solchen Falle wird der Pfarrer, gerade wie bei uns, in der Schule Religionsunterricht ertheilen. Solche Fälle sind aber sehr seltene Ausnahmen; bei Weitem die Regel bildet die confessionslose Staatsschule. Es ist selbstverständlich, daß eine solche Schule keine religiöse, gläubige, fromme, sittliche und darum wahrhaft gebildete Menschen heranziehen kann. Blose Abrichtung und äußere Dressur vermögen Nichts über des Kindes Herz, sie ziehen höchstens einen Heuchler heran. Und mit dem blosen Unterricht in den nothwendigsten weltlichen Fächern ist dem Menschen auch nicht gedient, damit ist er noch nicht erzogen. Eine christliche, sorgfältige Erziehung in der Schule thut den Kindern in Amerika um so mehr noth, weil der Vater sich entweder gar nicht, oder nur unter Darbringung eines großen, schweren Opfers mit Erziehung seiner Kinder befassen kann,

indem er nämlich außerhalb seiner Wohnung in Arbeit steht und darum täglich morgens in der Frühe das Haus verläßt und nachts spät wieder zurückkehrt. Und wie viele Mütter haben das Geschick, Lust, Neigung und Zeit, ihre Kinder christlich, streng, gewissenhaft und sorgfältig zu erziehen? Wie viele Mütter in Amerika scheinen gar keine Ahnung von der furchtbaren und schrecklichen Verantwortung zu haben, die um ihrer Kinder willen auf ihnen lastet.

Der Charakter der amerikanischen Staatsschulen ist nun nicht etwa farblos oder indifferent, wohlwollend oder tolerant gegen Religion und Kirche, sondern er ist geradezu religionsschänderisch und kirchenfeindlich. Ich behaupte nicht, daß es hierin keine Ausnahmen gibt, allein es handelt sich, namentlich bei einem so hochwichtigen und belangreichen Gegenstande, nicht um die Ausnahme, sondern um die Regel. Die Männer des Schulboard's werden gewöhnlich aus der Zahl der Lichtfreunde, der Freimaurer, der Katholikenfresser genommen. Der anzustellende Lehrer muß ein Kind des Zeitgeistes und des Fortschrittes in infinitum sein. Sollte nun der Geist eines solchen Schulboard's und Lehrers im Laufe etlicher Jahre, während das Kind die Staatsschule besucht, nicht auf dasselbe übergehen? Wer wollte daran zweifeln! Offen und verdeckt werden Glaubenslehren, Einrichtungen und Gebräuche der katholischen Kirche lächerlich gemacht. Das katholische Kind wird in seinen tiefsten, heiligsten Empfindungen schwer verlezt und gekränkt, es wird in seiner Ueberzeugung wankend gemacht und irre geführt. Und Anlaß zu all Dem bietet sich täglich dar, besonders da die Bibel als obligates Schulbuch bereits in allen Schulen der Vereinigten Staaten eingeführt ist. Es ist ein unerhörter Fall, daß ein katholischer Lehrer an einer Staatsschule angestellt wird, er müßte denn ein notorischer Rongeaner und Kirchenfeind sein. Die Lehrer gehören also sämmtlich zu den Gegnern unserer hei=

ligen Religion, zu Gegnern, denen das Polemisiren zur zweiten Natur geworden und in Fleisch und Blut übergegangen ist, und die darum intolerant im höchsten Grade sind. Wenn also ein Kind katholischer Eltern die Staatsschule besucht, so ist's um seine Religion unfehlbar geschehen.

Die Katholiken haben darum an den meisten größeren Orten Pfarrschulen errichtet und dieselben katholischen Lehrern oder Ordensleuten übergeben, die sich mit Schulunterricht und Jugenderziehung befassen. Die orthodoxen Protestanten, Quäker u. s. w. haben ebenfalls eigene Confessionsschulen. Bestehen aber da und dort keine Pfarrschulen, so müssen die Eltern ihre Kinder entweder in die Staatsschulen schicken, oder dieselben ohne Unterricht und Erziehung heranwachsen lassen, da in Amerika kein Schulzwang herrscht. Daß sie in lezterem Falle verwildern und verwahrlosen und der Kirche verloren gehen, ist selbstverständlich. Aber auch an solchen Orten, wo Pfarrschulen bestehen, schicken viele laue, arme oder auf's Zeitliche versessene Katholiken ihre Kinder nicht in dieselben, sondern in die Staatsschule, weil sie die Schultaxe doppelt zu bezahlen, entweder nicht gewillt oder nicht im Stande sind. Wenn nämlich ein Vater seine Kinder in die Pfarrschule und nicht in die Staatsschule schickt, so muß er trozdem die Schultaxe für die Staatsschule bezahlen. Und Das ist ein schreiendes Unrecht, das man denjenigen Familienvätern anthut, die aus Gewissenhaftigkeit ihre Kinder nicht in die confessionslose Staatsschule schicken; sie sind dadurch genöthiget, außer der Staatsschultaxe, monatlich für jedes ihrer Kinder, das sie in die Pfarrschule senden, 40—50 Cents zu bezahlen. Schickt also ein Vater z. B. 4 Kinder in die Pfarrschule, so hat er, bei monatlich 40 Cents, 48 fl., und, bei monatlich 50 Cents, 60 fl. jährliches Schulgeld zu bezahlen, was selbst für die amerikanischen Verhältnisse eine schwere Aufgabe ist. Es ist also leicht zu ermessen, welch erheblichen Schaden diese Schul-

verhältnisse der katholischen Kirche zufügen, d. h. jährlich Seelen rauben.

8. Amerika ist das Land der gemischten Ehen; gemischte Ehen sind aber das Grab des ehelichen Friedens und der Würgengel der Religion. Abgesehen davon, daß der gemischten Ehe das nothwendigste Erforderniß einer so heiligen Verbindung: die Einheit und Einigkeit in der religiösen Ueberzeugung der beiden Gatten fehlen, wird der katholische Theil sehr oft durch Spott, Hohn, Verachtung und Kränkung aller Art genöthiget, seinen Glauben aufzugeben und zur Kirche des andern Theils überzutreten. Eine streng katholische Erziehung der Kinder ist in einer gemischten Ehe aber rein unmöglich und undenkbar. Die gemischten Ehen stellen daher in Amerika faktisch zu den aus der katholischen Kirche Desertirenden das größte Contingent.

9. Die Jugend emancipirt sich sehr frühe in Amerika. Kaum ist der Junge der Schule entwachsen, so kommt er in ein Geschäft, wo er sogleich Geld verdient; denn Das kennt man in Amerika nicht, daß der Knabe in die s. g. Lehre gethan wird und dafür bezahlen muß. Er wird freilich in jedem Geschäft auch gelehrt und muß das betreffende Handwerk erlernen, allein vom Bezahlen eines Lehrgeldes ist dort keine Rede, im Gegentheil: er erhält nach Maßgabe seiner Leistung sogleich Bezahlung. Zerfällt nun der Junge mit seinen Eltern, was sehr leicht der Fall ist und sehr oft vorkommt, wachsen ihm die Flügel, regt sich in ihm der Drang nach Selbstständigkeit und Unabhängigkeit; so kündigt er seinen Eltern einfach Kost und Logis auf, oder er bleibt ohne alle Förmlichkeit dem elterlichen Hause fern, logirt sich in ein Boarding-House (Speisehaus) ein und führt von nun an ein ungebundenes, zügelloses Leben. Suchen ihn die Eltern daran zu hindern, so zieht er in ein anderes County (Bezirk) oder in einen andern Staat und entschwindet dadurch für lange Zeit oder auf immer den Augen seiner Eltern.

Nicht selten lebt er nach seiner Desertion aus dem elterlichen Haus mit einer Fabrikarbeiterin auf vertrautem Fuß und heirathet sie wohl auch, während er die Knabenschuhe noch nicht durchgelaufen. Von religiös-sittlichem Leben kann unter sothanen Verhältnissen natürlich keine Rede sein, und sehr oft fallen solche Subjecte von der katholischen Kirche ab. Ueberdieß verkaufen sie oft, bei der in Amerika im Schwange gehenden Seelenfängerei des Muckerthums, ihre Religion um etliche Dollars. Durch diese heillosen socialen Verhältnisse büßt die Kirche jährlich viele ihrer Kinder ein.

10. Es gibt in Amerika eine Unmasse von geheimen Gesellschaften, Logen, „Rothmännern" (red-men), „Sonderbaren Brüdern" (odd fellows), Hurugari und Unterstüzungs-Vereinen und Gesellschaften, die unter dem Aushängschild „der Unterstüzung Beschäftigungsloser, Armer und Kranker" Seelenkäuferei treiben. Laut den zuverlässigsten, verbürgtesten Berichten, die aus dem eigenen Lager der Freimaurer stammen, gab es 1869 in den Vereinigten Staaten, einschließlich Canada's, 453,355 Freimaurer. Bei dieser Ziffer ist Canada aber blos mit 8028, New-York dagegen mit 74,079 Maurern betheilt. Im Jahre 1870 hatte sich ihre Zahl schon auf 468,455 erhöht, also um 15,100 vermehrt! Zu diesen 468,455 inscribirten Freimaurern sind aber mindestens eine Million Solcher zu rechnen, die im Schlepptau Jener hängen, mit ihnen laichen und Hand in Hand gehen. Welch ein Heer erklärter, unversöhnlicher Feinde der katholischen Kirche, die wohl organisirt, gut geschult und vortrefflich geführt, gegen jede positive Religion, gegen Christenthum und Priester kämpfen; denn Niemand, der den Zweck dieses geheimen Bundes kennt, kann daran zweifeln, daß es demselben um den Sturz des Christenthums zu thun ist. Dieser Orden verfügt über bedeutende Mittel, steht unter hoher Protection, beherrscht alle Schichten der Gesellschaft

und richtet auf dem kirchlichen Gebiete ungeheuere Verheerungen an. Er zieht alle Stränge an, hängt überall seine Neze auf, übt unerträglichen Terrorismus aus, verspricht und gewährt Unterstüzungen, verschafft Arbeit und Verdienst, vergibt einträgliche Posten, beeinflußt die Presse und die Wahlen und capert jährlich einige tausend Seelen — von 1869—1870 allein 15,100! unter denen sich muthmaßlich nicht weniger als 5000 Katholiken befanden. Dieser gemeinschädliche, im Dunkeln schleichende Orden ist eine wahre ansteckende Pest auf dem religiösen Gebiete, gegen die es für den Katholiken keinen andern Schuz, keinen andern Arzt und keine andere Medicin gibt als treues, unerschütterliches Festhalten an der Grundsäule der Wahrheit — an der katholischen Kirche. Darum warnt der amerikanische Episkopat durch die Welt- und Klostergeistlichkeit die Gläubigen Amerika's vor Nichts mehr als vor den Nachstellungen der Freimaurer, dann in zweiter Linie vor den Staatsschulen und in dritter vor der gemischten Ehe. Würde ihrer väterlich wohlmeinenden Stimme Gehör geschenkt, so hätte die Kirche nicht so schwere Verluste — so viele Tausende, die sich nicht warnen lassen, den Verlust ihrer Seele und ihrer ewigen Seligkeit zu beklagen.

11. Viele Katholiken lassen sich in solchen Gegenden nieder, wo vorherrschend Protestanten wohnen, wo sich weit und breit keine katholische Kirche befindet; sie entbehren daher des Gottesdienstes, der religiösen Pflege und Seelsorge. Sie können Jahre lang die heiligen Sakramente nicht empfangen, ihre Kinder nicht nach katholischem Ritus taufen lassen und sie später auch in keine Confessionsschule schicken. Im Anfang empfinden sie diesen Mangel schwer, aber nach und nach leben sie sich in diese mißlichen Verhältnisse hinein, besuchen, um ihre religiösen Bedürfnisse einigermaßen zu befriedigen, die protestantische Kirche und fallen dann vom Glauben ab, und Das um so eher in dem

Fall, wenn der Prediger ein toleranter Mann ist. Viele deutsche Katholiken lassen sich auch an solchen Orten nieder, wo sich zwar eine katholische, aber keine deutsche, sondern eine englische Kirche befindet, und der irische Priester kein deutsches Wort versteht. Sehr oft führt dieser Umstand deutsche Katholiken der protestantischen Kirche zu, wenn der betreffende Prediger ein Deutscher ist. Endlich

12. haben sehr viele Deutsche die häßliche Untugend an sich, den Allerweltsbürger, den Kosmopoliten und Wechselbalg zu spielen, der sich in alle Formen schmiegt, allen Meinungen accomodirt, der sich seiner Nationalität und Sprache schämt, der charakterlos um die Gunst der Yankees buhlt und um Alles in der Welt kein „Grünhorn," kein „Dutschman" (Doetschmän), kein „Foreigner" (Ausländer) gescholten sein will. Ja, Manche englisiren sogar ihren ehrlichen deutschen Namen, nur um als Yankee und als „smart" (pfiffig, schlau) zu gelten. Wie dumm, servil und niederträchtig zugleich, wie ohne Selbstbewußtsein und nationalen Stolz! Und Das fühlt auch der Yankee sehr wohl und betrachtet und behandelt darum solche Deutsche als Das, was sie sind, als politische Hanswurst' und ekelhafte Affen. Aber theuer, sehr theuer kommt solche Deutsche ihre Schlangenhäuterei und ihre Accomodation zu stehen: der Yankee zieht ihnen nämlich mühelos das behäbige, solide Gewand des Katholicismus aus und steckt sie in die enge, kurze Jacke des Lutherthums.

Das die hauptsächlichsten Gründe, welche die Kirche um so viele ihrer Kinder bringen. In Amerika vollzieht sich eben buchstäblich an den Katholiken, was in der heiligen Schrift geschrieben steht, daß der Herr Diejenigen aus seinem Munde ausspeien wird, die weder kalt noch warm, sondern lau sind; daß der Herr seine Tenne säubert, indem er den Waizen von der Spreu mit der Wurfschaufel sondert. Was angesteckt, wurmstichig und

faul ist, das fällt dort bald gänzlich ab. Und wahrlich, die Kirche hat das im Grund genommen und beim Licht betrachtet, nicht zu bedauern; denn sie kann dadurch nur gewinnen. Besser: nur 3 1/2 Millionen ächter, entschiedener Katholiken, als 12 Millionen katholische Holundermännchen und Gliederpuppen!

---

3. Militärisches.

Die Vereinigten Staaten Nordamerika's haben nach England am wenigsten Soldaten; in England kommt ein Soldat auf 2363, in der Union einer auf 765 Seelen. In Holland kommt ein Soldat auf 407, in der Türkei auf 206, in Spanien auf 193, in Oesterreich auf 137, in Rußland auf 135, in Italien auf 132, in Belgien und Würtemberg auf 125, in Schweden auf 123, in Baiern auf 95 und in Preußen ist Alles Soldat, was nicht einen Chignon am Hinterhaupt, unter dem Kinn oder auf dem Rücken trägt. Das amerikanische Volk hat einen großen Widerwillen vor dem Camaschendienst, vor Kasernen und stehenden Heeren; es wacht mißtrauisch darüber, daß die Heeresmacht nicht unverhältnißmäßig erhöht werde, daß es ja nie zu einem Säbelregiment komme, daß nie eine Soldateska oder der Militarismus zur Herrschaft gelange, und nie ein Eroberer die republikanische Staatsform vernichte, sich einen Thron errichte und das kaiserliche Diadem auf's Haupt seze.

Das stehende Heer (army) ist in Friedenszeiten sehr unbedeutend und reicht kaum hin, die festen Pläze und die Forts an den Grenzen des Indianergebietes zu besezen. Anno 1856 wurde es auf 17,894 Mann normirt, von denen aber blos etwas über 15,000 unter den Waffen und die übrigen auf dem Papiere standen. Anno 1870 hat der Senat zu Washington die Stärke der Bundesarmee auf 30,000 Mann festgesezt, von denen aber zuverlässig wieder 5000 auf dem Papiere stehen

bleiben. Die stehende Armee wird in Friedenszeiten angeworben unter Amerikanern und Nichtamerikanern. Ein großer Theil derselben sind Deutsche und Irländer. Der angeworbene Soldat erhält ein Handgeld von 30—200 Dollars und muß sich verpflichten, 5 Jahre zu dienen. Die Conscription ist in Amerika nicht im Gebrauch. Gibt's Krieg, so wird gelooft, und wen das Loos trifft, der ist Soldat. Die Stellvertretung ist jedoch gesezlich erlaubt. Im lezten Kriege, der netto 4 Jahre anhielt, war es schließlich sehr schwer, einen tauglichen Stellvertreter zu finden, und mußten für einen Solchen oft 800—1000 Dollars bezahlt werden.

Wer sich im Kriege mit Mexico von 1846—1848 anwerben ließ, erhielt 160 acres Congreßland, so daß Diejenigen, die mit dem Leben und mit geraden Gliedern davon kamen, ein sehr gutes Geschäft machten. Und die Regierung hat ihre gemachten Versprechungen gehalten und selbst den Hinterbliebenen, ihren Wittwen und Kindern, die in andern Staaten lebten, den rückständigen Sold und den Werth des zugewiesenen Landes ausbezahlt. Aus dem lezten Krieg kann ich hiefür einen speciellen Fall anführen. Ein verheiratheter Mann aus meiner Pfarrei ließ sich von den Antisclaverei-Staaten anwerben, wurde verwundet und starb am 17. Juli 1864 im Lazareth zu Natchez. Auf Verwendung des badischen Consuls in New-York erhielt nun dessen Wittwe hier anno 1870 472 Gulden.

Jeder amerikanische Bürger, der nicht Soldat werden will, hat von seinem 21. bis 45. Lebensjahre 2 Dollars jährlich zu bezahlen.

Jeder Staat hat seine eigene Miliz, d. h. Bürgerwehr, die, im Falle innerer Unruhen, zuerst aufgeboten wird, bevor Soldaten angeworben werden oder gelooft wird. Die Miliz bleibt im eigenen Staate; die Gelooften und Geworbenen

dagegen müssen auch außerhalb des Staates Kriegsdienste leisten. Die Miliz erhält nur dann Sold, wenn sie in activem Dienste steht.

Oberbefehlshaber ist der jeweilige Präsident, der aber niemals, selbst nicht bei Revüen oder Paraden, in Uniform, sondern immer im Frack erscheint.

Alle Militärobern werden von den Soldaten gewählt, und müssen dieselben ihre Montirung selbst bezahlen, blos im Kriege liefert ihnen der Staat das Pferd.

Der Gehalt der commandirenden Generale ist sehr hoch normirt, derjenige des Generals Sherman beläuft sich z. B. auf 18,780 Dollars und jener des Generals Sheridan auf 14,803 Dollars.

Die Militärverwaltung steht unter dem Secretary of war, der aber keinen militärischen Rang besizt.

Die Officiere werden in der Militärakademie zu Westpoint gebildet. Es sind in der Regel 200 Cadetten in derselben.

Bei jedem Regiment befindet sich ein Caplan, der von den Soldaten gewählt wird und darum, je nach der Majorität der Religionsbekenntnisse, die im Regimente vertreten sind, ein Katholik oder Methodist oder Baptist u. s. w. ist.

Die Vereinigten Staaten sind in militärischer Hinsicht in 5 Militärcommandanturen, und diese wieder in 11 Militärdistricte getheilt. 1. Departement des Ostens, östlich vom Mississippi, mit dem Hauptquartier Baltimore, mit 48 Forts zur Beschüzung der Hafenpläze an den Küsten. 2. Departement des Westens, das alles Land zwischen dem Mississippi und dem Felsengebirge, mit Ausnahme von Texas und Neu-Mexiko, in sich begreift, mit dem Hauptquartier Fort Leavenworth in Kansas und 16 Forts. 3. Departement Texas, mit dem Hauptquartier San Antonio und 14 Forts. 4. Departement Neu-Mexiko, mit dem Hauptquartier Santa Fe und 10 Forts.

5. Departement des stillen Oceans, das alles Land westlich vom Felsengebirg, mit Ausnahme der Gebiete Utah und Neu-Mexiko, in sich begreift, mit dem Hauptquartier Benicia in Californien und 13 Forts. Alle größeren Häfen am atlantischen Ocean und an den Ufern des Michigan-, Huron-, Erie- und Ontariosees sind durch starke Forts geschüzt.

Milizpflichtig ist jeder Bürger vom 21.—45. Lebensjahre, nur Geistliche, Lehrer, Richter, Advokaten und Matrosen sind von der Milizpflicht entbunden. Anno 1856 zählte die Miliz 51,067 commissionirte Officiere und 1,885,562 nicht commissionirte Officiere, Spielleute und Gemeine. Der Waffengattung nach besteht sie aus Infanterie, Jägern, Schüzen, Dragonern und Artilleristen, die in Compagnieen, Regimenter und Brigaden eingetheilt sind. Oberbefehlshaber in jedem Staate ist der Gouverneur.

Auch die Flotte (navy) der Vereinigten Staaten ist im Vergleiche mit anderen Mächten sehr gering. Sie zählte anno 1856 blos 74 Fahrzeuge mit 2242 Kanonen, nämlich 10 Linienschiffe, 13 Fregatten, 19 Schaluppen, 3 Briggs, 1 Schooner, 10 Schraubendampfer, 9 Räderdampfer und 6 Proviantschiffe. Das Flottenofficiercorps bestand damals aus 65 Capitänen, 97 Commodores, 327 Lieutenants und 69 Sergeanten.

Das ganze Marinecorps war in eine Brigade formirt und zählte 13 Capitäne, 19 Premierlieutenants, 20 Secondelieutenants und 1100 nicht commissionirte Officiere, Spielleute und Gemeine.

Die Flotte ist in 6 Geschwader getheilt, die von 6 Commodores befehligt und nach ihren Stationen benannt werden. 1. Das Geschwader der Heimath oder des atlantischen Oceans. 2. Das der Küste von Brasilien bis zum Cap Hoorn. 3. Das des stillen Oceans. 4. Das des mittelländischen Meeres. 5. Das der Westküste von Afrika, und 6. das ostindische.

Seit 1856, und besonders seit dem Kriege, der von 1861 bis 1865 dauerte, wurde die Flotte bedeutend vermehrt.

Die Vereinigten Staaten haben sich vor einer ungeheueren Last bewahrt, die monarchische Staaten zu Boden drückt und förmlich aussaugt, vor der Pensionirung des Officiercorps. Nur im Falle einer Verwundung, die erwerbsunfähig macht, erhält der Officier der Union eine geringe Pension, und im Falle seines Todes während des Krieges erhält seine Wittwe, oder beziehen seine Kinder ebenfalls eine geringe Pension. Dagegen in den monarchischen Staaten mit den ungeheueren Heeren — welche Legion von Pensionären, oft noch in den besten Jahren! Anno 1869 kamen in Oesterreich auf:

178	active	Generale	339	pensionirte	
271	„	Oberste	403	„	
302	„	Oberstlieutenants	411	„	
1614	„	Majors	1410	„	
2365	„	und	2563	„	Stabsofficiere!

Und Preußen hatte anfangs 1870: 2868 pensionirte Stabsofficiere, das sind im Ganzen: 5431, sage: fünftausend vierhundert und einunddreißig pensionirte Stabsofficiere! Also eine kleine Armee von Pensionären, die eine fabelhafte Summe der Staatsgelder absorbiren. Und da in Oesterreich und Preußen die Stabsofficiere fast ausnahmslos dem Adelsstande angehören, so erscheinen diese Pensionen als eine auf die Staatskasse übernommene Leibrente für den Adel.

In Preußen gab es anno 1870: 373 pensionirte und blos 211 active Generale! Im Ganzen hat Preußen 4583 pensionirte Officiere, und beläuft sich deren Gehalt auf 3,891,225 Thaler! Auf 718 Mann des stehenden Heeres kommt ein pensionirter General, und auf 93 Mann ein pensionirter Stabsofficier, gewiß eine furchtbare Last, besonders wenn man noch in Erwägung zieht, daß in Preußen

jeder Soldat auf 225 Thaler oder 393 Gulden 45 Kreuzer zu stehen kommt.

Während meines Aufenthaltes in Amerika bekam ich nur zweimal Soldaten zu sehen: Im Fort Hamilton, bei der Einfahrt in den New-Yorker Hafen, und in Washington, auf einem Monitor in Potomak. Sonst kam mir nie und nirgends eine Uniform zu Gesicht, ein wohlthuendes Gefühl für einen Menschen, in dessen Vaterland überall Bajonnete blizen und Kanonenschlünde gähnen.

Verkrüppelte Soldaten werden in die National-Asyliums aufgenommen. Anno 1870 befanden sich in denselben 3800 Invaliden.

Eine sehr kostspielige Einrichtung in der Armee der Vereinigten Staaten sind die vielen Zahlmeister, die theils unverantwortlich mit den ihnen anvertrauten Geldern wirthschaften, theils einen sehr großen Gehalt von 2500—6000 Dollars haben.

Daß im Kriege von 1861—1865 großartige Unterschleife, Betrügereien und Schwindeleien vorgekommen, läßt sich leicht denken. Es sollen oft ganze Bataillone auf dem Papier gestanden und in Rechnung gelaufen sein, von denen noch kein einziger Soldat angeworben war. Wer erinnert sich übrigens nicht jener großartigen Unterschlagungen und Prellereien bei der österreichischen Armee während des Krieges von 1859? Durften damals Ochsen in österreichischen Rechnungen figuriren, die von der k. k. Kriegskasse bezahlt, aber von den Piemontesen verzehrt wurden; so durften wohl in Unionsrechnungen auch Bataillone figuriren, die vom Feinde wenigstens nicht gefressen werden konnten.

---

4. Finanzielles.

Gar Manche träumen sich, in Amerika habe man weder Steuern noch Abgaben, weder Umlagen noch Gebühren, weder Taxen noch Sporteln zu bezahlen — ein großer Irrthum! Gar Vieles, was bei uns entweder gar nicht oder in milderer Form besteuert ist, wird dort, und oft sehr hoch, besteuert. Für jedes Schächtelchen Zündhölzchen, und für jede Cigarre muß Steuer bezahlt werden. Jedes Clavier und jede goldene Sackuhr ist besteuert, jedes Billard und jede Quittung über 20 Dollars zahlen Steuer; ja einige Städte gehen so weit, für ein Billard 600 Dollars jährliche Steuer zu erheben.

Steuern für jeden bezüglichen Staat oder County gibt es nicht, weil die Ausgaben jeden Staates durch die s. g. Licences gedeckt werden. Sowohl die Regierung der Vereinigten Staaten als auch jene der einzelnen Staaten erheben Licences-Gelder, so z. B. für Lagerbier-Brauen 25 Dollars und für Cigarren-Fabrikation 5 Dollars an die Vereinigten Staaten und ebenso viel an den Staat des Wohnortes des Fabrikanten. Ein Hotelkeeper (Hotelvermiether) hat 150 Dollars Licences zu bezahlen.

Fabrikanten (manufactories) haben Licences-Gelder und return-Verkaufs-Gelder an die Vereinigten Staaten zu bezahlen.

Die Vereinigten Staaten erheben Zollabgaben, Hafengelder, Einkommensteuer (bis 1000 Dollars ist keine Steuer zu bezah-

len)[1]), Stempel-, Wein-, Bier-, Branntwein-, Cigarren-, Tabak-, Zündhölzchen-, Wechsel-, Schiffsschein-, Quittungen- (bis 20 Dollars ist keine Quittungssteuer zu bezahlen), Paß-, Legate-, Erbschafts-, Gas-, Bank- und Bankiers-Steuer. Um eine übersichtliche Darstellung dieser Steuern der Vereinigten Staaten (sowie des Erlöses aus verkauftem Congreßland) zu geben, führe ich hier die Einnahmen der Regierung für die Zeit vom 30. April 1869 — dahin 1870 an.

Für Spirituosen wurden bezahlt	52,863,617.	53
Für Tabak	30,428,217.	89
Für gegohrene Getränke	6,122,677.	9
Für Banken und Bankiers	4,168,861.	73
Von Brutto-Einnahmen	6,781,588.	86
Von Verkäufen	8,778,242.	24
Specielle Steuern	9,418,518.	59
Von Einkommen und Gehalten	38,512,334.	39
Von Legaten	1,635,648.	39
Von Erbschaften	1,372,852.	44
Von Pässen	24,999.	—
Von Gas	2,297,607.	41
Aus anderweitigen Einnahmsquellen . .	1,460,448.	25
Geldstrafen	636,867.	59
Netto-Einnahme von Stempeln	15,718,223.	35
	180,210,704.	75

Die Einnahmen vom 1. Juli 1868 bis dahin 1869 betrugen 370,943,747, und die Ausgaben 321,490,597, so daß sich ein Ueberschuß von 49,453,150 Dollars ergab. Die Schuldenlast der Vereinigten Staaten springt gegenwärtig stets um die schöne Ziffer von 2650 Millionen herum, doch hat dieselbe seit 1865 um etwa 130 Millionen abgenommen.

---

1) 1870 hat der Congreß beschlossen, daß erst von 2000 Dollars Einkommen Steuer, und zwar vom Hundert $2\frac{1}{2}$ %, zu bezahlen ist.

Die Zölle sind eine sehr ergiebige Einnahmsquelle für die Vereinigten Staaten. Pro 1870 betrugen dieselben 183,216,219 Dollars. In der Woche vom 26. Juni bis 3. Juli 1870 gingen z. B. in den Haupthafenpläzen an Zöllen ein:

In New-York	22,036,562
In Boston	325,837
In Philadelphia	20,166
In Baltimore	134,520
In New-Orleans	71,511
In San Francisco	153,672
Vom 10. bis 16. Juli:	
In New-York	2,494,708
In Boston	369,045
In Philadelphia	190,536
In Baltimore	290,540
In San Francisco (vom 2. Juli)	45,059
Vom 7. bis 13. August:	
In New-York	3,099,935
In Boston	426,770
In Philadelphia	117,929
In Baltimore	190,801
In New-Orleans (vom 30. Juli bis 9. August)	132,138
In San Francisco	305,629
Vom 14. bis 20. August:	
In New-York	3,392,599
In Boston	415,181
In Philadelphia	144,573
In Baltimore	183,546
In San Francisco	180,391

Das sind wahrhaftig fabelhafte Summen, namentlich was die Einnahmen im Hafen von New-York betrifft, die sich sogar auf 22 Millionen in der erst bezeichneten Woche beziffer-

ten. Ich habe absichtlich gerade solche Wochen aus dem Verzeichniß herausgegriffen, die eine ziemliche Differenz in den Zolleinnahmen aufweisen, um zu zeigen, welche Verschiedenheit in den Einnahmen bezüglich der Zölle in kurzen Zeiträumen sich herausstellt.

Eine noch immer ergiebige Einnahmsquelle der Union ist der Verkauf von Congreßland, von dem der acre gesezlich nicht unter 1 Dollar und 25 Cents verkauft werden darf. Mit diesen Staatsländereien ist jedoch schon unverzeihlich gewirthschaftet worden, indem die Regierung, respective die freigebigen Repräsentanten, nach und nach 189 Millionen, sage: einhundert achtzig und neun Millionen acres Land an Eisenbahn- und Canal-Compagnieen verschenkt haben, die dann sehr oft um sehr hohe Preise das ihnen geschenkte Land wieder verkauften, lebensgefährliche Eisenbahnen bauten und auch nicht selten fraudulenter bankerottirten. Es ist ferner ein offenes Geheimniß, daß viele Repräsentanten sich die Schenkungsbewilligung um schweres Geld von den Compagnieen abkaufen ließen.

Amerika ist ein unerschöpflich reiches Land, das unversiegbare Quellen der Wohlhabenheit in seinem Schoße birgt. Ich erinnere nur daran, daß sein Umfang hinreicht 500 Millionen Menschen zu ernähren; daran, daß das steuerbare Vermögen seiner Bewohner sich gegenwärtig auf circa 30,000 Millionen beläuft; daran, daß das Gesammtvermögen der Bevölkerung sich mindestens auf 36,000 Millionen beziffert; daran, daß die Goldproduction sich auf 100 Millionen Dollars gehoben, während alle übrigen Welttheile blos 18 Millionen jährlich produciren; daran, daß nach dem Census von 1860 die Landwirthschaft

173 Millionen Bushels Waizen,
 11 „ „ Roggen,
839 „ „ Mais und
173 „ „ Hafer erzielte, von denen gegenwärtig

wenigstens 80 Millionen Bushels ausgeführt werden. (Ein Bushel Waizen wiegt 60 ℔, Roggen 56 ℔ und Hafer 32 ℔, das amerikanische ℔ ist aber etwas kleiner als das süddeutsche.)

Ich erinnere daran, daß durch die Einwanderung alljährlich enorme Summen an baarem Geld den Vereinigten Staaten zugeführt werden; daran, daß man in Amerika bis zum Jahre 1859 das Petroleum noch gar nicht kannte, während man anno 1861 schon 3 Millionen Gallonen gewann, von denen 1,500,000 Gallonen ausgeführt wurden. 3 Jahre später belief sich die Zahl der Gallonen schon auf 32 Millionen, von denen die Hälfte exportirt wurde, und die einen Werth von 21 Millionen repräsentirten. (Eine Gallon sind etwas zu 3 badischen Maß oder fast 4 preußische Maß.)

Wenn man die Staatsschulden der Union auf die einzelnen Köpfe repartirt, so entfallen auf einen jeden 72 Dollars, während in England 130, und in Holland sogar 157 Dollars auf den Kopf treffen.

Uebrigens ist die Steuer= und Schuldenlast der Vereinigten Staaten progressiv sehr schnell gestiegen. Die Seelenzahl steigerte sich in den lezten 80 Jahren jährlich um 30 %, so daß sich eine progressive Totalsteigerung von 868 % ergibt. Die Schuldenlast aber steigerte sich in der gleichen Periode um 8618 %. Anno 1791 traf es auf jeden Kopf etwa 1 Dollar der Staatsausgaben, anno 1869 aber 10 Dollars. Amerika hat übrigens gegenwärtig mit extraordinär widrigen Verhältnissen zu kämpfen, da ihm der lezte Krieg eine ungeheuere Schuld aufgeladen. Nach Tilgung derselben wird der Amerikaner nicht höher besteuert erscheinen als der Deutsche, auf den es in Preußen 4 Thaler trifft. In Frankreich dagegen trifft es auf einen Kopf 11 1/3 Thaler und in England 14 1/3 Thaler.

Der schreckliche, verheerende und blutige Krieg von

1861—1865 hat sowohl der Union als solcher, als auch den Privaten enorme Verluste gebracht. Nicht nur daß alle Geschäfte stillstanden und viele Tausende ruinirt wurden, daß der Handel stockte und das Vertrauen fehlte, daß viele Städte und Dörfer verbrannt oder geplündert wurden, daß weite Länderstriche verwüstet und Tausende von Baumwollenballen vernichtet wurden, daß das Heer Millionen verschlang und fast ebensoviel die Legionen von Speculanten, Lieferanten, Zahlmeistern und Schwindlern aller Art, daß viele Familien ihrer Väter und Söhne beraubt wurden, sondern ein Gesez verfügte überdieß, daß das im Werth tiefgesunkene Papiergeld für voll angenommen werden mußte, wodurch nicht nur Diejenigen ungeheuere Verluste erlitten, die ehedem den Banken Gold übergeben hatten und nun in größter Noth dafür fast entwerthetes Papier an Goldes Statt annehmen mußten, sondern die Union war genöthigt, zu wahren Spottpreisen Anlehen zu machen. Die 6% Staatsobligationen des Anlehens von 1861 und 1862 zu 500 Dollars sanken auf 40%, ja vorübergehend selbst auf 38%, und doch mußten die 6% Zinsen in Gold bezahlt werden, d. h. von 100 Dollars mußten 75% Zins bezahlt werden!

Als der Congreß das angeführte Gesez erlassen hatte, benuzten alle Gauner und Speculanten diese sehr günstige Gelegenheit, um sich ihre Schulden um den halben Preis vom Hals zu schaffen. Die Gläubiger wurden dadurch um ungeheuere Summen geprellt, mußten aber zu diesen Verlusten und dem Aerger noch gute Miene machen, weil das Gesez einen Jeden mit schwerer Strafe bedrohte, der sich weigern sollte, Papiergeld im Nominalwerthe anzunehmen.

Die Sonderbunds-Staaten des Südens schufen während des Krieges Papiergeld im Betrage von 1,000,000,000 Dollars, die nach dem für sie verlorenen Krieg völlig werthlos wurden!!

Die nördlichen Staaten contrahirten damals eine Schuld, die am 1. September 1865 sich auf 2757 Millionen Dollars belief, jetzt aber Aug. 1870 auf circa 2500 Mill. herabgemindert ist.

Die in Gold verzinsliche Schuld beträgt: 1,108,662,641 Dollars, und betragen die Interessen, die daraus zu bezahlen sind: 64,521,837 Dollars.

Die in gesezlichem Geld zu verzinsende Schuld beträgt: 1,289,155,540 Dollars, und die Zinsen davon: 74,740,530 Dollars. Die nicht mehr verzinsliche Schuld beträgt: 1,327,120 Dollars, und die unverzinsliche: 357,906,969 Dollars. Die Interessen, die theils in Gold, theils in Noten zu bezahlen sind, betragen: 139,626,828 Dollars.

Die circulirenden „Legal-Tender-" Noten sind 1. Ein- und zweijährige 5% Noten im Betrag von 39,954,230 Dollars. 2. Vereinigte Staaten-Noten, ältere Ausgabe: 472,601 Dollars. 3. Neue Ausgabe: 432,687,966 Dollars. 4. „Compound-Interest-" Noten, laut Gesez vom 3. März 1863, im Betrage von 15,000,000 Dollars. 5. ditto, laut Gesez vom 30. Juni 1864, im Betrage von 19,712,470 Dollars. 6. Das circulirende Kleingeld in Papier beträgt: 25,750,000 Dollars. Das unverzinsliche, mit Zwangscours versehene Papiergeld beträgt: 423,512,920 Dollars.

Selbstverständlich mußten die einzelnen Staaten während des Kriegs ebenfalls Schulden contrahiren, die aber, hier anzuführen, zu weit führen würde.

Es gibt in den Vereinigten Staaten eine Menge Banken, die jedoch in Folge des Gesezes „The national Currency Act," hinreichende Sicherheit gewähren. Nach diesem Geseze müssen diejenigen Gesellschaften, die eine Bank gründen wollen, in Städten unter 10,000 Einwohnern 50,000, und in Städten mit mehr als 10,000 Einwohnern 100,000 Dollars Grundkapital besizen. Von diesen 50,000, resp. 100,000 Dollars

müssen sie wenigstens ein Drittheil in verzinslichen Vereinigten-Staaten-Papieren an den Unions-Schazmeister einliefern, wofür sie 90 Procent in Vereinigten-Staaten-Papiergeld erhalten. Dadurch sind eines Theils die Banken mit der Staatsschuld solidarisch verbunden, und andern Theils ist das Publicum vor Verlusten gesichert. Anno 1863 gab es 1466 Banken mit einem

Grundkapital	von	405,045,829	Dollars.
Noten-Circulation	„	238,677,218	„
Depositen	„	393,686,226	„
Anleihen	„	648,601,863	„
Staatspapieren	„	180,508,260	„
Baarvorrath	„	101,227,369	„

Während meiner Reise in den Vereinigten Staaten bekam ich nie Gold oder Silber in die Hände, blos 1, 2 und 5 Centsstücke coursirten in Metall, von da an war Alles Papier. Als ich einst in einem Beersaloon New-York's ein Zehndollarstück in Gold wechseln lassen wollte, kannte der Wirth weder das Goldstück, noch wußte er, wie viel er mir in Papier aufzuzahlen hatte. Der Papierdollar stund damals blos auf 70 statt 100 Cents, weßwegen er mir auf jeden Papierdollar 30 Cents Agio bezahlen mußte. Und als ich ein zweites Zehndollarstück in Gold einige Zeit auf dem Tische liegen ließ, versammelten sich alle Gäste um mich und betrachteten das Goldstück; der Wirth sagte mir aber im Vertrauen in's Ohr: „Well, Master, stecken Sie das Goldstück ein; denn es hat hier viele Rowdies, die an dem Goldstück Gefallen finden und es hinwegpracticiren könnten.“

Troz der strengen Geseze gegen die Geldfälschung gibt es in den Vereinigten Staaten sehr viel falsches Papiergeld, das man ohne Anstand annimmt und wieder ausgibt. Es ist zwar schwer verboten, Papiergeld, das man als falsch erkannt hat,

wieder auszugeben, allein dasselbe findet sich in so großen Massen vor, daß das Gesez nicht durchführbar ist.

Das amerikanische Papiergeld ist äußerst zart und dennoch sehr haltbar, es ist weicher Seide sehr ähnlich. Der Amerikaner traktirt das kleine Papiergeld ganz barbarisch: Er nudelt dasselbe zwischen den Händen zusammen und schiebt es dann in die Westentasche.

Eine besondere County-Steuer gibt es nicht. Der Registrator und der Clerk, die von den Bürgern des Countys gewählt werden, beziehen blos Sporteln für das Registriren von Käufen und Verkäufen, sowie von solchen Akten, die registrirt werden müssen.

Die Gemeindesteuer wird vom Grundeigenthum und vom Gewerbe erhoben. Die Grundsteuer ist ziemlich hoch.

Im Staat New-York sagte mir ein Bauer, der 60 acres Feld besizt, daß er für jeden acre einen Dollar Grundsteuer zu bezahlen habe. Redacteur K. in Baltimore besizt ein kleines Haus, das zu 6000 Dollars geschäzt ist, von dem er 90 Dollars Steuer bezahlen muß. Bei einigen Geschäften muß der Geschäftsmann jeden Monat eidlich angeben, wie hoch der Verbrauch oder Verkauf sich monatlich belauft, auf welche Angabe dann die Abschäzung und Besteuerung basirt wird; bei andern Geschäften findet diese Abschäzung jährlich statt, und zwar nach dem Gutachten der Taxatoren. Ein Schuster, Schneider 2c. hat erst dann Gewerbesteuer zu bezahlen, wenn er jährlich 600 Dollars freies Geld erübriget. Alle Taxationen müssen von dem Gouverneur des betreffenden Staates bestätiget werden. Sonderbar, daß in den Vereinigten Staaten die Kapitalsteuer noch nicht eingeführt ist! Gibt es doch dort ungeheuere Geldprozen, die eine solche am Allerleichtesten ertragen könnten, und sind diese Geldkönige offenbar denjenigen gegenüber sehr begünstigt, die Grund- und Gewerbesteuer bezahlen müssen. Die Steuern

werden in dieser Weise erhoben: der Steuereinzieher läßt öffentlich verkünden: An diesem und diesem Tage sind die Steuern zu entrichten. Werden dieselben nicht auf den bestimmten Tag entrichtet, so wird nach Verlauf von 20 Tagen ein Procent der Taxe mehr gerechnet. Dieser Zuschlag erfolgt bis derselbe 6 % erreicht hat. Wird auch jetzt die Steuer nicht bezahlt, so wird innerhalb einer peremtorischen Frist nicht etwa Hausrath verkauft, sondern das Haus oder das Feld oder das Geschäft mit Beschlag belegt und in kurzer Zeit unter den Hammer gebracht, wenn der Steuerbetrag noch so gering ist. Das lehrt übrigens zahlen, bevor es zum Zwangsverfahren kommt.

---

5. Schulwesen.

Schwerlich bringt ein Land so große Opfer für den Schulunterricht wie Amerika, schwerlich findet in einem Land so große Verschiedenheit bezüglich der Schulen statt wie in Amerika, und schwerlich findet in einem Land ein so heißer Kampf zwischen Unglauben und Glauben um den Besiz der Schulen statt, wie in Amerika.

In den s. g. Neu-Englandstaaten (in den östlichen Staaten der Union) ist die Sorge für den Schulunterricht den einzelnen Staaten überlassen. Es bestehen dort vielfältig bedeutende Schulstiftungen, und da, wo diese fehlen, wird eine Schultaxe zur Errichtung und für den Fortbestand der Schulen erhoben.

In den westlichen Staaten hat der Congreß zum Besten der Schule ein Stück Land reservirt (die 36. Section einer jeden Ortschaft). Mehrere Ortschaften zusammen sind verpflichtet, eine höhere Schule, ein College, eine Akademie oder Universität zu gründen. In den Staaten Ohio, Indiana, Illinois, Missouri, Mississippi, Alabama, Louisiana, Arkansas, Michigan und Florida sind 7,952,538 acres für Volksschulen, und 508,000 acres für höhere Schulen reservirt. Der jezige Werth dieses Grund und Bodens beträgt für die Volksschulen nach dem Durchschnittspreis 80,000,000 Dollars, und für die höheren Schulen 16,000,000 Dollars. Gewiß eine schöne Bewidmung!

In den älteren Staaten, wo bereits alles Land im Privatbesiz sich befindet, werden die Kosten des Schulunterrichtes durch die Schultaxen aufgebracht. Jeder Bürger, gleichviel, ob er

Kinder oder keine hat, muß die Schultaxe bezahlen. In diesen Staaten bestehen auch Freischulen, in welchen die Kinder der Armen unentgeldlich Unterricht erhalten. Die Kosten desselben haben die vermöglichen Bürger zu bestreiten, gleichviel, ob sie ledig oder verehelicht sind. Es gibt in Amerika 6 Classen von Schulen.

1. Confessions- oder Pfarrschulen, von den Angehörigen der betreffenden Kirche gegründet und unterhalten. Mancher wirklich liberale und tolerante Staat leistet zu diesen Schulen einen Betrag aus öffentlichen Mitteln, in specie aus dem Erträgniß der Schultaxen, was ohnehin nicht mehr als billig und recht ist. So hat die Regierung des Staats New-York anno 1870 für folgende Schulen und milde Fonds die Summe von 528,742 Dollars und 41 Cents ausgeworfen.

1.	Für die röm.-kathol. Schulen u. milden Stiftungen	412,062. 29
2.	„ „ Episkopalen	29,335. 9
3.	„ „ deutsch-reformirten	12,630. 76
4.	„ „ Presbyterianer	8,363. 44
5.	„ „ Baptisten	2,760. 34
6.	„ „ Methodisten	3,073. 63
7.	„ „ deutsch-evangelischen	2,027. 24
8.	„ „ jüdischen	14,404. 49
9.	„ verschiedene andere Privatschulen	44,085. 13

Der Stadtrath von San Francisco hat aus dem städt'schen Schulfond 15,000 Dollars für die katholischen Pfarrschulen verwilliget, ebenso die Staatslegislatur von Californien. Die Confessions- oder Pfarrschulen unterstehen weder der Staatsaufsicht, noch der Staatsleitung, sondern sind gänzlich frei und selbstständig. Bei nicht incorporirten Kirchen stehen dieselben lediglich unter dem Pfarrer, bei corporirten aber unter diesem und in der Regel noch unter den Trustees (Trostis, d. h. Kirchen- oder Stiftungsvorstand oder Kirchenältesten). In

diesen Confessions= oder Pfarrschulen ertheilen Lehrer oder Lehrerinen der betreffenden Confession oder Ordenspersonen, die sich dem Lehrfache gewidmet haben, Unterricht.

2. Privatschulen, deren es eine Menge und für alle mögliche Zwecke, für jung und alt, für männlich und weiblich gibt. Auch diese stehen nicht unter Staatsaufsicht und nicht unter Staatsleitung.

3. Staats= oder Publikschulen, sie bestehen durch staatliches Gebot oder Gesez, und muß jede township eine solche Schule haben. Sie ist, wie ich weiter oben erwähnt habe, bewidmet mit Congreßland oder freiwilligen Schenkungen an Grund, Boden oder Geld, oder muß ganz oder theilweis ihre Bedürfnisse vermittelst der Schultaxe bestreiten. Alle diese Schulen stehen zunächst unter Schultrustees, welche vom Schuldistricte, in Städten vom Warddistrict, im November jeden Jahres gewählt werden. Die Trustees stellen den Lehrer an und sezen ihn auch ab, wenn er ihnen nicht mehr convenirt. Das Lehrpersonal besteht aus Männern oder Weibern, Ledigen oder Verehelichten. Lehrerinen unterrichten gewöhnlich in den untern Classen, oder alle Mädchen (school girls), die Lehrer dagegen in den oberen Classen, oder alle Knaben (school boys). In manchen amerikanischen Städten hat man eine ganz besondere Vorliebe für Schulmeisterinen, z. B. in St. Louis. Dort befindet sich der öffentliche Schulunterricht fast ausschließlich in der Hand von Ladies, so daß derselbe dort als ein Frauen=Privilegium oder als Frauen=Domäne erscheint. An den 38 öffentlichen Stadtschulen wirken blos 38 Lehrer, dagegen 324 Lehrerinen. Der Director der Normalschule (in Amerika das Lehrerseminar) ist eine Dame. Der Gehalt für Lehrer oder Lehrerinen variirt zwischen 600 und 1500 Dollars.

Die Trustees stehen unter einem Superintendenten, und dieser steht unter dem Stadtrath oder Townrath, der die Gelder

für die Unterhaltung der Schulanstalt oder Anstalten bewilligt.

Der Superintendent und die Trustees bestimmen die Schulbücher, den Lehrplan, die Schulzeit und die Ferien. Sie überwachen den Unterricht, sie hauchen der Schule, d. h. den Kindern ihren Geist ein und prägen ihnen ihre Ansichten, Gesinnungen und Meinungen auf. Je nach ihrem religiösen, politischen und socialen Standpunkte stellen sie Lehrer und Lehrerinen an, die sich in gänzlicher Abhängigkeit von ihnen befinden, ganz nach ihrer Geige tanzen und nach ihren Befehlen und Wünschen die Kinder dressiren und modeln müssen.

Weder die Superintendenten, noch die Trustees beziehen einen Gehalt.

Jede Town und County hat ihre Schulhäuser zu bauen.

4. Normalschulen, oder Schullehrer-Seminarien, deren es aber verhältnißmäßig nur sehr wenige hat (anno 1865 blos 15). Ihre Zahl ist darum so gering, weil viele Lehrer in Amerika einwandern, weil jeder einigermaßen gebildete Mensch das Examen als Lehrer ablegen kann, und weil in Amerika am Häufigsten die „self-made-men“ vorkommen, d. h. Jene, die sich ohne Schule und Lehrer selbst durch Privatstudium herangebildet haben.

Bisher besaßen die Katholiken in den Vereinigten Staaten kein eigenes Schullehrer-Seminar. In jüngster Zeit, am 12. Juni 1870 (Dreifaltigkeitssonntag) wurde der Grundstein zu dem ersten Lehrer-Seminar bei Milwaukee, am Michigan-See, in nächster Nähe des dort schon bestehenden Priesterseminar's (Salesianum) gelegt. Joseph Salzmann, Dr. theol. und Rector des genannten Clericalseminars bei Milwaukee, hat sich große Verdienste um die endliche Ausführung dieses hochwichtigen Werkes, das eine Lebensfrage des Katholicismus in den Vereinigten Staaten ist, erworben. Dieser geistreiche

und für Gottes Ehre und das Heil der Menschen hoch begeisterte Mann, ein geborener Oesterreicher — aus Münzbach, Bisthum Linz, — hielt Reden, schrieb, bettelte und scheute weder Mühe noch Opfer, um dieses unumgänglich nothwendige Institut in's Leben zu rufen. Unmittelbar vor Abhaltung der XV. General-Versammlung des deutschen-römisch-katholischen Central-Vereins pro 1870 schrieb er, betreffs dieses Instituts, folgenden offenen Brief an die Mitglieder des genannten Vereines:

„Männer, Brüder!

Pfingsten nahet, und die lieben Franziscaner Patres von Louisville laden mich heute so freundlich zur Festpredigt ein, nicht für ihre Gemeinde St. Boniface, sondern für den erkorenen Ausschuß der 150 Vereine, als Repräsentanten von fast 30,000 Familienvätern des ganzen, großen Landes, die sich versammeln wollen zur frommen Berathung der Mittel und Wege für Bewahrung des katholischen Familienlebens, angesichts des Abfalles der Söhne zur Rechten, der Töchter zur Linken. Denn, wahrhaftig, was soll, was kann aus unserer Jugend werden ohne tüchtig gebildete, religiös begeisterte Lehrkräfte!

Nun habe ich auf Euere feierliche Erklärung und auf Euer Manneswort hin das schöne Werk, das erste katholische Lehrer-Seminar Amerika's gewagt und begonnen und taufte diesen Benjamin nach Euerem Patron: „Seminar zur heiligen Familie."

Die Fundamente sind gegraben, Hammersteine liegen bereit, noch vor Pfingsten soll die bischöfliche Solennität der Grundsteinlegung gefeiert werden, und am ersten Sonntag Octobers 1870 soll das Institut eröffnet werden. Nach obigem Ausweis sind bereits 6013 Dollars und 39 Cents eingegangen, es fehlen also nur noch 44,000 Dollars — wahrhaftig keine Riesensumme für 30,000 wackere Männer, meist Väter, denen der Glauben der eigenen Kinder höher steht als deren Brod,

ja, welche noch obend'rein ihr deutsches Ehrenwort dafür verpfändet haben.

Bereits haben 33 Vereinszweige durch Einsendung ihrer Beiträge mich zum Danke verpflichtet, und ich hoffe allen Ernstes, daß die noch restirenden 127 Vereine ihre Ehrenopfer nach Louisville mitbringen werden. Bereits arbeiten 24 Schreiner und Maurer (darunter nur 1 Freimaurer, d. h. ein Mann der gratis, für Gottes Lohn arbeitet) am Gebäude, und alle vertröste ich auf meinen reichen Pathen in Louisville.

Ich vertraue festen Muthes, die wirklich herrliche Lithographie des Seminars, nebst Umgebung, jedem Vereine zur dankbaren Erinnerung präsentiren zu dürfen als Schmuck seines Vereinslokals; auch hoffe ich, den guten Pathen nicht zu beleidigen, wenn ich, gegen Einsendung von 10 Dollars, das Zimmer eines jeden Freundes der Jugend und der ächten Bildung mit jenem Panorama ziere und dadurch als die Wohnung eines Mannes kennzeichne, dem die religiöse Erziehung und Bildung der allseits gefährdeten Jugend des Landes höher steht als Fanfaren und Aeußerlichkeit.

Mehr und Näheres am Pfingstfest! Dort auf freudiges Wiedersehen im Namen Eueres herzlich bittenden und schmerzen- und hoffnungsreichen Benjamin." Joseph Salzmann.

Und das große, verdienstliche Unternehmen wird und muß gelingen und wird unberechenbar großen Segen über alle Staaten Nordamerika's verbreiten.

5. Fachschulen. Dahin zählen die theologischen Seminarien der verschiedenen Confessionen, die medicinischen Schulen und die Rechtsschulen.

6. Endlich die Colleges, die den verschiedensten Zwecken dienen. Manche derselben sind das Nämliche, was wir in Deutschland Universität heißen, manche sind polytechnische, manche philosophische, manche höhere Realschulen und manche

Ackerbauschulen. Viele derselben haben einen exclusiv confessionellen Charakter, gerade so, wie es auch in Deutschland protestantische und katholische Gymnasien, Lyceen und Universitäten gibt, an welchen statutarisch entweder blos protestantische oder blos katholische Professoren dociren dürfen. Freilich ist man bei diesem exclusiven Confessionalismus in Amerika so weit gegangen, daß nicht nur die Professoren, sondern auch die Schüler einer bestimmten Confession angehören müssen, um in das College aufgenommen werden zu können oder dasselbe besuchen zu dürfen. Es gibt auch Colleges (diese aber sind Ausnahmen) wo jede positive Religion strengstens ausgeschlossen ist. So stiftete ein Franzose Namens Girard, in Philadelphia 3,000,000 Dollars zur Errichtung einer Bildungsanstalt, die nie ein Geistlicher betreten sollte, und wo kein bestimmtes Religions-Bekenntniß geduldet wird!

Gar manche enthusiastische Verehrer der Wissenschaft, namentlich Deutsche, faseln von der Unverträglichkeit einer bestimmten Confession mit Gelehrtheit, wissenschaftlicher Bildung, Entdeckungen und Erfindungen. Sie erklären jede positive Religion, Kirche und kindlichen Glauben als eine unübersteigliche Schranke, als Hemmschuh und Löschhörnchen alles geistigen Forschens, Ringens und Strebens. Welch dumme, an Blödsinn grenzende Ansicht! Haben denn kindlicher Glauben und Frömmigkeit den Columbus gehindert, Amerika zu entdecken? War denn nicht der gläubige Newton der größte Mathematiker und Astronom? Und welcher Botaniker übertrifft Linnée, den orthodoxen Linnée an Genialität, Tiefe und Gründlichkeit des Wissens auf dem Gebiete der Naturwissenschaft? Man ersieht aus der angeführten perplexen Behauptung ein Doppeltes, 1. wie blind, wie stockblind der Religionshaß die Menschen macht, und 2. wie das geistlose Nachbeten zum wahren Modeartikel unter den s. g. Gelehrten, besonders unter den Deutschen geworden.

Ich traf obige hirn- und sinnlose Behauptung auch in Gustav Struve's „Wegweiser für Auswanderer," wo er Seite 66 sagt: „Es läßt sich denken, daß diejenigen Collegien, welche einer der bezeichneten Confessionen angehören, sich unmöglich **auch nur annäherungsweise** auf einen wissenschaftlichen Standpunkt emporschwingen können, da Dieses ihr confessioneller Charakter durchaus unmöglich macht." Es ist nicht leicht möglich, eine größere bêtise in solch arroganter Form, und ohne jeden Versuch eines Beweises auszusprechen. Das heißt doch wahrlich: alle gläubigen Christen als Ignoranten, Idioten und Dummköpfe erklären, ihnen alle Wißbegierde, alle Logik, alle Capacität und Brauchbarkeit für irgend ein Geschäft oder Amt, das nicht blos die Fäuste, sondern auch das Denkvermögen in Anspruch nimmt, rundweg absprechen. Aber so ist's: im Freimaurer-Katechismus steht dieser durch und durch erlogene Glaubenssaz, und jeder der Anspruch macht auf die Ehre und den Ruhm, ein freisinniger, aufgeklärter Mann des Zeitgeistes und Fortschrittes zu sein, muß denselben annehmen und weiter verbreiten. Solche Glaubenssäze sind nicht im Entferntesten zu beweisen und mit Gründen und Beispielen zu belegen — bewahre — sie sind **selbstverständlich!** Und wer sie nicht steif und fest glaubt, der ist eben ein Dummkopf, was dann ebenso selbstverständlich ist und keines Beweises bedarf. Und, leider Gottes, gar Viele lassen sich durch solche Phrasen und Schlagwörter, Tiraden und Machtsprüche schrecken und schwazen gedankenlos nach, was die redmen ihnen vorkauen; denn das schrecklichste der Schrecken, Das ist nicht mehr, wie Schiller einst geglaubt, der Mensch in seinem Wahn, sondern: ein gläubiger Christ, das heißt: ein Dummkopf sein! So viel muß man übrigens sagen, daß der Alles siegreich zu Boden schmetternde Grund des „selbstverständlich" sehr bequem ist und manchmal

die größten Schwierigkeiten überwinden hilft. Der originelle Falstaff, dieser hoch tragikomische Halbnarr, pflegte gewöhnlich, wenn ihm der Verstand stille stand, und die Gründe ausgingen, sich ebenfalls dieses Generalbeweises zu bedienen; er sagte in solchen Fällen jederzeit: „Das ist selbstverständlich," womit jeder Einwurf und alle Bedenken gründlichst widerlegt waren. In lezter Zeit ist mir, anläßlich eines Streites zwischen Staat und Kirche über den Charakter gewisser Stiftungen, dieses Wort öfters unter die Augen gekommen, und ist mir dabei stets der famose Falstaff eingefallen. Es ist nämlich in dem erwähnten Streit ein vergebliches Bemühen der modernen Annexander, nachzuweisen, daß die kirchlichen Stiftungen weltliche seien, und darum hat man, um diese Danaidenarbeit fertig zu bringen, zu dem Falstaff'schen Generalbeweis des „selbstverständlich" seine Zuflucht genommen und zur Verstärkung desselben sogleich die schwere, eiserne Hand auf die Gelder gelegt. Doch zurück nach Amerika!

Wenn sich ein gründliches Studium, eine hohe Gelehrtheit und ein gediegenes, umfassendes Wissen nicht mit religiösgläubiger, kirchlicher Gesinnung vereinigen lassen, dann dürften die Amerikaner recht wohl ein hübsches Maß dieses verpönten Artikels besizen; denn wirkliche Gelehrtheit, monströses Wissen, allseitige Beschlagenheit sind eine ungeheuere Rarität in Amerika. Das Studium wird dort betrieben wegen des allmächtigen Dollars. Das „to make money" beherrscht dort die Katheder und die Bänke. Das Studiren wird mit Dampf betrieben und die Candidaten aller Fächer auf der Schnellbleiche zugerichtet. Sehr oft absolvirt der Amerikaner, ohne die nöthigen Vorstudien gemacht zu haben, in Einem Curse, der 4 Monate beträgt (November, December, Januar und Februar), Medicin oder Jurisprudenz und tritt dann hinaus in's Leben, um zu practiciren! Glücklich, wer ihm nicht in die Hände fällt!

Der Amerikaner verachtet all den rein gelehrten Apparat, die Citate, Controversen, Varianten, Glossen und Hypothesen. Er plagt sich nicht mit dem Quellenstudium, nicht mit der historischen Entwicklung des betreffenden Brodfaches, nicht mit den verschiedenen Systemen und Schulen, die in ihm aufgetreten, herum, sondern bei ihm heißt es: „Hic Rhodus, hic salta," d. h. welches ist der gegenwärtige Stand dieser oder jener Wissenschaft, was hat sich bewährt, wie greift man Das und Jenes an, und wie hilft man sich in diesem Fall? Der nächste, nähere, entfernte, entferntere und entfernteste, das heißt: der einzige Zweck seines Studiums ist das Brod, und darum gibt es in Amerika kein Studium blos zur Ausbildung, das sich Selbstzweck wäre, sondern alles Studium ist Brodstudium und Brodfach. In Europa, speciell in Deutschland, wo der Knabe schon vom 10. Jahre an dem Studium sich widmet und während 13 bis 14 Jahren die sorgfältigste wissenschaftliche Bildung erhält, ist die Wissenschaft nicht dermaßen erniedrigt, daß sie nur als dienende Magd, als Lieferantin des Magens betrachtet wird, daß man von ihrem üppigen Baume blos die Früchte pflückt und dieselben sogleich, am Stamme sizend, verzehrt, während man ihren prachtvollen Bau, das Laubwerk und ihre Blüthen nicht einmal eines Blickes würdigt. Amerika und Deutschland sind, was die Wissenschaft anbelangt, Gegensäze und gegensäzliche Extreme. Dort: ungeheuere Nüchternheit, compendiöses Abhandeln der practischen Resultate der Wissenschaft und schnelles Losgehen auf's Ziel; hier dagegen: jahrelange Formenreiterei, Ueberladung des Gedächtnisses mit einem Wuste von Zahlen und Namen, die, scheint's, blos gelernt werden, um wieder vergessen werden zu können, unfruchtbare Silbenstecherei, Polemik über Polemik, Einleitungen in die Einleitung, breitgeschlagene Deductionen, Tausende von Casus, weitschweifige Excursus und so viel Verwandtes, Nichtver-

wandtes und an den Haaren Herbeigezogenes, daß man vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht. Ich selbst hatte einen Professor, der uns ein sehr wichtiges Fach der Theologie zu lehren hatte. Nun fing der grundgelehrte Herr sogleich nach Allerheiligen das Fach mit einer Einleitung in die Einleitung an, mit welch lezter er denn auf Ostern glücklich zu Ende war. Nun sollte die Hauptsache in der kurzen Zeit von Ostern bis Ende August abgehandelt werden — ein ungeheueres Feld, ein endloses Thema! Und darum gab's nun eine Treibjagd sonder Gleichen, die später nur noch Zeit fand, uns die Ueberschrift der Capitel anzugeben, die noch hätten abgehandelt werden sollen. Welche Methode! Der Deutsche nimmt Alles zu gründlich, zu eingehend, zu ausführlich, zu scrupulös. Er ist ein Bohrer artesischer Brunnen, während dicht neben ihm klare, frische Quellen sprudeln; der Amerikaner aber ist ähnlich einem Schacherjuden, der nur darum und nur so viel anatomische Kenntnisse sich erwirbt, als er zum Roß- und Kuhhandel nöthig hat, der sich nur insofern um die Malerschulen interessirt, als er sie zum Schacher mit Oelgemälden kennen muß. Damit will ich aber nicht beabreden, daß es einzelne tüchtige Professoren und Gelehrte in den Vereinigten Staaten gibt. Die Union besizt eine der berühmtesten Universitäten, das 1638 gegründete Harvard College. Es werden besonders für Bibliotheken und naturhistorische, anatomische, physiologische 2c. Sammlungen bedeutende Summen ausgegeben, ja, selbst dem weiblichen Geschlechte ist allenthalben Gelegenheit geboten, sich wissenschaftlich auszubilden, und gibt es dort nicht wenige Aerzte und Advokaten in Reifröcken. Es gibt dort gar viele Mädchen und Frauen, die über Astronomie, Geologie, Chemie u. drgl. zu schwadroniren wissen, aber weder wissen, wie viel Salz an die Suppe gehört, noch wie viel Ellen Tuch zu einem Betttuche erforderlich sind.

Ueberhaupt wird mit dem Namen: „College und Akademie" ein schmählicher Mißbrauch getrieben, und ist gar Vieles eitel Humbug, was mit jenem breitspurigen Namen durch Gesellschaften und Blätter seinen Weg nimmt. So gibt es, um nur Ein Beispiel hievon anzuführen, in New-York in der 32. Straße eine Akademie für Fingernägelcultur!!

Ein schreiender Mißstand besteht darin, daß die meisten öffentlichen Schulen dem crassesten Unglauben, dem modernen Heidenthum und dem Materialismus verfallen sind; daß sie das Christenthum befehden und ihren Schülern einen glühenden Haß gegen jede positive Religion, namentlich gegen den Katholicismus, einpflanzen. Fast alle Public- oder Staatsschulen und ebenso die Freischulen ziehen wissentlich und absichtlich ein glaubensloses, gewissenloses, frivoles, genußsüchtiges Geschlecht heran. Von erziehender, sittigender Thätigkeit ist dort gar nicht die Rede. Neben der Beibringung von Lesen, Schreiben, Rechnen und einigen Realien, wird im Kindesherzen jede Spur des Glaubens und der Gottesfurcht vernichtet. In Amerika herrschen nämlich, wie bei uns, die Majoritäten (ich rede hier vorzugsweise von den großen Städten). Die Majorität erlangen aber die mit den Waffen der Willkür, des Terrorismus und der Bestechung kämpfenden Anhänger der seichtesten Aufklärung, die Religionsbankerotteurs und Kirchenstürmer. Sind diese einmal an's Ruder gelangt, so betrachten und behandeln sie alle Gebiete, über die sie Macht haben oder erlangen können, als ihre Domäne, auf der sie ihren giftigen Saamen ausstreuen und ihre ausschließliche Polizeiforstwirthschaft einführen. Ein sehr willkommenes, ergiebiges Gebiet, ein Gebiet, auf dem sie unumschränkt schalten und walten können, ist die Publicschule; und wahrlich: sie leisten auf demselben, was nur immerhin erzielt werden kann und möglich ist. Eine amerikanische Zeitung, die „Chicago-Tribüne," ist so ehrlich oder wenigstens

so naiv, einzugestehen, „daß die Publicschule das geeignetste Mittel sei, die Jugend zu dekatholisiren," oder besser und gründlich gesagt: zu entchristlichen; denn das ist der abominable Hauptzweck, den jene Institute sich gesezt haben und leider auch erreichen. Und welches sind die Folgen davon? Die vielgerühmte Bildung und Gesittung? Mit Nichten, sondern das Gegentheil! Keine Stadt der Welt hat so viele Schulen wie New-York, und zwar können die Kinder der ärmsten Bewohner New-York's unentgeltlich Unterricht erhalten, und doch gibt es keine Stadt der Welt, wo Unwissenheit und Aberglauben, Gemeinheit und Schlechtigkeit einen so hohen Grad erreicht haben, als in dieser Stadt. Nach der Zählung von 1869 gibt es dort 528 gewerbsmäßige Wahrsager, Kartenschlägerinen, Traumdeuter ꝛc. New-York ist das Eldorado der Tischrücker, Geisterklopfer, Todtenbeschwörer und Zauberer. Ferner gibt's dort 400 Häuser für abortus, welches Wort, mit Rücksicht auf Unmündige, keine Uebersezung zuläßt. Ferner gibt es dort 10,000 gewerbsmäßige Diebe und 3000 gewerbsmäßige andere Verbrecher. Ferner hat New-York bei blos 1 Million Einwohner mehr Polizeidiener als London bei 3 Millionen, und dennoch hat New-York täglich mehr Verbrechen aufzuweisen als London. Ferner: die Bevölkerung der Yankees nimmt erschrecklich schnell ab und droht auszusterben, und zwar in Folge von Genußsucht und Weichlichkeit, von Versündigung im ehelichen Leben und von Kindermord. Yankeefamilien haben eben ein oder zwei Kinder und nie mehr; sterben nun diese, was bei dem frühen Leben und dem Candy-Schlozen en gros von Seite der Ladies sehr oft der Fall ist, so stirbt eben die betreffende Familie aus. In New-York sind über 100 Personen, die sich notorisch mit Kindermord oder, wie man's auch heißt: mit der Engelfabrikation, beschäftigen. Man gibt, sofern man der Mühe und Last, der Sorgen und Kosten der Aufziehung der

Kinder gerne überhoben wäre, dieselben in solche Engelfabriken, solchen Engelmacherinen, und die sorgen, gegen Bezahlung einiger Dollars, schon dafür, daß sie sehr bald aus diesem Jammerthale erlöst werden. Und hier kann kein Gesez und keine Polizei Abhilfe schaffen, sondern nur die Religion, nur der Glauben an einen allwissenden, heiligen und gerechten Gott, der Glauben an ein Jenseits, an die Unsterblichkeit der Seele, an das Gericht Gottes, an Himmel und Hölle. Das Temperament des geborenen Amerikaners ist ohnehin feuerig, ungestüm und wild, weßwegen es nur durch den starken Zügel der Religion und Gottesfurcht gebändigt werden kann. All' die schönen Floskeln und Rodomontaden von Humanität, Menschenwürde und Bildung sind ein elender Popanz, mit dem man nicht einmal einen Hund vom Ofen vertreibt, geschweige denn einen heißblütigen Amerikaner vor dem „non licet" zurückschreckt. Hier ein eclatantes Beispiel als Beleg für obige Behauptung. In Canton, im Staate Massachusetts, haben die Schüler der Publicschule Nro. 5. ihre Lehrerin, Fräulein Etta K. Barstow mit Steinen todt geworfen. Und was veranlaßte diese Strolche zur Verübung solcher brutalen und cannibalischen That? Sie kamen zu spät zur Schule und wurden deßwegen von der Lehrerin nicht in's Schulzimmer gelassen, sondern abgewiesen. Darauf warfen sie die Fenster des Schullocales ein und steinigten die Lehrerin, als sie nach beendetem Schulunterricht zum Mittagessen ging. Das eine Frucht der gottlosen Publicschulen, das ein unwiderlegbarer Beweis, daß an all dem prahlerischen Geschwäz von Bildung und Gesittung ohne Religion kein wahres Wort ist.

In den Neu-Englandstaaten waren ursprünglich alle Schulen confessionell; denn sie wurden von den Kirchengemeinden errichtet und unterhalten und standen lediglich unter Aufsicht und Leitung des Clerus. Und kein unparteiischer Beurtheiler

wird behaupten, daß jene Staaten an Bildung und Gesittung auf einer niederen Stufe stünden. Nach und nach erhielten ihre Schulen aber Unterstüzungen von den Localbehörden der Städte und Counties, in welchen sie sich befanden. Endlich wurden sie durch eine förmliche Schultaxe unterhalten, mit welchem Schritt der Staat die Schulen als zu seinem Gebiet gehörend betrachtete und förmlich als Domäne in Beschlag nahm. Und seitdem ist die Schule dort Staatsdomäne, Exercierplaz aller Geistesrichtungen und Geistesverirrungen, Experimentirmaschine aller Systeme und Methoden und der Werbeplaz für den Kriegsdienst gegen Gott und Kirche. Alle Religion ist dort aus der Schule verbannt, systematisch werden Gotteslängner herangezogen und alles Heilige in den Staub getreten. Und zur Unterhaltung dieser förmlich gottlosen und die Gottlosigkeit verbreitenden Schulen müssen alle Staatsangehörigen beitragen — selbstverständlich auch die gläubigen Katholiken. Im Jahre 1850 betrug die Bevölkerung des Staates Vermont 314,120 Seelen. Alle Staatsausgaben beliefen sich damals auf 122,253 Dollars, die durch die gewöhnlichen Einnahmen gedeckt wurden. Staatsschulden gab es damals in Vermont keine. In dem genannten Jahre gab es dort 2731 Elementarschulen mit 4173 Lehrern, 93,457 Schülern und 176,111 Dollars Einkünften. Es gab ferner 118 Akademieen und Privatschulen mit 257 Lehrern, 6864 Schülern und 49,935 Einkünften. Endlich gab's 5 Colleges mit 30 Professoren, 464 Schülern und 21,558 Einkünften. Folglich wurde in Vermont eine Summe von 247,604 Dollars auf Erziehung verwendet, d. h. mehr als das Doppelte sämmtlicher Staatsausgaben. Der Schulaufwand wurde aber theils mit den Interessen der Schulfonds, theils mit den Schultaxen bestritten.

Die Bevölkerung des Staats Connecticut betrug in dem oben genannten Jahre 370,792 Seelen. Sämmtliche Staats-

ausgaben bezifferten sich auf 118,392 Dollars, die durch die Einnahmen vollständig gedeckt wurden. Es gab damals in Connecticut 1656 Elementarschulen mit 1787 Lehrern, 71,269 Schülern und 31,220 Dollars Einkünften. Ferner: 202 Akademieen und Privatschulen mit 329 Lehrern, 6996 Schülern und 79,003 Dollars Einkünften. Endlich: 4 Colleges, mit 56 Professoren, 738 Schülern und 53,639 Dollars Einkünften. Folglich erforderte der Schulunterricht in Connecticut eine Summe von 163,862 Dollars, und somit weit mehr als die ganze Staatsverwaltung beansprucht. Der Schulfond war damals schon auf 2,049,953 Dollars angewachsen.

Massachusetts zählte zur selben Zeit 994,514 Seelen. Die Staatsausgaben betrugen damals 850,225 Dollars, der Schulunterricht erforderte aber die enorme Summe von 1,424,873 Dollars. Fragen wir nun auch nach den Früchten eines so ausgedehnten, jahrelangen und allseitigen Schulunterrichtes; denn in diesen 3 Staaten sitzt je der 4. bis 5. Theil der Bevölkerung in den Schulbänken. Man sollte meinen, daß in solchen Staaten Nichts als Humanität, die feinste Bildung und die unantastbarste Gesittung herrschten. Doch staunend vernehmen wir das Gegentheil. Ich will übrigens einen ganz unverdächtigen Zeugen hierüber reden lassen, eine protestantische, amerikanische Zeitung, die „American Quarterly Church Review“ vom Juli 1868. Sie sagt: „Kein denkender Mensch kann ohne ernstliche Besorgniß den niederen Grad der Sitten, wie er in den Familien der Neu-Englandstaaten vorherrschend ist, betrachten. Der allgemeine Verfall der Religiosität in demselben, die Mißachtung der heiligen Schrift, die Vernachlässigung des Gebetes, die Saumseligkeit der Eltern, ihre Kinder zum Gehorsam anzuhalten, die Uebertragung der Verantwortlichkeit für die Sitten und Manieren der Kinder von den Eltern auf die Lehrer in den Freischulen, die Rohheit und Anmaßung der Kna-

ben und Mädchen, die herrschende Lügenhaftigkeit unter der Jugend, die Ausgelassenheit und der allzufreie Verkehr, welcher der Jugend beiderlei Geschlechts erlaubt wird, die Ermordung lebender und ungeborener Kinder, die große Zahl der unehelichen Nachkommenschaft sind Grund genug, mit Bestürzung und Besorgniß zu erfüllen. Dazu kommt noch die immer wachsende Zahl der Ehescheidungen, die zu einem riesenhaften Uebel angewachsen und eines der Hauptmerkmale des wirklichen Zustandes unseres socialen Lebens sind."

Damit man aber nicht etwa wähne, diese Klage über die traurigen Früchte der Common-schools, der Communal-Schulen, stünde vereinzelt da, will ich noch einige Aussprüche sachkundiger und unparteiischer Autoritäten aus Amerika anführen. Ein Superintendent Wisconsins klagt in seinem neuesten Jahresbericht, „daß in den Schulen schlechte Sitten und Manieren in erschreckender Masse überhand nehmen, so daß einsichtsvolle Eltern sich fürchten, ihre Kinder in unmittelbare Berührung mit allerlei Rohheit und Gemeinheit und mit ruchlosem Schwören zu bringen." Ein anderer Superintendent klagt hierüber in folgenden Worten: „Aus der religionslosen Erziehung erzeugt sich die Rohheit und Verwilderung. **Oft kommt es vor, daß die Schulkinder den Lehrer oder die Lehrerin angreifen, da dieselben** (die Schulkinder) **nicht selten eine Schußwaffe bei sich tragen.** Da die Auctorität des Lehrers geselich zum Schlagen nicht ausreicht, so werden die Jungen leicht trozig, und es kam schon vor, **daß ein Lehrer unter den Kolbenschlägen erbitterter Schüler im Schulzimmer sein Leben lassen mußte.** In dieser Zuchtlosigkeit werden die Knaben vielfach von ihren gewissenlosen Vätern unterstüzt. So stürzte der Vater eines Knaben, der vom Lehrer eine Strafe erhalten hatte, auf die Kunde davon wüthend in die Schule, faßte den Lehrer bei der Brust, warf ihn über eine Bank und bedrohte ihn auf Leib und

Leben, sofern er nicht Besserung verspräche. Bei der wider solches Benehmen beim Gericht erhobenen Klage zog der Lehrer den Kürzeren, weil der Friedensrichter die Sache vor das höhere Gericht wieß, die hiedurch veranlaßten Kosten aber dem Lehrer unerschwinglich erschienen, nachdem er schon beim Untergericht 20 Dollars Kosten zu bezahlen gehabt hatte." (Auch der gewinnende Theil muß seinen Advocaten bezahlen, was in Amerika keine Kleinigkeit ist.)

Batemann, Staatsschulsuperintendent in Illinois, schildert den trostlosen Zustand in den Publicschulen sehr treffend folgendermaßen: „Das jezige Schulsystem kann nur dann zu einem günstigen Resultate führen, wenn man auch christlichen Religionsunterricht in den Lehrplan aufnimmt. Ohne Religionsunterricht wächst ein wildes Volk auf, das troz mancherlei feinen Manieren und scheinbar großer weltlicher Bildung doch immer nur ein heidnisches Volk ist, das als höchstes Gesez nur den eigenen Willen achtet, und deßwegen zuerst moralisch und dann politisch verderben muß." Und eine amerikanische Schulzeitung von 1867 sagt mit dürren Worten: „Der Zustand der Schulen im Allgemeinen ist ein hoffnungsloser."

Welch ein vernichtendes Urtheil, ausgesprochen von einem Yankee über die gottlose Schulbildung! Man ersieht aus diesem beschämenden, aber wahrheitsgetreuen Bekenntniß, daß Verstandesbildung ohne Veredlung des Herzens, daß Unterricht ohne religiöse Erziehung zur Verwahrlosung und Verwilderung führen. Woher sollte denn ohne Religion Gewissenhaftigkeit, Ehrlichkeit, Treue, Sittlichkeit und Tugendhaftigkeit kommen können! — Und doch geht das Streben aller modernen Staaten dahin, Kirche und Schule zu trennen, dem Clerus allen Einfluß auf die Schulen zu rauben, die Religion aus den Schulen zu verbannen und das Vogt'sche Affenthum in dieselben zu verpflanzen!

Im Canton Thurgau, wo die Katholiken 22,000 und die Protestanten 67,000 Seelen zählen, wurden auf die willkürlichste Weise Mischschulen eingeführt. Die Stiftungen für die Confessionsschulen wurden durch Regierungsbeschluß weggenommen und den Mischschulen zugewiesen, und als die Katholiken auf eigene Kosten Confessionsschulen gründen wollten, hat man ihnen nicht einmal Das gestattet, sondern Strengstens untersagt!

In Bern hat der große Rath ein Gesez angenommen, welches die Lehrschwestern aus der Schule vertreibt. Der ganze katholische Theil dieses Cantons (Jura) stellte bisher Lehrschwestern für die Mädchenschulen an. Die Mädchen erhielten daher mit dem Unterricht auch eine religiös-sittliche Erziehung. Allein gerade Das gereichte den Freimaurern und Großrathsherren zum Aergerniß, und darum verboten sie allen Ordensmitgliedern, Unterricht in der Schule zu ertheilen. Heißt Das nicht, Barbarei an der Familie, besonders an den Eltern, üben! Heißt Das nicht, der Staat nimmt Schule und Kinder als Domäne in Beschlag und läßt nach seinem Gutdünken, selbst gegen den Willen der Eltern, die Kinder im Unglauben unterrichten und erziehen! Heißt Das nicht, die Eltern eines unveräußerlichen Rechtes berauben, sie in Uebung einer heiligen Pflicht hindern und in ihrer tiefsten Ueberzeugung kränken! Gehören denn die Kinder nicht den Eltern; sollen sie durch dieselben dem eisernen Moloch des Staates geopfert werden! Die Katholiken protestirten feierlich gegen solch unerhörten Eingriff in die Gewissensfreiheit. Der Bischof von Solothurn stellte sich mannhaft an ihre Spize. Es ging eine Petition an den Großen Rath ab, in welcher gebeten war, die Schulschwestern möchten für den Unterricht der Mädchen in den katholischen Schulen beibehalten werden. Diese Petition war mit 9000 Unterschriften, selbst von Protestanten und Juden, die von der vorzüglichen Lehr- und Erziehungstüchtigkeit der Schwestern sich überzeugt hatten, bedeckt.

Dr. Manuel, ein Protestant, wieß die Brauchbarkeit und die Verdienste der Lehrschwestern um die Schule schlagend nach — doch Alles umsonst! Die Feinde des Katholicismus legten bei den Verhandlungen die crasseste Ignoranz in allen katholischen Dingen und auf dem Felde der Erziehung an den Tag und warfen blos mit banalen und brutalen Schlagwörtern um sich. Als aber die Vertheidiger der Lehrschwestern sprachen, verließen sie höhnisch den Saal! Bei der Abstimmung hatte der Regierungsantrag auf Ausschluß der Ordensmitglieder vom Unterricht in der Schule eine Majorität von 50 Stimmen für sich, und damit blieben die Schwestern aus den Schulen verbannt, und war die Regierungs- und Freimaurer-Schablone in denselben als Regulativ eingeführt. Glück auf! Es wird auch dort dieselben Früchte tragen wie in den Neu-Englandstaaten. Mit solcher Frivolität, mit solcher Knutenlegalität behandelt man in einem s. g. Freistaat Fragen vom höchsten Interesse, religiöse Fragen, bei denen Religion, Kirche und Familie betheiligt sind!

Bei der General-Versammlung der französischen Freimaurer, anno 1870, wurde der Beschluß gefaßt, einmüthig und energisch für Einführung des Schulzwanges, unentgeltlichen Unterricht und Entfernung aller Orden aus den Schulen zu wirken. Und nach diesem General-Commando wird überall energisch gewirkt und verfahren, vorab in Oesterreich, wo Jungisrael und Hiramssöhne das Gebiet der Schule auserwählt, um ihre gottlosen Pläne zu realisiren. Sie bieten Alles auf, um jeden religiösen, confessionellen Einfluß aus der Schule und dem Volksunterricht zu verdrängen und ein ungläubiges Geschlecht heranzuziehen. Am deutlichsten zeigen sich die Paroxysmen der dortigen Schulkrankheit beim Wiener Gemeinderath. Derselbe hat ein confessionsloses Pädagogium (eine Fortbildungsschule für Lehrer) errichtet und dieselbe der Direction eines deutschen Protestanten, Dr. Dittes, unterstellt, der auf der Lehrer-

versammlung zu Wien in einer Weise sich aussprach, die über seine ungläubigen Ansichten und kirchenfeindlichen Tendenzen keinen Zweifel aufkommen lassen. In der mit dem Pädagogium verbundenen Uebungsschule, die eine Musteranstalt, zunächst für alle Wiener, und dann für alle österreichischen Volksschulen werden soll, wird kein Religionsunterricht mehr ertheilt! Statt der Religion sollen den Kindern angemessene Erzählungen, Märchen, Legenden und volksthümliche Lieder vorgetragen werden, und damit hofft man den Katechismus und die biblische Geschichte zu ersezen — welche Blindheit! Hat man denn in Wien das schreckliche Ende Ludwig's XVI. und seiner Gemahlin, Marie Antoinette's, vergessen, deren Häupter unter der Guillotine fielen, weil den Jakobinern Gott, Christus, Himmel und Hölle Märchen waren? Um sich den Genuß eines solchen Schauspieles zu verschaffen, ist denn doch der aus der Ferne verschriebene Dr. Dittes eine etwas zu theuere Acquisition!

An dem Wiener akademischen Gymnasium wurde das bisher geübte Gebet vor und nach dem Unterricht mit dem 1. December 1869 eingestellt. Ist das Gebet etwa unnüz, oder sind die darauf verwendeten Minuten eine dem Unterricht entzogene, für denselben allein zu verwendende, kostbare Zeit?

Bei Eröffnung eines Realgymnasiums in der Vorstadt Mariahilf erklärte der Director unter Hinweis auf ein an der Decke befindliches mythologisches Gemälde, daß die moderne Gesellschaft, für welche die Jugend erzogen werden soll, auf das Princip der Humanität basirt sei, wie ehemals bei den alten Heiden. Wahrhaftig: eine schöne Humanität — die Wirthschaft des heidnischen Olymp! Warum tauft ihr denn den ultramontanen Namen der Vorstadt „Mariahilf“ nicht um in „Ditteshilf“?

Man fängt in Oesterreich an, die zum Schulgebrauch vorgeschriebenen Lesebücher zu purgiren und zu reformiren. In der

niederösterreichischen Statthalterei ist seit längerer Zeit eine Commission ernannt und damit beschäftigt, die Schulbücher zu revidiren und sie ihres confessionellen Charakters zu entkleiden. Und sie waltet dienstbeflissen ihres wichtigen Amtes. Aus der Fibel und dem zweiten Sprach- und Lesebuch wurden alle religiös-kirchlichen Aufsäze ausgemerzt und durch Dictate des modernen Zeitgeistes ersezt. Die Aufsäze „Jesus Christus" und „Petrus und Paulus" verfielen dem unbarmherzigen Censurstrich und mußten einem Aufsaz „Ueber das Menschengeschlecht" weichen. Das Lesestück „Mein Schuzengel" fand ebenfalls keinen Pardon. Die religiösen Morgen- und Abendlieder wurden mit constitutionellen vertauscht. Das neue österreichische Morgengebet der confessionslosen Schuljugend des österreichischen Experimentalstaates lautet also:

„Die Sonne scheint in Königs Prunkgemach,
Sie scheint auch durch des Bettlers Dach.
D'rum freue sich, wer neubelebt,
Den freien Blick zur Sonn' erhebt."

Sehr geistreich! Das aus den Psalmen entlehnte: „Lob Gottes aus der Natur" mußte ebenfalls über die Klinge und einem pantheistischen „Gruß an die Sonne" weichen. Der Name Jesus kommt in dem neuen Lesebuch nicht ein einziges Mal vor, vermuthlich deßwegen, weil man den Namen Gottes nicht eitel nennen soll. Auch den Tyroler Held Andreas Hofer und Peter Sigmair sucht man vergebens in dem travestirten Lesebuch, doch dafür hat der Verfasser der „Geschichtsnotizen für österreichische Volksschulen" Messenhauser, der gegen seinen Kaiser die Waffen geführt, als Märtyrer glorificirt! Wahrlich, Andreas Hofer mag sich für die Ehre bedanken, aus der Liste österreichischer Helden gestrichen worden zu sein, nachdem anno 1859 und 1866 ganz andere Helden auf den Schlachtfeldern aufgetreten sind! Aber um Eines möchte ich die Reformer der österreichischen Lese-

bücher bitten, folgende zwei höchst lehrreiche Stücke in dieselben aufzunehmen und würdig zu placiren.

1. Verschmähter Segen und verlorene Schlacht.

Als der österreichischen Armee in Böhmen vor der Schlacht von Königgrätz anno 1866 der päpstliche Segen angeboten wurde, sprach Benedek das wahrhaft gotteslästerliche Wort: „Sorget nur, daß Gott neutral sei, für das Uebrige werde ich sorgen!“ Derselbe Benedek ließ es nicht zu, daß den Soldaten vor der Schlacht, wie von jeher üblich, die Benediction ertheilt wurde. Abwehrend, verächtlich und wegwerfend sagte er: „Das demoralisirt das Selbstgefühl der Soldaten!“ Also: Gottes Segen demoralisirt das Selbstgefühl! Bisher hat die Welt das Gegentheil geglaubt, sie hat dafür gehalten, daß Gottes Segen das Selbstgefühl hebe und ermuthige — so Prinz Eugen, der edle Ritter, Erzherzog Karl, Vater Radetzky und Andere. Benedek war also seiner Sache, scilicet seines Sieges ganz gewiß, er bedurfte nicht des Beistandes des Lenkers der Schlachten, sondern nur dessen Neutralität — wenn nur die verlorene Schlacht von Königgrätz in den Annalen der österreichischen Feldzüge keine solch schreckliche Gewißheit wäre!

General Gondrecourt hatte in demselben Feldzug von 1866 einen österreichischen Trainsoldaten, der ihm nicht schnell genug auswich, vom Pferd gehauen. Ein k. k. Feldcaplan wollte den General abhalten, den Halbtodten noch ferner zu maltraitiren, Gondrecourt aber drang mit dem Degen auf den wehrlosen Priester ein, versezte ihm mit der flachen Klinge mehrere Hiebe und schrie wie besessen: „Du verfluchter Pfaffe!“ Ein Generalstabs-Officier eilte herbei, um den mißhandelten Priester zu schüzen; Gondrecourt aber holt wüthend mit dem Degen aus und haut demselben fast den Arm ab. Freilich und allerdings eine wohlfeilere und fahrlosere Heldenthat: einen Trainsoldaten vom

Pferde zu hauen, einen wehrlosen Priester mit dem blanken Degen anzufallen und, hoch zu Roß, einem k. k. Generalstabs-Officier den Arm abzuschlagen als preußische Bataillone zu schlagen!

Kardinal-Erzbischof Rauscher nahm sich später des vor der ganzen k. k. Armee an seiner Ehre schwer angegriffenen und mißhandelten Feldcaplans an; er sandte seinen Hausgeistlichen zum General Gondrecourt, damit er ihm sein Unrecht vorhalte und ihn auffordere, dem tief gekränkten Geistlichen Genugthuung zu leisten. Gondrecourt läßt den Priester aber nicht ausreden, brüllt ihn wüthend an: „Der verfluchte Pfaffe soll mich — — —!!" und wirft den Priester zum Hause hinaus. Das ist Bildung in Oesterreich, Bildung eines k. k. Edelmannes, Bildung der Honoratioren, Bildung in den höchsten Kreisen, Bildung der Ungläubigen, Bildung ohne Religion!

Der ganze Vorfall kam vor's Kriegsgericht, und dieses verurtheilte Gondrecourt zur Cassation als Officier, zum Verlust des Adels und der Orden und zu 4 Jahren Festungsarrest. Der Kaiser aber wandelte dieses höchst gerechte Urtheil in — vierzehntägigen Profosen-Arrest um! Und damit ist der ganze Clerus in Oesterreich wehr- und schuz- und rechtlos erklärt, damit ist jede Büberei und Frechheit, jeder Spott und Hohn, jede Kränkung und Verlezung des Clerus als straflos erklärt; denn wenn ein General der k. k. Armee Solches fast straflos wagen und thun darf, was dürfen dann nicht die Judenbuben und die Preßhusaren thun?!

2. Ein braver Mann in dem vermauerten Kaiserstaat.

Auf dem Landtage zu Linz pro 1869 nannte ein Abgeordneter, Namens Weichs, die Kirche „eine alte Schwiegermutter" und „Großmama" und die Glaubenslehren der Kirche „Märchen,"

was der Präsident ohne Rüge hingehen ließ, also für ganz parlamentarisch fand. Als nun der Hochwürdige Bischof solche rohe und läppische Ausfälle auf die Kirche Christi nach Pflicht und Gewissen und in durchaus geeigneter und wohlverdienter Weise zurückweisen wollte, entzog ihm der Präsident das Wort. Das empörte den ehrenwerthen Abgeordneten Hümer dermaßen, daß er sich erhob und Weichs's Aeußerungen eine Büberei nannte. „Dieser Ausdruck ist unparlamentarisch," rief der Präsident. Hümer aber entgegnete ihm: „Das mag schon sein, aber wahr ist er." O, bitte recht sehr, diese beiden specifisch österreichischen pro memoria in die revidirten Lesebücher aufnehmen zu wollen!

Ja, ja, 's hat allen Anschein, daß es die Afterweisheit der Schule, das herrschende Juden- und Freimaurerthum in Oesterreich noch so weit bringen wird, daß es dort nur noch 2 Contrebande-Artikel geben wird: Gott und Christus. Und über allen Zweifel erhaben ist's, daß „der Bruder Sacristan" in Oesterreich unsterblich ist, doch trotzdem zweifle ich, daß ihr mit allem „crucifige-Geschrei" euere Valuta auch nur um einen Cent in die Höhe treiben werdet — im Gegentheil!

Um die Austreibung des christlichen Geistes aus den Schulen zu beschleunigen, hat die Freimaurerloge zu Oedenburg in Ungarn Preise von 5 und 2 Ducaten zur Beantwortung der Fragen wegen Einführung confessionsloser Schulen und Hebung der Volkserziehung ausgeschrieben. Das ungarische Volk scheint übrigens wenig Lust zu haben, seine Kinder in der Schule der Freimaurer verziehen lassen zu wollen. Das beweisen die Vorgänge in Alt-Ofen. Dort hatte der aufgeklärte Gemeinderath die Umwandlung der Confessionsschulen in confessionslose beschlossen, allein die dortigen katholischen Mütter widersetzten sich diesem Beschlusse, drangen in die Schule und prügelten die Judenkinder und deren Eltern, die denselben zu Hülfe kamen, tüchtig durch.

Ein in Pesth erscheinendes, sociales Blatt, „Fortschritt“ genannt, sagt bezüglich dieser Schulkrankheit in Oesterreich: „Die Situation fängt nachgerade an, etwas sehr stark orientalisch zu werden; denn unsere emancipirten neuen Mitbürger drängen sich auf eine ziemlich unliebsame Weise in den Vordergrund, die hie und da zu unangenehmen, reactionären Auftritten führen dürfte. So geschah es unlängst in einer der ehrwürdigsten Städte unseres Vaterlandes, an der Stätte, wo unsere Nationalheiligen, ein heiliger Stephan, ein heiliger Emerich, gelebt, — in Stuhlweißenburg, daß unsere neuen Mitbürger orientalischer Abkunft den Christen das Kreuzmachen geradezu verbieten wollten. Es besteht nämlich daselbst eine Kleinkinder-Bewahranstalt, bei deren Gründung leider gleich anfangs aus übelverstandenem Liberalismus der Fehler begangen wurde, dieselbe für confessionslos zu erklären. Diese Anstalt erfreute sich schon längere Zeit eines ungestörten Fortgangs, bis plözlich eines schönen Tages die heimkehrenden Kinder ihren Eltern die Mähre brachten: es seie fortan in der Schule nicht mehr erlaubt, das Kreuz zu machen. Die Aufregung, welche diese Neuerung unter den Eltern Stuhlweißenburg's hervorbrachte, war groß genug, daß sie die mit der Leitung der Anstalt betraute Commission bewog oder vielmehr zwang, sich in einer eigens zu diesem Zweck gehaltenen Sizung dahin auszusprechen: die katholischen Kinder hätten fortan nach den Vorschriften ihrer Religion zu beten, und Niemand dürfe sie daran hindern, öffentlich das Kreuz zu machen. Dieser reactionäre Beschluß hatte vor Allem die schreckliche Folge, daß einer der jüdischen Curatoren der Anstalt, ein Dr. Ligeti, sein Amt niederlegte. Doch damit war die Sache noch nicht beendet; denn die Feinde des Kreuzes machten darüber, daß man den katholischen Kindern erlaubt habe, in der Schule das Kreuz zu machen, ein solch' höllischen Spectakel, daß in dieser hochwichtigen Angelegenheit eine Gene-

ralversammlung einberufen werden mußte, die jedoch, troz alles Polterns der orientalischen Sippschaft, den Beschluß faßte: ‚Die Katholiken haben fürderhin auch in Stuhlweißenburg das Recht, zu beten und das Kreuz zu machen.‘ Der Rabbi Kohut stellte den naiven Antrag: ‚Die Christenkinder sollen früher beten, bevor die israelitischen Knäblein in der Schule erscheinen, oder sie sollen, wenn sie beten wollen, in ein anderes Zimmer gehen.‘ Da sieht man, was die Katholiken zu gewärtigen haben, wenn die Religion aus der Schule verbannt wird.“ Komisch und traurig zugleich aber ist's, daß man die Erfahrungen früherer Zeit gänzlich vergessen zu haben scheint. War denn nicht unter Joseph II. die Schule durch den verderblichen Einfluß der Illuminaten von dem Gifte des Indifferentismus und der Sittenfäulniß angesteckt? Hat denn nicht damals schon Graf Seillern in seinem Memorandum über die Lage des Reichs klaren Wein über die Ursachen der tiefen Zerrüttung des Reiches eingeschenkt? Er schrieb das über Oesterreich hereingebrochene Verderben „der Herabwürdigung der Religion und der katholischen Kirche, der Untergrabung des christlichen Glaubens und der guten Sitten“ zu und sagt ausdrücklich: „Dieses große Unglück dürfte hauptsächlich der bisherigen übeln Erziehung zuzuschreiben sein, bei welcher es, unter Anderem, auch insbesondere am Unterricht ächter Grundsäze der Religion gebricht.“

Ich hab mich nicht ohne wohlerwogene Absicht so lang bei diesem Gegenstande aufgehalten und einen so weiten Abstecher gemacht; es war und ist mir nämlich darum zu thun, den Katholiken der Vereinigten Staaten den Nachweis zu liefern, daß die Gottesläugner, die Christushasser, die Kirchenfeinde und der ganze Troß der geheimen Gesellschaften mit vollen Segeln darauf lossteuert, die Schule in ihre Gewalt zu bekommen, um durch sie zuerst den Indifferentismus, dann den Haß gegen Christenthum und Kirche und endlich den baaren Unglauben und die

Sittenlosigkeit an's Ruder und zur Herrschaft zu bringen; denn das ist der eigentliche Zweck und das Ziel bei der diesseits und jenseits des Ocean's auf dem Tapet und an der Tagesordnung sich befindenden Schulfrage. All das schöne Gerede von Aufklärung, Bildung, Gesittung, Erziehung und Humanität ist Phrasengeklingel, Köder, Lockspeise und Sand in die Augen. Nein, es ist den Aufklärungsaposteln bei ihrer angestrebten Lösung der Schulfrage nicht um wahre Bildung und Humanität zu thun, sondern um Anlegung eines Laichweihers, in welchem sie eine ihnen im Denken und Handeln ganz ähnliche Brut heranziehen wollen, die durch kein christliches Zeichen mehr ihr schuldbeladenes Gewissen beunruhiget, die unweigerlich mitjolt und mitbuhlt.

Warnen möchte ich auf's Nachdrücklichste und Eindringlichste alle Katholiken, denen Religion und Glauben, Seelenheil und Seligkeit keine leeren Worte sind, denen das zeitliche und ewige Wohl ihrer Kinder am Herzen ligt und die sich ihrer schrecklichen Verantwortung als Eltern vor dem Richterstuhle Gottes bewußt sind, ihre Kinder in die ungläubigen Staatsschulen zu schicken, in denen systematisch jede religiöse Faser aus ihrer Seele gezogen und jede christlich-fromme Regung ihres Herzens unterdrückt wird, in denen es deutlich ausgesprochene und klar zu Tag tretende Tendenz ist: die Kinder zu manierlichen Weltmenschen heranzubilden, denen aber Nichts ehrwürdig und heilig ist, die nichts Höheres kennen und erstreben, als Geld und Genuß. Mag das Opfer auch noch so groß und drückend sein, das ihr euch dadurch auflegt, daß ihr Pfarrschulen gründet; so wäre doch der Schaden und die Strafe noch viel größer, die euch treffen würden, treffen müßten, wenn ihr das Theuerste hienieden — euere Kinder — dem Unglauben, der Sittenlosigkeit und dem ewigen Verderben überantworten würdet.

Ringt und strebt unter Anwendung aller gesezlichen Mittel

dahin, daß euch euer Betreffniß an den Schulfonds und den zu bezahlenden Schultaxen ausgefolgert werden, allein sichert und wahret euch dann davor, daß in Folge Dessen die Superintendenten und Trustees der Staatsschulen ja keinen Einfluß auf euere Confessionsschulen erlangen; denn dadurch würde das euch zugestandene und bewilligte Recht ein verhängnißvolles Danaer-Geschenk — euch und eueren Kindern zum größten Nachtheil und Schaden.

Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß sich nach und nach die Einsicht und Erkenntniß Bahn brechen wird, daß es ein euch angethanes, schreiendes Unrecht ist, daß ihr die Steuer für gottlose Schulen bezahlen müßt, in welche ihr euere Kinder nicht schicken dürfet, nicht schicken könnt, ohne gegen euere Ueberzeugung und euer Gewissen zu handeln. Man wird sich endlich eingestehen müssen, daß es Gewissenszwang und Rechtsverlezung ist, daß man euch staatlich dazu anhält, gottlose Schulen zu unterhalten, das Arsenal zur Befehdung euerer heiligen Religion auszurüsten, euere ingrimmigsten Feinde durch Schultaxen zu unterstüzen, damit ihre frechen und frivolen Jungen euch und euere Kinder lästern, und die Brut der Gottesläugner und Kirchenstürmer zu euerem Verderben mit heranbilden zu helfen! Man wird euch daher entweder zur Unterhaltung der Publicschulen nicht mehr heranziehen, oder den euch von Gott und Rechtswegen gehörenden Antheil derselben hinausbezahlen. Selbst akatholische, amerikanische Zeitungen vermögen es nicht mehr, in Abrede zu stellen, daß das gegenwärtige Schulsystem ungerecht, hart und drückend für die Katholiken ist.

Das Journal of Commerce, die Zeitung der amerikanischen Handelswelt sagt, daß das Staatsschulwesen der Union ein gegen die Katholiken verübtes, schreiendes Unrecht sei, weil dieselben ohne Verlezung ihres Gewissens von den Staatsschulen keinen Gebrauch machen können. Es kann nicht umhin, das Bekenntniß

abzulegen: „Weder der Staat, noch eine Stadt sollten aus den öffentlichen Fonds die Bevölkerung bilden und erziehen, weil es unmöglich ist, die intellectuelle und moralische Erziehung zu trennen, weil die sittliche Erziehung ohne Religion nicht bewerkstelligt werden kann, und weil in solchen allgemeinen (Staats-Simultan-) Schulen es zur Unmöglichkeit wird, Religionsunterricht zu ertheilen. Unsere staatlichen Freischulen haben ihre schönsten Tage verlebt.“ Wie ist aber da zu helfen? Ich habe schon früher gesagt: der Staat bezahle an jede Confessionsschule ihr Betreffniß von den Revenüen der Schulfonds und der Schultaxe nach Maßgabe der Schülerzahl und mische sich, nachdem Solches geschehen, in keiner Weise in die Angelegenheiten der Confessionsschulen, da in den Vereinigten Staaten Kirche und Staat auf allen Gebieten getrennt sind.

Es ist wohl nicht zu viel behauptet, wenn ich sage: sehr viele Kirchengemeinden haben eigene Pfarrschulen, und in manchen Counties haben alle Pfarreien Pfarrschulen — ein löbliches Zeugniß für den heiligen Glaubenseifer und den unermüdlichen Opfersinn der Katholiken, wo es sich um ihr Höchstes und Heiligstes — um die Religion handelt. An manchen Orten, und insbesondere dort, wo meistens Irländer sich angesiedelt, fehlen häufig Confessionsschulen. Der Irländer sendet seine Kinder überhaupt höchst ungern in die Schule, da er von Haus aus keine Sympathie für die Schule hat und aus seiner alten Heimath keinen Eifer für Jugendbildung mit nach Amerika bringt. In ganz England herrscht kein Schulzwang, und muß der Irländer von Kindesbeinen an hart und schwer arbeiten, um das tägliche Brod zu verdienen. Der Irländer unterschäzt überhaupt größtentheils Unterricht und Wissenschaft und legt das Hauptgewicht auf den Glauben. Sein Glauben ist allerdings groß, stark, fest und unerschütterlich, und zwar in dem Maße, daß es mich wundert, daß er damit nicht Berge versezen kann, allein durchschnittlich ist

er in der Bildung zurück. Er zeichnet sich leider durch eine wenig empfehlenswerthe Ungeschlachtheit und Roheit aus, weßwegen er bei allen anderen Nationen in Mißcredit steht, schief angesehen und gemieden wird. — Aber auch in New-York fehlen noch da und dort Confessionsschulen. Anno 1869 gab es dort noch 19 Pfarreien, die keine katholische Schule für Knaben, sondern nur für Mädchen hatten, und 14 Pfarreien, in denen noch gar keine katholische Schule existirte — ein großer, schreiender Mißstand, dem um so eher baldmöglichst abgeholfen werden sollte, weil gerade New-York der Jugend die größten Gefahren für Glauben und Sittlichkeit bietet.

---

6. Indianer.

Die Ureinwohner Amerika's sind die Indianer oder Rothhäute. Dieselben bilden kein großes, einheitliches oder gar staatlich geordnetes Volk, sondern zerfallen in eine Menge einzelner Stämme, die von je her bald im Frieden mit einander lebten, bald blutige Kriege mit einander führten. Jeder Stamm lebte und lebt jezt noch in kleineren oder größeren Abtheilungen unter Häuptlingen, welche Stellung gewöhnlich erblich ist, im Krieg jedoch wird ein Häuptling, und werden Anführer gewählt.

Was die Körper- und Geistesanlagen, den Charakter, die Sitten und Gewohnheiten der Indianer anbelangt, so herrscht unter denselben sehr große Verschiedenheit. Manche Stämme sind körperlich groß, robust, gelenkig und tapfer, manche dagegen klein, schwächlich und feig. Im Allgemeinen aber besizt der Indianer die Stärke, Kraft, Zähigkeit, Ausdauer, Widerstandsfähigkeit und Gesundheit nicht, die man bei ihm, als einem freien Sohn der Wildniß, als Nomaden, Jäger und Krieger erwartet und voraussezt. Der Indianer ist unfähig, für längere Zeit anstrengende körperliche Arbeit zu verrichten, und unterligt in der Regel jeder ernsten Krankheit. Typhus, Scropheln und Blattern sind die Krankheiten, die gegenwärtig entsezlich unter den Indianern aufräumen; und nicht weniger rafft das „Feuerwasser" (Whisky), der Hunger und das Schwert Indianer hinweg.

Die Hautfarbe ist kupferroth, die Haare sind pechschwarz, lang und straff und werden auf dem Wirbel zusammengebunden.

Die Augenbrauen sind dicht und buschig. Das Gesicht ist breit, die Stirne nach hinten gedrückt und nieder, die Nase ist groß, stets gebogen und an den Flügeln breit. Die Kieferknochen sind vorspringend und mit schief nach vorn gestellten Zähnen versehen.

Die Indianer besitzen eine erstaunliche Feinheit und Schärfe der Sinne, besonders des Gehörs, des Gesichtes und des Geruches, weil diese Organe von frühester Jugend an und unablässig geübt werden.

In geistiger Beziehung steht der Indianer sehr tief; er ist kaum fähig, abstracte und Zahlen-Begriffe zu fassen oder logische Schlüsse zu bilden; doch glaubt er unerschütterlich fest an einen Gott, den er den „großen Geist" nennt. Er glaubt an die Unsterblichkeit der Seele und an ein jenseitiges Leben, mögen auch seine Begriffe davon noch so unklar, dunkel, verworren und abenteuerlich sein. Ein sittliches Gefühl scheint der Indianer nicht zu besitzen, die Untreue eines Eheweibes wird jedoch blutig gerächt.

Viele Stämme sind wild, unbändig und kriegerisch, manche dagegen friedliebend und von weicher Gemüthsart. Viele sind sehr listig, verschlagen, heimtückisch, treulos, räuberisch und grausam, manche dagegen ehrlich, treu, genügsam, dankbar und sanftmüthig. Alle aber sind sehr neugierig, vorwitzig und eitel. Sehr wenige zeigen Anlagen und Empfänglichkeit, Lust und Liebe für ein geordnetes Leben, für Bildung und Gesittung, für Religion und Gottesdienst; bei Weitem die Mehrzahl hängt mit unbesiegbarer Zähigkeit an dem wilden, unstäten, herumschweifenden, freien Leben, an Wald, Jagd, Krieg, Wigwam und Götzenbildern. Der Hauptzug des Indianers ist Indolenz, dumpfes Hinbrüten, Sorglosigkeit und Rachesucht bei erlittener Kränkung und Beleidigung.

Fast alle Indianerstämme nähren sich von der Jagd, vom Büffel, Hirsch und Rehe, vom Fasan und Präriehuhn, von

Wasservögeln und Fischen. Ehedem hatte Amerika herrliche Jagdgründe, die von Büffeln, Hirschen, Rehen, Elenn' und Bären wimmelten, allein durch die immer weiter vorwärts dringende Colonisirung wurde dieser Wildstand bedeutend vermindert. Es gibt einige wenige Stämme, die sich von Wurzeln und Kräutern und selbst von Eidechsen und Schlangen ernähren. Viehzucht und Ackerbau kennt der Indianer mit ganz wenigen Ausnahmen gar nicht. Mit Bogen und Pfeil weiß derselbe vorzüglich umzugehen, auch Messer, Streitaxt und Streitkolben werden von ihm gehandhabt.

Die Kleidung ist sehr verschieden — meistens aus Hirsch- und Büffelfellen bestehend. Nicht selten tättowirt sich der Indianer, und bemalt derselbe überdieß sein Gesicht mit verschiedenen, schreienden Farben. Im Krieg und bei Festlichkeiten puzt er sich gewaltig mit Vogelfedern heraus, hängt Knochen und Hörner an einer Schnur um den Hals und die Skalpe erschlagener Feinde auf die Brust. Die Frau wird gekauft und steht so ziemlich auf der gleichen Stufe wie die Sclavin. Sie ist das Lastthier für Mann und Kinder. Die Mütter tödten oft die neugeborenen Mädchen, um sie vor dem elenden Loose zu bewahren, das sie später treffen würde. Die Vielweiberei kommt nur selten vor.

Die Indianer sind überaus abergläubisch. Was sie nicht einsehen und begreifen, und dazu gehört bei ihrer niederen Stufe der Bildung sehr viel, Das schreiben sie dem Einfluß böser Geister, der Zauberei und Hexerei zu. Demzufolge gibt es bei ihnen Geisterbeschwörer, Zauberer und Hexen-Banner.

Gegen Schmerz und Wunden ist der Indianer gleichgiltig und gefühllos, ebenso gefühllos ist er auch gegen Andere; denn Kranke und Altersschwache überläßt man bei vielen Stämmen ihrem Schicksal, weßwegen dieselben vor Hunger und Kälte zu Grunde gehen.

Der Indianer ist ein leidenschaftlicher Raucher, ja die Pfeife ist ihm heilig. Als Columbus die westindischen Inseln entdeckte, machte er die Entdeckung, daß die Einwohner in der Weise rauchten, daß sie ein mit Tabak gefülltes Rohr, das die Gestalt eines Zuckerhutes hatte, bald in das rechte, bald in das linke Nasenloch steckten und den Rauch so lange verschluckten, bis sie betäubt umsanken. Der Pfeifenkopf besteht aus rothem Thon, der durch Schnizwerk verziert ist. Das Rohr hat eine Länge von einer Elle, ist in der ganzen Länge gleich dick und gewöhnlich mit Büscheln von Büffel- oder Menschenhaaren, mit Schnüren oder Korallen, mit Vogelfedern oder Spechtschnäbeln, mit Stacheln vom Stachelschwein oder geschnizten Knochen verziert.

Die Indianer wohnen in Zelten, die Wigwam heißen und aus Büffelfellen bestehen. Einige Stämme verfertigen sich aber auch Wigwam aus Rinde, wobei sie nicht selten solche Rinde wählen, die einen angenehmen Geruch von sich gibt. Reinlichkeitssinn scheint der Indianer nicht zu besizen, denn Mann und Weib, Knab und Mädchen, Kleider und Geräthe sind schmuzig und schmierig und stinken von Schweiß, Rauch und Fett.

Zur Bekehrung der Indianer wurde schon Vieles aufgeboten. John Eliot, 1603 in England geboren, ging 1631 nach Amerika, wurde Prediger der Independentengemeinde in Roxubry und widmete sich von 1646 bis 1690 ausschließlich der Bekehrung der Indianer. Allein als er nach ungeheuern Anstrengungen, 87 Jahre alt, starb, hatte er blos 6 christliche Gemeinden unter ihnen gegründet und sie an ein geordnetes Leben gewöhnt. Es waren besonders 2 Schwierigkeiten, die seinem verdienstlichen Werke entgegentraten: das unstäte Leben der Indianer und die Verschiedenheit der Sprachen einzelner Stämme. 1663 gab er eine Uebersezung der Bibel in der Sprache der Natiks, die in Virginien wohnten, heraus. Später unterzogen sich besonders die Jesuiten der Bekehrung der Indianer, ohne jedoch im

Ganzen und Großen ihren Bemühungen und Opfern entsprechende Erfolge zu erzielen. Selbst der protestantische Geschichtschreiber Bancroft stellt ihnen das rühmliche Zeugniß aus: „Die Jesuiten wichen nie; wie in einem tapferen Heere stets neue Truppen vordringen, um den Plaz der Gefallenen auszufüllen; so fehlte es unter der Herrschaft der Franzosen nie an Heldenmuth und Unternehmungsgeist für die Sache des Kreuzes.“ Bis auf den heutigen Tag ist, mit geringen Ausnahmen, die apostolische Thätigkeit unter den Indianern fruchtlos geblieben, und wird wohl dieses unglückselige Geschlecht von der Erde verschwinden, ohne für Christus und seine beseligende Religion gewonnen worden zu sein. Gegenwärtig wirken blos einige Missionäre in der Nähe der Forts an den Grenzen des Indianergebiets für die Christianisirung der Rothhäute, und nur wenige befinden sich mitten unter ihnen. Es hat mir ein Missionär, der etliche Jahre unter den Chippeways im Felsengebirge gewirkt, von seinen unsäglichen Mühen, Entbehrungen und Leiden unter diesen Wilden erzählt und die Ueberzeugung ausgesprochen, daß, so lange die Indianer keine Dörfer gründen, keinen Feldbau treiben und ihr Jagdleben nicht aufgeben, an eine durchgreifende Bekehrung und Civilisirung derselben nicht im Entferntesten zu denken sei. Die waffenfähigen Männer und Jünglinge streifen 3—4 Monate umher, jagen, fischen, kriegen, machen Beute und kehren dann in ihre Wigwams heim, um dieselbe in Saus und Braus zu verzehren. Ist Alles aufgezehrt, so brechen sie mit ihrem Wigwams, Weibern und Kindern auf, lassen sich an einem anderen Orte nieder und ziehen dann wieder aus auf Jagd, Fischfang und Abenteuer. Der Häuptling erklärte dem Missionär, daß sie bereit seien, sich taufen zu lassen, wenn er sie nie mehr verlassen und überallhin mit ihnen ziehen wolle, worauf derselbe aber selbstverständlich nicht eingehen wollte und konnte. Und so verließ er den erwähnten Stamm, ohne auch nur ein Kind,

geschweige denn eine erwachsene Person, getauft zu haben. Wohl nahmen sie Rosenkränze, Medaillen dankbar von ihm an und schmückten damit Hals und Brust, aber damit hatte es auch mit der Christianisirung sein Bewenden. Wohl bauten sie ihm einen Wigwam, ließen sich während des Winters, wo sie zu Hause waren, von ihm erzählen und unterrichten, und erklärten auch, daß sie seine Religion billigten und es für schön hielten, so zu leben, wie das Christenthum vorschreibt, aber ihrem heidnischen Aberglauben wollten sie doch nicht entsagen und von ihren Gözenbildern sich nicht trennen. Und darum zog er trostlos von dannen.

Zu den oben angeführten 2 Hindernissen sind seit der Verdrängung der Indianer aus ihren früheren Besizungen und ihrer Uebersiedelung jenseits des Mississippi 2 neue mächtige hinzugekommen: das Mißtrauen und der Haß gegen die Europäer, die höchst treulos und verrätherisch an den Indianern gehandelt und noch handeln, wovon sogleich die Rede sein wird.

Die Indianer der Vereinigten Staaten, aus circa 70 Stämmen bestehend, zerfallen in 3 große Gruppen.

1. Die nordwestliche oder Columbische Gruppe zwischen dem stillen Ocean, dem Felsengebirge und Californien. Sie bestand aus 3 mächtigen Stämmen: den Cathalamets, den Chinocks und Clatsops. Der erste Stamm ist noch zahlreich, während der zweite nur noch 150 und der dritte sogar nur noch 20 Köpfe zählt.

2. Die östliche oder atlantische Gruppe zwischen dem atlantischen Ocean, dem Golf von Mexiko, dem östlichen Felsengebirge bis hinauf an die Polarküste. Zu ihnen gehört der große Stamm der Algonkin-Lenape und die mit ihnen verwandten Chippeways, Lenape, Delawaren, Mohikans, Onondagas, Oneidas, Mohawks, Senecas, Cayugas u. s. w. Der mächtige und jezt noch zahlreiche Stamm der Sioux wohnt vom Mississippi bis zum Missouri

und bis zum Felsengebirge. Zu diesem Stamme gehören die Dacotah am obern Mississippi, die Assiniboins zwischen den schwarzen Bergen und dem obern Missouri, die Tetons auf beiden Seiten des Missouri bis zum Plattefluß, die Osagen, südlich von den Tetons, die Winnebagoes, westlich vom Michigansee, die Schwarzfüße, nördlich vom Yellowstonefluß, die Pawnees, Cherokees, Seminolen u. s. w.

3. Die neumexikanische Gruppe, die in den Hochsteppen und Gebirgsthälern Neu-Mexiko's und Kalifornien's, östlich bis zum Ozarkgebirge und den Prärieen von Texas leben. Zu ihnen gehören die Apachen am mittleren Rio Grande, die Apalachen am oberen Red River und die Commanches.

Viele Stämme, die früher sehr zahlreich waren, sind bis auf den lezten Mann ausgestorben.

Nach den neuesten statistischen Angaben, die den Mittheilungen des Commissärs des Indian office, Parker, von 1870 entnommen sind, beträgt die Zahl der in den Vereinigten Staaten lebenden Indianer nur noch 378,577. Diese Zahl der Indianer ist in steter Abnahme begriffen, und vermag derselben Nichts Einhalt zu thun, da sich dieselben um keinen Preis civilisiren lassen. Troz der vielen neuen Stämme, die durch Erwerbung von Texas, Neu-Mexiko, Californien und Alaska zu den Vereinigten Staaten gekommen sind, hat sich die Gesammtzahl der Indianer seit 1845 doch nicht vergrößert. Das Aussterben derjenigen Indianer, die ein Nomadenleben führen, die nach ihrer Väter Weise wild in Prärieen und Wäldern umherschwärmen und lediglich von der Jagd leben, die von Zeit zu Zeit die Grenzen des ihnen angewiesenen Gebietes überschreiten und die Grenzforts angreifen, gehen mit Riesenschritten ihrem Untergange entgegen. Viele Stämme, die noch vor 40 Jahren zahlreich, mächtig und gefürchtet waren, sind bis auf wenige Familien zusammengeschmolzen, und wird bald selbst ihr Name der Vergessenheit

anheimfallen. Unter sämmtlichen Indianern (mit Ausschluß derjenigen, die in dem ganz nördlichen Alaska leben) sind nicht mehr als 50,000 waffenfähige Männer, zu denen etwa noch 25,000 Frauen in Kriegszeiten zu rechnen sind, da dieselben ebenso wild, rachgierig und grausam wie die Männer sind. Nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der Indianer ist gegen die Vereinigte Staatenregierung erklärtermaßen feindlich gesinnt, nämlich die Blackfeet, Pigeans und Bloods in Montana, ein Theil der Sioux in Dakota und einzelne Stämme der südlichen Cheyennes, Arapahoes, Crows, Commanches und Apaches. Die Blackfeet, Pigeans und Bloods zählen etwa 6000 Köpfe und leben von der Jagd. 1868 wurden mit denselben wohl Verträge geschlossen, aber vom Staate nicht bestätigt, weßwegen dieselben sich berechtigt glauben, rauben und stehlen zu dürfen. Die meisten Indianer wohnen in Alaska, nämlich 75,000. Im Indianergebiet leben: 54,158, in Arizona: 36,777, in Dakota: 23,803, in Californien: 21,297, in Neu-Mexiko: 19,397, in Montana: 18,203, in Nevada: 15,000, in Washington: 15,808, in Utah: 12,900, in Oregon: 10,775, in Wisconsin: 9811, in Kansas: 9324, in Michigan: 8149, in Colorado: 720, in Nebraska: 6483, in Minnesota: 6450, in Idaho: 6168, in New-York: 4991, in Wyoming: 2500, in Nord-Carolina: 2000, in Texas und Forida: 500, in Indiana: 400 und in Jowa: 212.

Schon im Jahre 1825, als die Streitigkeiten zwischen den Indianern und den nachdrängenden Colonisten sich mehrten, faßte der Congreß der Vereinigten Staaten den Beschluß, alle östlich vom Mississippi lebenden Indianer nach und nach jenseits des Mississippi und nördlich von der großen Krümmung dieses Flusses (great bend) im s. g. Indian territory anzusiedeln. Diese Uebersiedlung wollte man aber auf friedlichem Wege in's Werk sezen, und deßwegen sollten mit den Indianern Verträge

abgeschlossen werden, es sollte ihnen eine Entschädigungssumme für das früher von ihnen besessene Land ausbezahlt werden, und überdieß wurden ihnen Jahresgelder bewilligt. Sowohl die Uebersiedlung, als die Anweisung des neuen Territoriums und die genaue Beobachtung der Verträge sollte durch Superintendenten und Agenten überwacht werden. Die Indianer gingen auf das Anerbieten ein, willigten in die Verträge und zogen sich auf das ihnen angewiesene Territorium zurück. Nur die Cherokees widersezten sich und konnten erst 1838 zur Auswanderung vermocht werden. Auch ein Theil der Seminolen weigerte sich, das angestammte Land ihrer Väter zu verlassen, ja sie griffen zu den Waffen, als man sich anschickte, sie mit Gewalt zu verdrängen. Sie vertheidigten und wehrten sich tapfer bis 1842, wurden aber von der Uebermacht verdrängt und mußten nach blutigen Kämpfen schließlich das Feld räumen. Ihr tapferer Häuptling Oceola erklärte einst nach einer zweitägigen, mörderischen Schlacht den Amerikanern: „Lieber werden wir unsere Gebeine niederlegen unter den Eichen unserer Väter und hinübergehen in das Land des großen Geistes, als daß wir uns vertreiben lassen von unseren Seen, Flüssen und Jagdrevieren in ein Land jenseits des Vaters der Ströme, wo es kein Wild, keine Fische und keine Vögel gibt.“ Wer fühlt nicht Mitleid mit diesen, wenn auch wilden, Indianern, die man aus einem Lande gewaltsam vertrieb, das Jahrtausende ihren Ahnen gehört, und an dem sie mit inniger Liebe hingen? Ist doch jedem Menschen die Vaterlandsliebe angeboren! Allein der Strom der Einwanderung wuchs und der Geist siegte über die rohe Masse, die hartnäckig jedem Einfluß milder, christlicher Sitte sich verschloß und der staatlichen Ordnung sich nicht unterwerfen wollte.

Bis in die neueste Zeit haben sich Ueberreste der Seminolen in Florida erhalten, die von Zeit zu Zeit in blutige Berührung mit der weißen Bevölkerung kamen. Vor noch nicht langer Zeit

hat aber ihr Häuptling Krummbein die Erklärung abgegeben, daß sie bereit seien, dem Leben in der Wildniß und dem Kampfe mit den Weißen zu entsagen, wenn man seinen Brüdern passende Wohnpläze in einem andern Theil der Vereinigten Staaten anweise, was auch geschehen dürfte.

Die Vereinigten Staaten haben im Jahre 1825 und später nicht weniger als 85 Millionen Dollars den Rothhäuten für die Räumung ihrer bisherigen Wohnpläze bezahlt, und zum Beweise, daß der Congreß dieselben weder knauserig noch stiefmütterlich mit Ländereien bedachte, führe ich an, daß er blos in Kansas nachfolgenden Stämmen folgende Gütercomplexe zuwies:

1.	Den	Delawares	256,000	acres
2.	„	Wyandotts	24,960	„
3.	„	Kickapoos	128,000	„
4.	„	Ottoes und Missouries	160,000	„
5.	„	Sacs und Foxes	32,000	„
6.	„	New-Yorker Indianern	1,658,880	„
7.	„	Kansas-Indianern	256,000	„
8.	„	Pottawatomies	756,000	„
		in Summa:	3,271,840	acres,

gewiß ein schöner Gütercomplex, der die Indianer, wenn sie nur mit Einer Hand Feldbau betreiben wollten, aller Noth überheben würde.

Am 23. September 1851 wurde zu Fort Laramie in Wyoming mit den nördlichen Stämmen der Sioux, Cheyennes, Arapahoes, Crows, Assiniboins, Groswentres und Arrikaras ein s. g. ewiger Friedens- und Freundschaftsvertrag abgeschlossen, kraft dessen sich einer Seits die Union verbindlich machte, Schadenersaz für alle Beraubungen zu leisten, die etwa den Indianern durch Weiße zugefügt würden, und denselben überdieß ein Jahrgeld von 50,000 Dollars auf 50 Jahre als Entschädigung für das Wild zu bezahlen, das durch die Ansiedlung der Colonisten vertrieben

werden könnte, anderer Seits die Indianer sich verpflichteten, für alle von den Indianern an Weißen verübte Räubereien Schadenersaz zu leisten und der Union das Recht einzuräumen, Straßen durch ihr Gebiet zu bauen, sowie militärische Forts zum Schuze der Colonisten in demselben zu errichten.

In Folge Congreß-Beschlusses vom 30. Juni 1851 wurde im Departement des Innern für die Indianerangelegenheiten eine eigene Section gebildet, die Indian office, der ein Commissioner of the Indian affairs vorsteht. Unter diesem stehen 4 Superintendenten, unter die alle Unions-Gebiete vertheilt sind, in welchen Indianer leben. Behufs Dessen hat man die ganze Union in 4 Gebiete oder Sprengel eingetheilt, nämlich in die: Northern-, Central-, Southern- und Minnesota-Superintendency. Die Staaten und Territorien zwischen dem Felsengebirge und dem stillen Ocean haben besondere Superintendenten. In den Staaten und Territorien diesseits, d. h. östlich vom Felsengebirge, sind, außer den 4 Superintendenten, 17 Agenten angestellt, die den eigentlichen Verkehr mit den Indianern vermitteln, von denen jeder größere Stamm einen Agenten hat, kleinere aber, zu je 3—5, einem gemeinschaftlichen Agenten unterstellt sind. Diese Agenten haben den Indianern die versprochenen Jahrgelder auszubezahlen und die denselben bewilligten Lebensmittel, Kleider, Decken, Arzneimittel u. s. w. zu verabfolgen. Und hier ist nun der wunde Fleck, hier der Stein des Anstoßes, hier die Quelle ewiger Klagen von Seite der Indianer. Sie beschweren sich bitterlich darüber, daß ihnen weder der ganze Betrag des versprochenen Jahrgeldes ausbezahlt wird, noch auch die Lebensmittel 2c. in genießbarem, unverdorbenem, brauchbarem Zustande übergeben würden. Und ihre Klagen sind, leider, nicht unbegründet: es bleibt eben Vieles an den Fingern der Lieferanten und Agenten hängen, und verschwindet und gleitet gar mancher Dollar und gar mancher Centner Mehl

in die eigene Tasche derselben. Es werden die für die Indianer bestimmten Lebensmittel, Utensilien und Geräthschaften en gros und zum wohlfeilsten Preise eingekauft. Die eingekauften Waaren sind daher von der schlechtesten Qualität und sehr oft ungenießbar und unbrauchbar. Auch werden die Indianer betrogen an der Quantität, an der Stückzahl, am Maß und Gewicht. Auch das ausbezahlte Geld wird ihnen oft auf die unverantwortlichste Weise wieder abgejagt, indem man ihnen werthlose Schmucksachen, Zierrathen und Firlefanz, Waffen, Pulver und Blei und, was strengstens verboten ist, „Feuerwasser," d. h. Brandy, um fabelhafte Preise verkauft. Uebrigens betrügen auch die Häuptlinge ihre Stämme vielfältig um das von den Agenten Empfangene, und daher kommt's, daß die Indianer durchaus nicht so selten, als man annimmt und glaubt, wirklich elend dahinsiechen, verschmachten und des Hungertodes sterben. Das ist besonders in den nördlichen Gegenden der Fall, wo das Wild immer seltener wird, und der Winter lang andauert und sehr strenge ist. Was Wunder, wenn diese unglückseligen, vor Hunger, Elend und Noth zur Verzweiflung getriebenen Eingeborenen oft zu den Waffen greifen, über die Weißen herfallen, dieselben Rache schnaubend skalpiren, ausplündern, deren Vieh wegtreiben und deren Wohnungen anzünden?! „Noth kennt kein Gebot," sagt das Sprichwort, und der Indianer handelt darnach, und wer will es ihm, dem Wilden, dem Heiden, dem rechtmäßigen, ursprünglichen Besizer des Landes, dem Betrogenen, dem Geprellten, dem zur Verzweiflung Getriebenen, verargen oder hoch anrechnen?

Dazu kommt aber noch, daß an den Grenzen des Indian territory, von Strecke zu Strecke, kleine Festungen, Forts, errichtet sind, die den Indianern ein Dorn im Auge, ein Greuel sind. Diese Forts sind große, feste Blockhäuser mit einem Graben und hohen Pallisaden umgeben, in welchen je einige Schwa=

dronen Dragoner liegen, die verpflichtet sind, die Indianer im Zaume zu halten, Räubereien zu verhüten und den Handel mit den Indianern zu überwachen. Hier wohnen denn auch die den Rothhäuten so verhaßten Agenten, welche die Jahrgelder, Lebensmittel, Kleider, Waffen und Munition, kurz — was der Congreß in den betreffenden Verträgen den Indianern verwilligt hat, hier an dieselben abzuliefern haben. Ist nun der Commandant eines oder mehrer dieser Forts ein Haudegen und Eisenfresser, ein wilder, barbarischer Kriegsknecht und Menschenschlächter, so benützt er den geringfügigsten Anlaß, den die Indianer zu bewaffnetem Einschreiten und zu ihrer Züchtigung geben, um verheerend und vernichtend über dieselben herzufallen. Erst vor kurzer Zeit (1870) überfielen General Sheridan und Oberst Baker ein Dorf der Pigean-Indianer in Montana, als gerade die Blattern schrecklich unter denselben hausten. Allein die verthierte Soldateska erschlug Alles, Alles, was ihre Klinge erreichen konnte, Männer, Weiber und Kinder — im Ganzen 173 Personen. Pfui der Schande! Und solche Schandthaten sind allerdings wenig geeignet, die Sympathie der Indianer zu wecken, sie für eine Civilisation zu gewinnen, die unschuldige Kinder, Mütter und Säuglinge, Greise und Kranke mordet, und sie dem Christenthum geneigt zu machen, dessen angebliche Bekenner solche Blutmenschen und Barbaren sind. Wahrhaft erschütternd und herzzerreißend sind die Klagen und Bitten, welche die Indianer von Zeit zu Zeit durch ihre Häuptlinge dem „großen, weißen Vater" (dem Präsidenten der Vereinigten Staaten) zu Washington vortragen. Im Jahre 1858 z. B. erschien eine Deputation dreier Stämme, der Poncas, Pawnees und Pottowattamies zu Washington vor dem Präsidenten Buchanan. Sie waren 2000 Meilen weit dorthin gekommen, um dem großen, weißen Vater ihre Noth zu klagen und ihn um Abhilfe zu bitten. Die Poncas und Pawnees

waren nach Indianerart gekleidet: sie trugen lange, rothe oder blaue Mäntel; ihr schwarzes, langes, straffes Haar war auf dem Wirbel zusammengebunden, und hing der lange Zopf, mit Bändern umwickelt und mit Adlerfedern verziert, auf dem Rücken. Das Gesicht war mit grellen, rothen, blauen, grünen und gelben Farben bemalt. Die Ohren waren mit schweren Ringen und der Nacken mit Bändern geziert, an welchen kunstvoll zusammengefügte Bärenklauen hingen. Brust und Schultern schmückten ächte Indianerorden: eine Menge Scalpe, die sie dem Feinde abgezogen. In den Händen trugen sie den Speer, den Tomahawk und die Kriegskeule. Die Pawnees zählten 16 Deputirte, die Poncas 6 und die Pottowattamies 9. Die Lezten erschienen in europäischer Tracht, aber in höchst schäbigen, schmuzigen Kleidern. Sie wollten durch ihre Kleider versinnbilden, daß sie nicht mehr wild, sondern ein cultivirter indianischer Stamm seien. Was übrigens die Bildung derselben betrifft, so hätte ein Büffelfell über den Schultern und Scalpe auf der Brust denselben eher angestanden als Cylinder und Frack; denn sie stehen mit den Pawnees und Poncas auf derselben Stufe der Cultur. Bis zum Erscheinen des Präsidenten konnten sich die Söhne der Wildniß nicht satt sehen an der Eleganz und dem Reichthum des Saales, in welchem sie sich befanden — an der vergoldeten Stuccaturarbeit des Plafonds und der Wände, an der Pracht der Kronleuchter und der Spiegel und an den bunten Teppichen, die den Boden bedeckten. Nachdem aber der Präsident vor sie getreten, waren sie ganz Aug und Ohr für diesen Mann, vor dem sie einen ungeheueren Respect haben. Buchanan ließ sich durch die 3 Dollmetscher, welche die 3 Stämme bei sich hatten, einen Jeden vorstellen. Dann hielt er eine kurze Anrede, deren Inhalt besagte, daß er bereit wäre, ihre Anliegen anzuhören und in allen Fällen Abhilfe zu schaffen, in welchen solche mit

Recht von den Indianern verlangt und von der Regierung geleistet werden könne. Nachdem der Sinn und die Bedeutung der von Buchanan gesprochenen Worte den Indianern durch ihre Dollmetscher mitgetheilt worden waren, drückten dieselben ihre Zustimmung sehr lakonisch aus; die Pawnees durch den Ausruf „Lowar!“, die Poncas durch „Oich, oich!“ und die Pottowattamies, durch „Uff, uff!“ Nun folgten die Vorträge der Rothhäute. Die Pawnees waren gekommen, um einen Vertrag zu ratificiren, der mit ihrem Stamme abgeschlossen worden war, um ferner den großen, weißen Vater zu sehen und von ihm die Kunst zu lernen, *reich zu werden*. Die Poncas waren gekommen, um den Verkauf von Ländereien in Nebraska abzuschließen, um ebenfalls den großen, weißen Vater kennen zu lernen und um von ihm zu erfahren, *wie man reich werde*. Die Pottowattamies aber waren gekommen, die Abänderung eines Vertragsartikels zu erwirken, daß ihnen nämlich eine versprochene Geldsumme nicht halbjährlich, sondern je nach Umfluß eines Jahres ausbezahlt werde. Jedoch wollten auch sie vom großen, weißen Vater die Kunst und das Geheimniß kennen lernen, *wie man reich werde*. Alle Abgeordneten klagten hierauf über ihre große Armuth und Noth und baten dringend, *sie reich zu machen*. Einer von ihnen sagte wörtlich: „Wir sind wie Ihr,“ und dabei fixirte er den Präsident mit einem durchdringenden Blick und mit hochfeierlicher Miene, „Kinder des großen Geistes. Unsere Reise hat uns weit her zu Euch geführt. Anfänglich reisten wir nur langsam. An jedem Ort, wo wir anhalten mußten, glaubten wir, Euch zu finden. Wir fragten das Volk nach Euch, und man sagte uns stets, daß Ihr noch weit entfernt wohntet. Endlich fanden wir Euch und sind Dessen froh. Nach den Dingen zu urtheilen, die wir hier sehen“ (und dabei deutete er auf die vergoldeten Wände, Spiegel, Bilder und Teppiche),

„müßt Ihr reich sein. Auch wir waren reich in vergangenen Tagen, auch wir waren vom großen Geiste begnadigt. Der Boden selbst, auf dem wir eben stehen“ (und hier stampfte er energisch auf den Teppich), „gehörte einst unsern Vätern. Jezt sind wir arm, sehr arm. Wir können keinen Schuz vor der Kälte finden, wir sind aus unseren Besizungen vertrieben und leiden Hunger. Jezt kommen wir zu Euch, um Hilfe zu erflehen. Der große Geist wird durch den Mund des großen Vaters zu uns sprechen und uns sagen, was wir zu thun haben. Machet uns reich wie die weißen Männer, damit unsere Armuth ein Ende nehme.“ Das ist überhaupt der melancholische Refrain all ihrer Klagelieder, und die stehende Rubrik all ihrer Suppliken an den Präsidenten: „Wir sind arm, sehr arm, macht uns reich, reich wie die weißen Männer es sind.“ Allein Das ist schwer zu machen, weil die Indianer ihre bisherige Lebensweise durchaus nicht aufgeben wollen. Buchanan sagte darum zu ihnen: „Ihr werdet so lange arm sein, als ihr euch blos von der Jagd ernähret; der Weg zum Reichwerden ist das Pflügen der Aecker, die Erlernung der Künste des Grobschmiedes, des Zimmermanns, des Maurers, des Müllers und besonders, daß ihr den unaufhörlichen Kriegen entsagt, die ihr bisher unter einander geführt habt. Ich höre, daß die beiden hier anwesenden Stämme der Pawnees und Poncas Todfeinde sind. Es ist nun mein Wunsch, den mir der große Geist in die Brust gepflanzt hat, daß Ihr nicht länger Feindschaft unter einander hegt, und daß Ihr, zum Zeichen Dessen, einander in meiner Gegenwart die Hände reichet.“ Als ihnen dieser Wunsch des Präsidenten eröffnet worden, stießen die Pawnees und Poncas ihr „Oich, oich,“ „Lowar, lowar“ aus, womit sie ihre Zustimmung an den Tag legen wollten. Damit war Buchanan aber noch nicht zufrieden, er wünschte, daß sie einander die Hände reichten zum Zeichen der Ver=

söhnung; er sagte daher: „Ich wünsche, Euere Hände in meiner Hand zu halten, daß Ihr auch einander die Hände zum Friedensbunde reicht, und daß von nun an ewiger Frieden unter euch herrsche.“ Da traten die Häuptlinge der Pawnees und Poncas vor, schüttelten Buchanan die Hand und reichten einander, wie er begehrt, die Hände. Damit war die Vorstellung beendet, und die Indianer so arm als zuvor. Bedauerungswürdige Söhne der Wildniß, die ihren baldigen, völligen Untergang vor Augen sehen! Langsam und traurig ersteigen sie die Berge des Westens und lesen ihr Schicksal im Untergang der Sonne. Wohl kennen sie das Geheimniß, das sie allein von Armuth befreien und vor dem Untergang bewahren kann: Ackerbau und Civilisation, allein beide sind ihnen ein Greuel. Unlängst war eine Deputation von Indianern vor dem Präsidenten erschienen und hatte im Verlaufe ihrer Mittheilungen geäußert: sie wüßten wohl, daß sie, um dem Hungertod zu entgehen, sich entschließen müßten, Farmer zu werden, allein man solle ihnen nur noch eine kurze Zeit gestatten, ihr freies Leben in der Wildniß zu führen und von Jagd sich zu ernähren — gerade wie Kinder, die, wenn sie sich überzeugt haben, daß der kranke Zahn ausgezogen werden muß, bitten, man möge ihnen wenigstens noch Einen Tag Frist gewähren.

Vor noch nicht langer Zeit hielt der mächtigste Häuptling der Sioux-Indianer, die in 11 Stämmen und etwa 28,000 Köpfe stark in Minnesota und Dakota wohnen, folgende Ansprache an den Präsidenten Grant: „Großer Vater! Tausende von Meilen von hier, wo der Sonne leztes Licht auf die Berge fällt, habe ich mein Volk verlassen, um hierher zu gehen und meinen Vater von Angesicht zu sehen. Wie das Licht uns Alles um uns her deutlich sehen läßt, so wird der große Geist uns so sprechen lassen, daß wir uns verstehen, und daß wir uns

wie Brüder berathen, welche gekommen sind, die Friedenspfeife zu rauchen.

„Vater, ich habe gehört, daß Du groß und gut bist. Höre mich, und leihe Dein Ohr einem Deiner Kinder, das aus dem Wigwam seines Volkes kommt, mit Wahrheit im Herzen und keiner Lüge auf den Lippen.

„Ich habe viele Verträge mit Deinen Commissären abgeschlossen, und sie haben Vieles versprochen, aber niemals ihre Versprechungen gehalten.

„Ich bin nun gekommen, um meinen großen Vater selbst zu sehen, so daß wir uns verstehen und uns Nichts versprechen, was wir nicht zu halten beabsichtigen. Sie haben Dir gesagt, daß ich ein Mörder sei, ich sehe Das aber nicht von dieser Seite an. Großer Vater, Du hast mich aus meinem Lande getrieben, dem einzigen Lande, wo ich meine Kinder großziehen konnte. Sage mir, Vater, könnte irgend ein Lebendiger Dies dulden? Gesezt den Fall: ich käme in Dein Land, würde Deine Häuser niederreißen, Dein Vieh und Deine Habe stehlen, würdest Du Dies, ohne ein Wort zu sagen, dulden? Nein, Vater, Du würdest es nicht, ich weiß Das. Alle Thaten meines Volkes hat der weiße Mann hervorgerufen. Vater, wir sind keine Feiglinge; wir wissen aber, daß Du groß bist und uns mit Deiner Macht unterdrücken kannst. Wir glauben auch, daß Du gut bist, und daß Du uns, Deine Kinder, beschüzen wirst, wenn sie zu Dir kommen und ihr Recht suchen.

„Sie wünschen, daß Du uns hörst und gegen uns handelst, wie ein Vater gegen seine Kinder handeln würde. Laß uns unseren Brüdern die Versicherung heimbringen, daß der große Geist uns zugelächelt hat, und daß der große Vater der Freund der Indianer und ihr Beschüzer ist.“ Und was geschah? Man versprach, Abhilfe und Vorsorge zu treffen, d. h.

man gab den Söhnen der Wildniß einen trügerischen Hofbescheid und entließ sie.

Das ganze Indianergeschlecht eilt mit raschen Schritten dem Untergang entgegen. Noch ein Jahrhundert, und sie existiren nur noch in der Geschichte, und man sieht ihren Kopfputz, ihren Halsschmuck, ihre Pfeifen, ihre Bogen und Pfeile, ihre Wigwams und Canoes nur noch in ethnographischen Sammlungen. Wie der Fisch nur im Wasser existiren und gedeihen kann, so der Wilde nur in der Wildniß. Und so wenig der Dschiggetai (equus hemionus) und das Zebra (equus montanus) sich bändigen und zähmen lassen, so wenig der Indianer — er zieht den Tod dem Verluste der Freiheit vor. Ein Leben ohne Freiheit hat für ihn gar keinen Werth. Es ist ihm ein entsezlicher, unerträglicher Gedanke, in Steinhäusern wohnen, nach den Formen der Convenienz sich benehmen, in eng anliegende Kleider sich einzwängen, in einer Fabrik oder Werkstätte arbeiten, hinter dem Pflug laufen, einer polizeilichen, staatlichen Gewalt sich unterwerfen oder gar in Schulbänken ruhig sizen, stundenlang den Lehrer anhören oder ellenlange Schriften schreiben zu sollen. Lieber verkommt und geht er zu Grund in seiner Wildniß, und dieses Loos ereilt ihn auch entsezlich schnell. Es mag zur Zeit der ersten europäischen Einwanderung auf dem Gebiete, das jezt die Vereinigten Staaten umfaßt, 6 Millionen Indianer gegeben haben, und nunmehr ist ihre Zahl auf 378,577 zusammengeschmolzen! Wer kann, angesichts dieser traurigen Erscheinung, daran zweifeln, daß ihre Tage gezählt sind? Die Colonisten und die Civilisation drängen vorwärts, die Wälder werden gelichtet, die Sümpfe trocken gelegt, die Prärien in üppige Felder verwandelt, die Eisenwege brechen sich Bahn durch die Urwälder, durch Berge und über Abgründe; da flieht zuerst das Wild, auf das der Indianer angewiesen ist, von dessen Fleisch er

sich nährt, mit dessen Fellen er sich kleidet, mit dessen Sehnen er seinen Bogen schußfertig macht, mit dessen Jagd er sich ausschließlich beschäftigt. Und mit dem Wild flieht der Indianer. Aber die blassen Gesichter, die Weißen, rücken immer näher, das Wild stirbt aus und mit ihm der Indianer. Mangel an Wild, Hunger, Blöse, Kälte, Krankheiten, besonders die von den Europäern eingeschleppten ansteckenden Krankheiten, Branntwein, die Kämpfe unter sich und die blauen Bohnen (Kugeln) der Soldaten in den Forts und die schändliche Gewinnsucht und Betrügerei der Agenten des Indian office räumen schrecklich schnell unter den bemitleidenswerthen Indianern auf. Ein gründlicher Kenner amerikanischer Zustände, Löher, sagt: „Wenn die Amerikaner Nichts weiter thun würden, als den Indianern reichlich Whisky zuführen — und das geschieht troz aller Geseze — und die Büffel zu vertilgen; so würde schon Das hinreichend sein, dieselben jährlich zu Tausenden wegsterben zu lassen. Nun kaufen aber überdieß die Weißen Land von den Indianern und geben ihnen dafür Nahrungsmittel, Kleider, Flinten u. s. w., wodurch sich dieselben an neue Bedürfnisse gewöhnen, auf die Weißen sich verlassen und immer träger und ärmer werden. Oft wird auch ein großer Landhandel abgeschlossen, allein die Kaufsumme kommt nur wenigen Häuptlingen zu gut und ist bald durchgebracht. Einige Jahre vergehen in dem neuen, weiter nach Westen gelegenen Gebiete, allein da sizen ihnen die Weißen schon wieder auf dem Nacken und folgen ihnen auf der Ferse, und das alte Spiel wiederholt sich. Immer dünner wird der Zug der Indianer, schon beginnt der Name des Stammes, der sich immer mehr in einzelne hier- und dorthin geschleuderte Familien auflöst, zu verschwimmen. Nach 100 Jahren stehen vielleicht in einem unwirthlichen Thale des Felsengebirges ein paar elende Hütten, angefüllt mit armen,

zitternden Menschen, die sich kaum noch von Jagd, Fischfang und Baumrinde ernähren. Kein Mensch kommt mehr zu ihnen, ein Wanderer, der von ferne vielleicht einmal den Rauch aus ihren Hütten emporsteigen sieht, wird dann bedeutet: das sollen die lezten Sioux sein."

Nur das Christenthum und die in seinem Gefolge sich befindenden Segnungen der ächten, wahren Civilisation könnten die Indianer vor dem Untergang bewahren; denn das Christenthum weckt den schlummernden Geist und erleuchtet ihn durch die Erkenntniß Gottes und seines heiligen Willens. Das Christenthum lehrt die reinsten und erhabensten Begriffe von Gott und Religion, es klärt den Menschen auf über seinen Ursprung, seine Bestimmung, sein Ziel und Ende; es verleiht ihm eine hohe Würde, es entsündigt und heiligt ihn, es verleiht ihm Gnade und Stärke, Muth und Trost. Es veredelt sein Herz, es bricht seinen Stolz, es bändigt seine ungeordneten Triebe, Neigungen und Leidenschaften, insbesondere den Geiz, die Genußsucht und den Haß. Es weist seiner Thätigkeit ein würdiges und fruchtbares Feld an. Es weckt sein schlummerndes Gewissen und gibt ihm in demselben einen unbestechlichen, unparteiischen Richter aller seiner Gedanken, Worte und Werke. Es hebt ihn über das Irdische, Sinnliche und Vergängliche empor, flößt ihm Liebe zur Tugend ein und erfüllt ihn mit Haß und Abscheu vor Allem, was gemein und niederträchtig ist. Es bringt seiner Seele Ruhe und haucht himmlischen Frieden in sein Herz. Es gewöhnt ihn an Fleiß, Nüchternheit, Mäßigkeit und Sparsamkeit. Es bricht sein ungestümes, eigensinniges, selbstsüchtiges Wesen, seinen Troz und seine Willkür. Es macht ihn demüthig, sanftmüthig, geduldig und gehorsam. Es lehrt und ermahnt ihn, um Christi willen, unterthänig zu sein und der weltlichen Obrigkeit zu gehorchen. Es weihet und heiligt das Familienleben und verbreitet in

allen Kreisen, die auf seinem Fundamente ruhen, Bildung, Gesittung und Humanität — kurz, mit Einem Wort: das Christenthum adelt und consolidirt die Gesellschaft; und darum könnten die Indianer nur durch Annahme desselben dem über sie hereinbrechenden Verderben entrinnen.

---

7. Die Neger.

Nachdem durch die unausgesezten Bemühungen der Kirche, der Kirchenväter, Concilien und Päpste, sowie christlicher Fürsten die Sclaverei und der Sclavenhandel im fünfzehnten Jahrhundert in der alten Welt aufgehoben war, wurden beide in der neu entdeckten Welt eingeführt. Ich will möglichst kurz diese traurige Erscheinung dem geneigten Leser vor Augen führen.

In den besonders von den Spaniern gegründeten Colonieen wurden zuerst Indianer zum Feldbau verwendet. Als aber später statt Getreide vorzugsweise Tabak, Indigo, Zuckerrohr und Baumwolle gepflanzt wurden, zeigte es sich, daß der schwächliche Indianer zur Production dieser Artikel nicht stark und ausdauernd genug war. Da verfiel die Habsucht der Europäer, der Colonisten und Speculanten auf den Gedanken, afrikanische Negersclaven in Amerika einzuführen. Ein Neger vermag nämlich viermal so viel zu leisten als ein Indianer. Leider befürwortete der fromme Las Casas, um die Ureinwohner Amerika's zu schonen, diesen Plan, dessen Ausführung aber durch den Cardinal Ximenes, Großkanzler und Reichsverweser vereitelt wurde. Nach dessen Tod gestattete jedoch Karl V., im Jahr 1517, Negersclaven in den Colonieen zu verwenden und Sclavenhandel zu treiben, was demselben nicht absonderlich zur Ehre gereicht. Die Genuesen warfen sich in der Folge auf dieses Handelsgebiet und betrieben den Import dieser lebendigen, afrikanischen Waare auf's Schwunghafteste und Profitabelste, und bald schämte sich kein — Seehandel treibender — Staat mehr, sich auf diesen schmählichen, aber hohen Gewinn bringenden Schacher zu verlegen. Auch die „jungfräuliche" Königin England's, Elisabeth,

erwies sich als eine routinirte Speculantin im Sclavenhandel. Sie schlug den Sclavenhändler John Hawkins zum Ritter. Carl I., König von England, ertheilte 1631 einer Compagnie von Sclavenhändlern Privilegien zur Ausbeutung dieses Handels. 1695 erklärte das Parlament, „der Sclavenhandel ist erlaubt und dem Königreiche sammt den Colonieen nüzlich und vortheilhaft.“ 1708 erklärte das Haus der Gemeinen: „Der Sclavenhandel ist von hoher Bedeutung und soll ganz freigegeben werden.“ 1713 erklärte die englische Königin Anna: sie schäze sich und ihr Volk glücklich, weil sie das Monopol für den Sclavenhandel durch einen Vertrag mit Spanien erhalten habe. Man hat berechnet, daß während 3 Jahrhunderten nicht weniger als 30 Millionen Sclaven nach Amerika geschleppt wurden.

Kaum hatte Rom Kenntniß erlangt von dieser schmuzigen und unchristlichen Speculation, als es kräftig gegen diesen den Christennamen schändenden Handel seine Stimme erhob. Papst Paul III. hat durch einen Erlaß vom 29. Mai 1537, Pius V., durch einen solchen vom 7. und 9. October 1567, Clemens VIII., durch einen solchen vom Jahre 1603, Urban VIII., durch einen solchen vom 22. April 1639 und Benedict XIV. durch einen solchen vom 20. December 1741 den Sclavenhandel als grausam und unerlaubt verworfen und untersagt. Allein Geiz und Habsucht waren mächtiger als Evangelium und päpstliche Schreiben — der Slavenhandel blieb in Flor. In England erhoben sich zuerst die Quäker gegen denselben. Wilhelm Burling, ein Quäker, veröffentlichte 1718 die erste Schrift gegen die Sclaverei. Auf ihn folgte William Penn, der in dem von ihm gegründeten Staate Pennsylvanien die Sclaverei abschaffte. Penn's Beispiele folgten die Quäker in Delaware und in einigen anderen Staaten. Die Quäker schafften aber nicht blos die Sclaverei ab, sondern führten Negerschulen ein, um den Freigelassenen eine menschenwürdige, selbstständige Stellung in der

Gesellschaft zu sichern. Von nun an erhoben sich beredte Stimmen und einflußreiche Männer gegen die Sclaverei und den schmählichen Menschenhandel, so William Wilberforce, William Grenville, William Pitt, Charles James Fox u. A. 1776 sprach sich der Congreß der Vereinigten Staaten gegen die Sclaveneinfuhr und die Sclaverei selbst entschieden aus, ohne jedoch durch einen Beschluß beide aufzuheben; er wollte nämlich diese wichtige Angelegenheit der Entscheidung der einzelnen Staaten überlassen und sich in deren Souveränität keine Eingriffe erlauben. Die nördlichen Staaten schafften anno 1783 die Sclaverei gänzlich ab, in der Hoffnung, die südlichen Staaten würden ihrem Beispiele bald und freiwillig nachfolgen, diese aber folgten demselben, leider, nicht nach. England erließ 1784 ein Gesez, durch welches bei Todesstrafe verboten wurde, einen Sclaven zu tödten, und das als höchstes Maß bei Züchtigung eines Sclaven 30 Peitschenhiebe gestattete. Den ersten Schritt zur factischen Abschaffung der Sclaverei that in Europa zuerst Frankreich, indem es durch Beschluß des Nationalconvents vom 4. Februar 1794 alle Sclaven der französischen Colonieen als frei erklärte. Allein Frankreich vermochte damals, weil in seinem Innern zerspalten und verklüftet und nach außen im Kriege verwickelt, diesem Beschluß nicht den gehörigen Nachdruck zu geben und die nöthige Wirkung zu verschaffen, und Napoleon, der die Erbschaft der französischen Revolution angetreten, schwankte in der Sclavereifrage hin und her, was bei ihm leicht erklärlich war; denn er, der unumschränkt und absolutistisch regierende Kanonen-Kaiser, er, der mit Thronen und Kronen wie mit Karten spielte, er, der kein anderes Recht als das der Bajonnete anerkannte, er, der mit einem Federstrich alte Dynastieen von der Karte strich und ganze Völkerschaften zertrat — wie hätte er für Emancipation der Sclaven in der neuen Welt schwärmen können — er, der die

alte Welt in einen Sclavenstaat verwandelte, über den er, als oberster Despot die Geißel schwang! 1807 wurde endlich die Abolitionsacte im englischen Parlamente nach hartnäckigem Kampfe angenommen, wodurch in allen englischen Besizungen der Sclavenhandel aufgehoben wurde. Mehrere Staaten folgten bald England in Aufhebung des Sclavenhandels nach, so Schweden 1813, Dänemark und die Niederlande 1814, Portugal 1815, Spanien 1815 und 1817, Brasilien 1826, Frankreich 1831, nachdem Ludwig XVIII. schon im Pariser Frieden vom 30. Mai 1814 versprochen hatte, diesen Handel, bezüglich Frankreich's, innerhalb der nächsten 5 Jahre abzuschaffen. Der englische Gesandte Castlereagh befürwortete auf dem Wiener Congreß die Abschaffung des Sclavenhandels und bat die deutschen Fürsten dringend, sich dafür auszusprechen. Man sprach sich allerdings dafür aus, allein der hochwichtige Gegenstand wurde dann, wie gar vieles Andere, auf die lange Bank geschoben. Erst 1840 schlossen die deutschen Mächte: Oesterreich und Preußen, im Vereine mit Rußland, Verträge, durch die sie sich verpflichteten, dem Sclavenhandel entgegenzutreten, und 1845, am 19. Juni, gab selbst der deutsche Bund in der Sclavenfrage ein bescheidenes Lebenszeichen von sich, indem er erklärte: der Negerhandel sei gleich dem See- und Menschenraube zu bestrafen. Es scheint jedoch, daß die, troz ihrer gegentheiligen Versprechungen, den Sclavenhandel schwunghaft forttreibenden Staaten entweder von diesem hochwichtigen Beschluß aus der Eschenheimer Gasse keine Kenntniß erhielten, oder keine Notiz davon nahmen — kurz: Brasilien, Portugal, Frankreich (das allezeit mit der Kugelsprize an der Spize der Civilisation marschirende Metamorphosenreich) und die südlichen Staaten der Union trieben den Negerhandel ganz ungenirt und unbeanstandet fort, gerade wie wenn diese Sache noch nie und nirgends zur Sprache gekommen wäre, und als ob sie sich nie und in

keiner Weise verpflichtet hätten, diesem schändlichen Handel zu entsagen. Erst als die englischen Kreuzer Jagd auf die Sclavenschiffe der Franzosen, Portugiesen und Brasilianer machten, erinnerten sie sich wieder der gegebenen Versprechungen und übernommenen Verpflichtungen, ohne jedoch gänzlich dem Sclavenhandel zu entsagen. Die Schiffe der südlichen Staaten der Union trozten aber den englischen Kreuzern, indem sie sich weigerten, einer Durchsuchung ihrer Räume sich zu unterwerfen. —

Nachdem einmal durch die Abolitionsacte der Sclavenhandel geächtet und gebrandmarkt war, konnte die schließliche Abschaffung der Sclaverei überhaupt nur noch eine Frage der Zeit sein. Für sie trat der edle Wilberforce 1816, und nach ihm und noch mit ihm 1823 Burton vor dem englischen Parlamente in die Schranken. Sie sezten dieselbe zwar nicht durch, bahnten dieselbe aber an und verschafften den Sclaven Erleichterung ihres harten Schicksals; es wurden in den englischen Colonieen wenigstens Schulen gegründet und Pflanzungen für freie Neger angelegt. Bevor die Emancipation der Neger durchgeführt werden konnte, mußte das tief eingewurzelte Vorurtheil bekämpft und vernichtet werden, daß die englischen Colonieen bei Anwendung freier Arbeitskräfte zu Grund gehen würden. Es mußte zuerst den Plantagenbesizern und Sclavenhaltern der unwiderlegbare Nachweis geliefert werden, daß ihre Besizungen und die Production von Reis, Indigo, Baumwolle, Zuckerrohr und Tabak nicht nur Nichts einbüßten, sondern durch die Lohnarbeit noch gewinnen müßten, indem der Kaufpreis der Sclaven sehr theuer sei, die Sclaven selbst sehr oft gewissenlos, treulos und rachsüchtig wären, und darum nicht selten das Weite suchten oder selbst die Plantagen in Brand steckten und überdieß große Kosten für Aufseher und Wächter verursachten. Es hielt übrigens sehr schwer, den ungläubigen und aus allen Kräften gegen die Aufhebung der Sclaverei sich sträubenden Scla=

venhaltern diesen Beweis zu liefern. Allein die Freunde der Sclaven sezten alle Hebel in Bewegung, den einmal gefaßten Plan durchzuführen. Sie hielten Reden, predigten, schrieben, druckten, bildeten Vereine, verbreiteten Pamphlete und bearbeiteten besonders die Parlaments-Mitglieder, um sie für Aufhebung der Sclaverei günstig zu stimmen. Anno 1833 hatten sie über 5000 Bittschriften, die mit über 1,500,000 Unterschriften bedeckt waren und die Aufhebung der Sclaverei verlangten, dem Parlamente vorgelegt, und dieses beschloß denn nach Wunsch der Petenten, welcher Beschluß am 25. August 1833 die königliche Bestätigung erhielt. Und er blieb nicht als todter Buchstabe auf dem Papiere stehen, sondern wurde sogleich in Vollzug gesezt. Die Sclavenhalter wurden für ihren Verlust mit 20 Millionen Pfund Sterling entschädigt. Gewiß eine enorme Summe, besonders wenn man bedenkt, daß England schon im Jahre 1818 den spanischen Sclavenhändlern als Entschädigung für ihre Verluste beim Aufgeben des Sclavenhandels 400,000 Pfund Sterling bezahlte. Vom 1. August 1834 an waren alle Sclavenkinder frei. Die erwachsenen Sclaven mußten eine s. g. Lehrlingszeit abwarten und wurden, wenn sie Haussclaven waren, am 1. August 1838, und wenn sie Feldsclaven waren, am 1. August 1840 frei. Die Feldsclaven aber wurden in Wirklichkeit schon vor dem angegebenen Termine frei, und seitdem ist die Sclaverei in den englischen Colonieen erloschen. In Mexiko wurden die Sclaven mit dem Abfalle von Spanien frei, ebenso in den Freistaaten Südamerika's. In Frankreich wirkten Privatvereine, Schriftsteller und Staatsmänner für denselben Zweck, besonders die Abtissin Javouhey, die Stifterin des Ordens der Schwestern des heiligen Joseph zu Clugny 1819, der Herzog von Broglie, Passy und Lamartine. Auch Gregor XVI. erhob seine väterliche Stimme in einem Erlaß vom 3. December 1839 gegen den Sclavenhandel

und die Sclaverei, indem er alle Christen ermahnte und beschwor, Niemand in die Sclaverei zu führen, keinen Handel mit Sclaven zu treiben und Sclavenhändlern in keiner Weise behilflich zu sein. Insbesondere verbot er den Geistlichen, die Sclaverei zu vertheidigen oder zu rechtfertigen. Gegenwärtig hält in Europa nur noch Spanien an der Sclaverei in seinen überseeischen Besizungen, besonders auf Cuba, fest; doch beschäftigten sich in neuester Zeit die Cortes in Madrid mit dem geeigneten Modus, unter welchem die dortigen Sclaven die Freiheit erhalten sollen. Ein Haupthinderniß für das gänzliche Aufhören der Sclaverei bilden die Neger selbst in Afrika, indem dieselben in stetem Krieg unter einander leben und die Ueberwundenen und Gefangenen als Sclaven verkaufen.

Und welches war der Verlauf der Sclavenemancipation in den Vereinigten Staaten Nordamerika's?

Schon 1775 bestand in Philadelphia eine Gesellschaft, die sich die Aufhebung der Sclaverei zum Ziel gesezt. Ihr Haupt war Benjamin Franklin. Die Mitglieder nannten sich Abolitionisten, von denen sich später die Freesoilers abzweigten. Die Abolitionisten wollten jede weitere Ausbreitung der Sclaverei auf neue Gebiete der Union verhindern und die Sclaven nach und nach emancipiren; die Freesoilers aber wollten die Sclaverei mit Einem Schlag abschaffen. Gegen beide Gesellschaften erhoben sich die südlichen Staaten, und boten die Sclavenhalter Alles auf, um die Sclavenemancipation zu hintertreiben. Diesen schloß sich die Hauptmasse der Know-Nothings an, die geschworene Feinde der Einwanderer und der Katholiken sind, weil die Katholiken und deutsche und irländische Einwanderer von jeher Gegner der Sclaverei waren. Ein Theil der Methodisten, der mächtigsten Confession in den Vereinigten Staaten, stellte sich ebenfalls sowohl den Abolitionisten wie den Freesoilers gegenüber. Auch Puritaner und Presbyterianer

verstärkten die Partei der Sclavenvertheidiger. Das Widerwärtigste bei diesem ekelhaften und im höchsten Grad animirten Kampfe war, daß Bibelstellen an den Haaren herbeigezogen wurden, durch welche die Sclaverei vertheidigt wurde. So der über Cham ausgesprochene Fluch I Moses IX, 25: „Verflucht sei Chanaan, ein Knecht der Knechte seie er seinen Brüdern!" und die Stelle III Mos. XXV, 44—46: „Willst du leibeigene Knechte und Mägde haben, so sollst du sie kaufen von den Heiden, die um euch her sind, von den Gästen, die Fremdlinge unter euch sind, und ihr sollt sie besizen und euere Kinder nach euch zum Eigenthum für und für, die sollt ihr leibeigene Knechte sein lassen." Die Antisclaverei-Vereine hatten es durch ihre Bemühung anno 1819 schon so weit gebracht, daß der Congreß den Beschluß faßte, es dürfte die Sclaverei nördlich vom 36° Breitegrade 30′ nicht geduldet werden. Als aber Missouri 1821 unter die Vereinigten Staaten aufgenommen wurde, gestattete man demselben inconsequenter Weise die Beibehaltung der Sclaverei. Ja 1854 wurde die weise Einschränkung der Sclaverei auf die südlichen Staaten bis zum 36° 30′ vom Congreß wieder zurückgenommen, nachdem derselbe schon 1851 die schmähliche fugitive-slave-bill genehmigt hatte, kraft deren entflohene Sclaven an ihre rechtmäßigen Herren ausgeliefert werden mußten.

Ein anderes, hohes Verdienst der Abolitionisten besteht darin, daß sie die Errichtung des Freistaates Liberia in Afrika, ein Werk der amerikanischen Colonisationsgesellschaft, begünstigten und unterstüzten. Der Staat Kentucky hat mehrere Tausend freigelassene Sclaven dorthin befördert; auch Maryland und Virginien, nebst anderen Staaten, haben große Summen zur Uebersiedlung von Negern nach Liberia gespendet.

1833 hat Louisiana das Verbot der Sclaveneinfuhr zurückgenommen, und 1837 wurde in Missouri das Gesez erlassen,

daß Derjenige, der einen Sclaven schreiben lehrt, selbst als Sclave verkauft werden soll! Es bestand in allen Sclavenstaaten, die vorherrschend akatholische Pflanzer hatten, das wahrhaft cannibalische Gesez, das Allen und einem Jeden verbot, einen Sclaven lesen und schreiben zu lehren, wobei als Grund angegeben war, daß Lesen und Schreiben die Sclaven unzufrieden mache. Wenn ein Neger, troz dieses Gesezes es wagte, einem Sclaven Unterricht zu ertheilen, so wurde er in Nordcarolina mit 39 Peitschenhieben gezüchtigt; war der Unterrichtende ein Weißer, so wurde er mit 200 Dollars gestraft. In Georgien wurde dieses Verbrechen mit 500 Dollars nebst Gefängnißstrafe geahndet. Ja, ein Notar, der Sclave war und seine eigenen Kinder unterrichtete, wurde deßwegen gestraft. In Virginien war jede Versammlung von Sclaven, die den Zweck hatte, gemeinnüzige Kenntnisse zu verbreiten, geseztlich verboten, und wurden Alle, welche diesem Verbote zuwider handelten, hart gestraft. Auch den Missionären war es verboten, die Sclaven in der Religion zu unterrichten. In denjenigen Staaten, die ehedem Colonieen katholischer Länder waren, wurden die Sclaven milder und menschenfreundlicher behandelt als in jenen, die von protestantischen gegründet wurden. Der Abolitionist Omsted sagte in seinem Buche „a journey in the seaboard slave states" folgendermaßen: „In denjenigen Staaten, welche ehemals Colonieen katholischer Mächte waren, z. B. in Louisiana, sind die Schwarzen weit besser daran, als z. B. in Virginien oder gar in Carolina oder in Alabama. In Louisiana sind die Sclaven intelligenter und werden freundlicher behandelt und verheirathen sich auch öfter mit den Weißen. In den protestantischen dagegen ist es gesezlich verboten, einen Neger lesen oder schreiben zu lehren, und der Zuwiderhandelnde wird mit wenigstens 30 Dollars gestraft." Er bemerkt auch ausdrücklich,

daß in den katholischen Kirchen weiße und schwarze Andächtige ohne allen Unterschied untereinander knieten und beteten.

Im Jahre 1833 hielten die Abolitionisten ihre erste größere Versammlung zu Philadelphia, die von 10 Staaten beschickt war, und 1840 bildete sich der „American und Foreign Antislavery-Verein, der seine Sache mit Energie in die Hand nahm und auch auf den Congreß einzuwirken suchte. Die Gegenwirkung blieb jedoch nicht aus; denn in demselben Jahre sezte die legislative Versammlung von Ohio 2 Beschlüsse durch, inhaltlich deren die Sclaverei als eine zu Recht bestehende Institution der Vereinigten Staaten erklärt und die Einmischung der Abolitionisten des Nordens in die inneren Angelegenheiten der südlichen Staaten als unbefugt und höchst verbrecherisch bezeichnet wurde.

Da der Präsident van Buren im Jahre 1837 in seiner Botschaft an den Congreß erklärt hatte, daß die Abschaffung der Sclaverei in denjenigen Staaten, in welchen sie noch bestände, unstatthaft seie, und 1839 im Repräsentantenhaus der Beschluß durchgesezt war, keinerlei Petitionen in Bezug auf die Sclavenangelegenheit mehr in der laufenden Sizungsperiode anzunehmen; erklärte der American Foreign Antislavery-Verein 1844 die Bundesacte selbst für einen unsittlichen Vertrag und die Bildung einer freien Nordrepublik auf friedlichem Wege für eine Nothwendigkeit. Diese Erklärung rief eine heftige Gährung in allen Staaten, besonders in New-York, hervor, die durch Agitationen und Geldmittel der Sclavenhändler und Sclavenhalter bis zu einem gefährlichen Grade gesteigert wurde. Auch in denjenigen Staaten nämlich, in denen es längst keine Sclaven mehr gab, herrschte eine souveräne Verachtung aller Nigger, und wollten die ruhigen, vernünftigen Bürger und die ächten Patrioten nicht um den Preis der Vernichtung der Constitution und der Sprengung der Union die Emanci-

pation der Sclaven durchgesezt wissen. Die Partei der Secessionisten hatte aber schon längst gedroht, daß sie, sofern die Sclavenfrage gegen ihr Interesse vom Congreß entschieden werden sollte, aus der Union austreten würden. Präsident Buchanan suchte nun einen Mittelweg zwischen beiden Parteien, den Abolitionisten und Secessionisten, einzuschlagen, indem er bei seinem Amtsantritt 1857 erklärte: man dürfe die Sclaverei weder sanctioniren noch ausschließen, vielmehr sei dem Volk die nöthige Freiheit zu lassen, seine Institutionen in diesem Punkte zu regeln, was jedoch eine halbe und darum falsche Maßregel war; denn durch seine Erklärung befriedigte er weder die eine, noch die andere der streitenden Parteien, und noch viel weniger führte er eine Versöhnung derselben herbei, es entstand vielmehr jezt eine neue, die der Unionisten, die seine Erklärung als ihr Programm auf die Fahne schrieben. Die Unionisten wollten die Union unter allen Umständen erhalten sehen, und darum die Sclavenfrage jedem einzelnen Staate zur Entscheidung überlassen. So wogte denn der Kampf unentschieden hin und her, bis Abraham Lincoln 1861 Präsident wurde. Die Wahlschlacht selbst war eine sehr heiße, erbitterte und an vielen Orten selbst eine blutige, denn alle Parteien rangen, unter Aufbietung aller Mittel, darnach, die Oberhand zu gewinnen und einen ihrer Parteigenossen auf den Präsidentenstuhl zu bringen; alle Parteien fühlten nämlich wohl, daß die Sclavenfrage nicht mehr zu vertagen war, sondern auf irgend eine Weise zur Entscheidung kommen müßte. Nur ahnten dabei die Wenigsten, daß sie auf so entsezliche, blutige Weise werde entschieden werden. Alle anderen Fragen, die politischen, legislativen, finanziellen, nationalen 2c. wurden durch diese Eine, durch diese Lebensfrage, in den Hintergrund gedrängt, es gipfelten alle in dieser Einen: soll die Sclaverei fortbestehen oder um jeden Preis abgeschafft werden, und, eventuell: soll die Union

aufgelöst oder erhalten werden? Was Wunder, wenn alle Parteien an der Wahlschlacht sich betheiligten und um den Sieg rangen! Die südlichen Sclavenstaaten, die entschlossen waren, aus der Union auszutreten, wenn sie bei der Wahl unterliegen sollten, stellten Brekinridge als ihren Candidaten auf. Er erhielt 812,500 Stimmen. Die Mittelstaaten, d. h. derjenigen Staaten, die ebenfalls Sclaven hatten, aber an der Beibehaltung der Sclaverei nicht so hartnäckig festhielten wie die südlichen Staaten, und die zwischen Lossagung oder Festhalten an der Union hin- und herschwankten, sofern sie bei der Wahl unterliegen sollten, stellten Bell als ihren Candidaten auf. Er erhielt 735,504 Stimmen. Die Bewohner der nördlichen Staaten, in welchen es keine Sclaven gab, waren in 2 Lager getheilt, die Einen wollten den Sclavenstaaten jedes Zugeständniß machen, sofern dieselben nur nicht aus der Union austreten wollten, und diese stellten Douglas als ihren Candidaten auf. Er erhielt 1,276,780 Stimmen. Die Anderen endlich waren ebenfalls entschieden gegen die Sprengung der Union, aber ebenso entschieden für unbedingte Aufhebung der Sclaverei. Sie stellten Lincoln als ihren Candidaten auf. Er erhielt 1,858,200 Stimmen und war somit Präsident der Vereinigten Staaten. Wäre nun Abraham Lincoln sogleich an's Ruder gekommen, so hätte höchst wahrscheinlich der unselige Krieg vermieden werden können, oder derselbe hätte doch keinen Falls solche Dimensionen angenommen, in denen er später auftrat und geführt wurde; allein die Zeit seines Dienstantrittes, nach der Wahl von 1860, war erst der 5. März 1861. Und diese Zeit benützten die Sclavenstaaten bestmöglich, um ihren Austritt aus der Union vorzubereiten und sich auf den Krieg, der nach ihrer richtigen Ansicht in Folge desselben höchst wahrscheinlich ausbrechen würde, zu rüsten. Und hierbei ließ sich, leider, der schwache Präsident Buchanan als willfähriges, und zweifelsohne

auch käufliches, Werkzeug gebrauchen; denn mit seinem Wissen und Willen, unter seinen Augen und unter seinem Schuze, organisirten sich die Südstaaten, machten umfassende Kriegsrüstungen und verwendeten dazu bedeutende Summen von Unionsgeldern. Sie besaßen eine große Stüze an einflußreichen Mitgliedern des Congresses, sie beherrschten das Cabinet des ihnen gewogenen und ergebenen Buchanan, beeinflußten die Häupter geheimer Gesellschaften und erkauften oder bestachen die „Ritter des goldenen Zirkels“, eines sehr mächtigen, über die ganze Union verbreiteten Ordens, à la Freimaurer. Auch der damalige Kriegssecretär Floyd leistete ihren Rüstungen bedeutenden Vorschub, indem er massenhaftes Kriegsmaterial im Süden anhäufen ließ und die ohnehin wenigen Truppen der Union derart dislocirte, daß sie weder angreifen, noch sich wirksam vertheidigen konnten. Im Hinblick auf diese Vorbereitungen und auf ihre mächtigen Gönner, Freunde und Helfershelfer, und des günstigen Erfolges gewiß, sagten sich nunmehr die Süd- und Mittelstaaten in nachbenannter Reihenfolge von der Union los: Süd-Carolina am 10. December 1860, Mississippi am 8. Januar 1861, Florida am 10., Alabama am 11., Georgia am 19., Louisiana am 26. Januar und Texas am 1. Februar 1861. Diesen folgten bald die nachbenannten Staaten: Virginien (mit Ausnahme West-Virginien's) am 2. April, Arcansas am 6. Mai, Nord-Carolina am 20. Mai und Tenessee am 8. Juni 1861.

In Washington, der Bundeshauptstadt und dem Size der Regierung, wo die Sclaverei ebenfalls noch bestand, war ein großer Theil der Bevölkerung gegen die Emancipation, zählte also zur Partei der südlichen Staaten. Es wurde, als die Zeit der Uebernahme der Präsidentschaft durch Abraham Lincoln näher rückte, eine Verschwörung gegen ihn angezettelt, deren Mitglieder sich verpflichtet hatten, den erwählten Präsidenten auf seiner Reise nach Washington in Baltimore zu ergreifen

und ihn entweder kalt zu machen oder festzuhalten. Dieser Plan wurde aber dadurch vereitelt, daß Lincoln seine Reiseroute änderte. Der neue Präsident mußte unter den verzweifeltsten Umständen sein Amt antreten. Die Staatskasse war leer, die Union gesprengt, das Heer klein und demoralisirt, die Officiere unzuverlässig, die Beamten corrumpirt, Alles aus Rand und Band, und Verrätherei lauerte an allen Ecken und Enden. Da that große Vorsicht, Geistesgegenwart, staatsmännische Klugheit, Energie und eine sichere, feste Hand noth. Und das Alles besaß Lincoln, so wenig man es auch dem ehemaligen Bootsmann, Ladendiener und Feldmesser hätte zutrauen sollen. Zum Staatssecretär wählte er Seward, zum Finanzsecretär Chase, zum Kriegssecretär Cameron, und nach kurzer Zeit Stanton und zum Marinesecretär Welles. Zum größten Glücke blieb der damalige Oberbefehlshaber General Winfield Scott der Unionspartei unerschütterlich treu.

Die kriegerische Action begann am 12. April 1861, indem die secessionistischen Truppen das Fort Sumter bei Charleston in Süd-Carolina, das von einer kleinen unionistischen Besazung unter Major Anderson vertheidigt wurde, beschossen und nach achtundvierzigstündigem Bombardement einnahmen. Dieses Bombardement rüttelte ganz Nord-Amerika aus schweren Träumen auf und ließ Jeden erkennen, daß sich der Boden der Union in einen Vulkan verwandelt habe. Lincoln rief am 15. April 75,000 Mann Freiwillige unter die Waffen, in der Hoffnung, damit die Südstaaten überwältigen zu können. Er täuschte sich sehr; denn am 21. Juli gewannen die südstaatlichen Truppen die Schlacht von Bull-Run in Virginien. Die nordstaatlichen errangen blos in Missouri einige Vortheile über die südstaatlichen. Bis zum Jahresschlusse fand keine entscheidende Schlacht statt, wohl aber fehlte es nicht an Gefechten, Plänkeleien, Ueberfällen und Raubzügen. Im Früh-

jahre 1862 wurden die Secessionisten aus Missouri vertrieben, ein Theil Virginien's, fast ganz Kentucky und Tennesee wurden von den Unionstruppen besezt, die Forts Henry und Donelson erobert und New-Orleans und Norfolk in Virginien genommen. Der unionistische General Mac-Clellan marschirte auf Richmond in Virginien, der Hauptstadt der Secessionisten, um sie zu überrumpeln, allein er wurde zurückgeschlagen. Die Conföderirten (wie man auch die Südstaatlichen nannte) rückten den Unionstruppen nach, kämpften mit denselben während 15 Tagen, drängten sie über den Rapidan und verfolgten sie bis in die Nähe von Washington. In der Schlacht von Antiedam, am 17. September 1862, wurden sie jedoch überwunden und mußten sich auf das rechte Ufer des Potomak zurückziehen. Während des Winters 1862 auf 1863 und des Frühjahres 1863 wogte der Kampf hin und her, bald siegte die eine, bald die andere Armee, bis die Unionisten im Juli große Vortheile über die Conföderirten errangen und mehrere Schlachten gewannen. Allein es gebrach jezt beiden Theilen an Soldaten, um den Kampf mit Energie fortsezen zu können. Lincoln schrieb daher eine neue Aushebung von Mannschaft aus, bot Freiwillige auf und ließ Sclaven einkleiden und schwarze Regimenter errichten. Jefferson Davis, der Präsident der Conföderirten, hatte schon früher alle Waffenfähigen vom 18.—45. Lebensjahre ausheben lassen, weßwegen die Armee der Südstaaten derjenigen der Nordstaaten sehr oft numerisch überlegen war.

Nachdem beide Armeen sich verstärkt hatten, ging das Schlachten von Neuem an. Es wurden unter Anführung der Conföderirten durch die Generale Jackson und Lee, und der Unionstruppen unter den Generalen Buttler, Hooker, Rosenkranz, Meade und Grant viele Schlachten geschlagen, die oft tagelang währten und entsezlich blutig waren, so bei Frederiksburg, Murfreesboro, Gettysburg, Orange-Court-House und

Gordensville, bis endlich 1864 Shermann siegreich durch Georgien, Süd- und Nord-Carolina zog, und Grant 1865 Petersburg und Richmond mit stürmender Hand nahm, worauf sodann, nach völliger Besiegung und Unterwerfung der Südstaaten, Frieden geschlossen wurde. Ein furchtbarer, blutiger und grausamer Bürgerkrieg, der bis zu völliger Erschöpfung an Geld und Mannschaft geführt wurde! Die Conföderirten und Unionisten hatten 3,000,000 Menschen unter die Waffen gerufen, 1,000,000 wurde getödtet oder kampfunfähig gemacht. 6000 Millionen Dollars hat der Krieg gekostet, ungerechnet all den Schaden, der während seiner vierjährigen Dauer verursacht wurde durch Einäscherung zahlloser Häuser, Dörfer und Städte, durch Stockung der Geschäfte, durch unzählige Fallimente, durch Benachtheiligung des Handels und Verkehrs, durch Verluste an Werthpapieren aller Art, durch Contrahirung von Schulden, für die enorme Zinsen bezahlt werden mußten, durch Ruinirung Tausender von Familien, die ihr Haupt und ihre Ernährer verloren, und durch die bodenlose Unsittlichkeit und heillose Verwilderung, die stets das Angebinde des Krieges sind. Wäre es denn nicht viel vernünftiger und klüger gewesen, die Emancipation der Sclaven auf gütlichem und friedlichem Wege zu bewerkstelligen, als diesen Knoten mit dem Schwerte entzwei zu hauen? Hätte man lieber einige Gallonen Tinte verschrieben, um endlich mit der Feder doch zum Ziel zu kommen, als 4 Jahre lang Ströme Bluts zu vergießen! Hätte man nicht eher die ganze Angelegenheit einer Versammlung von Männern, die als Patrioten von der ganzen Union anerkannt waren und allgemeines Vertrauen genossen, und die von allen Staaten in geringer Zahl zu wählen gewesen wären, zur Berathung und Beschlußfassung vorlegen sollen, unter der ausdrücklichen Cautel und Bürgschaft, daß Alle dem Beschluß dieser Vertrauensmänner sich unterwerfen müßten, als daß man das Schicksal von

2 Millionen Menschen durch Kanonen und Bajonnete entscheiden ließ? Wäre es nicht ehrlicher, würdiger, gerechter und billiger gewesen, die Sclavenhändler, wie England ehedem gethan, zu entschädigen, als 6000 Millionen für Kriegskosten und zu Anrichtung unsäglichen Elendes zu vergeuden? Es war ein schreiendes Unrecht, das die gewaltthätige Emancipation den Sclavenhaltern zugefügt, indem ihnen durch dieselbe ein ungeheuerer finanzieller Schaden erwuchs. Die südlichen Staaten, in welchen Plantagenbau stattfand, hatten eine weiße Bevölkerung von 6,222,318 Seelen, unter denen es 347,525 Sclavenhalter gab. Rechnen wir nun auf jeden Sclavenhalter durchschnittlich 7 Sclaven, und den Sclaven durchschnittlich zum Preise von 500 Dollars, so repräsentirt das eine Summe von 1,216,337,500 Dollars, gewiß ein ungeheueres Vermögen, das in dieser schwarzen Menschenwaare angelegt war. Sollten nun die Sclavenhalter durch einen Machtspruch des Congresses, auf Einen Streich und ohne Heller Entschädigung dieses ungeheueren Vermögens verlustig werden?! Ohne Negerarbeit können aber ferner die meisten Plantagen des Südens nicht umgetrieben werden, weil nur der Neger jenem mörderischen Clima zu trozen und die beschwerliche Arbeit, besonders in den sumpfigen Reisfeldern, zu leisten im Stande ist. Im freien Zustand arbeitet der Neger aber bekanntlich nur so viel, als absolut nothwendig ist, um sich so viel zu verdienen, daß er von der Hand zum Mund leben kann. Mit Aufhebung der Sclaverei wurden also viele Plantagen ruinirt und viele litten große Noth wegen mangelnder Arbeitskraft. Eine urplözliche, unvorbereitete Emancipation, wie dieselbe während des Krieges vom Präsidenten Lincoln am 1. Januar 1863 proclamirt wurde, konnte also für eine große Zahl von Bürgern sowie für Production, Ackerbau und Steuerkraft nur unheilvoll sein. Eine Emancipation ohne Uebergang und Vermittlung, ein salto mortale von ohn-

mächtiger Knechtschaft in die Freiheit, von willenloser Abhängigkeit in den Stand unbeschränkter Selbstbestimmung war aber auch den Negern vielseitig verderblich, da sie von der erlangten persönlichen, socialen und politischen Freiheit nicht den rechten Gebrauch zu machen wußten, und da bei ihnen von Selbstbestimmung zu einem heilsamen Zwecke anfänglich gar keine Rede sein konnte. Sie faßten die proclamirte Freiheit auf als Freiheit von der Arbeit, als gleichbedeutend mit Willkür und Ungebundenheit, als gesezlich ausgesprochenen Wechsel des Verhältnisses zwischen Herrn und Sclaven, als seien nämlich sie nunmehr die Herren und ihre bisherigen Herren ihre Sclaven geworden. An vielen Orten stunden sie daher auf und übten entsezliche Gewalt- und Gräuelthaten aus an den Sclavenhaltern und an deren Eigenthum. Andere liefen schaarenweis davon und planlos umher und erhielten sich durch Diebstahl und Raub. Andere waren, plözlich entlassen, dem bittersten Hunger und Mangel Preis gegeben. Andere wanderten in die nördlichen Staaten, begaben sich in das Lager der Unionsarmee und waren dort lästige und kostspielige Gäste. Viele ließen sich anwerben und dienten als Kanonenfutter.

Ich bin weit entfernt, die Sclaverei rechtfertigen zu wollen, denn dieselbe ist, vom Standpunkte der Religion, des Christenthums, des Rechtes, der Philosophie und der Geschichte betrachtet, durchaus verwerflich; aber die Art und Weise der amerikanischen Emancipation der Sclaven kann ich unbedingt nicht rechtfertigen. Freilich trifft die Sclavenhändler, Sclavenhalter und Sclavenzüchter der größte Theil der Schuld, daß sich die Emancipation in solcher für sie selbst so verderblichen Weise vollzogen hat und sich fast so vollziehen mußte; denn jahrelang blieben sie blind und unzugänglich für jede Maßregel, welche die Emancipation hätte vorbereiten und ohne schwere Geburtswehen stufenweise vollziehen lassen können. Taub und verstockt wiesen

sie jeden Rath, jeden Vorschlag, jede Drohung zurück, klammerten sich an ihren Geldsack und ihr Interesse und appellirten an die rohe Gewalt und die bewaffnete Widersezlichkeit. Und schrecklich mußten sie dafür büßen. Besonders für die Sclavenzüchter war die gewaltsame Emancipation der Neger eine gerechte Strafe, denn das religiöse Denken und das sittliche Gefühl, Menschen- und Christenwürde entsezen sich ob der himmelschreienden Versündigungen, welche sich dieselben, besonders an Sclavinen, zu Schulden kommen ließen, und ob der bestialischen, raffinirtesten Verruchtheit, mit der sie die Zahl ihrer Sclaven vermehrten und dadurch ihren Reichthum vergrößerten. Meine Feder sträubt sich, näher darauf einzugehen, und muß daher die bloße Andeutung genügen.

Sonst aber ist die Behandlung der Sclaven vielseitig, besonders von den Ramanschriftstellern, übertrieben worden. Es lag ja schon im Interesse der Sclavenhalter, dieselben gut zu nähren und wenigstens nothdürftig zu kleiden, weil dieselben im umgekehrten Falle ihre Arbeit nicht hätten verrichten können und elend hätten dahinsiechen müssen. Weil der Sclavenbesizer in den Negern ein großes Capital angelegt hatte, mußte er durch menschliche Behandlung derselben dafür sorgen, daß dieses Capital ihm reichliche Zinsen abwerfe; das war aber nur dadurch zu erreichen, daß der Sclave so gehalten wurde, daß er schwer und viele Jahre arbeiten konnte. Arbeiten und alt werden konnte er aber nur bei hinreichender Kost und vernünftiger Behandlung. Es gab viele Sclavenhalter, die solchen Negern, die sich Jahre lang gut aufgeführt und treu und ehrlich gedient hatten, die Freiheit schenkten und ihnen noch zur Gründung einer Existenz behilflich waren. Viele jedoch nahmen das Geschenk der Freiheit gar nicht an und baten ihre Herren, bei ihnen bis an ihr Lebensende bleiben zu dürfen. Selbst bei der gewaltthätigen Emancipation kamen solche Fälle nicht

selten vor. Viele Herren schenkten ihren Sclaven testamentarisch die Freiheit, so der große Washington. Manche ertheilten ihnen selbst Unterricht, namentlich Religionsunterricht, gewöhnten sie an ein sittliches Leben und erzogen sie zu anständigen, gewissenhaften, christlichen Menschen. Und wahrhaft rührend ist's, mit welcher Liebe solche Neger an dem Massa[1]) Jesus, und mit welcher Treue sie an der Familie ihres Herrn hingen. Diese Treue und Anhänglichkeit ging oft so weit, daß sie ihr Leben auf's Spiel sezten, ja ihr Leben hingaben für ihren Herrn, ihre Herrin oder deren Kinder. Im Allgemeinen freilich war ihr Loos sehr traurig und beklagenswerth, und am traurigsten war es dann, wenn die Sclaven von ihrem Herrn auf längere oder kürzere Zeit verpachtet wurden, oder wenn sie entflohen, eingefangen und wieder zurückgebracht wurden.

Es dürfte hier der Ort sein, Einiges über die Anlagen und den Charakter der Neger mitzutheilen. Ich unterlasse es, das Aeußere des Negers zu beschreiben; denn jedermänniglich ist die Hautfarbe, das krause Wollenhaar, die vorstehenden Backenknochen und das Gebiß des Negers wohl bekannt. Ich erwähne nur, daß der Neger in der Regel eine riesige Körperkraft und gigantischen Knochenbau besizt. Seine Faust ist eine zentnerschwere, vernichtende, zermalmende Keule. Die Negerin wird in vorgerückten Jahren enorm corpulent und aalfett. Die Haut des Negers gibt einen ekelhaften, penetranten Geruch von sich, der die Nase höchst unangenehm berührt.

An geistiger Befähigung überragt der Neger weit den Indianer. Er ist durchaus intelligent und bildungsfähig. Sein Gedächtniß ist treu und seine Phantasie sehr lebhaft. Einmal geistig angeregt, ist er sehr wissensdurstig und lernbegierig. Körperlich aber ist er faul und träg und liebt sehr die Ruhe.

---

1) Massa heißt Herr.

Er ist sehr lüstern, genußsüchtig, gefräßig und unersättlich. Er liebt leidenschaftlich das geistige Getränk und den Tabak. Es ist unmöglich, in einem Eisenbahnwagen neben einem rauchenden Nigger zu sizen; denn so schnell und wolkenreich qualmt er seine Cigarre. In geschlechtlicher Beziehung ist er im höchsten Grade zügellos. Er ist sehr schlau und verschlagen, heuchlerisch und lügenhaft, er leugnet, selbst auf frischer That ertappt, Alles, wie man zu sagen pflegt, „vom Stumpen“ weg, wobei es ihm zu gut kommt, daß er wegen seiner schwarzen Hautfarbe nicht schamroth werden kann. Er ist, gereizt und beleidigt, sehr gewaltthätig, roh, brutal und rachesüchtig. Als Soldat ist er ungestüm im Angriff, kaltblütig in der Gefahr und tapfer im Kampf, sofern der Offizier ihm mit gutem Beispiel vorangeht. Während des vierjährigen Krieges kämpften nicht weniger als 150,000 Neger in beiden Armeen, und sollen dieselben sich nicht mit weniger Bravour geschlagen haben als die weißen Soldaten. Er ist sehr diebisch und raubgierig, geht gern mit dem Messer und dem Gewehre um und tödtet kaltblütig seinen Feind. Ich sah in dem großen Staatsgefängnisse unverhältnißmäßig viele Neger, die wegen Diebstahl, Raub, Mord und Nothzucht verurtheilt worden waren. Er besizt eine kindische, kleinliche Eitelkeit, weßwegen er sich in schreiende Farben kleidet und mit bunten Lappen behängt. Die Negerin liebt leidenschaftlich Puz und Flitter und kann sich kaum an ihrem Anblick sättigen, wenn sie, ihre Schönheit bewundernd, vor einem Spiegel steht. Wer mag ihr's auch verübeln, wenn sie wenigstens sich selbst für schön, anmuthig und reizend hält, da die Welt doch einmal für ihre Schönheit keinen Sinn und Geschmack hat. Musikalisches Gehör scheint der Neger nicht zu haben, denn ich hörte Negermusik, deren gegenüber eine ächte Kazenmusik wahre Symphonie ist. Das des Negers Bild, und Niemand wird darüber staunen, daß es ziemlich häßlich ist,

wenn er bedenkt, in welch unwürdigem Verhältniß derselbe seit Jahrhunderten lebte, wie er verachtet, mißhandelt, unterdrückt und zertreten ward! Wie er absichtlich in Unwissenheit und Geistesnacht gefangen gehalten und viehisch mißbraucht wurde! Wie er von der Mutterbrust hinweggerissen, verkauft und verpachtet wurde, und daß nie ein edleres, höheres Bewußtsein und Gefühl in ihm geweckt oder genährt wurde, daß nie das heilige, sittigende Band der Familie ihn umschlang, daß er außer dem Bereich der bildenden und erziehenden Thätigkeit der Schule und der Kirche stand, daß er keinen Anspruch machen durfte auf Menschenrechte und Menschenwürde. Wäre es denn da zu verwundern gewesen, wenn er noch tiefer gesunken, wenn er zum Thier geworden wäre! Aber, nachdem er nun einmal emancipirt ist, wird es mehrerer Menschenalter bedürfen, um ihn auf die gleiche Stufe der Bildung und Gesittung zu heben, auf der seine weißen Mitbrüder stehen. Der Anfang damit ist gemacht, indem jezt überall Schulen für Negerkinder errichtet werden, und die Kirche nicht mehr gehindert ist, den Neger der Segnungen des Christenthums theilhaftig zu machen.

Nachdem die rebellischen Staaten reconstruirt, d. h. in die Union wieder aufgenommen sind, und das XV. Amandement zur Constitution angenommen ist, steht der Neger in staatsbürgerlicher Beziehung jedem Unionsbürger ganz gleich. Das XV. Amandement, das der Congreß, der Senat und alle Staaten genehmiget haben, und das vom Präsidenten Grant sanctionirt wurde, bestimmt nämlich, daß die Neger nicht blos Stimmfähigkeit, sondern auch Wählbarkeit zu allen Aemtern besizen. Es bestimmt ferner, und zwar unter Androhung schwerer Strafen, daß kein Neger an Ausübung seines Stimmrechtes gehindert, oder daß er aus politischen Gründen um Arbeit und Verdienst gebracht werden darf. Anno 1870 beschloß der Senat

mit 48 gegen 8 Stimmen, daß der vom Staat Mississippi gewählte Senator Revels in den Senat zu Washington aufgenommen werde. Ich will weder jenes Amandement, noch diesen Beschluß verurtheilen, sondern beide unter dem Gesichtspunkte auffassen und beurtheilen, daß sie den Negern dadurch eine glänzende Satisfaction sein mögen für Jahrhunderte lang erlittene Knechtschaft, Unterdrückung und Schmach, aber ebenso freimüthig und unparteiisch muß ich das Urtheil fällen, daß man, seitdem die Union besteht, auf's Ungerechteste, Gehässigste und Parteisüchtigste alle Deutschen von öffentlichen Aemtern, aus dem Congreß und Senate fern hielt. Schurz, ein geborener Deutscher, ist der Erste, der 1870 Senator wurde. Und eine noch weit größere Rücksichtslosigkeit, Intoleranz, und Versündigung am Geist und Buchstaben der Constitution ist's, daß man bisher, und daß auch das Staatsoberhaupt, Präsident Grant, die Katholiken absichtlich, willkürlich und in gehässigster Weise von Aemtern fern hält, blos weil sie Katholiken sind. Man spricht mit Bestimmtheit davon, daß neulich (1870) einem Katholiken, Namens Murphy, die Stelle als Hafen-Collector in New-York versprochen worden sei, daß aber der Präsident Grant, sobald er in Erfahrung gebracht, daß Murphy Katholik sei, die Ernennung rückgängig gemacht habe. Borie war Marinesecretär, als aber Grant erfuhr, daß er Katholik sei, forderte er dessen Resignation. Zum Richter der Supreme-Court (oberster Gerichtshof in Washington) ernannte er einen Fanatiker und Katholikenfresser, Namens Strong. Wer erinnert sich da nicht an den Generalstaatsanwalt K. in Mannheim? Es scheint, daß sich Grant für alle seine Mißgriffe in der Regierung die Generalabsolution dadurch sichern will, daß er sich als Gegner der verhaßten Katholiken zeigt und das Protectorat aller Fanatiker übernimmt. Möglich auch, daß er sich durch solch unwürdiges, verächtliches und verwerfliches Gebahren

gegen die Katholiken die Wiederwahl pro 1872 sichern will. — Uebrigens sucht man in den Beamtenkatalogen von Preußen und Baden unter der Rubrik der höchsten Staatsbeamten ebenfalls vergeblich katholische Namen.

Der Haß der nativistischen Know-Nothings geht sogar so weit, daß sie beabsichtigen, den Protestantismus zur Staatsreligion zu erheben, den Fremden das Bürgerrecht zu entziehen und die Katholiken zu ächten. Schon vor Jahren empfahl solch ein fanatischer Know-Nothing, mit Namen W. Crawford, in einem amtlichen Bericht, eheliche Verbindungen der Yankees mit Indianern, „weil diese Vermischung der Ehre seiner Nation eher entspreche, als die Aufnahme von Flüchtlingen aus der alten Welt, einerlei ob sie wegen ihren Verbrechen oder wegen ihren Tugenden flüchtig geworden.“ Welch ein Fanatismus, welche Intoleranz!

Ich halte es, um wieder von den Negern zu reden, wenn nicht gerade für gefahrdrohend, so doch für sehr unklug und bedenklich, einer Klasse von Menschen, die nach Millionen zählt, an Bildung und Gesittung noch sehr tief steht, der die Staats- und Gemeindeverwaltung ein spanisches Dorf ist, die der Ueberredung und Bestechung sehr zugänglich ist, solch ein Geschenk zu machen! — Wahrhaftig, ein gefährliches Geschenk für beide Theile, für Weiße und Schwarze, für Geschenkgeber und Geschenknehmer! In den südlichen Staaten drängen sich die Neger mit großer Arroganz zur Wahl für die wichtigsten Aemter auf, und einer Masse derselben ist es schon gelungen, in die Legislatur zu gelangen. Einmal aber an's Ruder gelangt, beherrscht der Neger mit größter Rücksichtslosigkeit die Situation, behandelt die Weißen als Heloten und setzt ihnen den Fuß auf den Nacken. Ich fürchte, ich fürchte sehr, daß die dem Neger mit so großer Liberalität verliehenen staatsbürgerlichen Rechte dem Yankeethum früher oder später zur Geißel werden, und

daß das schwarze Parvenü-Bürgerthum ein Pfahl im lebendigen Fleisch der Union werden wird. Auch hier, wie bei der Emancipation, hätte man den Neger zuerst zu einem gebildeten Menschen und Staatsbürger heranziehen und erst dann zum Vollgenuß der politischen Selbstständigkeit gelangen lassen sollen. Woher denn diese liebevolle Sorgfalt und diese zärtliche Fürsorge für den Neger, da man den Dutchman [1]) verachtet und überall in den Schatten stellt, und den Katholiken haßt und ächtet?! Möchte es nie dahin kommen, daß man gegen die Tyrannei des Niggers die Waffen ergreifen muß, und daß wegen einer allenfallsigen Proclamation: Die Neger sind politisch entmündigt, sie sind bürgerlich todt, ein Präsident von einem Nigger gemeuchelt wird, wie Lincoln, am 14. April 1865, im Ford's Theater zu Washington von dem Schauspieler Booth gemeuchelt wurde wegen seiner Proclamation: Die Neger sind emancipirt! Möchten Diejenigen, welche zur Emancipation der Nigger einen vierjährigen Krieg geführt, sich nie gezwungen sehen, gegen Anmaßung, Uebergriffe und Willkürherrschaft eben derselben Emancipirten abermals Krieg zu führen!

Weil ich denn doch hier wieder auf den oben erwähnten Krieg zurückgekommen, will ich noch Einiges, Betreffs desselben, anführen. Es haben sich während des Kriegs große Mißstände gezeigt, und zwar 1. ungeheuerer Schwindel, der mit Staatsgeldern getrieben wurde, eine fabelhafte Corruption, die sich in Gestalt von Beutelschneiderei, Bestechung, Fälschung, Unterschlagung und Veruntreuung aller Art offenbarte. Commissäre, Quartiermeister, Zahlmeister, Speculanten und Lieferanten lebten damals im goldenen Zeitalter, während die Soldaten in Wirklichkeit den magern Kühen glichen, die der egyptische Joseph im Traum gesehen.

1) Den Deutschen.

2. Das Sanitäts-, Lazareth- und Medicinalwesen lag im Argen. Anfänglich fehlte es sehr an Aerzten, später aber receptirte und operirte eine Legion Pfuscher, Quacksalber, Charlatane, Feldscheerer und Chirurgen ganze Bataillone in's Grab. Tausende von Kranken sind aus Mangel an Medicamenten, Abwart und Pflege zu Grund gegangen, und Tausende Verwundeter starben auf dem Schlachtfeld oder in den Lazarethen, weil sie entweder keine oder nur mangelhaft ärztliche Hilfe erhielten. Viele Krankenwärter verkauften die vom Staat angeschafften Vorräthe von Heilmitteln, Victualien und Verbandzeug und ließen die Kranken und Verwundeten elend verschmachten. Viele dienstuntaugliche Soldaten konnten ihre Entlassungsscheine wegen Mangel an Geld nicht erhalten, und viele Dienstuntaugliche bestachen die Aerzte, erhielten Tauglichkeits-Zeugnisse, ließen sich anwerben und mußten dann, nachdem sie das Handgeld erhalten und in Sicherheit gebracht, wieder entlassen werden.

3. Das Train- oder Fuhrwesen ließ sehr viel zu wünschen übrig. Die Fuhrleute unterstanden keiner militärischen Disciplin, waren nicht uniformirt und fuhren deßwegen nicht selten auf eigene Faust und nach eigener Taktik, wodurch die Truppencorps sehr oft in den April geschickt wurden.

4. Das Geniewesen war lange Zeit gar nicht genial, sondern sehr mittelmäßig, weßwegen die Wege oft bodenlos für die Truppen und für das Geschüz gar nicht passirbar waren.

5. Am Schlimmsten sah es aber mit dem Obercommando und den Divisions- und Brigade-Commando's aus. Männer, die früher blos Compagnieen, Bataillone oder Regimenter befehligt hatten, sollten, nach 46 Friedensjahren, die blos durch den kurzen mexikanischen Krieg eine Unterbrechung erlitten hatten, ohne alle Praxis, große Truppencorps anführen und

auf einem ungeheueren Gebiet die wichtigsten Operationen der Strategie ausführen! Wer konnte da erwarten oder verlangen, daß keine Fehler und Mißgriffe gemacht würden? Uebrigens wurden diejenigen Generale, die sich als unfähig zeigten, z. B. Mac-Dowel, Pope, Burnside und Andere ihrer Stellen entsezt, und traten Befähigtere an ihre Stelle. Im Laufe des Kriegs hatten sich ausgezeichnete Generale herangebildet: z. B. Sherman, Sheridan, Mac-Clellan, Banks, Meade, Grant, Beauregard, Stonewall, Johnston, Jackson, Lee, und nicht zu vergessen die Deutschen: Hecker, Schurz, Sigel, Osterhaus, Stahl und Weber.

Die Marine wurde während des Krieges umgeschaffen, bedeutend vermehrt und mit Kriegsschiffen neuester Construction versehen. Schon 1863 besaßen die nördlichen Staaten 60 eisengepanzerte Dampfer, 13 Widderdampfer und 19 Mörserboote schwersten Calibers. Wem ist der Kampf des südstaatlichen Merrimac mit 5 Kriegsschiffen der nordstaatlichen Flotte in der Nähe des Forts Monroe, und jener des nordstaatlichen Monitor mit dem genannten Merrimac nicht mehr im Gedächtniß?

Wenn wir, am Schlusse dieses Abschnittes angekommen, einen Rückblick werfen auf die langwierigen und heftigen Kämpfe und Debatten, auf die vielen Factionen in allen Staaten, auf die animirten Parlamentsverhandlungen in England, die auf die Tagesordnung des Congresses in Washington rückwirkten, auf den blutigen vierjährigen Krieg, auf die ungeheueren Opfer an Menschenleben, an Staats- und Privatvermögen und auf die Erbitterung, welche die Sclavenfrage und die schließliche Sclavenemancipation hervorriefen, und bedenken, daß der Nigger nicht nur in den südlichen Sclavenstaaten, sondern auch in den nördlichen Nicht-Sclavenstaaten, wo die Sclaverei entweder gar nie eingeführt oder längst schon

wieder abgeschafft war, als der vierjährige Krieg losbrach, tief verachtet war; so kann man sich all diese Vorgänge, Verwickelungen und Kämpfe kaum erklären. Die Geschichte bestätiget es, daß der Nigger überall, wo er mit anderen Racen in Verkehr trat, nur als Halbmensch, als dem Kaukasier untergeordnet und dienstbar, als demselben durchaus nicht ebenbürtig betrachtet wurde, so bei den Egyptiern, Römern, Mauren und Arabern, ja daß die Nigger selbst einander unterjochen, zu Sclaven machen und verkaufen. Durch den Congreßbeschluß vom 1. Februar 1865, durch welchen die Emancipation der Sclaven gesezlich ausgesprochen worden, wurde die Stellung des Sclaven in den sclavenfreien Staaten rücksichtlich des socialen Lebens wesentlich nicht alterirt. Der Nigger ist dort nachher, was er schon vorher war: untergeordnet, dienend, verachtet. Die Allmacht der Gewohnheit, eine unüberwindliche Abneigung und ein tief eingewurzeltes Vorurtheil schiebt denselben überall in den Hintergrund. In allen nördlichen Staaten ist der Nigger Bediente, Kutscher, Lakai, Koch, Aufwärter, Barbier, Stubenweißer oder Ofenpuzer; die Negerin dagegen Kindswärterin, Köchin oder Hausmagd. Kein Farbiger kann Mitglied eines Vereines von Weißen werden, im Theater hat er einen abgesonderten Raum, ebenso in allen Kirchen, die nicht katholisch sind. Vor der Emancipation durfte der freie Sclave, wenn er allein, also nicht in Begleitung seines Herrn oder seiner Herrin, war, in einem Omnibus oder einem Eisenbahnwagen nicht Plaz nehmen, und vor Gericht hatte sein Zeugniß keine Geltung. All das ist jezt freilich durch das Gesez dem Buchstaben nach anders geworden, allein dem Wesen nach existirt dieser strenge Unterschied noch immer, weil sich der Weiße grundsäzlich vom Schwarzen absondert, sich vor ihm zurückzieht und jede Annäherung und Verbindung mit ihm meidet. Daß aber der Widerwillen des Weißen gegen den

Schwarzen kein in der Natur liegender ist, geht daraus hervor, daß das Kind keinen Ekel vor dem Neger an den Tag legt, daß die vornehmste, zartfühlendste Dame sich von einer Negerin ankleiden und frisiren läßt, daß der feinste, fashionabelste Herr in den vornehmen Hotels von Negern sich bedienen läßt — kurz, daß sich da kein Widerwillen und Ekel zeigt, wo der Neger als dienendes Subject auftritt, daß dagegen sich überall da die größte Antipathie zeigt, wo der Neger als ebenbürtig und gleichberechtigt neben den Weißen sich stellt. Die Abneigung gegen den Neger ist also eine künstlich erzeugte und genährte, eine angewöhnte und conventionelle, und darum eine ungerechtfertigte Abneigung. Als Diener ist der Neger ein geachteter und geschätzter Luxusartikel, als gleichberechtigter Staatsbürger aber ist er ein verachteter Helote. Es wird sehr lange Zeit in Anspruch nehmen, bis diese Scheidewand zwischen Schwarzen und Weißen, besonders im Norden, gefallen sein, und der Weiße seinen schwarzen Mitmenschen als Mitbruder und Mitbürger in Wahrheit und Wirklichkeit anerkennen wird. Das kann keine Legislatur und kein Congreß plötzlich bewirken, sondern nur die Zeit allmälig zur Reife bringen. Das Meiste dabei hängt aber vom Neger selbst ab. Je eher sich derselbe cultivirt und civilisirt, je eher er seine Niggernatur mit ihren großen Fehlern ablegt, je eher er sich yankeesirt; desto bälder werden Widerwillen und Abneigung vor ihm schwinden, und desto bälder wird er als gleichberechtigtes Glied im Völkerconcert der Union angesehen werden. —

---

8. Sociales und Culturhistorisches.

A. Politische Parteien.

Wie überall in der Welt, so standen und stehen auch in Amerika Parteien einander gegenüber, die einander in Wort und Schrift bekämpften und noch bekämpfen, und oft plazen dort die Geister wie Bomben und Granaten aufeinander — selbst mit Fäusten und Bowiemessern! Leider ist sogar das Repräsentantenhaus in Washington zu einer Arena, zu einem Turnierplaze geworden, wo es schon Püffe und blaue Mäler in Hülle und Fülle absezte. In der Nacht vom 5. auf den 6. Februar 1858, gegen 2 Uhr morgens, als die Verhandlungen schläfrig sich dahinschleppten, als viele Abgeordnete schnarchten, andere rauchten und wieder andere auf und abgingen, geriethen 2 Abgeordnete dermaßen aneinander, daß die Debatte in eine ernstliche Prügelei überging. Es handelte sich damals nämlich um Einführung oder Nichteinführung der Sclaverei in Kansas. Der Abgeordnete Keitt war ein Prosclavereimann und vertheidigte daher die Einführung der Sclaverei in Kansas, Grow dagegen war ein Feesoiler, weßwegen er gegen Einführung der Sclaverei in Kansas sprach. Im Verlauf der Debatte wurden Beide persönlich, warfen einander die größten Sottisen an den Kopf und geriethen schließlich aneinander. Grow packte Keitt an der Brust, warf ihn zu Boden und tractirte ihn längere Zeit mit Püffen und Fußtritten. Endlich legten sich einige Abgeordnete in's Mittel, trennten die Boxer und machten der Kazenbalgerei ein Ende. Aber es währte noch geraume Zeit,

bis der Präsident die Ruhe wieder herstellen konnte, was ihm nur dadurch gelang, daß er alles Ernstes drohte, Jeden verhaften zu lassen, der dem Ordnungsrufe sich ferner widersezen sollte. Und wie wurde dieser ärgerliche Vorfall gesühnt? Keitt und Grow leisteten einander Abbitte, und damit basta. Sehr oft werden die Repräsentanten persönlich und überhäufen einander mit einer Fluth der gemeinsten Schimpfreden, so daß man nicht in einem Ständehaus, sondern in der Centralhalle in Paris mitten unter Fischweibern sich zu befinden glaubt. Sehr häßlich ist auch die Unsitte der Repräsentanten, einander in's Gesicht zu spucken, welche Unsitte in Amerika noch um 50% häßlicher wird als sonst irgendwo in der Welt, weil jene Herren Gesezgeber fast ohne Ausnahme Tabak kauen. Es läßt sich nun leicht errathen, welch parlamentarisches Benehmen außerhalb des Repräsentantenhauses bei Parteiversammlungen und in den Parteiblättern obwaltet. Sobald Personen der 2 herrschenden Parteien — Republikaner und Demokraten — zusammen kommen, beginnt das Gezänk und Gekläff und wird in der ordinärsten Weise fortgeführt. Man bleibt nicht bei der Sache, man hält sich nicht objectiv, sondern wird gleich persönlich, kränkend und beleidigend, und sehr oft endet die Debatte ähnlich wie in Washington mit dem erzählten Auftritt. Zur Zeit als die Fluthen der Wahlagitation für Grant und Seymour sehr hoch gingen, war ich in Pittsburg. Da mich eines Tags ein heftiger Regen überraschte, trat ich in einen Beersaloon, wo ich jedoch aus dem Regen unter die Traufe gekommen war. Es waren gerade Grantianer und Seymouristen an einander gerathen. Da der Wirth sich aber jede Boxerei in seinem Saloon ernstlich verbat, zogen 2 der händelsüchtigsten Individuen ihre Jacken aus, stürzten auf die Straße hinaus, boxten einige Gänge, worauf sie einander um den Leib faßten und ingrimmig mit einander rangen. Endlich stürzten Beide

in den schuhhohen schwarzen Koth der Smokestadt Pittsburg und wälzten sich in diesem für sie sehr passenden Element so wüthend und lange bis 2 Watchmen auf sie zustürzen und sie verhafteten.

Sprache und Kampfesweise der Parteipresse beider Theile sind im höchsten Grade unwürdig und verlezend, für die eigene Partei ist sie hündisch speichelleckend, für die Gegenpartei aber bübisch ungezogen und flegelhaft grob. Sie strozt von den pöbelhaften Ausfällen, Verdächtigungen, Anschwärzungen, Verleumdungen und Anschuldigungen der Gegenpartei oder des Gegencandidaten. Sie sondirt auf's Genaueste das Privatleben ihrer Gegner und stellt dasselbe mit allen wahren und noch weit mehr mit fingirten Gebrechen zur Schau aus. Und Niemand in Amerika stößt sich daran, und Niemand, dem die Presse in die Haare geräth, erhebt gerichtlich Klage. Man überläßt die Beurtheilung in aller Gemüthsruhe dem lesenden Publikum. Und da Jeder in Amerika die kolossale Aufschneiderei, das Lynchwesen der Presse und die Käuflichkeit der Redacteure kennt; so weiß er beim Lesen der Vivat- und Pereat-Artikel ab- und zuzugeben. Aber traurig, sehr traurig ist's, daß die Presse sich so sehr vergessen und so tief sinken konnte. Als die Agitationen für die Wahl Grant's und Seymour's bei meiner Anwesenheit in Amerika ihre höchste Brut- und Gluthhize erreicht hatten, als die kleinsten Babies auf den Straßen schrieen: „Hurrah Grant, hurrah Seymour!" hätte man wähnen können: die Amerikaner hätten die schlechtesten und verworfensten Subjecte als Präsidenten in Vorschlag gebracht, *sofern man beide Candidaten blos aus den Gegenblättern beurtheilt haben würde.* Man kann einen Menschen nicht schimpflicher und schmählicher behandeln und an den Pranger stellen, als die republikanischen und demokratischen Blätter den Gegencandidaten behandelt und an den Pranger gestellt. Und

man kann keinen Menschen heuchlerischer und pharisäischer zu den Wolken heben, beräuchern und fetiren, als die Parteiorgane ihren Candidaten zu den Wolken erhoben, beräuchert und fetirt haben. Und hätte man Grant und Seymour nur nach ihren Parteiorganen beurtheilen wollen, so hätte man leicht dem Irrthum verfallen können, es sei Washington selbst von den Todten auferstanden und candidire als Grant und Seymour um die Präsidentschaft der Union. Solches Gebahren ist aber im höchsten Grade unwürdig und verwerflich.

In jedem gesunden Staatswesen wird und muß es Parteien geben; denn wo keine Parteien, da herrscht der Schrecken, da herrscht das Säbelregiment und erdrückender Absolutismus. Die Vereinigten Staaten ruhen auf der Volkssouveränität, auf der Demokratie. Aber **wie** das Volk über sich selbst herrschen, seinen Willen kund thun und ausüben und sich selbst Geseze geben sollte, das rief gleich anfänglich verschiedene Ansichten und Meinungen hervor und führte zur Constituirung verschiedener Parteien.

Diejenigen, welche den einzelnen Staaten, der Bundesregierung gegenüber, eine größere Machtfülle und Selbstständigkeit zuerkannt wissen wollten, nannten sich Demokraten; und Diejenigen, welche wünschten, die Bundesregierung möge centralisirend große Gewalt über die einzelnen Staaten ausüben, wurden zuerst spottweise Föderalisten genannt, welches Wort aber der klar ausgesprochenen Tendenz der Partei nicht entsprach; denn sie verdienten nicht den Namen Föderalisten, sondern Centralisten und Unionisten. Nachdem anno 1801 die Demokraten ihren Candidaten Jefferson an's Ruder gebracht, verleugneten sie gar bald das demokratische Princip und wurden Centralisten, wogegen die ehemaligen Centralisten als Gegenpartei der Demokraten den preisgegebenen Kampfplaz der Demokraten einnahmen, und von jezt an heißen die Föderalisten

mit Recht Föderalisten, weil sie die Regierungsgewalt der Union zu Gunsten der einzelnen Staaten schwächen und den Schwerpunkt der Gewalt in die Legislaturen der conföderirten Staaten verlegen wollten. Daß die ehemaligen Demokraten aber in Wirklichkeit Centralisten oder Unionisten wurden, geht daraus hervor, daß sie eine Nationalbank gründeten, Louisiana kauften, eine Unions-Flotte schufen und im Namen der Union Krieg erklärten.

Als die beiden Gebiete der Staats- und der Staatenregierung ihre feste Abgrenzung 1815 erlangt hatten, und andere Fragen von allgemeinem Interesse auftauchten, bildete sich unter den Demokraten eine Faction, welche die Monopole, namentlich das Monopol der Banken, bekämpfte. Sie hieß die Working Men's Party; später Equal Right's Men und endlich Locofocos. Nach und nach nannte sich die ganze Partei der Demokraten Locofocos. Der Name Locofocos rührt von einem unbedeutenden Zwischenfall bei einer Versammlung der Equal Right's Men her. Als diese nämlich 1835 eine Parteiversammlung abhielten, verschloß die Gegenpartei plötzlich die Röhren der Gasleitung, so daß sich die Equal Right's Men wie auf einen Zauberschlag im Dunkeln befanden. Allein Mehrere derselben schienen auf einen solchen Streich ihrer Gegner gefaßt gewesen zu sein; denn sie hatten Kerzen mitgebracht und zündeten dieselben mit den damals in Gebrauch gekommenen Locofoco Matches an. Seit diesem Vorfall wurden sie Locofocos genannt. Zu derselben Zeit (1835) bildeten sich aus der aufgelösten Föderalistenpartei die Whigs, welche diesen Namen nach englischem Muster sich beilegten, weil sie die Locofocos als aristokratische Tories bezeichneten.

Anno 1844 schied sich die Whigspartei in conservative Whigs und progressive Whigs; jene sind Republikaner, diese Demokraten, die eine ausschließlich nationale Politik und

Hebung der materiellen Wohlfahrt auf ihr Banner geschrieben haben. Die Locofocos schieden sich ihrer Seits in Barnburners (wörtlich: Scheuerverbrenner) und in Old Hunkers; jene sind radicale, diese conservative Demokraten.

Nachdem die Präsidentschaft Lincoln's 1864 zu Ende war, constituirten sich die Republikaner und Demokraten auf's Neue. Fast alle Deutschen traten auf die Seite der Demokraten; diese wollen nicht nur Emancipation der Sclaven, sondern auch Einsezung derselben in alle bürgerlichen Rechte, wohlfeilen Staatshaushalt und Aenderung in der Beamtenhierarchie. Auf einer Versammlung zu Cleveland, am 31. Mai 1864, stellten sie ein radicales Programm auf und verpflichteten sich, für Fremont zu stimmen. Fremont trat aber von der Candidatur zurück, und dadurch wurden die Republikaner in den Stand gesezt, Lincoln wieder zu wählen.

Seit 1845 hat sich außerhalb dieser 2 großen Parteien eine Faction gebildet, die der Natives, der Eingeborenen, die das Element der Eingewanderten von allen Gebieten des öffentlichen Lebens verdrängen wollen. Sie gehen daher mit dem Plane um, statt des 5jährigen Zeitraums, der zur Erlangung des Bürgerrechtes erforderlich ist, einen 21jährigen Zeitraum fest- und durchzusezen. An diese ächte Yankeepartei hat sich die fanatische Partei der Know-Nothings angeschlossen. Sie heißen Know-Nothings, wörtlich: Nichtwisser, weil sie beim Eintritt in die Gesellschaft versprechen, die Geheimnisse der Partei nicht zu verrathen. Diese Know-Nothings sind die exclusiv Nationalen, die allen Fremden, allen Einwanderern, besonders den Deutschen und Irländern feindlich gegenüber treten, die beabsichtigen, das freie Bürgerthum für sich zu monopolisiren, den Protestantismus mit allen seinen unzähligen Ablegern und Verzweigungen zur Staatsreligion zu erheben, und allen Katholiken eine ähnliche Stellung im bürgerlichen Leben anzuweisen

wie den ehemaligen Sclaven. Nur geborene Amerikaner, nur ächte Yankees und Protestanten sollen in der Union geduldet werden. Daß alle protestantischen Denominationen, die Puritaner und Methodisten, Episcopale und Hochkirchliche — kurz: alle No-Poperies sich den Natives und Know-Nothings als endlosen Schweif jubelnd angehängt, versteht sich wohl von selbst, und zwar nicht in Falstaff'scher Weise.

B. Stellung der Deutschen in Amerika.

Man hat schon oft und mit Recht geklagt, daß der Deutsche gar kein oder sehr wenig nationales Bewußtsein, nationales Ehrgefühl und nationalen Stolz besize. Ein Blick auf Amerika rechtfertigt diesen Tadel nur zu sehr. Ich will die Gründe nicht untersuchen, die in den Deutschen bisher kein nationales Bewußtsein, kein nationales Ehrgefühl und keinen nationalen Stolz aufkommen ließen; allein gleichsam als Randbemerkung will ich doch hierher sezen: wenn einem Volke so lang und so systematisch jeder Antheil am öffentlichen Leben und jede Einwirkung auf seine Geschicke vorenthalten wird, wie dem Deutschen; wenn ein Volk so lang in Leibeigenschaft geschmachtet wie das deutsche, wenn ein Volk unter so vielen und kleinen Dynastieen steht, wie das deutsche, wenn es so lange als Hochverrath galt, mit patriotischen Vereinen des s. g. Auslandes, d. h. innerhalb der deutschen Grenzen, in Verbindung zu treten, wenn so viele Jahre lang jedes Bewußtsein und jedes Gefühl der Zusammengehörigkeit schonungslos und tyrannisch niedergetreten wurde und in's Gefängniß brachte, wenn immer nur vom österreichischen, preußischen, nassauischen, reuß-greiz-schleiz-lobensteinischen Vaterland und Patriotismus die Rede war, wenn ein fremder Eroberer Deutsche gegen Deutsche in den Kampf führen und deutsche Länder zerstückeln, zusammenflicken und verschenken konnte — wie hätte denn da nationales Bewußt-

sein und nationaler Stolz aufkommen können! Der Deutsche hatte ja eigentlich gar kein Vaterland! Er war Schwabe, Hesse, Badenser oder gar Vaduzer! Und als das ward er stets im Ausland betrachtet und behandelt. Hoffentlich wird das bald anders werden, hoffentlich werden wir bald unter einer großen, starken Centralgewalt stehen — steht doch, während ich das schreibe, das „deutsche Heer" vor Metz und Paris, um unsern Erbfeind zu schlagen, der es am meisten verschuldet, daß Deutschland Jahrhunderte lang zerrissen und von seinen (französischen) Räuberhorden zertreten wurde!

Der Deutsche hat meistens die Unsitte an sich, daß er wenig auf sich selbst hält, daß er sich dem Fremden gegenüber viele Blösen gibt und sich wegwirft. Er bequemt sich gar leicht allem Fremden an, ist übertrieben diensteifrig und zeigt eine unterwürfige Bedientenseele. Er thut damit groß, in alle Röcke zu passen, er spielt den Kosmopoliten und erniedrigt sich selbst zum Possenreißer und Hanswurst. Dabei ist er aber unbeholfen, linkisch, ungehobelt und vierschrötig. Er findet sich in Wirklichkeit sehr schwer in das amerikanische Leben und Treiben und läßt sich sehr leicht von dem smarten Yankee mißbrauchen und anschwindeln. In politischer Beziehung steckt er noch in den Kinderschuhen und kann die Angst vor dem Amtmann und der hochlöblichen Polizei nicht leicht los werden. Er äfft ungeheuer gern fremdes Gebahren nach und kennt keinen höheren Ruhm und Stolz als: für aufgeklärt und liberal zu gelten. Es ist ihm deßwegen auch ein Bedürfniß, über den Ultramontanismus und die Jesuiten zu schimpfen. Fällt er den Redmen in die Klauen, so spielt er den Atheisten und verleugnet und verkauft um einen Lunch (Gabelfrühstück) oder um einen Treat seine Religion. Kaum hat er den Fuß auf amerikanischen Boden gesezt, so schämt er sich, als Deutschen sich zu bekennen und gibt sich den Anschein, ein Yankee zu sein,

indem er stets mit yes und well um sich wirft. Unter den Wirthen, die mit doppelter Kreide schreiben, sind die Deutschen die schlimmsten, und unter den heißhungerigen Raubvögeln sind die heißhungerigsten die Deutschen, die sich beutegierig gerade auf ihre Landsleute werfen. Sehr oft landet eine heillose Sippschaft verkommener Waare am amerikanischen Gestade, die vom Galgen gefallen zu sein scheint, und ein starkes Contingent zu den Loafers, Runners und Rowdies — dieser amerikanischen Landplage — stellt. Anno 1848 und 1849 flüchteten sich ganze Schaaren von Subjecten nach Amerika, die dem deutschen Namen wenig Ehre machten. Sehr oft werden ganze Familien von den Gemeinden nach Amerika spedirt, die, dort angekommen, ein wahres Zigeunerleben führen. Und aus all den angegebenen Ursachen wird der Deutsche in der Regel von dem Amerikaner verachtet. Solche Deutsche heißen dann „Dutch," und werden gewöhnlich „Dutch boor" (deutscher Lümmel) „Dutch baggars" (deutsche Bettler) betitelt. Man hört in Amerika nicht selten den Ausdruck: „a damned shabby Dutchman" (ein verdammter, lumpiger Deutscher). Der solide, gebildete Deutsche heißt dagegen German, kurzweg Deutscher, und steht **dieser** Deutsche bei dem Yankee in Achtung. Freilich hält der ordinärste eingeborene Amerikaner sich selbst für viel besser und gescheidter als den gebildetsten German; denn unaussprechlich hoch ist die Meinung, die der Yankee von sich hegt. Ich kann nicht umhin, den Charakter des Yankee zu scizziren, da aus diesem seinem Charakter die Stellung des Deutschen zum Yankee sich ergibt. Der Yankee ist ruhig, kalt, scharf beobachtend, verschlossen, berechnend. Nur wenn von Amerika die Rede ist, dann ist seine Zunge gelöst, und ergeht sich dieselbe in ungeheuern Hyperbeln. Sein Gesicht ist das treue Abbild seines Charakters. Es ist lang, spizig, die Wangen meist fehlend. Am Kinn hängt ein Knebelbart, ähnlich einem Exclamationszeichen nach einem

Imperativ. Der Blick ist listig, lauernd, kazenartig, sprungfertig. Zwischen den Brauen sind 2—3 tiefe Furchen, gleich Gedankenstrichen, die der rastlose Speculationsgeist dort eingegraben. Um den Mund spielt der Zug der Keckheit, der Kühnheit, der Entschlossenheit und der Verachtung aller entgegenstehenden Hindernisse. Das Herz des Yankee ist eine Rechentafel, auf die der Verstand mit eisernem Griffel Zahlen und nur Zahlen schreibt. Sein ganzes Leben ist ein Rechenexempel, um das „Soll" und „Haben", das „Wollen" und „Besizen" in Einklang zu bringen. Er besizt einen fabelhaften Unternehmungsgeist, der vor Nichts zurückschreckt, und eine, wie man zu sagen pflegt, „stiermäßige" Energie, um seine Pläne zu realisiren. Er ist kühn bis zur Tollkühnheit und doch dabei möglichst vorsichtig, wobei ihm große Menschenkenntniß und Rücksichtslosigkeit gegen Andere sehr zu Statten kommen. Er ist ruhelos im Geschäft, bis er sein Ziel erreicht. Mißglückt ihm ein Plan, so verliert er durchaus nicht den Muth, sondern er wirft sich sogleich wieder auf ein anderes Feld — nur nicht auf eine neue Idee, denn an Dem, was man Idee nennt, ist der Amerikaner arm, sehr arm, wodurch er sich vor dem Deutschen, dem Schärmer, dem Phantasten, dem Idealisten grundwesentlich unterscheidet. Der Yankee hat nur Eine Idee, um ihm doch wenigstens Eine Idee zuzuschreiben: Make money, mache Geld! Uebrigens darf nicht verschwiegen werden, daß er großmüthig gibt zur Unterstüzung religiöser, sittlicher und wohlthätiger Zwecke. Speculation und busineß (Geschäft) sind sein Element, das ihn oft bis zum verbrecherischen Schwindel fortreißt, der ihn und Andere in's Verderben stürzt. Sein Leben ist eine Hezjagd, eine Trouble mit seltenen Pausen, ein ewiges „go ahead" wie beim Pferderennen, um an's Ziel zu kommen und den Preis zu erringen. Dieses „Go ahead," d. h. nur immer zu, vorwärts, frisch voran! ist der unauf-

haltsam, wie ein wilder Bergstrom dahinrasende und sausende amerikanische Blücher. Dieses Go ahead, das Alle vor sich her peitscht, elektrisirt und in Flammen sezt, wirkt in Amerika Wunder, es bringt zur Ausführung, was die nüchterne, kalte Ueberlegung kaum je vermöchte. Der Yankee lebt als Privatmann sehr zurückgezogen und fast unzugänglich. Mit höchst seltenen Ausnahmen lebt er mit Frau und Kindern im tiefsten Frieden. Es herrscht in der Familie ein feiner Ton und ein nobles Benehmen. Die Dienstboten sind äußerst gut gehalten und splendid bezahlt. Da sehr viele Yankee's zu den Temperenzlern gehören, so sieht man höchst selten Einen im angetrunkenen oder berauschten Zustande. Sollte er aber auch, als Temperenzler oder Nichttemperenzler, Liebhaber von der Whiskeybottle sein, so wird man ihn doch nie so sternhagelvoll einherschwanken oder gar im Straßengraben liegen sehen, wie so manchen Deutschen. Der Yankee besizt in hohem Grade Ehrgefühl, ist stolz auf sein Yankeethum, liebt die Freiheit und die vaterländischen Institutionen, geht fleißig in die Kirche, hält den Sonntag heilig und ist in seinem äußeren Benehmen ein Gentleman comme il faut. Stellen wir nun diesem Yankee den gewöhnlichen Deutschen gegenüber, den ich hier nicht nochmals zu charakterisiren brauche — wer kann denn da erwarten oder verlangen, daß die Figur des gewöhnlichen Michels dem Yankee imponire, ihm Respect einflöße und Achtung abtroze? Gar viele Deutsche haben die Verachtung verdient, die auf ihnen lastet. Uebrigens weiß der Yankee zwischen deutschem Michel und Deutschem von ächtem Schrot und Korn wohl zu unterscheiden. Er weiß, daß dieser Deutsche ein ausgezeichneter Oekonom, ein solider Geschäftsmann, ein unternehmender Kopf, ein biederer Charakter, ein Ehrenmann und gewissenhafter Familienvater ist, daß er nüchtern und sparsam, fleißig und eifrig, treu und redlich ist. Er weiß recht wohl, daß der

Deutsche zuerst in Amerika Ackerbau und Viehzucht rationell betrieben, daß er die kostbare Rebe und den Indigo dort angepflanzt, daß er Seidenbau getrieben und auch in der von jedem Yankee so hoch geschäzten Mechanik Großes geleistet. Er weiß, daß David Ritterhaus, ein Deutscher, das erste Dampfschiff construirt und zusammengesezt; daß Thomas Gottfried, ebenfalls ein Deutscher, den Schiffsquadranten verbessert; daß Deutsche zuerst, schon im October 1811, den Ohio mit Dampfbooten befuhren: Rosenfeld, als Unternehmer der Fahrt, Becker, als Maschinenmeister und Heinrich, als Capitän. Er weiß, daß es ein Deutscher war, Schreve nämlich, der zuerst den ungeheueren Weg von Pittsburg nach New-Orleans mit seinem Dampfboot zurückgelegt. Er weiß ferner, daß Röbling, der die Hängebrücke über den Niagara gebaut, ein Deutscher war, (leider schon am 22. Juli 1869 gestorben). Und vor so 'was hat der Yankee Respect. In neuerer Zeit, besonders seit 1864, hat sich das Ansehen der Deutschen gehoben; der Yankee behandelt dieselben anständig und läßt ihnen Gerechtigkeit widerfahren. Er lernt auch immer mehr die deutsche Sprache schäzen, und hält seine Kinder zur Erlernung derselben an. Fast ausnahmslos gehört die deutsche Sprache in den Public-Schulen zu den obligaten Gegenständen. Es wird aber auch von solchen Deutschen, die der englischen Sprache mächtig sind, viel häufiger als früher, deutsch gesprochen.

Auch die Zeitungen, die in Amerika in Allem den Ton angeben, die einen ungeheueren Einfluß auf die öffentliche Meinung ausüben und in weit größerem Umfang und Maßstab verbreitet sind als bei uns, schenken den Deutschen, ihrem Bemühen und Streben, ihren Verdiensten um Ackerbau und Industrie große Aufmerksamkeit. Sie sprechen nicht mehr, wie früher, mit Geringschäzung und wegwerfend vom Deutschen, sondern, unter Anerkennung seiner Leistungen, mit Achtung.

Nicht wenig hat dazu der vierjährige Krieg beigetragen, da fast ein Drittel des Unionsheeres aus Deutschen bestand, die sich äußerst tapfer geschlagen haben, und da deutsche Generale wesentlich zum Sieg der nordstaatlichen Waffen beitrugen. Ein weiterer Grund, der sehr viel dazu beigetragen und noch beiträgt, daß die Deutschen in der Achtung gestiegen sind und steigen, ist die deutsche Presse, die der englischen ebenbürtig zu Seite steht, ihr die Spize bietet und Respect einflößt. Die selbstständigen, freimüthigen, mit Geist und Humor geschriebenen deutschen Blätter sind es, die den Deutschen eine würdige Stellung in Amerika erkämpft haben. Schade nur, daß einige derselben Organe der Gottesleugnung sind und auf's Frivolste und Wüthendste die religiöse Ueberzeugung ihrer Landsleute angreifen, verdächtigen und zu vertilgen suchen!

Die deutsche Presse hat es seit einiger Zeit so weit gebracht, daß die englischen Zeitungen der größten Städte, so von New-York, Chicago, St. Louis, Philadelphia u. s. w. sich regelmäßig täglich mit der deutschen Presse beschäftigen, und zwar in einem eigenen Artikel: „Spirit of the German Press.“ Was aber die Achtung der Deutschen, außer dem früher Erwähnten, bedeutend schmälert, das ist die Uneinigkeit unter sich und die gegenseitige unwürdige Balgerei der deutschen Zeitungen unter einander.

Dasjenige, was der Yankee dem Deutschen voraus hat, ist: rascher Entschluß, Unternehmungsgeist und überstürzende Hast nach Dollarsfang, was aber der Deutsche dem Yankee voraus hat, das ist: ruhigere Berechnung, Gemüthlichkeit und Genügsamkeit.

C. Armenwesen, Unterstüzungsvereine, öffentliche und Privatwohlthätigkeit.

Ein reiches, erfreuliches Capitel; denn für Wittwen, Waisen, Arme, Kranke und verlassene Einwanderer geschieht sehr

Vieles in Amerika. Der Amerikaner ist, so sehr er auch am Dollar hängt, nichts weniger als hartherzig und knauserig, wenn es gilt, ein edles Werk zu stiften, zu fördern und zu erhalten; wenn Unglückliche und unverschuldet arm Gewordene, Hilfe flehend, vor ihn hintreten. In diesem Falle ist sein Herz zugänglich, und er gibt dann mit vollen Händen. Bei den s. g. fairs (Ausstellungen von zur Verloosung bestimmten Gegenständen) zum Besten verwundeter Krieger während des Emancipationskampfes, gingen in der Stadt New-York 1 Million, in Cincinnati 300,000 und in Chicago 200,000 Dollars ein — gewiß respectable Summen! Und verhältnißmäßig gleiche und ähnliche Summen wurden in ganz Amerika geopfert.

Es gibt in Amerika Unterstüzungsvereine für alle mögliche Unglücksfälle. So z. B. erhält ein kranker Familienvater für die Zeit seiner Arbeitsunfähigkeit von manchem Vereine 5—15 Dollars per Woche. Die Wittwe erhält 50—100 Dollars nach dem Tode ihres Mannes. Schade nur, daß gar viele dieser Unterstüzungsvereine zugleich Seelenfängerei und Proselytenmacherei treiben, daß sie ihre Mitglieder verpflichten, die Kinder in die Public-Schulen zu schicken, die Sacramente nicht zu empfangen, sich auf dem Sterbebett nicht versehen und nicht kirchlich beerdigen zu lassen.

Der Yankee unterstüzt viel eher und lieber den ehrlichen Deutschen als sein Landsmann; er creditirt dem thätigen und gewissenhaften Deutschen bis zu einem hohen Betrage und hilft ihm bereitwillig, ein Geschäft zu gründen. Manche Legislatur wirft bedeutende Summen für wohlthätige Zwecke aus, und viele sind zur Einsicht gekommen, daß das Staatsarmenwesen nichts taugt, sondern daß die verwilligten Gelder nur dann zweckmäßig verwendet werden, wenn sie durch die Hände von Ordenspersonen den Armen und Kranken gespendet werden. Amerikanische akatholische Zeitungen nennen die staatlichen Ar-

menhäuser geradezu „Brutstätten des Lasters und Elendes,“ und amerikanische Aerzte haben schon vielfach haarsträubende Schilderungen von dem entsezlichen Zustand in solchen Häusern gemacht. Sie sagen: „Die Insassen leben oft in wilder Ehe, die Pfründnerinen werden von den Wärtern verführt, uneheliche Kinder gehen aus den Anstalten hervor, die Verpflegungsgelder werden unterschlagen, und die Kranken erhalten schlechte und oft Hungerkost.“

Die Legislatur des Staates New-York hat darum im Jahre 1869 folgende Beträge von den allgemeinen Staatsgeldern angewiesen:

1.	für Vollendung des Waisenhauses der barmherzigen Schwestern in Yorkville	50,000	Dollars
2.	„ das St. Franciscus-Hospital . . .	5,000	„
3.	„ „ „ Waisenhaus	5,000	„
4.	„ Asyl der Schwestern vom heil. Dominicus	5,000	„
5.	„ die Schwestern vom allerheil. Herzen in Manhattanville	10,000	„
6.	„ das St. Stephanus-Waisenhaus . .	5,000	„
7.	„ die Schwestern des heil. Joseph an der 4 Straße	5,000	„
8.	„ das Haus zum guten Hirten . . .	15,000	„
	in summa:	100,000	Dollars.

Dieselbe Legislatur hat dem in New-York anno 1869 gegründeten Findelhaus, das unter barmherzigen Schwestern steht, ein sehr werthvolles Grundstück in der 69 Straße, 4 Avennue, auf 99 Jahre Lease, d. h. in Pacht, gegeben, somit so viel als geschenkt. Ueberdieß hat sie zur Erbauung eines geeigneten Hauses derselben Anstalt 100,000 Dollars von Staatsgeldern verwilligt. Ein Findelhaus war aber für New-York schon längst ein schreiendes Bedürfniß, um dem Kindermord zu wehren und der heillosen Engelmacherei zu steuern. Die neuerrichtete An-

stalt wird auch sehr fleißig benützt, indem regelmäßig jede Nacht 2—3 Kinder in die Krippe gelegt werden, die sich in der Vorhalle des Hauses befindet. Die Legislatur von Maryland hat pro 1870: 400 Dollars für das St. Antonius Waisenasyl bewilligt. Die Legislatur von Massachusetts hat pro 1870: 10,000 Dollars für das Haus vom guten Hirten bewilligt. In Washington hat 1870 das Haus der (protestantischen) Abgeordneten den barmherzigen Schwestern in Charleston eine Schenkung von 20,000 Dollars zum Wiederaufbau ihres im lezten Krieg zerstörten Waisenhauses gemacht. Der Antragsteller, ein Protestant, sagte, bei Begründung seines Antrages: „Die Dienste der Schwestern können durch Geldspenden nicht belohnt werden. Sie arbeiten, ohne irdischen Lohn zu erwarten, obwohl sie bei ihrer Thätigkeit den Muth des Soldaten und die Umsicht des Staatsmannes bewährt haben, (im lezten Kriege nämlich). Die katholische Kirche ist der Pionier an unseren Grenzen; mit der Civilisation bringt sie auch die Segnungen des Christenthums." Das heißt der Wahrheit das Zeugniß geben, das heißt mit Einsicht und Weisheit reden und handeln. In Amerika ist man nicht so beschränkt, kurzsichtig und blind, man ist dort nicht so befangen und mit kindischem Vorurtheil gegen Alles, was mit der Religion und Kirche zusammenhängt, erfüllt, man ist dort nicht so voll Intoleranz, Haß und Fanatismus wie in gar manchem Lande diesseits des Ocean's, wo es Staatsmänner schaudert, und Minister Gänsehaut bekommen, wenn ihnen eine Ordensperson unter die Augen kommt, wo man den Staat bedroht glaubt, wenn eine Hand voll Jungfrauen das Versprechen ablegen, ledig bleiben zu wollen, und gemeinschaftlich zu arbeiten und zu beten. Hat doch die ganz unverfängliche Affaire mit der wahnsinnigen Barbara Ubryk ganz Europa in fieberhafte Aufregung versezt! Wurde doch ein großartiger Proceß eingeleitet, und waren zahl-

lose Gerichtshöfe in Thätigkeit gesezt, um mit Schwert und Strick über einige wehrlose Nonnen herzufallen. Und als was hat sich die ganze Geschichte herausgestellt? Als ein von der Judenpresse in Scene gesezter Scandal, um gegen die Kirche wüthen und toben zu dürfen, und schließlich: als ein Sturm in einem Glas Wasser! In Amerika weiß man die hohen Verdienste der Orden zu schäzen und ist nicht so kurzen Gedächtnisses, daß man die unberechenbar großen Dienste, welche die Orden dem Staate auf dem Gebiete der Erziehung der Jugend, auf dem Gebiet der Civilisation und auf dem der Charität, besonders auf dem Schlachtfeld, in den Lazarethen und in den Spitälern leisten, mit schnödem Undank, mit Vertreibung oder mit aller nur erdenkbaren Coïonnage belohnt. In Amerika hat man einen so klaren Blick, einen so hellen Verstand und einen so sichern Tact, daß man recht wohl einsieht, daß eine Ordensperson, die Alles, was sie leistet, aus Liebe zum Heiland und zu den Mitmenschen thut, ganz anders denkt und fühlt und handelt als ein Weltmensch, der ohne höheren Beweggrund nur durch den Dollar sich bestimmen läßt, der unwissenden, verlassenen, unglücklichen, kranken Menschheit Dienste zu leisten. Man erkennt dort und weiß, daß Ordenspersonen gewissenhaft, zuverlässig, ehrlich und redlich sind; daß sie einen sehr wohlthätigen Einfluß auf die ihnen Anvertrauten ausüben; daß sie sich bemühen, mit dem kranken Leib auch die kranke Seele zu heilen, und daß ihr frommes, edles, keusches, heiliges Wesen in sehr vielen Fällen auf Diejenigen übergeht, die sie lehren, erziehen, pflegen oder auf den Tod vorbereiten. Darum kennt man in Amerika durchaus nicht jene rücksichtslose, brutale, bissige Art, mit der Macht- und Gewalt-besizende Männer moderner Staaten Ordenspersonen behandeln. Man weiß dort auch, daß die milden Fonds von kirchlichen Personen nicht vergeudet, verschleudert oder veruntreut, sondern auf's Gewissen-

hafteste, Treueste und Zweckmäßigste nach dem Willen der Geber verwendet werden, und darum ist man dort weit entfernt, auf solche Fonds die allmächtige Hand der Polizei zu legen, sie zu sequestriren oder durch abhängige Gerichtshöfe zu verschleiert gehaltenen Zwecken oder gar in usum Delphini zu annexiren.

Die Erfahrung lehrt, daß das Staatsarmenwesen, bei aller Kostspieligkeit Nichts taugt, daß es die Herzen der sonst freudigen Geber verhärtet, die Empfänger frech und unersättlich macht, die würdigen und verschämten Hausarmen erniedrigt und beschämt, indem sie sich mit den aufgehauften Verschwendern, mit den gewerbsmäßigen Bettlern und Vagabunden auf eine und dieselbe Linie gestellt sehen, oder daß sie dieselben dem Hungertode preisgibt, weil sie lieber zu Grunde gehen, als mit Vagabunden und Tagdieben die Hand nach dem polizeilichen Almosen auszustrecken. Die Polizeiarmenpflege betritt ein ihr fremdes Gebiet, das Vernunft und Religion der Kirche zugewiesen, und statt das Proletariat zu verringern, zieht sie dasselbe groß. Ich führe zum Beweise Dessen zwei geschichtliche Thatsachen an.

Seitdem das Kirchenvermögen und die milden Fonds durch Heinrich VIII. säcularisirt worden, war die Armenpflege in England eine Last der Gemeinde. Die „jungfräuliche" Königin Elisabeth erließ 1601 ein Armengesez, das bis 1834 in Kraft blieb. Dieses Gesez verpflichtete die Ortsgemeinden, den arbeitsfähigen Armen Arbeit zu verschaffen und die arbeitsunfähigen durch Steuerumlagen zu erhalten. Das Armenwesen wurde von den Kirchenvorständen und von 2—4 vom Friedensrichter ernannten Grundbesizern besorgt. Diese Kirchenvorstände waren aber nicht im Dienst einer freien, vom Staat getrennten, Kirche stehende Männer, sondern, da Staat und Kirche auf's Innigste verbunden waren und noch sind, und es in England nur ein Staatskirchenthum und geistliche Staatsdiener oder staatliche

Kirchendiener gibt, vom Staat ganz und gar abhängige Persönlichkeiten. Die erwähnten Armenpfleger erhoben so viel Armensteuer, als ihnen zum Unterhalt der arbeitsunfähigen Armen nothwendig erschien. Eine Folge dieses Gesezes war, daß die Freizügigkeit 1662 beschränkt werden mußte, denn die Armen zogen schaarenweis in die wohlhabenden Orte, weil sie dort eher und mehr Unterstüzung erhielten als in dürftigen. Die Armenlast wurde nach und nach unerträglich. 1750 betrug die Armensteuer 8 Millionen Gulden, 1785 24 Millionen, 1801 schon 48 Millionen und 1818 selbst gegen 100 Millionen. Eine grauenerregende Progression! Kein Wunder, daß der Bauernstand unter dieser erdrückenden Last fast gänzlich vernichtet wurde. Viele verkauften ihre verschuldeten Güter und zogen in die Städte, Viele auch über das Meer. Ihr Anwesen kauften dann reiche Kapitalisten oder Großgrundbesizer, welche die Wohnungen auf den einzelnen Hofgütern niederreißen und die Felder zu Wiesen anlegen ließen, um mit möglichst wenigen Menschenkräften einen hohen Ertrag zu erzielen. Daher kommt es auch, daß in England auf 30 Millionen Seelen der Bevölkerung blos circa 33,600 Bodeneigenthümer kommen, die 77 Millionen Morgen Land besizen.

Anno 1834 wurde unter König Wilhelm IV. ein neues Armengesez erlassen, wodurch das Armenwesen gänzlich umgeschaffen und polizeilich eingerichtet wurde. An der Spize des Armenwesens steht eine Centralbehörde, die ihren Siz in London hat. Ein ganzes Heer von Beamten, circa 10,000, wurden zur Ueberwachung und Leitung des Armenwesens angestellt, deren Besoldung 1858 circa 7 Millionen Gulden verschlang. Viele Kirchspiele wurden zu Armen-Unionen vereinigt, so daß 14,000 Kirchspiele nur 600 Unionen bilden. Allein troz dieser Reorganisation, oder besser gesagt, wegen dieser schlechten Einrichtung, und weil die Legion der mit dem Armenwesen betrau-

ten Beamten eine so große Summe absorbirt, hat die Armensteuer bis dato die fabelhafte Höhe von 100 Millionen erreicht. Und wer wüßte nicht, daß in keinem Land der Welt und in keiner Stadt unter der Sonne so viel und so unverschämt gebettelt, eingebrochen, gestohlen und geraubt wird wie in England und London? Wer wüßte nicht, daß in diesem London, wo es eine Unzahl von Millionären gibt, jährlich mehrere Hundert Arme buchstäblich verhungern? Wer wüßte nicht, daß in London die Privatwohlthätigkeit, neben der Armensteuer, sehr große Opfer bringt? Und wo ist ein zahlreicheres, gemeineres und verwegeneres Proletariat als in London? Das Staatsarmenwesen und die polizeiliche Armenpflege taugen Nichts, das lehrt uns klar und deutlich England, aber auch Frankreich ertheilt uns dieselbe Lehre.

In Frankreich befindet sich die Armenpflege in den Händen des Staates, und werden blos die barmherzigen Schwestern zur Dienstleistung hiebei verwendet. Die officiellen Berichte der centralistischen, büreaukratischen Verwaltungsbehörden gestehen selbst zu, daß die officielle, staatlich geübte Wohlthätigkeit keine Besserung der Armen bewirke, sondern Heuchler, Betrüger und Faulenzer heranziehe. Sie gestehen zu, daß unter 100,000 Unterstützten kaum Ein Würdiger sich befinde, daß die meisten Armen Speculanten sind und die Wohlthätigkeits-Beamten schmählich betrügen. Die Stadt Paris verausgabt jährlich 23,806,027 Franken für Armenunterstützung. Davon rühren blos 3,870,878 Franken von milden Stiftungen her, den ungeheuern Rest mit 19,935,149 Franken muß die Stadt Paris aufbringen. Und in Paris sieht es, was das Hungerleiden, das wirklich-Verhungern und das Proletariat anbelangt, nicht viel trostreicher aus als in London. Auch geschieht in Frankreich und speciell in Paris enorm Vie-

les durch die Privatwohlthätigkeit, und doch diese Legionen von Armen, und doch die erdrückende Last der Armensteuer!

Bei der Revolution zu Ende des lezten Jahrhunderts säcularisirte der Staat alle milden Fonds in Paris — eine Summe von 8,087,980 Franken, die gegenwärtig, da sie auf Grundeigenthum basirtes Einkommen waren, das vierfache betragen und hinreichen würden, alle Armen in Paris reichlich zu unterstüzen, sofern man die Kirche mit der Armenpflege betrauen würde.

Die Armenfrage kann nur durch ein principielles und radicales Verfahren gelöst werden. Das Armwerden muß möglichst verhütet und verhindert, es muß auf ein Minimum beschränkt und diesem Minimum nicht mit halben Maßregeln blos unter die Arme gegriffen, sondern gründlich geholfen werden.

Die Armuth entspringt aus Mangel an Erziehung und Bildung oder aus einer verkehrten Erziehung und Bildung. Sie ist die Folge von Vernachlässigung und Verwahrlosung der Kinder im elterlichen Haus oder in der Schule oder in beiden zugleich. Sie ist die Folge von Unglauben, Gottesleugnung und Gottlosigkeit, weil aus diesen Gewissenlosigkeit, Zuchtlosigkeit, Zügellosigkeit und Laster aller Art entspringen. Soll also der Armuth mit Erfolg gewehrt werden, so hege man Religion, Glauben und Christenthum, denn diese gründen christliche Familien und ausgezeichnete Schulen, Schulen nicht blos zum Abrichten und Einpauken in wissenswürdigen Dingen, sondern zur Veredlung des Herzens und zur Einpflanzung herrlicher Tugenden. Religion, Glauben und Christenthum allein lehren und befähigen die Eltern, ihre Kinder sorgfältig, streng und gewissenhaft zu erziehen.

Die Armuth ist ferner die Folge von Arbeitsscheue, Faulheit, Weichlichkeit, Eitelkeit, Modesucht, Genußsucht, Schwelgerei,

Trunksucht, Verschwendung, Leichtsinn, Sittenlosigkeit, Zuchtlosigkeit, Ungehorsam und der Sucht, schnell reich zu werden, die zu gefährlichen Unternehmungen, zu Schwindel, Erpressung, Betrug, Fälschung, Unterschlagung, falschem Eid, Meineid und Eidbruch verleiten. Wenn man also die Jugend an Fleiß, Mäßigkeit, Nüchternheit, Sittlichkeit, Genügsamkeit und strengen Gehorsam gewöhnt; so ist der Armuth vorgebeugt. Das kann aber nur die Kirche in Verbindung mit der Schule, und darum ist es eine heilige Pflicht des Staates, dafür zu sorgen, daß die Schule, außer Lehranstalt zu sein, auch Erziehungsanstalt sei, und zwar nach den weisen und einzig erprobten Grundsäzen des Christenthums. Woher kommt's denn, frag ich, daß ein Mensch arbeitsscheu, faul, träg, weichlich, eitel, modesüchtig, genußsüchtig, schwelgerisch, trunksüchtig u. s. w., u. s. w. geworden? Und ich antworte kategorisch: weil er entweder nie religiös und christlich war, oder weil er Religion und Christenthum von sich geworfen; denn, möchte ich nochmals fragen: kann ein religiöser christlicher Mensch, der von gewissenhaften Eltern erzogen und in einer christlichen Schule sorgfältig gebildet worden, dem die Religion nicht blos Sache des Gedächtnisses, sondern eine ernste, hochwichtige und heilige Herzensangelegenheit ist, arbeitsscheu, faul, träg, weichlich, eitel, modesüchtig 2c. sein? Gewiß nicht! Lebendiges Christenthum also, das elterliches Haus, Kirche und Schule in's Herz des Kindes gepflanzt, und die Fernhaltung alles Dessen, was den Menschen, faul, genußsüchtig und unsittlich macht, Das beseitigt die Armuth; und darum ist eben Das, was die Armuth beseitigt, zu hegen und zu pflegen, und, sofern es sich auf die Fernhaltung von Faulheit, Genußsucht und Sittenlosigkeit bezieht, mit Ernst und Strenge durchzuführen. Es ist verkehrt, Bärenhäuter, Tagdiebe, Lumpen und Verführer mit Güte und Schonung behandeln zu wollen. Es ist eine unzeitige und übel angebrachte Rücksicht, die man diesem dreifachen

Schandfleck der Menschheit angedeihen läßt, wenn man ihn ungehindert weiter um sich greifen läßt. Durch diesen dreifachen Schandfleck der Menschheit wächst eben die Armuth zu riesigen Dimensionen heran. Die Regierung fördere also die Bildung von Vereinen und Associationen, die sich die Bekämpfung und Vertilgung der socialen Uebel- und Nothstände zu Aufgabe gesezt haben, und unterstüze dieselben bestmöglich. Dann errichte man Emeritenhäuser für unverschuldete, und Demeritenhäuser für selbstverschuldete Arme. Man halte sich nur an St. Pauli Wort: „Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen," d. h. dessen Faulheit belohne und unterstüze man nicht durch Almosengeben; dann wird der Hunger ihn schon zwingen, Hand anzulegen. Wer selbstverschuldet arm geworden und sich dann auf's Betteln verlegt, den sollte man unnachsichtlich in ein Arbeitshaus stecken, damit er arbeiten lerne und durch Arbeit sein Brod verdient. Arbeitshäuser sind eine höchst wohlthätige Einrichtung, und sollte in Amerika von diesen nüzlichen und heilsamen Anstalten viel häufiger Gebrauch gemacht werden, als in der Wirklichkeit geschieht.

Was die Katholiken in Amerika insbesondere anbelangt, so stehen sie den Akatholiken in Bezug auf Werke der Liebe und Barmherzigkeit durchaus nicht nach. Wie es der englisch-Amerikaner als eine Ehrensache und als einen eclatanten Beweis lebendigen Glaubens ansieht, wohlthätig gegen den Nächsten zu sein, so der Katholik. Man sollte zwar glauben, der Amerikaner überließe Jeden kalt, herz- und theilnahmslos seinem Schicksal, gemäß des bekannten amerikanischen Sprichwortes „help your-self", allein Dem ist nicht so. Das Wort „help yourself" gilt nur Demjenigen, der sich selbst helfen könnte, aber sich selbst nicht helfen will, nicht aber dem wirklich Hilfsbedürftigen.

Die Katholiken haben aus eigenen Mitteln katholische Wai-

senhäuser (Protectories) und Spitäler, Zufluchts- und Rettungshäuser für gefallene Mädchen errichtet, wozu doch gewiß ein großer Opfersinn und eine hohe Begeisterung für das Seelenheil Anderer gehört.

Ich führe blos 3 Beispeile an, um zu zeigen wie opferwillig und großmüthig die Katholiken Amerika's gemeinnüzige und menschenfreundliche Anstalten in's Leben rufen und solche Unternehmungen unterstüzen.

In der Nähe New-York's, im County Westchester, befindet sich eine katholische Waisenanstalt, die von dem katholischen Dr. Jocs, einem Convertiten, gegründet und bewidmet wurde. Alle von ihren Eltern verlassenen oder verwahrlosten Knaben und Mädchen katholischer Religion werden in dieses Waisenhaus aufgenommen und in demselben auf's Sorgfältigste unterrichtet und erzogen. 1870 befanden sich in demselben 720 Knaben und 400 Mädchen, 10 barmherzige Schwestern und 20 Schulbrüder.

Am 4. Juli 1870 wurde in Cincinnati zum Besten der dortigen Protectory der Waisenknaben ein Pik-Nik gehalten, das 5000 Dollars reinen Gewinn abwarf — sage: zwölftausend fünfhundert Gulden!

Im Jahre 1870 wurde in Pittsburg eine Fair zum Besten der katholischen Waisen veranstaltet, bei der 20,000 Dollars reiner Gewinn erzielt wurden, sage: fünfzigtausend Gulden! Wo in aller Welt findet sich eine Stadt, die sich nur entfernt mit den Städten Amerika's messen könnte, was Wohlthätigkeit anbelangt!

Seit einer Reihe von Jahren verbreiten sich die katholischen Unterstüzungsvereine mit reißender Schnelligkeit in allen Staaten der Union. Es bestehen deren schon 150, denen 30,000 Familienväter angehören. Diese 150 Vereine bilden einen Collectiv-Verein, den deutsch-römisch-katholischen Centralverein, der in diesem Jahre (1870) seine fünfzehnte General-Versammlung in

Louisville, Ky., gehalten hat. Um meine Leser über den Zweck dieser Unterstüzungsvereine zu informiren führe ich ein concretes Beispiel an.

In St. Louis existirt ein St. Paulus-Unterstüzungsverein. Zweck desselben ist: Unterstüzung der Kranken und Wittwen der Mitglieder und sodann Förderung eines guten, katholischen Geistes unter den Mitgliedern. In den Verein kann als Mitglied aufgenommen werden jeder deutsch redende Katholik im Alter von 18—45 Jahren, welcher unbescholten, körperlich und geistig gesund ist und keiner antikatholischen Verbindung angehört. Beim Eintritt bezahlt jedes Mitglied, je nach der Altersclasse, der es angehört, 2 bis 6 Dollars. Monatlicher Beitrag: 50 Cents. Außerordentlicher Beitrag bei jedem Sterbfalle: 1 Dollar. Die Unterstüzung für Arbeitsunfähige beträgt 5 Dollars per Woche. Stirbt ein Vereinsmitglied, so zahlt der Verein an dessen Familie oder bedürftige Erben 300 Dollars. Stirbt die Frau eines Mitgliedes, so erhält der Mann 25 Dollars. Der Verein zählt gegen 400 Mitglieder und verfügt über die ansehnliche Summe von 3000 Dollars. Abgesehen von den vielen Wohlthaten, welche durch Unterstüzung gespendet werden, ist diese Verbindung katholischer Männer auch ein Damm gegen die geheimen Gesellschaften. Wie erhebend ist's, wenn Hunderte von Männern beim gemeinsamen Gottesdienst freudig ihren Glauben bekennen und durch den Empfang der heiligen Sacramente den Segen Gottes auf ihr Unternehmen herabziehen.

Der deutsch-römisch-katholische Centralverein hat auch die Unterstüzung armer, katholischer Einwanderer in die Hand genommen, und sind zu diesem Zwecke pro 1869/70 über 1200 Dollars bei dem Präsidenten des Central-Ausschusses für die Einwanderungsangelegenheit, Reverend A. Schwenniger in Cincinnati eingegangen. Ebenso befaßt sich derselbe, wie ich weiter oben erwähnt, mit Gründung eines katholischen Lehrerseminars.

---

9. Ehe und Ehescheidung.

Auch ein reiches Capitel wie das achte, aber durchaus kein troſtreiches. Wie bei uns in größeren Städten das ungebundene, eheloſe Leben, das Junggeſellenthum, immer mehr überhand nimmt, ſo in den Städten Amerika's. Mancher junge Mann, der recht wohl eine Familie ernähren könnte, bleibt ledig und treibt ein wüſtes Vagabundenleben, das ihn mehr Geld koſtet als eine Familie. Der junge Mann, dem die chriſtliche, erhabene Idee des Familienlebens abhanden gekommen, oder der ſich nie dazu emporſchwingen konnte, will ſich nicht binden, will keine Kinderlaſt auf ſich nehmen, will ſich nicht einſchränken, will ſich Nichts verſagen, will ſein eigener, unumſchränkter Herr bleiben, und darum tritt er nicht in den Eheſtand. Dabei darf man aber ja nicht wähnen, daß er im Cölibat lebt, bewahre, er knüpft bald da, bald dort unerlaubte, ſündhafte Verbindungen an und ſchickt deren Frucht in's Findelhaus, oder er beſucht die Höhlen des Laſters — eine Folge der falſchen Aufklärung und des Unglaubens. Unſittlichkeit geht ja immer Hand in Hand mit dem Unglauben. Mancher junge Mann fürchtet ſich auch in den Eheſtand zu treten, weil er die Mittel nicht zu haben glaubt, die enormen Anſprüche einer Frau und verzogener Kinder befriedigen zu können. Und in Wahrheit: wie mancher Mann beſäße wohl Mittel genug, 3 und 4 Weiber zu ernähren, nicht aber die Puz- und Vergnügungsſucht einer einzigen zu befriedigen! Enorm ſind die Anſprüche des verzogenen weiblichen Geſchlechts. Ehedem wurden die Mädchen

zu Hausfrauen erzogen, jezt aber verhätschelt man sie und erzieht sie zu großen Damen, die vom Hauswesen Nichts verstehen, die den lieben langen Tag sich nur puzen, Romane lesen, Concerte, Theater und Bälle besuchen, die Pretiosa spielen, in Gesellschaften glänzen, Gesellschaften geben und sich anbeten und bedienen lassen wollen. Kochen, waschen, nähen, bügeln, stricken oder gar spinnen — pfui, wie gemein! Wozu hat man denn die Dienstboten? Mit Kindern wollen sie ohnehin nicht geplagt sein, und darum verfallen sie jenem Verbrechen, das in Amerika in Entsezen erregendem Grade um sich greift, die Sittlichkeit untergräbt, am Lebensmarke nagt und in die Familien der Natives den Todesengel einbürgert. Ein New-Yorker Blatt, die „Times," äußert sich darüber folgendermaßen: „Es geht aus den jüngsten statistischen Angaben hervor, daß die eingeborene Bevölkerung der am dichtesten bewohnten Theile der Vereinigten Staaten rasch im Absterben begriffen ist. Nur durch die Eingewanderten wird die Bevölkerung vermehrt. Die Geburts-Rate in den New-England- und Mittelstaaten ist geringer als die gegenwärtige in Frankreich. Es kommt in diesen Staaten unter den Eingeborenen eine Geburt auf 50 Köpfe, während die Sterbe-Rate für die ganze Bevölkerung wie eins zu 54 steht, wonach für die Eingeborenen mindestens ein Sterbfall auf 40 Köpfe kommt. Die Eingeborenen sterben sonach in größerer Proportion als sie geboren werden. Die Geburts-Rate in Preußen und Oesterreich ist eine Geburt auf 26 Köpfe, die der Deutschen in den Vereinigten Staaten eine Geburt auf 20 Köpfe. Die Irländer aber vermehren sich noch mehr als die Deutschen.

Der Staat New-York hat an Müttern vielleicht noch größern Mangel als irgend ein anderer. Von der gesammten weiblichen Bevölkerung in diesem Staate war (nach dem Census von 1865) blos ein Drittheil verheirathet. 196,802 hatten

noch keine Kinder, und 145,252 hatten nie Kinder oder keine Aussicht solche zu bekommen; die übrigen drei Viertheile der verheiratheten Frauen hatten durchschnittlich je $1/7$ an Kindern, d. h. die eingeborenen Weiber, welche Kinder hatten, hatten durchschnittlich nur eines; auf die eingeborenen verheiratheten Frauen aber kamen durchschnittlich für je eine Familie nur drei Viertheile eines Kindes. Es brauchte ferner je zehn weibliche Personen, um einem Kinde das Leben zu geben. Auch die Deutschen fangen, leider, bereits an, das verderbliche und naturwidrige System der Amerikaner nachzuahmen. Mögen unsere Deutschen noch rechtzeitig sich durch obige Angaben warnen lassen und bedenken, daß kein Gesez der Natur ungestraft übertreten werden darf, und daß die Uebertretung der Naturgeseze mit grausamer Consequenz sich in diesem Fall sowohl an den einzelnen Familien, wie am ganzen Geschlechte straft." So die Times. Und was sie sagt, ist nur zu wahr, aber der tiefere Grund dieser traurigen Erscheinung ist ihr entweder verborgen, oder sie will denselben absichtlich nicht zugestehen, er ligt darin: Die Ehe ist in Amerika größtentheils ihres religiösen und sakramentalen Charakters entkleidet, sie ist zum Geschäft geworden, und dadurch wurde ihr Zweck wesentlich ein anderer, als er nach christlicher Auffassung ist. Die ganze traurige Erscheinung ist eine Frucht der modernen Civil-Ehe, welche auch die radicalsten unserer neumodischen Weltverbesserer nicht wegzuleugnen vermögen. Die schlechten Früchte sehen und beklagen sie, ohne zugestehen zu wollen, daß sie von einem schlechten Baume stammen. Sehr blind und verstockt! (Per parenthesin will ich hier bemerken, daß in meiner Pfarrei die Durchschnittszahl der Kinder einer jeden Familie 12 ist, und daß die Weiber hier nicht selten sind, die ihre glücklichen Ehemänner mit 16 und 18 Kindern beschenkt haben, und doch ligt Stetten am **kalten** Markt!)

Man kann es nach dem bisher Gesagten den amerikanischen Männern kaum verargen, wenn sie ledig bleiben; denn eine verzärtelte, affectirte, putzsüchtige Kokette, die keine Suppe kochen und keinen Knopf annähen kann und in der Küche keine Hand naß oder rusig machen will, heirathen zu sollen, Das ist freilich eine starke Zumuthung und ein gefährliches Unternehmen. Und möchte solch eine Zierpuppe und Candy-Case auch noch so viel Vermögen besitzen, es reicht doch nicht für sie hin; denn je mehr sie hat, desto eitler, luxuriöser, verschwenderischer und unersättlicher ist sie. Aus den angeführten Gründen bleiben also viele junge Männer in Amerika ledig. Was aber das Heirathen anbelangt, so kommen dabei folgende große Miß- und Uebelstände vor:

a. Viel häufiger als in Europa ist die Ehe in Amerika reines Geschäft, Handel und Speculation.

b. Werden die Ehen in Amerika mit großer Hast, Uebereilung und Ueberstürzung abgeschlossen, abgeschlossen ohne jene ernste, ruhige Ueberlegung und Prüfung, die ein so folgenschwerer Schritt erfordert. Das Schiller'sche Wort von der ersten Prüfung, bevor man sich für sein ganzes Leben bindet, ob das Herz sich auch zum Herzen findet, scheint man in Amerika entweder nicht zu kennen oder keinen Werth darauf zu legen. Langjährige Bekanntschaften sind in Amerika so selten, daß man im Allgemeinen sagen kann, man kennt sie nicht. Bekanntschaft und Verehelichung fallen dort zusammen. Beides aber ist vom Uebel. Langjährige Bekanntschaft führt unfehlbar zur Uebertretung des sechsten Gebotes, und überstürzte, im Sturmschritt vorgenommene Verehelichung führt in einen Wehstand und sehr oft zur Ehescheidung.

Es kommt nicht selten vor, daß in Amerika abends oder bei einbrechender Nacht ein Ehepaar vor dem Pfarrer erscheint

und ihn ersucht, die Trauung vorzunehmen. Es ist nichts Seltenes, daß auch bei Solchen, die sich kirchlich trauen lassen, der Trauung keine Proclamation vorausgeht, die allerdings in Amerika nicht kirchlich vorgeschrieben ist, weil dort die Beschlüsse des Concils von Trient nicht promulgirt wurden. Entschiedene, kirchentreue Katholiken lassen sich freilich proclamiren und feierlich, während des Gottesdienstes, und nachdem sie die heiligen Sakramente empfangen haben, trauen.

c. Amerika ist vorzugsweise das Land der gemischten Ehen, so sehr auch Religion, Kirche und Erfahrung davor warnen.

d. Weitaus die meisten Brautleute lassen sich blos civiliter trauen. Der Staat mischt sich in Amerika auch nicht im Geringsten in die Angelegenheit der Eheschließung, er läßt Jedem darin volle Freiheit, wie er die Ehe schließen will. Dort ist's nicht, wie in manchem Staat, der sich liberal nennt, aber trozdem die Unterthanen einem despotischen Druck unterwirft und ihnen empörenden Gewissenszwang anthut, wohin offenbar die obligatorische Civilehe zu rechnen ist, die sogar, bei schwerer Strafe, der kirchlichen Trauung vorausgehen **muß**. Die Civilehe ist aber eine ganz und gar würdelose und profane Behandlung eines Actes, der, seitdem die Welt steht, bei allen Völkern als ein hochernster, wichtiger und religiöser aufgefaßt, betrachtet und behandelt wurde. Erst die Jakobiner in Frankreich haben, ihrer ganz würdig, die Civilehe eingeführt. Kein Kuhhandel wird so légèrement und bagatellemäßig abgeschlossen, wie die Civilehe. Es ist mehr als Anekdote, was man zur Zeit der Einführung der Civilehe in Baden in gar vielen Blättern las, daß nämlich ein musterstaatlicher Bürgermeister als Civilstandesbeamter und polizeilicher Copulirer zu einem Ehepaar officiell gesprochen:

„Wenn er enander wennt,
So genn enander d'Händ'.
So, im Name des G'sezes.
Also, jez het's es[1])!"

Je mehr man die Ehe zu etwas rein Bürgerlichem, Staatlichem, Weltlichem und Profanem stempelt, desto lockerer wird das Eheband, desto frivoler die Eheleute, desto bodenloser das Fundament der Ehe und desto schlechter die Kindererziehung.

e. Manche heirathen viel zu jung. Kaum der Schule entwachsen, entlaufen die Jungen ihren Eltern, gehen in einen Shop (Laden, Werkstätte) oder in eine Fabrik oder miethen einen elenden Winkel und machen Cigarren und — heirathen dann! Welche Abnormität, welch häßliche Grimasse des Ehestandes! Beide sind selbst noch Kinder, Kindsköpfe, Gelbschnäbel, unreif und unentwickelt, und trozdem sind sie Mann und Frau und haben Kinder! Welche Komödie auf etliche Tage, die sich dann in eine lange Tragödie verwandelt! Welche Parodie des ernsten Ehestandes. Und welches Bild bieten solche Weheleute und ihre Nachkommenschaft dar? Ich kann dasselbe aus meiner Erfahrung vorführen. Als ich von Pittsburg nach Baltimore fuhr, sezte sich ein 19jähriger Junge mir vis-à-vis. Und dieser Junge bot einen traurigen Anblick dar. So matt, schlotterig, saft- und kraftlos, abgestanden und welk, wie wenn er nach schwerer, tödtlicher Krankheit mit knapper Noth dem Sensemann entronnen wäre. Die Augen waren glanzlos und lagen tief, der Blick war leidend und starr.

---

1) In's Hochdeutsche übersezt, heißt diese musterstaatliche Apostrophe, nebst dem, Himmel und Erde bindenden, Machtspruch:

„Wenn ihr einander ehelichen wollt, so reicht, zum Zeichen Dessen, einander die Hände." (die Brautleute reichten einander die Hände), worauf der Gewaltige weiteramtirte: „Im Namen des Gesezes" (erkläre ich die Ehe für geschlossen). „Und nun ist der Act vorüber."

Schwarze Säcke lagen unter den Augen, und waren die Ränder der Augendeckel entzündet. Die Lippen hingen schlaff und waren farblos — abgestanden. Die Stirne und die Wangen waren citronengelb und die Hände fleischlos. Die Ohren standen weit vom Kopf, und zeigte sich hinter und unterhalb derselben jenes fatale Grübchen, das gewöhnlich ein ernster Fingerzeig auf die Grube ist. Die natürliche Kopfbedeckung lichtete sich bedeutend, und waren selbst schon weiße Haare zum Vorschein gekommen. Seine Bewegungen waren steif, ungelenkig, schwerfällig, unterbunden, man sah ihm keine Spur von Schnellkraft, Elasticität und Vivacität an. Der Junge war ein Bild des Jammers, er war ein jugendlicher Greis, eine moderne Ruine. Neben ihm saß sein Contrefei, ein Knabe von 2 Jahren. Das Kind hatte viele Aehnlichkeit mit jenen Wasserschossen, welche die Kartoffeln im Keller treiben, oder mit einem halbzerlaufenen, grüngelben, lebendigen Backsteinkäs. Ach, welche Händchen, welch Gesichtchen, welche Knöchelchen! Und welche leidenden, weinerlichen Züge! Es war zum Erbarmen. Da ich tiefes Mitleid mit den beiden Jammergestalten empfand, sagte ich zu dem geknickten Jungen: „Sie und das Kind sind wohl leidend und krank?“ — „No, Master,“ entgegnete er, „ich bin nicht krank, ich fühle mich blos angegriffen und abgespannt, dieses Kind aber ist scrophulös!“ Welche Selbsttäuschung! Man sah gleichsam den Todeswurm an seinem Herzen nagen, er war ein morscher Baum, den ein Luftzug umwehen konnte, es stand auf allen seinen verwitterten Gesichtszügen geschrieben, daß seine Tage gezählt seien, und er hielt sich nicht für krank, nicht dem Tode verfallen — nur angegriffen und abgespannt zu sein, glaubte er! Da ich mich nicht berufen fühlte, ihn seines Irrthums zu überführen, schwieg ich, und gab mich den traurigen Reflexionen hin, die unwillkürlich an den Anblick des greisen Jünglings und an seine Illusion sich knüpften. Doch

bald scheuchte mich das Gewimmer des scrophulösen Knaben aus denselben auf: „Vater, Hunger!“ Da ging mir ein Licht auf, das grell den Abgrund des Elendes erhellte, in welchem sich beide Kranke befanden. Der 19jährige Greis war Vater, und der Knabe sein Kind! Das schnitt mir tief in's Herz. „Sie sind also der Vater dieses Kindes?“ sagte ich zu dem Bedauerungswürdigen, wobei ich die tiefe Erschütterung und Entrüstung meiner Seele kaum verbergen konnte. „Yes, Sir,“ antwortete er. „Nun, da haben Sie aber sehr frühe geheirathet!,“ sagte ich schließlich zu ihm. „Yes, Sir, mit 17 Jahren,“ antwortete er, und ein häßlicher, faunischer Zug spielte um seinen Mund. Ich hatte einen tiefen Blick in den Abgrund des socialen Lebens in Amerika geworfen. Dieser Junge war ein Opfer des frühen Heirathens. Wen wundert's, daß das Mark in seinen Knochen schwand, daß seine Kraft versiegte, daß die Rosen seiner Wangen welkten, daß der Todeswurm gierig an seinem Herzen nagte, daß er schon als 19jähriger Jüngling ein Greis, eine Ruine war? Wen wundert's, daß sein Kind so siech und elend war, daß es, statt froh und frisch heranzuwachsen, mit jedem Tag seiner baldigen Auflösung näher schritt? Nachdem das armselige Geschöpf Hunger geäußert, zog der noch armseligere Vater aus der Reisetasche, die er bei sich hatte, einen kleinen Topf, auf dem geschrieben stand: „Liebig's Fleisch-Extract,“ und vermittelst eines zinnernen Caffeelöffels reichte er dem schwindsüchtigen Knaben eine Dosis. Helf euch Gott und Liebig's Fleisch-Extract, wenn aber Gott kein Miracel an euch gewirkt, so ist längst an euch die Verheißung in Erfüllung gegangen: „Du sollst zum Staube wiederkehren.“ Ja, es ist ein schreckliches Uebel und richtet furchtbare Verheerungen an: das zu frühe Heirathen, und nimmermehr sollte der Staat solch schreienden Unfug dulden, wenn, und da denn doch die Eltern, leider Gottes, ihren Kindern, sobald sie der Schule entwachsen

sind, machtlos gegenüberstehen. Es ist eine an Wahnsinn grenzende Freiheit, den Kindern zu gestatten, in den Ehestand zu treten. Die Eltern können ihren Kindern zwar geseẓlich das Heirathen verwehren, so lange dieselben noch nicht volljährig, d. h. 21 Jahre alt sind, allein Amerika ist das Land, wo jede der Willkür gezogene, wohlthätige Schranke umgangen wird. Geben die Eltern ihre Einwilligung nicht zur Verehelichung ihres Sohnes oder ihrer Tochter, so laufen dieselben einfach davon, begeben sich in einen andern Staat und werden dort civiliter getraut.

f. Eine klaffende Wunde, eine Pest- und Eiterbeule des socialen Lebens in Amerika sind die enorm vielen Ehescheidungen, mit Allem was daraus entspringt und sich an dieselben knüpft. Es ist schändlich und empörend, wie frech und frivol gegen das Gebot des Herrn gesündigt wird: „Was Gott verbunden hat, das soll der Mensch nicht trennen." Es ist ein bitterer Hohn, den man der heiligen Schrift spricht, die man doch so hoch in Ehren zu halten vorgibt, indem die Ehen so leichtsinnig, um wahrer Lappalien willen, geseẓlich getrennt und die Wiederverehelichung beiden Theilen gestattet wird. Sagt denn nicht St. Paulus im I. Brief an die Corinther VII, 10 und 11.: „Denen, die durch die Ehe verbunden sind, gebiete nicht ich, sondern der Herr, daß das Weib sich nicht vom Manne scheide. Wenn sie aber doch geschieden ist, so bleibe sie ehelos oder versöhne sich wieder mit ihrem Manne. Auch der Mann entlasse sein Weib nicht." Wo ist nun die Bibelgläubigkeit, wo der Respect und die Ehrfurcht vor Gottes Wort, wo der Gehorsam gegen sein so klar und streng ausgesprochenes Gebot bei den so vielen frivolen Ehescheidungen? Freilich, wo die Ehe ihres sacramentalen Charakters entkleidet ist, wo sie nur als bürgerlicher Vertrag aufgefaßt und als Geldgeschäft und Speculation behandelt wird, wo man so leichtsinnig und jung und

nach dem saubern Dogma heirathet: „Wir glauben All' an Einen Gott," und wo das Wort Gottes sein Ansehen verloren; da kann man sich allerdings nicht wundern, daß nur provisorisch, gleichsam auf Probe, geheirathet, heute mit lachendem Mund die Hand zum Ehebund gereicht und dieselbe morgen wieder zurückgezogen wird. Nur das Christenthum ist das Palladium der Ehe und des Familienlebens, der Unglaube aber macht Ehe und Familie zu einem Taubenschlag.

In keinem Land der Welt werden so viele Ehen geschieden wie in Amerika.

Im Staat New-York wurden in einem Zeitraum von 5 Jahren (von 1863—1867) 4391 Ehen aufgelöst, und zwar 1615 wegen Ehebruchs, 421 wegen grausamer Behandlung, 1402 wegen böswilligen Verlassens, 606 wegen Trunksucht, und die übrigen aus anderen Gründen.

Im Staate Ohio kamen während des gleichen Zeitraumes 2681 Ehescheidungen vor. 935 Ehen wurden aufgelöst wegen Ehebruchs, 1030 wegen böswilligen Verlassens, 440 wegen grausamer Behandlung, und 196 wegen Trunksucht. In demselben Staate wurden anno 1868: 847, und anno 1869: 1003 Ehen aufgelöst.

In Vermont, das fast ausschließlich von Amerikanern bewohnt ist, wuchs die Zahl der Ehescheidungen von 91 im Jahre 1862 auf 155 im Jahre 1866, d. h. jährlich 10 2/3 mehr. Während 5 Jahren kam je eine Ehescheidung auf 10 Heirathen.

In Connecticut kam 1868 je eine Ehescheidung auf 10 Heirathen.

In Massachusetts kam 1860 je eine Ehescheidung auf 37 Heirathen.

Im Staate Indiana, der die laxesten Geseze bezüglich

der Ehescheidung hat, kommt auf 5 Trauungen je eine Ehescheidung, gewiß entsezlich über alle Maßen!

In Chicago wurden anno 1867: 338, und 1868: 460 Ehescheidungsklagen anhängig gemacht. Es waren 284 Frauen und 176 Männer, die anno 1868 die Ehescheidungsklage erhoben.

Im St. Louis wurden im Monate Februar 1869 registrirt: 11 Ehen als civiliter geschlossen und 11 Ehen als getrennt. Und auf welche Gründe hin werden in Amerika Ehen aufgelöst? Z. B. wenn eine Frau kein gutes Brod zu backen versteht, oder wenn ein Mann von seiner Frau verlangt, sie solle ihm die Stiefel wichsen, oder wenn der Mann seinem zanksüchtigen, kneifenden Weib eine Ohrfeige gibt! Kurz es ist den Ehescheidungen der weiteste Spielraum gewährt und werden dieselben so leicht als möglich gemacht, ja die Geseze über die Ehescheidung begünstigen dieselbe entschieden, laden dazu ein und fordern stillschweigend dazu auf. Wenn also ein Mann seiner Frau oder eine Frau ihres Mannes überdrüssig ist, so weiß Jedes, was es zu thun hat, um sich des mißliebigen Theiles zu entledigen. Kommen aber beide Theile gemeinschaftlich überein, einander zu verlassen, so ist Nichts leichter, als die gerichtliche Ehescheidung zu erlangen. Es darf der Mann nur seiner Frau vor Zeugen eine Ohrfeige geben, oder die Frau darf sich nur eine Nacht außerhalb der Familienwohnung aufhalten; so wird die Ehe gerichtlich auf Antrag des sich verlezt erklärenden Theils geschieden. Welche Corruption! Durch die leicht zu erlangende Ehescheidung ist jeder Verkommenheit und Schlechtigkeit, jeder Bosheit und Gemeinheit, besonders der Fleischeslust und jedem Wüstling ein Freibrief ausgestellt. Durch die schlechte Gesezgebung ist jede Ehe, jedes häusliche Glück und der eheliche Frieden bedroht. Ueber jeder amerikanischen Ehe schwebt

stets das Damoklesschwert der Scheidung. Viele Ehen werden ächt amerikanisch dadurch getrennt, daß die Eheleute von einander laufen, in verschiedenen Staaten sich niederlassen und auf's Neue sich verehelichen. So gibt es in Amerika Männer und Weiber, die zum fünften und sechstenmal gerichtlich geschieden wurden oder eigenmächtig sich trennten und dann wieder sich verehelichten. Die Polygamie wird in Amerika allerdings strenge bestraft. Das Repräsentantenhaus hat 1870 mit 94 gegen 23 Stimmen beschlossen, daß die Polygamie mit 1900 Dollars und 5 Jahren Zuchthaus bestraft werde, allein bei der Käuflichkeit der Gerichte und den elastischen Ehescheidungsgesezen ist in der Wirklichkeit wenig Erfolg von diesem scharfen Beschluß auf dem Papier zu hoffen.

Es kommen mitunter bezüglich der Ehescheidung im höchsten Grad empörende Fälle vor. So hab ich neulich in einem amerikanischen Blatt gelesen: Eine vortreffliche, ächt christliche Frau hatte einen leichtsinnigen, treulosen Mann, der mit einer frechen Dirne ein Verhältniß anknüpfte und derselben die Ehe versprach. Mit Erlaubniß ihres Mannes hielt sich die Frau einige Tage im Hause ihrer Verwandten auf, um einen schwer Kranken zu pflegen. Diesen Anlaß benuzte nun der Schurke, um, während der Abwesenheit seines Weibes, die gerichtliche Ehescheidung zu erwirken. Sobald er sein Ziel erreicht und den Ehescheidungsbeschluß schriftlich in der Tasche hatte, wurde er aber plözlich und schwer krank. Augenblicklich begab sich deßwegen seine Frau zu ihm und pflegte ihn auf's Liebevollste und Sorgfältigste, ohne auch nur im Geringsten eine Ahnung davon zu haben, welchen Schurkenstreich derselbe gegen sie im Schild führe. Nach kurzer Zeit war er genesen, und übergab dann seiner treuen Frau zum Dank den gerichtlichen Ehescheidungsbeschluß. Vernichtet sank dieselbe zusammen, unter Thränen und fußfällig beschwor sie ihn, doch

diese Treulosigkeit und Verrätherei nicht an ihr zu begehen. Doch umsonst! Kalt stieß er sie von sich und ehelichte die Dirne, die ihm hoffentlich den wohlverdienten Lohn für solche Schurkerei ausbezahlt haben wird.

Durch die leicht zu bewerkstelligende Ehescheidung verschwinden immer mehr und mehr die Tugenden der Demuth, der Sanftmuth, der Geduld, der Selbstverleugnung, der Nachgiebigkeit, der Verträglichkeit, der Versöhnlichkeit. Statt diese Tugenden zu üben, zerreißt man lieber das Band der Ehe; statt das eheliche Joch um eines höheren Zweckes willen zu tragen, bricht man es und befreit sich davon. Statt das Kreuz auf sich zu nehmen, schleudert man es von sich und entflieht ihm. Statt einander mit Schonung und Liebe auf die Fehler aufmerksam zu machen, statt in Geduld die gegenseitigen Schwächen zu ertragen, statt einander zu bessern und zu vervollkommnen; trennt man sich und geht eine neue Verbindung ein, hoffend, die neue lege kein Joch und kein Kreuz auf, in der neuen Ehe blüheten nur Rosen, Rosen ohne Dornen, der neue Gespons werde ein Engel sein ohne Falsch und Arg, ohne Makel und Fehl. Wo aber gibt's eine Ehe ohne Joch und Kreuz, ohne Dornen und Disteln, und einen Menschen ohne Makel und Flecken?!

Die leicht durchzusezende Ehescheidung ist auch ein schreiendes, dem gläubigen Katholiken angethanes Unrecht; denn derselbe kann ohne Verlezung seines Gewissens, er kann überhaupt eine vor Gott giltige Ehe nicht mehr eingehen, so lange der von ihm geschiedene Theil am Leben ist, während der Akatholik oder der vom katholischen Glauben abgefallene, getrennte Ehegatte sich wieder verehelicht.

Was soll ich aber erst sagen von den schrecklichen Folgen der Ehescheidung für die Kinder, die der geschiedenen Ehe entsproßten. Mögen sie herüber oder hinübergezogen oder an die

getrennten Eltern vertheilt werden, ihr Loos ist ein trauriges, und kann nie und nimmer von einer Erziehung derselben die Rede sein.

Auch hier, und namentlich hier, bezüglich der Ehescheidung, kann man sich überzeugen, wohin laxe Grundsäze in der Religion, Indifferentismus und Abfall vom Christenthum führen, und daß es nur Ein Mittel gibt, dieses specifisch amerikanische Uebel zu heilen — die Rückkehr zum Christenthum.

---

10. Kindererziehung.

Auch kein troſtreiches Capitel! Allgemein iſt die Klage über die Unbotmäßigkeit, Zuchtloſigkeit und Verwilderung der amerikaniſchen Jugend. Und ſie iſt, leider Gottes, nur zu ſehr begründet. Man läßt den Kindern den eigenen Willen, man wehrt ihnen Nichts, man zeigt ihnen keinen Ernſt, man hat eine Affenliebe zu ihnen, man heißt ihr rohes, wildes, unbändiges Weſen „Lebensluſt und amerikaniſches Temperament,“ man hegt und pflegt dieſes überſprudelnde, überſchäumende, tobende Weſen und meint, das Einſchreiten gegen daſſelbe, das Eindämmen und Unterdrücken deſſelben würde den Trieb nach Freiheit erſticken und den Kindern ſclaviſchen Sinn und knechtiſche Furcht einflößen. Man läßt ſie alſo wild, unbändig, zügellos, eigenſinnig, trozig und frech heranwachſen. Ruthe, Lineal und Stecken kennt die amerikaniſche Pädagogik nicht. Ja dieſelben ſind ſogar geſezlich aus dem elterlichen Haus und aus der Schule verbannt — ob in allen Staaten, iſt mir unbekannt, aber von vielen weiß ich es zuverläſſig. Hoffentlich aber iſt das in Delaware nicht der Fall; denn dort ſtehen die Haſelnußſtauden in üppigem Flor, Bank und Laſterſtein ſind vom Zeitgeiſt noch nicht in die mittelalterliche Rumpelkammer verbannt worden. Ja, in Delaware beſteht noch die Prügelſtrafe, und werden gewiſſe Species von Verbrechen mit ihren Thätern noch an den Pranger geſtellt. Das riecht zwar ſehr nach der mittelalterlichen, peinlichen Halsgerichtsordnung und dem malleus maleficarum, allein die Delawaren werden ihre

guten Gründe haben, weßwegen sie an solchen mittelalterlichen Institutionen in unserer modernen Zeit noch Geschmack finden. Und bewähren sich die bekannten 25 nebst dem Pranger auch noch im neunzehnten Jahrhundert, so begienge man ja 2 Sünden gegen den heiligen Geist zu gleicher Zeit, wenn man dieselben abschaffen wollte; denn: der anerkannten Wahrheit widerstreben, und gegen heilsame Ermahnungen ein verstocktes Herz haben, das sind ja Sünden gegen den heiligen Geist. O 's würde gar Nichts schaden, wenn in der Union die Ruthe wieder zu Ehren und in Anwendung käme, höchst wahrscheinlich fielen dann am Stimmkasten, bei Meetings, bei ausgebrochenen Bränden unter den Pompiers und selbst im Repräsentantenhaus keine Prügeleien mehr vor. Es läßt sich gar nicht leugnen, daß der Amerikaner eine entschiedene Vorliebe für Prügel hat; denn man sieht, hört und liest in Amerika ganz auffallend viel von Raufereien, Balgereien, Keilereien, Boxereien und Prügeleien, warum nun dieses Bedürfniß nicht zur rechten Zeit befriedigen? Wird es zur rechten Zeit befriediget, dann ist's und bleibt's befriedigt und ist zur Ruhe gekommen für immer.

Und ist das nicht eine Bevormundung des Vaters und eine büreaukratische Einschränkung der väterlichen Gewalt, wenn man ihm verbietet, sein eigenes Kind zu züchtigen? Man sollte gar nicht glauben, daß solch ein Gesez in Amerika existiren könnte. Dieses Gesez ist Amerika's ganz und gar unwürdig, abgesehen davon, daß es kopflos und verderblich ist; denn es macht den Vater zum Sclaven seiner Kinder und sezt die Kinder als Despoten über ihre Eltern. Es untergräbt total das elterliche Ansehen, es lähmt ihre Gewalt und macht die Disciplin unmöglich. Es ist schon öfters der Fall vorgekommen, daß Buben von 10—12 Jahren ihren Vater oder ihren Lehrer bei den Schul-Trustees, beim Schul-Superintendenten oder gar auf dem Courthouse verklagt haben, weil sie von denselben geprügelt

worden seien, d. h. mit Ruthe, Lineal oder Meerröhrlein Tazen oder Gesäßirritation erhalten. Ich bitte meine europäischen Leser sehr, sich solch einen Fall lebhaft zu vergegenwärtigen, zu überlegen und die nothwendigen Schlüsse daraus zu ziehen. Und nota bene: es hat sich in dem fraglichen Fall, d. h. wenn Buben ihre Väter verklagten, weil diese jene züchtigten, nicht um Mißhandlungen der Kinder, sondern ganz einfach um jene Tazen und Hosenausstäubung gehandelt, die in Deutschland jedermänniglich bekannt sind, und für die wir unseren Eltern selig jezt noch von Herzen danken; denn wer bedurfte der Züchtigung nicht, wer hatte keine Züchtigung verdient, bei wem war die Züchtigung nicht von heilsamer Wirkung? In Amerika aber — daß Gott erbarm! Und die amerikanischen Buben bedürften eigentlich einer verstärkten Portion, denn das amerikanische Blut ist heißer und rascher als das deutsche. Die amerikanische Nervenbesaitung ist für 2 Manualien berechnet, und die transoceanischen Muskeln und Sehnen besizen eine unglaubliche Spannkraft. Wenn man sie so beobachtet diese amerikanischen Natives-Buben, so sie die Schule verlassen oder auf den Squares und in den Parks sich tummeln, raufen und balgen, so gewahrt man auf den ersten Blick, daß man hier eine eigene Race vor sich hat; denn diese Buben sind wie ein Windspiel, wie Eichhörnchen und Kreisel. Welche Unruhe, welches Feuer, welche Schnellkraft, welche Heftigkeit, welcher Zorn, welche Gewaltthätigkeit! Und leider, wie oft hört man schon von den kleinsten Kindern den derben Fluch: „God damn!“ Man überzeugt sich bei solchen Anläßen, daß solcher Jugend Halfter und Zaum fehlen, daß das pomologische Messer sie nicht berührte, daß sie ohne den civilisatorischen Einfluß der Ruthe heranwächst. Und das geht dem Amerikaner lebenslang nach. Unter der anscheinenden Eiskruste fulminirt ein „Feuerteufel“, der plözlich Rauch und Flammen speit. Er ist ungemein halsstörrig

und widderköpfig, wenn er auf Widerspruch und Widerstand stößt. Er ist über die Maßen eigenmächtig und gewaltthätig und räumt das Feld nur der absoluten Nothwendigkeit. Daß der Amerikaner ein Wildstamm von der Wurzel bis zum Gipfel ist, beweist sein paziges Betragen im gesellschaftlichen Leben. Ueberall legt er die Füße auf Stühle, Bänke, Tische, Fenstergesimse und Schreibpulte — selbst im Repräsentantenhause in Washington! Er spuckt den ekelhaften Tabaksaft überall hin, auf Gänge, Fußböden und Teppiche; er behält den Hut auf dem Kopf, ob er mit Seinesgleichen oder mit Vorgesezten spricht, und Lynchen ist das höchste Gaudium seiner Seele.

In den Staatsschulen ist von Disciplin gar keine Rede. Der Lehrer behandelt seine Schüler etwa wie bei uns der Universitäts-Professor die academischen Bürger. Davon, daß sie diesen Däumlingen imponiren, bei ihnen in Achtung stehen und Ansehen genießen, ist keine Rede. Der Lehrer ist nicht Erzieher, Rathgeber und väterlicher Freund der Jugend, er ist blos Docent und Abrichter. Es besteht darum auch kein sittliches Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler, und kann so wenig ein solches bestehen, wie zwischen einem Kaufmann und seiner Kundschaft, die gegen Bezahlung Waaren von demselben erhält.

Im elterlichen Hause waltet aber dasselbe Verhältniß ob. Vater und Mutter bedienen förmlich ihre Kinder oder lassen dieselben bedienen, sofern sie vermöglich sind. Der Vater puzt und wichst seinen Kindern die Schuhe und Stiefel! Der Native-Amerikaner nennt seinen Buben „Herr" und seine Tochter „Fräulein". Er ersucht sie in höflichster Form, so gefällig zu sein, Das und Jenes zu thun. Die Eltern hofiren und schmeicheln ihren Kindern in aller Form, sie unterwerfen sich ihren Launen und befriedigen, so viel in ihren Kräften steht, deren verkehrte Neigungen und Lüste. Sie geben ihnen frühzeitig Geld, ohne sie den rechten Gebrauch der zeitlichen Güter gelehrt

zu haben; sie verlangen keine Rechenschaft über die Verwendung des ihnen übergebenen Geldes, sie lassen ihnen freien Paß und dulden Nachtschwärmerei. Und wenn sie sich nach amerikanischen Begriffen gezwungen sehen, gegen Verschwendung, Diebstahl, Unflätherei, Troz, Trunksucht, Rowdy=Wesen ꝛc. ihrer hoffnungs=reichen Sprößlinge einzuschreiten; so besteht das ganze discipli=narische Verfahren in einem schüchternen Verweis, in einem leisen Tadel oder in irgend einer Drohung, die aber nie voll=zogen wird. Solche Geschosse prallen aber wirkungslos an den jungen amerikanischen Monitors ab.

Aber an's Unglaubliche grenzt's, wie man die Mädchen verhätschelt, verwöhnt und verzieht. Man scheint dieselben für überirdische Wesen zu halten; denn man betet sie fast an, man vergöttert sie, man kriecht vor ihnen in hündischer Gesinnung. Darum gibt es aber auch auf Gottes Erdboden nichts Anmaß=licheres, Eingebildeteres, Hochfahrenderes, Schnippischeres, Affec=tirteres und Herrschsüchtigeres als eine amerikanische Miß oder Lady. Die übertriebene Werthschäzung, Fetirung und Verwöh=nung des weiblichen Geschlechts stammt offenbar von dem ur=sprünglichen Mangel an Evastöchtern zur Zeit der ersten An=siedelung in Amerika. Zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts wurden von England aus 150 Mädchen in die englischen Colo=nieen gesendet, die Stück für Stück um den Preis von 100—150 Pfund Tabak an den Mann gebracht wurden. Es herrscht auch jezt theilweise noch Mangel an diesem hochgeschäzten Artikel, z. B. in Californien, indem dort 1 Frauenzimmer auf 3 Män=ner kommt; in Nevada, wo es 1 Frauenzimmer auf 8 Männer trifft, und in Colorado, wo es sogar 20mal mehr Männer als Frauenzimmer gibt. Also auf, ihr Schönen nach Californien, Nevada und Colorado! Es warten euerer dort sehnlichst liebe=glühende Herzen! Sie schäzen sich unendlich glücklich, euch die Haube reichen zu können, um dafür aus euerer zarten Hand

den Pantoffel zu empfangen. Nur bitt ich euch, um Gotteswillen, verirrt nicht auf dem Weg in jene mädchenarmen, goldreichen Provinzen, damit ihr nicht etwa nach Massachusetts gerathet, wo es 75,000—100,000 eueres Geschlechts mehr hat als des männlichen. Aber noch eine vertrauliche und wichtige, wenn auch gerade nicht erfreuliche, Mittheilung will ich hier dem schönen Geschlechte machen. Nämlich: seit dem lezten, vierjährigen, mörderischen Krieg ist auf dem höheren Handels- und Marktgebiet der Ehe die Nachfrage weit geringer als das Angebot, was natürlich daher kommt, daß während des vierjährigen Kampfes Tausende lediger und verehelichter Soldaten umgekommen sind. Dasselbe wird nach Beendigung des französisch-preußischen Krieges auch bei uns der Fall sein — darum auf nach Californien, Nevada und Colorado, wo Baby-Geschrei mehr gilt als eine Oper, wo der Mann seiner Lady den Cafee an's Bett bringt, ihr die Schuhe wichst und, mit dem Marktkorb am Arm, Butter und Eier einkauft.

Man wird mit den verhätschelten, verwöhnten, halbvergötterten Weibern in Amerika noch seine liebe Noth bekommen, denn durch die verkehrte Erziehung verkennt dort das weibliche Geschlecht ganz und gar seine Stellung und Aufgabe in der menschlichen Gesellschaft und Familie, es überschreitet die ihm angewiesenen Grenzen und Schranken, es drängt sich in Kreise, die ihm verschlossen bleiben sollten. Und das thut es sich, dem Mann, den Kindern, dem Staat und der Kirche zum Nachtheil. Das Weib ist nur dann ehr- und liebenswürdig, wenn es in jenen Schranken bleibt, die körperliche Constitution, Naturell, Convenienz, Religion und Kirche ihm angewiesen. Es kann nur dann Ersprießliches und zum Heil und Segen für Kirche und Staat wirken, wenn es sich innerhalb des Pflichtenkreises bewegt, den Natur und Vernunft ihm angewiesen. Das Weib soll Ansehen und Macht gewinnen, es soll sich Geltung und

Anerkennung verschaffen durch sein tiefes, reiches Gemüth, durch Herzensgüte, durch ein züchtiges, ehrbares Wesen, durch Liebe und Treue gegen Mann und Kinder und durch emsiges, umsichtiges Walten im Haus, im Schooß der Familie. Dadurch wird das Weib groß und ehrwürdig, dadurch erlangt es Einfluß und waltet mit unwiderstehlicher Macht in der Familie zum Besten Aller; dadurch wirkt es auch bestimmend ein auf das öffentliche Gebiet des Lebens, auf Staat, Gemeinde und Kirche; denn Gemeindevorsteher, Staats- und Kirchendiener sind ja wesentlich Das, was die Mütter ehedem an ihnen herangezogen!

Wie schön und beherzigenswerth ist's, was Schiller in seinem herrlichen „Lied von der Glocke“ vom Beruf und der Bestimmung des Weibes gesungen:

„Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn
Und füllet mit Schäzen die duftenden Laden
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden
Und sammelt in reinlich geglättetem Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigen Lein
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer
Und ruhet nimmer.“

Ja, wie schön, wie vernünftig und wahr diese Worte! Und was sie aussprechen, sanctionirt die Natur und bestätigt die Geschichte; denn überall war dem Weib das Hauswesen als sein Territorium und seine Domäne angewiesen. Das amerikanische

Weib begnügt sich aber nicht mit diesem Territorium und mit dieser Domäne. Prahlend und schwadronirend überschreitet es des Privathauses Schwelle, stürzt sich in's öffentliche Leben, besteigt die Rednerbühne, drängt sich zum Stimmkasten, will in die Legislatur, als Geschworener, als Repräsentant, als Senator und selbst als Bundespräsident gewählt werden! Es will sich mit Politik und Diplomatie befassen, Krieg erklären, Frieden schließen und selbst in Amazonen-Uniform Oberstin und Generalin werden! Es will dociren, amputiren, trepaniren und kathederisiren, der Mann aber soll die Windeln waschen, den Brei kochen und Zwiebeln stecken! Vielleicht bringt man's in dem erfindungsreichen Amerika noch dahin, vermittelst der Chemie und Mechanik Mädchen und Knaben zu produciren, die man dann, mit dem Staatssiegel versehen und mit 25 Cents gestempelt, in der Children-Manufactory in Empfang nimmt! Es ist durchaus keine Fabel, was ich hier von den Bestrebungen des amerikanischen weiblichen Geschlechts erwähnt. Ringt es doch auf Leben und Tod nach dem Stimmrecht in den Vereinigten Staaten, und in einigen derselben hat es dieses Recht der Männerwelt schon abgeschwindelt und abgetrozt. Im Staate Minnesota und im Gebiet Utah haben die Weiber das Wahlrecht erlangt. In Minnesota ist die politische Gleichberechtigung der Frauen anerkannt. und gesezlich eingeführt, und fungirten dort bei einem Schwurgericht 11 Frauen als Geschworene! In Jersey Landing, Jersey County, im Staate Illinois, ist die Frau Amalie Hobbes mit 26 Stimmen Majorität zum Friedensrichter erwählt worden — der erste Fall, daß in Illinois eine Frau ein öffentliches Amt erhielt.

Im Territorium Wyoming wurde Frau Morris, ein couragirtes Weib, ebenfalls als Friedensrichter erwählt.

Im Staate Kansas gibt es weibliche Advocaten, die an Zungenfertigkeit Nichts zu wünschen übrig lassen. In ganz

Amerika gibt es weibliche Doctorinen, die auf Universitäten Medicin studirt, und die nicht nur den Kaiserschnitt practiciren, sondern auch sonst mit ihrem Geschäft einen guten Schnitt machen. In der Stadt New-York gibt es Doctorinen, deren Praxis jährlich 10,000—15,000 Dollars abwirft. Es läßt sich mit Fug und Recht Nichts dagegen einwenden, wenn das weibliche Geschlecht in Krankheiten von weiblichen Aerzten behandelt wird, aber ungeeignet ist's, wenn ihre Praxis sich auch auf Männer erstreckt.

Und vollends Bizarrerie und Paradoxie, Humbug und Schwindel ist's, wenn das Weib in Gemeinde- und Staatsverwaltung, in Politik und Diplomatie sich mischt. Das Weib wird dadurch zur Caricatur und zur Megäre. Würde den Weibern, was Gott verhüten wolle, in allen Staaten der Union das Stimmrecht ertheilt, so müßten dieselben angelegentlich mit Politik und Staatsgeschäften sich befassen, sie müßten also Zeitungen lesen, um sich zu informiren und auf dem Laufenden zu erhalten; sie müßten sich dieser oder jener Partei anschließen, Meetings besuchen, Reden verfassen, studiren und vortragen, alle fingerslang sich an Wahlen betheiligen und bei Sizungen und Gerichtsverhandlungen erscheinen. Und was wäre die unausbleibliche Folge davon? Sie würden durch die politischen Händel und durch das Parteigetriebe der Familie und dem Familienleben vollständig entfremdet, sie würden ihrem eigentlichen Berufsleben entzogen, sie würden mit dem Mann und mit den volljährigen Söhnen und Töchtern wegen Politik, Wahlen und Gemeindeangelegenheiten in Conflict gerathen, sie würden vollends ihr Gemüth verlieren, und über der Politik, den Wahlen und Agitationen würde alle Frömmigkeit, alle weibliche Züchtigkeit und Ehrbarkeit und aller Sinn für häusliches Glück am eigenen Heerd zu Grunde gehen. Aus der Hausfrau und Mutter wäre ein ekelhafter Kannegießer, ein

fader Schwäzer und ein rabiater Parteigänger geworden — in Crinolin und mit obligatem Wasserfall. Ist das aber zu wünschen? Wäre das ein Gewinn? Großer, genialer Washington, was würdest du sagen, wenn du jezt vom Grabe erständest und einen Blick werfen würdest in dieses unvernünftige Treiben und Schreien nach s. g. Weiberemancipation? Würdest du nicht empört und entrüstet ausrufen: „Quos ego, et quas ego!“

Weiberemancipation! Nein, das ist wahrhaft lächerlich und unendlich naiv! Wo sind denn die Weiber emancipirter, wo freier, wo selbstständiger, wo unumschränkter bis zur äußersten zulässigen Grenze als in Amerika? Wollt ihr, ihr freiheitsliebende Amerikaner, denn vollständig zu Sclaven des weiblichen Geschlechtes werden? Ist's denn nicht der Suprematie und der Oberherrlichkeit schon genug und zu viel, daß ein Weib, wenn es, selbst ohne Zeugen für sich zu haben, schwört, ihr hättet ihm eine Ohrfeige gegeben, euch in's Gefängniß bringen kann? Wollt ihr euch denn vollständig in den lezten Winkel oder unter die Ofenbank werfen lassen? Wollt ihr nicht nur vor Lady's kriechen, sondern euch selbst verkriechen, euch den Maulkorb anlegen und mundtodt machen lassen?

Es verdient hiebei bemerkt zu werden, daß die deutschen Weiber bei dieser heillosen Agitation zur Erlangung des Stimmrechtes eine rühmliche Ausnahme machen, indem sie es fühlen und einsehen, welche Stellung ihnen Natur, Vernunft und Offenbarung angewiesen, und daß das Weib auf dem politischen Gebiet nur eine klägliche Rolle und eine lächerliche Figur spielen kann. Auch der Irländer und Deutsche, der Schwed' und Franzos schwärmt keineswegs für das Stimmrecht seiner Ehefrau, weil er weiß und sich dessen klar bewußt ist, daß zwei Gockel in Einem Hof nicht im Frieden miteinander auskommen. Nur die Yankee's haben sich in diesen Irrweg verrannt und wollen auf diesem Messerrücken tanzen.

Aus dieser ekelhaften Weiberrevolution ersieht man, wohin verkehrte Erziehung führt. Würde man die Kinder streng und nüchtern erziehen, würde man stramme Disciplin handhaben, würde man ihnen keine hohe Possen und Flausen in den Kopf sezen; so würden sie niemals solcher Thorheit und solch excentrischem Wesen verfallen. Aber eben da ist der wunde Fleck.

Ich will hier einige Beispiele verkehrter Kindererziehung anführen.

Ich hielt mich einige Tage bei einer Familie auf. Vater und Mutter stammten aus Deutschland, die Kinder aber waren in Amerika geboren. Eines derselben, ein Knabe von 9 Jahren, war ein wilder, troziger Geselle. Eines Tags kam nun dieser Knabe nicht zum Mittagessen nach Hause, und überdieß kam er erst nachts um 9 Uhr heim. Seine Hosen waren zerrissen, und über der linken Backe trug er eine blutige Schramme. Als er das Zimmer betrat, grüßte er Niemand und entschuldigte sich nicht wegen seines Ausbleibens beim Mittagessen und wegen seiner späten Heimkehr aus der Schule, sondern zornig warf er die Müze auf den Boden, stampfte mit den Füßen und sagte: „God damn, den lumpigen Jo hab ich gegerbt!“ Der Vater wollte schon theilnehmend fragen, wer ihm Etwas zu Leid gethan? Allein durch meine Dazwischenkunft wurde diese Frage abgeschnitten; denn als Pädagog nach dem altgermanischen, bewährten System trat ich vor den Zornigel und apostrophirte ihn kurz: „Du Erzschlingel, warum strolchst du so lang auf der Straße umher? Warum kamst du nicht zum Mittagessen? Warum hast du dich mit den Loafers bis in die Nacht gerauft? Warum ehrst du deine Eltern nicht und fluchst sogar in unserer Gegenwart?“ Als Antwort auf diesen Sermon streckte der Strolch die Zunge heraus. Da übermannte mich aber ein heiliger Zorn. Ich faßte den Knirps bei den Ohren, schüttelte ihn und gab ihm eine derbe Ohrfeige. Aber wie da

der Zornigel wie eine wilde Kaze an mir emporfuhr, um mich zu krazen! Doch mit der Faust, wie mit einer eisernen Zange faßte ich ihn am Rücken, hob ihn empor, schüttelte ihn und ließ ihn in freier Luft einige Secunden lang zappeln. Bei diesem Anblick erbleichte die Mutter und bekam einen heftigen Anfall von Migräne, der Vater aber sagte: „So ist's recht, so sollte man diese Schlingel mores lehren. Mein Vater hat mich auch nicht anders disciplinirt!" — „Aber warum legen Sie denn den unbändigen Wildfang nicht öfters über's Knie und demonstriren ihm a posteriori das vierte Gebot?" Und mit diesen Worten sezte ich den Jungen auf den Boden und ließ ihn los. Er aber rannte davon, blieb die Nacht außer dem elterlichen Haus und kam erst morgens um $^1/_2$ 8 Uhr wieder, um seine Schultasche zu holen.

Einst ging ich im Union-Park in New-York spazieren. Ein prächtiger Phäton, von edlen Pferden gezogen, hielt vor einem palastähnlichen Hause. Die Thüre öffnet sich, ein eleganter Herr, eine feine Dame und ihre Tochter, die etwa 13 Jahre alt sein mochte, steigen die Treppe herab und treten zum Phäton. Der reich betreffte Diener öffnet den Schlag, die Dame steigt in den Phäton, ihr folgt der feine Herr, der dann der Tochter gefällig die Hand reicht, um ihr beim Einsteigen behilflich zu sein. Doch das Dämchen weist die väterliche Hand zurück und wendet sich mit zornglühendem Gesicht dem Hause zu. Erschrocken springt der Vater aus dem Phäton, eilt der tiefgekränkten Tochter nach und bittet sie inständig um Verzeihung, weil er aus Versehen vor ihr den Phäton bestiegen. Er sucht sie zu beschwichtigen und bittet sie dringend, doch gefälligst umzukehren und mitzufahren, wobei er unzählige Male versicherte: „Very commit an errour," d. h. wahrhaftig, es war nur ein Versehen. Allein der Vater erhielt keine Verzeihung, das Dämchen grollte fort und kehrte nicht um. Da stieg die

Mutter wieder aus dem Phäton und der Vater befahl, die Pferde auszuspannen.

Als ich einst auf dem Bahnhof von Darien, einige Meilen von Buffalo, etliche Stunden auf den Zug warten mußte, wurde eine herrliche Episode aus der amerikanischen Pädagogik vor meinen Augen gespielt. Ein sechsjähriger Knabe lief eine ziemliche Strecke auf dem Bahndamm hin und klopfte mit einem Hammer an den Schienen herum. Als der daherbrausende Zug schon sichtbar war, rief die Mutter (wahrscheinlich die Frau des Bahnmeisters) ihrem Sohne zu: „Sir, please to comme here right off," d. h. Herr Sohn, kommen Sie gefälligst schnell hierher. Der Herr Sohn kam aber nicht gefälligst zu seiner Mutter, obgleich er ihren Ruf wohl gehört und verstanden hatte, sondern hämmerte an den Schienen fort, und erst dann, als der Zug in seiner unmittelbaren Nähe war, ging er auf die Seite. Was sagen meine deutschen Leser zu solcher Erziehungsmethode?

Ein Knabe von etwa 11 Jahren wurde in Buffalo von seinem Vater zu Pfarrer S. geschickt, mit dem Auftrage, Herrn S. zu ersuchen, er möge sogleich zu seiner sterbenden Frau kommen, um sie zu versehen. Der Knabe wußte also bestimmt, daß seine Mutter im Todeskampf liege, und daß keine Zeit zu verlieren sei, den Geistlichen zu ihr zu rufen, allein dessen ungeachtet balgte er sich zuerst 2 Stunden lang mit Kameraden auf der Straße, bevor er sich seines Auftrages entledigte. Als Pfarrer S. mit dem Hochwürdigsten Gut endlich kam, war die Mutter gestorben. Welche Herzlosigkeit und Lieblosigkeit eines Kindes gegen seine Mutter, gegen seine sterbende Mutter! Aber Das war einzig die Folge schlechter, verkehrter Erziehung.

Mehrere Knaben trieben sich einst in derselben oben erwähnten Stadt auf einem Gottesacker umher, schossen Singvögel und traten die auf den Gräbern gepflanzten Blumen nieder.

Der Wächter des Gottesackers kam dazu, wehrte den Knaben und wollte sie mit einem Stecken vertreiben. Da legte einer derselben seine Flinte auf den Wächter an und schoß ihn in die Beine.

Einst befand ich mich in einem Beersaloon, als gerade der Sohn des Wirthes, ein zehnjähriger Knabe, mit der Flinte auf dem Rücken, heimkam. Er erzählte seinem Vater, daß der Eigenthümer einer Farm, auf welcher er Fencemäuse und Vögel geschossen, ihn daran habe hindern wollen. Er habe aber die Flinte auf ihn angelegt und ihm gedroht, ihn über den Haufen zu schießen, wenn er sich nicht augenblicklich aus dem Staube mache. Und der Vater? Er freute sich herzlich über die Courage seines Sprößlings und sagte zu ihm: „Du hast ganz Recht gehabt, hättest du ihn nur auf die Nase gelegt!"

Ja von frühester Jugend an prägt man den Knaben ein, sich von Niemand Etwas gefallen oder wehren zu lassen. Hab ich doch selbst einmal in einem Brief gelesen, den ein Amerikaner an seinen achtzehnjährigen Bruder nach Europa geschrieben, in welchem er ihm die Weisung gab: „Benimm dich auf dem Schiff und auf der ganzen Reise nach Amerika so, als wärest du ganz allein. Nimm auf Niemand Rücksicht, sei nicht blöd, und laß dir Nichts wehren." Aber welches sind die Folgen dieser Maxime? Ich will es an einem Exempel zeigen. Ich kannte einen Mann, der eine große Bulldogge hatte. Das Vieh war sehr unbändig und ungezogen. Ich sagte daher zu dem Eigenthümer des Hundes: „Sie sollten das Vieh besser ziehen und ihm von Zeit zu Zeit das Fell ausklopfen." — „Gewiß nicht," entgegnete er, „denn durch Schläge raubt man dem Hund den Muth, macht ihn feig und pflanzt ihm Furcht vor dem Stecken ein, so daß er zurückweicht, wenn ihm Jemand, mit einem Stocke drohend, entgegentritt." — „Das ist ein großer Irrthum, erwiederte ich hierauf, „denn der gut gezogene und intelligente Hund fürchtet

nur den Stecken seines Herrn, nicht aber den Stock des Fremden." Doch meine Belehrung fand taube Ohren, und jener Mann mußte deßwegen seinen Irrthum mit dem Leben büßen. Das ungezogene Vieh fiel einst seinen Herrn an, weil er ihm endlich Etwas mit dem Stecken wehren wollte, und biß ihn in die Hand. Die Wunde verschlimmerte sich so sehr, daß der Starrkrampf (tetanus) eintrat, in Folge dessen der Hundsnarr starb und seinen Irrthum mit dem Leben büßen mußte. Und gerade so ergeht's gewöhnlich, ja fast ohne Ausnahme, den Amerikanern mit ihrer verkehrten Erziehungsmethode: die ungezogenen Kinder fallen endlich ihre eigenen Eltern an und bringen sie durch Kummer, Sorgen und Kreuz unter den Boden. Doch, wer nicht hören will, muß fühlen!

Und nun als Schluß dieses traurigen Capitels noch ein haarsträubendes Exempel verkehrter Erziehung und eine daran sich knüpfende Notiz.

Im März 1870 berichtete eine New-Yorker Zeitung, „Der Democrat" folgende Geschichte.

„Ein zehnjähriges Mädchen von hübscher Figur, mit blauen Augen und blondem Lockenhaar, wurde gestern vor den Richter Hogan gebracht, welchen Frau Hill, die Mutter des Mädchens, das unter Anwendung polizeilicher Gewalt aus einem öffentlichen Haus der Prostitution in Elisabeth-Street abgeholt worden war, ersuchte, daß er die ungerathene (soll wohl heißen: verzogene!) Tochter in's Correctionshaus senden möchte. Das Mädchen benahm sich so frech gegen die gramerfüllte Mutter, daß selbst die Polizeibeamten, die doch an Derartiges gewöhnt sind, darüber erstaunt waren.

‚Du bist wohl recht betrübt, daß du deiner Mutter so viel Kummer und Sorgen bereitet hast?' fragte ein Beamter das Mädchen. ‚O, nicht im Geringsten,' versezte es, ‚die ist gar nicht werth, meine Mutter zu sein! Warum läßt sie mich nicht thun,

was ich will!' (Das ist wirklich ein wörtliches Citat aus dem amerikanischen Kinderverziehungs-Katechismus.) Der Beamte erwiederte auf diese entsezliche Rede eines zehnjährigen Mädchens: ,Doch gewiß zu deinem Besten läßt dich deine Mutter nicht thun, was du willst!' — ,Ei was,' gab es ihm zur Antwort, ,ich will nun einmal lieber da, wo man mich weggeholt hat, leben als sonst wo. Ich will keinen anderen Lebenswandel mehr führen!' Dann drohte es seiner bitterlich weinenden Mutter: ,Warte nur, du elende Vettel, wenn ich wieder herauskomme, will ich dir's eintränken!' Als der Polizeidiener dieses jugendliche Scheusal abführte, versuchte es, bei der Mutter vorbeikommend, ihr einen Schlag in's Gesicht zu geben, woran es aber durch den Polizeidiener gehindert wurde." Schrecklich, entsezlich! Aber das ist die Frucht der gottlosen, verkehrten Kindererziehung und der ungläubigen Public-Schulen! Und solche Fälle kommen nicht etwa sporadisch, vereinzelt, da und dort vor, sondern sie zählen nach Hunderten und Tausenden in den großen Städten. Und das Seltsamste besteht darin, daß man die Ursache und den Grund solch trauriger Folgen und Wirkungen entweder nicht einsieht oder keine Abhilfe treffen will. — So auch bei uns, wo man mit vollen Segeln der Communalschule entgegensteuert, kopfüber die Religion aus der Schule verbannt und dem Priester hohnlachend die Thüre weist. Es hat sich aber gleich zu Anfang dieser Bestrebungen gezeigt, wohin die religionslose Schule führt — sie führt nicht nur zur Gottlosigkeit, zur Corruption und zur Unsittlichkeit, sondern sie führt selbst zur Tollheit. Zeuge Dessen ist die 1870 in Wien abgehaltene XIX. allgemeine Lehrerversammlung. Auf dieser Lehrerversammlung, die sich durch die trivialsten Ausfälle gegen Religion und Kirche auszeichnete, sprach man sich, ohne dabei auf Widerspruch zu stoßen, gegen jeden kirchlichen Religionsunterricht in der Schule aus und empfahl ausschließlich die s. g. Naturreligion

(wahrscheinlich identisch mit der heut zu Tag so hoch gepriesenen „gesunden Sinnlichkeit!“). Um dem Ganzen die Krone aufzusezen, trat am Schlusse der Versammlung ein Weibsbild auf und ließ eine Rede vom Stapel laufen, deren Quintessenz folgender höhere Blödsinn war: „In den Schulen soll die Lehre vom menschlichen Körper (Anatomie und Physiologie!) künftig als obligate Disciplin vorgeführt, und für Mädchen die Schulpflicht bis zum **sechzehnten** Lebensjahre ausgedehnt werden. Auch das Turnen soll bei den Mädchen eingeführt werden, da es dieselben zu ihrem künftigen Beruf kräftigt,“ (nicht auch behufs Studiums der Anatomie und im Interesse der gesunden Sinnlichkeit rücksichtlich der Turnlehrer und Zuschauer bei den Turnübungen der sechzehnjährigen Mädchen?). Die überschnappte Rednerin apostrophirte die Versammlung: „Deutsche Männer, kämpft für das deutsche Weib!“ Ganz dieselbe Erscheinung wie in Amerika! Sie verlangte ferner Gestattung der Verehelichung des weiblichen Lehrpersonals, und soll es kein Hinderniß abgeben, wenn zeitweilig eine Störung eintreten sollte, die bei einer gesunden Frau nicht länger als 12—14 Tagen dauert. Rednerin schließt: „Fort mit dem Cölibat!“ Allerdings fort damit bei solchen Geschöpfen, die sonst der Erotomanie verfallen könnten, und wir haben wahrhaftig des Scandals genug erlebt an der Barbara Ubryk. Als Resumé der geistreichen Rede stellte das verhaspelte Weibsbild folgende Anträge: „1. Ausdehnung der Schulpflicht für Mädchen bis zum 16. Lebensjahre. 2. Unterrichtsertheilung im Baue des menschlichen Körpers, da die Kenntniß desselben den Jüngling und die Jungfrau vom Laster abhält.“ (Ja wohl, gerade wie das Einsperren einer Maus in die Speckkammer dieselbe abhält vom Speckdiebstahl.) „3. Gestattung der Ehe an öffentliche Lehrerinen.“ Und wer sollte es glauben: dieses Weibsbild erntete rauschenden Beifall! Ist denn unter den deutschen Lehrern keiner gewesen, dem hiebei die Schamröthe in's

Gesicht stieg? Hatten denn alle den gesunden Menschenverstand verloren? Noch einige solcher Lehrerversammlungen, und die deutsche Schulmeisterei ist vollständig discreditirt. Ich bin fest überzeugt: das k. k. Cultusministerium hat sicherlich diese 3 Anträge in reifliche Erwägung gezogen, dieselben einer verstärkten Special-Commission zu sofortigem, tiefstem Studium und beschleunigter Berichterstattung übergeben; denn kann es etwas Wichtigeres geben, als daß die Mädchen bis zum 16. Lebensjahre die Schule besuchen, damit sie doch ja über möglichst Vieles naseweis schnattern und von häuslichen Geschäften gar Nichts mehr lernen können? Gibt es einen Gegenstand von höherem Interesse als Anatomie für Volks-Schüler und Schülerinen? Und gibt es etwas Belangreicheres, in alle Verhältnisse Einschneidenderes und Folgenschwereres als Heirathen? Kein Wunder also, wenn diese 3 Anträge dem k. k. Cultusministerium und allen k. k. Schulbehörden zu vielem Kopfzerbrechen Anlaß geben und ihnen die Nachtruhe rauben. — Aber eine wahre Schande ist's, daß kein deutscher Lehrer auf diese die Welt rettenden Heilmittel verfallen ist, daß nicht sie die Initiative ergriffen, daß sie jezt und in alle Ewigkeit nachzuweisen nicht im Stande sind, daß die Priorität dieser Entdeckungen oder Erfindungen auf dem pädagogischen Gebiet ihnen zukommen, und daß solche originale und geniale Gedanken nicht ihrem Hirnkasten entsprungen. Nun, statt Dessen haben sie wenigstens gebührender Maßen dieser Gans applaudirt, die durch ihr Geschnatter das k. k. österreichische Capitol gerettet, wozu es wahrlich höchste Zeit gewesen.

New-York.

Donnerstag, den 20. August. Ich hatte mich sogleich nach meiner Ankunft in New-York erkundigt, ob man im North- oder East-River baden könne; denn es brütete über der Stadt eine afrikanische Sonnengluth. Und groß war meine Freude, als ich erfuhr, daß blos eine Viertelstunde von meiner Wohnung entfernt, an der Houston-Street-Ferry, vis-à-vis von Williamsburg, ein geeigneter Badeplaz sich befinde, wo es Jedem gestattet sei, zu baden. Morgens um 5 Uhr machte ich mich also auf den Weg, um in New-York das erste amerikanische Bad zu nehmen. Ich fand an dem bezeichneten Plaz eine Gesellschaft sehr verdächtiger Herren, alle dem Arbeiterstande angehörend, die sans façon der Salzfluth sich anvertrauten. Da man in mir einen Neuling sah, fragte man mich, ob ich auch des Schwimmens kundig sei, denn das Wasser sei sehr tief und zur Zeit der eintretenden Ebbe und Fluth sehr reißend. Ich bejahte die Frage und stürzte mich in die tückischen Wellen, die mich erst gestern an das Gestade der neuen Welt getragen. Die Temperatur der See war ausgezeichnet, erfrischend und belebend, aber das Wasser war sehr trüb und schmuzig, und zwar in so hohem Grade, daß es nichts weniger als geeignet war, damit die Haut zu waschen. Darum war es mir aber eigentlich auch nicht zu thun, ich suchte nur Abkühlung und Erfrischung, ich wollte blos die Temperatur meines Blutes herunterstimmen und meinen Körper stählen zu Ertragung der drückenden Hize. Und diesen Zweck erreichte ich vollständig, weßwegen ich jeden

Tag, so lang ich mich in New-York aufhielt, an demselben Plaze ein Bad nahm, aber wohlweislich jedesmal Brieftasche, Börse und Uhr, ja selbst die silberne Brille zu Hause ließ.

Nachdem ich Caffee getrunken, wozu man in ganz Amerika stets Beefsteaks ißt, besuchte ich die Battery, die auf der äußersten Spize der Manhattaninsel ligt, und von der aus man eine reizende Aussicht auf die Rhede, mehrere Docks, den North- und East-River, Jersey-City, Hoboken, Brooklyn und die Governors-Insel mit dem Castle William genießt. Hier sind 2 Schwimmanstalten, mehrere Fährenpläze und der Castle-Garden, der den Auswanderern sehr wohl bekannt ist. Ich besuchte diesen Landungsplaz der Zwischendecker und traf in demselben noch eine Menge jener Passagiere, die gestern mit der Saxonia angekommen waren. Dieselben dürfen nämlich in Hoboken nicht landen, sondern werden von dort sogleich in den Castle Garden zurückspedirt.

Der Castle Garden war in früherer Zeit, wie sein Namen schon sagt, ein Castell, eine Burg, d. h. eine kleine Festung, später wurde er in einen Industrie-Palast umgewandelt, dann diente er als Theater, später als Concerthaus, und jezt ist er zur Aufnahme der Einwanderer des Zwischendecks hergerichtet, um dieselben vor Betrug und Beutelschneiderei durch den Amerikaner zu schüzen. Er ist eine große Rotunda mit 2 an den Seiten hinlaufenden Galerieen, die mehrere Tausend Personen faßt. Er steht hart am Ufer des Hudson und ist mit einer Mauer und einem Graben umgeben. Mehrere Häuser sind an der Rotunda angebaut. Es ist jedem Ankömmling gestattet, hier 2 Tage unentgeldlich zu wohnen. Für die Kost hat er aber selbst zu sorgen. Will jedoch der eine und andere Zwischendeckspassagier hier nicht wohnen, so steht es ihm frei, den Castle Garden zu verlassen; er hat aber vorher seinen Namen, sein Alter, seinen Stand, sein Gewerbe, den Betrag des mitgebrach-

ten Geldes und den Ort anzugeben, an welchem er sich niederzulassen gedenkt. Es wird diese Angabe darum verlangt, damit die Statistik über die Einwanderung genau aufgenommen werden kann. Seit 1855 ist dieses städtische Etablissement dem angegebenen Zwecke gewidmet. Die Verbringung der Zwischendeckspassagiere in den Castle Garden ist zugleich eine Sanitätscontrole, um die Einschleppung ansteckender Krankheiten zu verhüten, weßwegen ein jeder Ankömmling sich einer ärztlichen Visitation zu unterziehen hat.

Wenn auch der Castle Garden vorzugsweise dem Zwecke dient, die Einwanderer vor Betrug und Diebstahl zu sichern, so kommt es dennoch dort öfters vor, daß unvorsichtige Personen selbst hier ihrer Baarschaft beraubt werden. Als ich den Castle Garden besuchte, sagte mir der Portier, daß an demselben Tage ein Passagier um eine Summe von über 100 Gulden bestohlen worden sei. Der Einwanderer hatte nämlich sein Geld unter das Kopfkissen gelegt, was sein Nachbar, der neben ihm lag, bemerkte, und Dieser zog das Geld, während der Erste schlief, unter dem Kissen hervor, verließ morgens in aller Frühe den Castle Garden und brachte das gestohlene Geld in Sicherheit. Als er wieder zurückkehrte, wurde er freilich festgenommen und visitirt, aber das gestohlene Geld fand man nicht mehr bei ihm. Es ist also auch im Castle Garden große Vorsicht anzurathen.

Stadt und Staat New-York, nebst einem Privatverein von Akatholiken, nehmen sich der Einwanderer mit Rath und That an, wozu sich auch sehr oft Gelegenheit bietet. Anno 1869 landeten in New-York 258,939 Auswanderer, von diesen mußten 13,911 auf Ward Island untergebracht worden, weil sie gänzlich mittellos waren. Vorübergehend wurden mit Geld und Lebensmitteln unterstüzt: 1103. Im Castle Garden selbst erhielten Geld und Lebensmittel: 13,789. Unter diesen gänz-

lich Armen und Unterstüzten war der vierte Theil Katholiken. Dieselben sind zwar auch berechtigt, die öffentliche Mildthätigkeit in Anspruch zu nehmen, allein diese verfügt über beschränkte Mittel, wogegen die Methodisten, Presbyterianer 2c. ihre Glaubensgenossen durch Vereinsmittel reichlich unterstüzen können. Die Akatholiken haben zur Unterstüzung der eingewanderten Glaubensgenossen 6 Geistliche angestellt, die, trozdem sie an einer Kirche angestellt sind, von der sie Gehalt beziehen, doch als Auswanderungs-Commissäre noch mit 800—1200 Dollars bezahlt werden. Der Confession nach sind es: Methodisten, Altlutheraner, Neulutheraner, Schwedische Methodisten und Puritaner. Nebenbei betreiben sie noch sehr schwunghaft die Proselytenmacherei, den Seelenfang und die Tractätchenverbreitung und haben leider mit klingender Münze und honigsüßen Worten schon manchen wackeligen Katholiken abgefangen.

In Castle Garden ist auch ein Gasthaus, das den Schild führt: „Missionshaus.“ Dieses Missionshaus ist aber methodistisch, und muß Jeder, der sich dort einquartirt, den Prayer-Meetings (Gebetsversammlungen) beiwohnen. Auch hier wird der Katholik umgarnt und oft durch Geld und gute Worte zum Abfall gebracht. Ich warne daher alle Katholiken vor diesem Missionshaus.

Da den Katholiken bei ihrer Ankunft in New-York so große Gefahr droht, und sich bisher kein katholischer Verein derselben angenommen, so wurde diese hochwichtige Angelegenheit zuerst auf der Generalversammlung der deutsch-römisch-katholischen Unterstüzungsvereine in Pittsburg (1867) in Anregung gebracht, und auf jener in New-York (1868) die Unterstüzung der katholischen Einwanderer zum Beschluß erhoben, und dieselbe auf jenen in Chicago (1869) und Louisville (1870) bedeutend gefördert. Großes Verdienst um Unterstüzung der eingewanderten Katholiken hat sich besonders der ehrenwerthe

Präsident der erwähnten Generalversammlung in Louisville, Joseph Phillipps, der mit begeisterten Worten alle Vereinsmitglieder anfeuerte, sich werkthätig der armen, verlassenen katholischen Einwanderer anzunehmen, erworben; ferner Reverend A. Schwenniger in Cincinnati, als Präsident des Central-Ausschusses für die Auswanderung; ferner Joseph Kölble, Kaufmann in New-York, Nro. 185, 3. Straße, Avennue B., der als Vertrauensmann des Centralvereins aufgestellt wurde; ferner Christian Bitter in Baltimore, Nro. 32, Fell-Street, und J. Ludwig in Winnona, im Staate Minnesota, beide Leztgenannten ebenfalls vom Centralverein aufgestellte Vertrauensmänner.

Joseph Kölble, ein geborener Badenser, aus Grafenhausen, Amtsbezirk Ettenheim, stammend, hat auf der lezten Generalversammlung der katholischen Vereine sehr interessante Aufschlüsse über sein Wirken in Castle Garden in New-York gegeben und seine Stellung dortselbst einläßlich geschildert. Derselbe hat für seine viele Mühe, für den ihm erwachsenen Zeitverlust und Schaden in seinem eigenen Geschäfte, sowie für seine persönlichen Opfer bisher von keiner Seite Entschädigung erhalten — er hat in edelmüthigster Uneigennüzigkeit auch keine verlangt. Bis jezt war wenig Dank und sehr viel Undank sein nicht beneidenswerther Lohn. Derselbe hat sich hohe Verdienste um das leibliche Wohl Tausender von katholischen Einwanderern erworben, und ist darum sein Name in den Vereinigten Staaten von gutem Klang. Nicht minder verdienen hohe Anerkennung die Bemühungen Christian Bitter's in Baltimore, der sich mit großer Klugheit und Energie der armen, rath- und hilflosen katholischen Einwanderer annimmt. Bis April 1870 bezog derselbe aus allgemeinen Staatsmitteln (vom Maryland) einen Gehalt für seine Bemühungen, allein seit jener Zeit hat die Legislatur in unerklärlicher Kurzsichtig-

keit Nichts mehr bewilligt, und selbst die Herberge für katholische Einwanderer „Heimath für Einwanderer" genannt, aufgehoben! Uebrigens hat der Superintendent des Departement of labor and agriculture die Zusicherung gegeben, daß wiederum ein Asyl für Einwanderer in Baltimore errichtet wird.

Es ist einigermaßen ein Gewinn für die Einwanderungsangelegenheit, daß die Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands sich mit dem katholischen Centralverein in Amerika in's Einvernehmen gesezt hat. In Folge dessen sind Empfehlungskarten eingeführt worden, die in jedem Bisthum von einem Vertrauensmann, durch den Seelsorger, zu erhalten sind. Nun, dieses Papier ist wohl ein Anfang, um zu einem höheren Ziel, zur wirklichen Unterstüzung der armen, hilflosen katholischen Auswanderer zu gelangen. Aber Geld, Geld thut noth — nicht eigentlich eine mit dem Pfarrsiegel versehene Karte. Kölble und Bitter finden die Armen schon heraus auch ohne Karten! Ein jährlicher Wechsel auf 1000 Thaler lautend, je für New-York und Baltimore, das wäre die beste Empfehlungskarte. Die eingeführten Karten, ohne pecuniäre Unterstüzung Kölble's und Bitter's, ziehen diesen nur große Unannehmlichkeiten, Verdrießlichkeiten und Vorwürfe zu; denn sehr Viele, die mit solchen Karten nach Amerika kommen, meinen eben steif und fest, dieselben seien Anweisungen auf amerikanische Geldunterstüzung oder wenigstens auf freie Zehrung im „Astorhouse" in New-York, oder in „Simon's Hotel" in Baltimore. Erhalten sie nun blos guten Rath auf ihre Karte hin, so sind sie enttäuscht und lassen ihre üble Laune an den Vertrauensmännern aus. Allerdings ist es schon viel werth, wenn man der rath- und schuzlosen Einwanderer durch Belehrung, Rath und Warnung sich annimmt; denn ungeheuer groß und drohend sind die Gefahren, denen sie entgegengehen, sobald sie den Fuß auf amerikanischen Boden sezen. Wirthe, Mäkler, Commissionäre, Agen-

ten, Schwindler, Taschendiebe, Lumpen, Schmarozer, schlechte Dirnen und Seelenkäufer fallen über sie her, um sie zu rupfen, zu zupfen, zu sengen, zu brennen, zu fangen, zu angeln, zu prellen, zu melken. O wie mancher junge Mensch ist, kaum in Amerika angekommen, schon an Leib und Seel zu Grund gegangen! Wie Mancher wurde um seine ganze Habe gebracht! Wie Mancher büßte schon in der ersten Nacht seine Gesundheit ein! Ja, wie Mancher wurde schon in den Quartieren der Liederlichkeit, nachdem er ausgeraubt und ausgeplündert worden, abgestochen und auf die Seite geschafft. Nur gar zu oft verschwinden in New-York Personen auf die räthselhafteste Weise; wer aber New-York kennt, dem ist dieses Verschwinden durchaus kein Räthsel. Und wie viele Mädchen gerathen in jene Höhlen des Lasters, wo sie ohne alle Ausnahme elend zu Grunde gehen. Es ist also viel werth, und wird viel Unglück und Unheil dadurch verhütet, daß Herr J. Kölble bei jedem in New-York ankommenden Schiff, im Castle Garden, den Einwanderern, und zumal den ledigen und weiblichen, väterlichen Rath ertheilt, die Leichtsinnigen warnt und den Verwegenen ernstlich droht; daß er sie vor den raubgierigen Wirthen, Mäklern, Agenten und Commissionären in Schuz nimmt, für Umwechslung des Geldes besorgt ist, ihnen Eisenbahnbillete kauft und den Transport des Gepäckes controlirt. Dasselbe thut Herr Chr. Bitter in Baltimore, indem er der Erste ist, der dort das Schiff betritt und seine Vermittlung und seinen Beistand den katholischen Einwanderern anbietet. Ich könnte ganz grauenhafte Beispiele von Schwindel und Betrug, von Prellerei und Blutsaugerei, von Verführung und Seelenmord anführen, unterlasse es aber, weil ich hiebei Namen anführen und die Discretion verlezen müßte. Statt Dessen will ich hier, angesichts des Castle Garden, des Sinnbildes der Auswanderung, Denjenigen, die noch in der lieben Heimath sind, und die mit

dem Gedanken umgehen, auszuwandern, guten Rath ertheilen.

1. Wer zu Haus zu leben hat, möge ja nicht auswandern; denn in Amerika wird er Vieles vermissen und entbehren, woran er sich in der Heimath gewöhnt hatte; er wird in Amerika enttäuscht und ernüchtert werden; er wird Vieles finden, was ihn abstoßt, anwidert und anekelt, was in kränkt und verwundet, empört und entrüstet. Es hält sehr schwer, in Amerika sogleich eine comfortable Existenz zu gründen, weil es dort hungerige und routinirte Leute genug gibt, die sogleich zugreifen, wenn ein Fang zu machen ist. Warum sollte nun Jemand, der in der Heimath zu leben hat, in einen fernen, fremden Welttheil ziehen und das Gewisse mit dem Ungewissen vertauschen wollen? Es wäre Tollkühnheit und ein vermessentliches Vertrauen auf Gott, ohne dringende Noth den sicheren Hafen zu verlassen und dem stürmischen Meere sich anvertrauen zu wollen. „Ein Sperling in der Hand ist besser als eine Taube auf dem Dach," ist ein wahres Sprichwort.

2. Empfindliche, sentimentale, träumerische, scrupulöse, phantastische, enthusiastische, überspannte, wehleidige Personen passen gar nicht nach Amerika. Amerika bietet dem Einwanderer in allen Verhältnissen eine sehr rauhe Seite dar. Es herrscht hier der allmächtige Dollar, der Realismus und Materialismus. Der Mensch wird hier taxirt lediglich nach seiner praktischen Befähigung, gleichsam als selbstbewußte, lebende Maschine nach ihrer Leistung und Pferdekraft; oder nach Dem, was er hat und besizt. So viel Geld er hat, so viel ist er werth und keinen Cent mehr! Dort heißt's nicht, welchen Charakter, welchen Leumund, welche Sitten hat er, bewahre, das ist ein Luxusartikel der alten Welt! In Amerika fragt man nur nach dem Preis, den Einer kostet, d. h. man hält alle Menschen für käuflich und bestechlich; man hält sie für fähig,

ihren Glauben und ihre Seele, Bruder und Schwester, Vater und Mutter, Frau und Kind zu verkaufen und zu verrathen. In Amerika besteht das stillschweigende Uebereinkommen, einander so oft und so arg als man kann, zu überlisten und zu übervortheilen. Ein Jeder ist daher auf seiner Hut, Jeder traut dem Andern nur so weit, als er ihn überwachen kann, und sucht sich Jeder bestmöglich rückenfrei zu machen und zu salviren. Es verübelt's und verargt's daher auch Keiner dem Andern, wenn er sich übervortheilt oder überlistet sieht; er macht seinem Gegner keine Vorwürfe, sondern nur sich klagt er an, nur sich mißt er die Schuld bei. „Warum war ich nicht klüger, vorsichtiger, mißtrauischer, aalglätter, smarter als er? Ich würde ihn ja auch unter denselben Umständen überlistet und übervortheilt haben," das ist die Strafpredigt, die er sich selbst hält. Und nun denke dir unter diese Gauner und Spizbuben von Profession eine Person, die empfindlich, sentimental, träumerisch, scrupulös ꝛc. wäre. Ich habe schon früher erwähnt, daß es auch sehr rühmliche Ausnahmen in Amerika gibt, allein es sind eben nur Ausnahmen und zwar seltene Ausnahmen. Es gibt auch in der alten Welt verschlagene und spizbübische Subjecte und würde z. B. ein Bauer gar keinen Anstand nehmen, bei einem Roß- oder Kuhhandel, St. Petrus, die Muttergottes oder Gott Vater selbst zu betrügen, sofern das möglich wäre, allein so allgemein und zur Regel geworden ist doch der Schwindel und Betrug, die Fineß und Arglist nicht in der alten wie in der neuen Welt.

3. Verzagte, timide, anspruchslose, gar zu bescheidene, unbeholfene, lahme, denkfaule, unselbstständige, eines Gängelbandes bedürftige Leute sollen ja nicht nach Amerika auswandern. Für Amerika passen vife, aufgeweckte, kluge, gewürfelte und geriebene Leute, Leute, die viele Geistesgegenwart, schnelle Besonnenheit, Muth und Energie besizen. Ein lahmer, lang-

samer, todter, vierschrötiger, ungeschickter, tappiger Mensch, ein Mensch, von der Sorte, die man sehr richtig mit „Tapp in's Muß, Gutschick, Dalker, Siebenschläfer, Bärenhäuter und komm ich heut nicht, so komm ich morgen" bezeichnet, spielt in Amerika, wo Alles rennt und jagt und schnauft und keucht, wo times is money, eine elende Rolle und erbärmliche Figur.

4. Faule, leichtsinnige Menschen, Subjecte, die unserm lieben Herrgott den Tag abstehlen, die von der Gemeinde erhalten werden müssen, die ihren Eltern oder Geschwistern zur Last sind, die essen wollen ohne zu arbeiten, täuschen sich sehr, wenn sie glauben, es erwarteten sie, so sie nach Amerika auswandern, heitere, sorglose Tage. Am Allerwenigsten fliegen in Amerika gebratene Tauben umher, und mag Amerika auch sehr wohlthätig sein, so ist es um so verschlossener und unzugänglicher für Faullenzer und Tagdiebe. In Amerika heißt's: fest anpacken, mit voller Brust in's Geschirr liegen und arbeiten, daß die Schwarten krachen! Der Einwanderer hat dort länger und härter zu arbeiten, um zu Vermögen zu kommen, als bei uns. Er muß sehr haushälterisch und sparsam sein; denn es ist Alles, Logie, Nahrungsmittel und Kleider sehr theuer. Ich hab absichtlich bei dieser Kategorie von Auswanderern nicht gesagt: sie sollen ja nicht auswandern; denn es ist sehr wünschenswerth, daß sie auswandern, weil sie in Amerika entweder arbeiten und sparen lernen oder, wie sie's verdienen, verhungern.

5. Für durstige, nasse Brüder ist Amerika sehr geeignet; denn die Lumperei steht dort in üppigem Flor; aber gar bald gerathen die Treater auf's Trockene, und ihre durstige Leber hängt auf der Sommerseite; dann fangen sie an, Croton-Wasser zu trinken; werden nüchtern und lernen arbeiten.

6. Schwächliche, kränkliche Leute sollten nie nach Amerika auswandern, weil das ungewohnte Clima, die ungewohnte Kost,

die verdorbene Luft in den großen Städten und der schnelle Temperaturwechsel sehr nachtheilig auf sie einwirken.

7. Leute in vorgerückten Jahren, besonders vom fünfzigsten Lebensjahre an, sollten durchaus nicht mehr auswandern, weil sie zu alt und zu verknöchert sind, sich in die amerikanischen Verhältnisse hineinzuleben, sich den dortigen Einrichtungen anzubequemen und zu acclimatisiren. „Consuetudo est altera natura“ haben schon die Alten gesagt, d. h. die Gewohnheit wird zur zweiten Natur. Ein im Käfig aufgewachsener Vogel fühlt sich außerhalb desselben nicht behaglich, er sehnt sich zurück nach den Eisenstäben und nach dem, wenn auch magern, Futtertrog. Alte Leute bekommen in Amerika in der Regel das Heimweh und erlangen keine Geltung. Sie werden von der modernen Gesellschaft in einen Winkel geschoben und ignorirt. Sie verbittern sich und ihren Kindern durch nuzlose Klagen und Thränen das Leben und sind denselben zur Last.

8. Gelehrte, Professoren, Beamte und Literaten finden in Amerika ein schlechtes Unterkommen, weil der Amerikaner für Schulweisheit und Stubengelehrtheit, für planmäßiges, gründliches Studium und transscendentales Wissen keinen Sinn hat. Anstellung und Beförderung wird nicht erzielt durch gründliches Wissen, durch Doctortitel und verfaßte Werke, sondern durch Empfehlung und Einkauf, was auf dasselbe hinausläuft, denn mit leeren Händen ist keine Empfehlung zu erlangen.

9. Gelernte, geschulte Kaufleute, Buchhalter und Ladendiener können nur dann auf eine Anstellung rechnen, wenn sie der englischen Sprache in Wort und Schrift vollkommen mächtig sind.

10. Am Sichersten können tüchtige Handwerker und Mechaniker ihr Glück machen, namentlich Zimmerleute, Maurer und Steinhauer, die ein enormes Geld verdienen.

11. Wer den Ackerbau gründlich versteht und Mittel

genug mitbringt, um sich im Westen anzusiedeln, wird ohne Zweifel sich eine gesicherte Existenz gründen. Allein für die ersten paar Jahre sieht er einem müheseligen, beschwerlichen und entsagungsreichen Leben entgegen. Er ist gänzlich isolirt, fern von den großen Verkehrswegen, von Kirche und Schule, hilflos in der Krankheit und einzig auf sich beschränkt.

12. Junge, gesunde, starke Mannsleute, die nach Amerika auswandern, aber kein Handwerk erlernt haben, müssen sich damit begnügen, als Knechte oder Kutscher verwendet zu werden. Wenn sich Diejenigen, die Knechte werden wollen, nach Westen wenden, wo die Menschenhände rarer sind als im Norden und Osten, wird ihnen eine Anstellung kaum fehlen; Jene aber, die Kutscher werden wollen, müssen nach den großen Städten sich wenden und durch Zeitungsannoncen ihre Dienste antragen. Es vergeht übrigens oft lange Zeit, bis sie eine freie Stelle finden. Ein tüchtiger Kutscher erhält per Monat 30—40 Dollars, also per Jahr 900—1200 Gulden, und somit stellt er sich weit besser als ein Beamter oder Professor in Deutschland. Ein Bauernknecht hat im Sommer in der Regel 20 Dollars und im Winter 16 Dollars per Monat Lohn. Ein Hausknecht in einem frequenten Hotel stellt sich sehr gut, er mag so viel Einkommen haben als ein Minister eines kleinen Staates. Allein es hält sehr schwer, solch eine Stelle zu bekommen, weil die Concurrenz sehr groß ist, und weil jeder Hausknecht der englischen Sprache unbedingt mächtig sein muß.

13. Und wie steht's mit der Placirung und Versorgung des weiblichen Geschlechtes in Amerika? Eine heikle Frage, der ich aber trozdem nicht ausweichen will. Es kommt vor Allem darauf an, in welcher Absicht eine ledige Frauensperson nach Amerika auswandert. Ist ihre Absicht zunächst darauf gerichtet, sich zu verehelichen, so ist Folgendes in Erwägung zu ziehen: in den nördlichen und östlichen Staaten ist durchaus kein Man=

gel an Frauenspersonen vorhanden, es müßte also die Emigrantin, um den schon vorhandenen Frauenspersonen Concurrenz zu machen und dabei zu reüssiren, entweder eine wirkliche Schönheit sein oder recht viel Geld besizen. Wertheste und verehrteste Leserinen! Ich erlaube mir hier ein freimüthiges Wort: in Amerika genügt es keineswegs, zum schönen Geschlecht zu gehören um ohne Geld unter die Haube zu kommen, sondern die Heirathscandidatin muß eine *wirkliche* Schönheit sein! Aber, mein Gott, wo ist der Gerichtshof, der darüber entscheiden soll, da eine Jede des schönen Geschlechts sich *von Natur aus* für schön hält? Oder soll ich vielleicht hier, vom Heuberg aus, meinen Leserinen solche Merkmale, Eigenschaften, Maßstäbe, Gesichtspunkte und Kriterien angeben, vermittelst deren es sich unzweifelhaft feststellen läßt, welche des schönen Geschlechts nicht nur generell und relativ, sondern speciell und absolut schön sind? Das wäre ein schweres Problem, das zu lösen ich mir nicht getraue. Ich muß es also lediglich jeder Frauensperson überlassen, nach eigenem Geschmack sich zu taxiren und zu rangiren und, ob sie es sich zutraut, blos durch Antliz und Wuchs eine Eroberung in Amerika zu machen. Das aber lege ich Jeder an's Herz, Dessen eingedenk zu sein, was ich weiter oben über die gemischten Ehen, sowie über Ehescheidung und Kindererziehung gesagt. Das sind wahrlich keine einladenden Leckerbissen!

Ich sage ferner: gar Manche glaubt, die eingeborenen Amerikaner, die ihre Weiber allerdings auf den Händen tragen, rissen sich um die eingewanderten Frauenspersonen. Weit gefehlt! Der Yankee heirathet, wie der ächte Jud, nicht außer seinem Stamm oder Volk. Der Bruder Jonathan heirathet eine Schwester Jonathan. Die ächte Amerikanerin ist fein gebildet, eine halbe Gelehrte und unfehlbar musikalisch — sie singt zum Clavier. Wie, was? Könnte wohl ein Yankee eine Micheline heirathen, die in keinem Pensionat gewesen, die nicht

englisch parliren, nicht klimperln, nicht Arien und Ouvertüren singen kann? Nie und nimmermehr! Schlagt euch also, liebe Landsmänninen, diese hohen Pläne aus dem Sinn; denn es sind Luftschlösser, es sind verwegene Hoffnungen und gefährliche, der Kaffeemaschine entstiegene Dünste. Ihr könnt also nur hoffen, westlich euch wendend, an den Mann zu kommen, und auch in diesem Falle werdet ihr Keinen vom Zaun brechen können, sondern euch vorerst mit einem Dienst bescheiden müssen. Ich will darum bemerken, wie hoch sich der Lohn einer Köchin, einer Magd und einer Handarbeiterin belauft. Eine perfecte Köchin erhält 3—4 Dollars per Woche, eine Magd 2—3 Dollars 50 Cents während derselben Zeit. Die besten, angenehmsten und profitabelsten Pläze sind in den ächten Yankeefamilien, da der Native-Amerikaner die Dienstboten sehr herablassend behandelt und gut bezahlt, ihnen noch von Zeit zu Zeit Geschenke gibt und oft Dienstboten als Luxusartikel hält. Was aber die Handarbeit der Frauen erträgt, wenn sie für sich wohnen und sich selbst verköstigen, möge die geneigte Leserin aus folgender genauer Darstellung des Verdienstes der Mädchen und Frauen in New-York ersehen. New-York gibt aber unter allen großen Städten den Ton an.

	Dollars	Cents.
Näherinen verdienen per Woche	4	50
Cartonage-Arbeiterinen	5	—
Crinolinen- und Schirmmacherinen	7	—
Schneiderinen und Puzmacherinen	7	50
Blumenmacherinen, Pelznäherinen, Friseurinen, Hutmacherinen, Photographistinen, Silberpolirerinen und Quincaillerie-Arbeiterinen .	8	—
Juwelierinen	9	—
Holzschneiderinen, Sezerinen u. Telegraphistinen	10	—
Musterzeichnerinen	12	—
Redacteurinen	18	—

14. Es sollte Niemand nach Amerika auswandern, der nicht Bekannte oder Verwandte dort hat, von denen er überzeugt sein darf, daß sie sich seiner annehmen, namentlich daß sie ihn in einem Geschäfte unterbringen. Es ist sehr mißlich und gefährlich, auf gut Glück hin oder auf Geradewohl nach Amerika zu gehen. Wie viele Tausende, die diesen unüberlegten Schritt gethan, mußten ihn bitterlich bereuen, mußten lange, lange Zeit sich elend durchschlagen, betteln, Hunger leiden oder um etliche Cents provisorische Arbeit verrichten. Wenn man amerikanische Zeitungen liest, meint man freilich, es sei dort ungeheuerer Mangel an Händen zur Arbeit, und dürfte der Einwanderer nach Lust und Geschmack blos wählen. Allein Dem ist nicht so. Die meisten Zeitungsanzeigen der Art sind Humbug. Dieser oder jener Fabrikant oder Geschäftsmann kündigt in der Zeitung an, daß er 50, 100 ja 200 Hände gegen guten Lohn suche, um damit sein Geschäft zu empfehlen, es als ein großartiges und rentables hinzustellen und Kundschaft anzulocken. Verfügt sich nun der Einwanderer zu einem solchen Humbuger, so erklärt ihm dieser, daß schon etliche Stunden nach den öffentlichen Ausschreiben Hunderte sich gemeldet hätten, von denen er die nöthige Zahl schon engagirt habe. So wandert der Emigrant niedergeschlagen von einem Reclamen-Humbuger zum andern, wird überall abgewiesen, und merkt dann endlich, daß er einen gewaltig dummen Streich gemacht, indem er blindlings in den blauen Nebel hineingerannt. In der „New-Yorker Staats-Zeitung“ allein sind täglich 6 Spalten fast ausschließlich mit allen möglichen Arbeits- und Dienstanträgen angefüllt, doch wehe Dem, der sich daran halten will und darauf baut! Nur die wenigsten Anträge sind reell und bergen keine Hintergedanken. Man denke sich nun solch einen getäuschten verlassenen Menschen in einer großen Stadt, nachdem er von

Pontius zu Pilatus, Herodes, Annas und Caiphas gelaufen und keine Beschäftigung gefunden, der englischen Sprache nicht mächtig, nur noch wenige Cents in der Tasche, ohne Bekannte oder Verwandte, ohne Rath und Hilfe! Und am Allerwenigsten möchte ich ihm anrathen, bei Deutschen Hilfe zu suchen; denn diese benuzen in der Regel die Noth ihres Landsmannes, um ihn vollends auszubeuten und irre zu führen. Ich möchte einem Solchen den Rath ertheilen, sich an den deutschen katholischen Pfarrer zu wenden, damit dieser ihn den Vorstehern eines deutsch-römisch-katholischen Unterstüzungs-Vereins empfiehlt. Er erhält zwar von diesen keine Unterstüzung aus der Vereinskasse, allein sie werden ihm gewiß Arbeit verschaffen und sich seiner annehmen.

15. Sehr oft sind die überschwänglichen Berichte, die Amerikaner von den dortigen Zuständen nach Europa senden, die Ursache, daß Leichtgläubige sich verleiten lassen, nach Amerika auszuwandern. Diese Berichte sind in der Regel eine enorme Aufschneiderei und Prahlerei, die sich in der nackten Wirklichkeit auf ein Minimum reduciren. Es wird in solchen Berichten nur hervorgehoben und im günstigsten Lichte dargestellt, was zu Gunsten der amerikanischen Verhältnisse spricht, aber Alles verschwiegen, was zur Kehr- und Schattenseite derselben gehört. Es verhält sich mit diesen amerikanischen Berichten wie mit den meisten Amerikanern, wenn sie zum Besuch nach Deutschland kommen. Da wird denn enorm gelogen, aufgeschnitten und geprahlt. Es wird gezecht und getreatet, es wird mit Emphase von den amerikanischen Fleischtöpfen und Freiheiten geredet, es werden alle Fürsten und Minister verdonnert und verknurrt, es wird Amerika als ein Paradies und Eldorado gepriesen. Der arglose und leichtgläubige Deutsche reißt ob solcher Wundermähr Mund und Augen auf, glaubt all den Humbug, packt seine sieben Sachen zusammen und segelt nach

diesem geträumten Paradies. Drüben aber fallen ihm die Schuppen von den Augen, das Gold liegt tief in der Erde Schoß vergraben, Philister, Ammoniter und Jebusiter sizen um die Fleischtöpfe, es ist Alles erschrecklich theuer, schwazen kann der Michel drüben allerdings, was ihm auf die Zunge kömmt, ohne daß die Polizei ihn arretirt, er kann salbadern und kannegießern, sofern ihn Jemand anhört, allein der frostige Amerikaner verlacht und verachtet ihn als „Grünhorn" und zieht sich vor dem Dutchmann scheu zurück. So ergeht es jährlich Tausenden, die den tendenziösen, übertriebenen und erlogenen Berichten und Schilderungen von Amerika Glauben schenkten und dorthin auswanderten. Ich bestreite übrigens keineswegs, daß Manche ihr Glück dort machen, aber selten, sehr selten finden sie dort, was sie gesucht, und am Allerwenigsten ein gemüthliches, behagliches Leben.

16. Viele Auswanderer überladen sich förmlich mit Hauseinrichtungsgegenständen und meinen Wunder, welch ein Profit es für sie sei, diesen Plunder nach Amerika mitzubringen; dabei bedenken sie aber nicht, wie umständlich und verdrießlich, wie theuer und kostspielig der Transport desselben ist. Sie sind auf der ganzen Reise in beständigen Sorgen, haben zu schleppen und zu tragen und müssen auf der Eisenbahn und dem Schiffe so viel Uebergewicht bezahlen, daß sie für das ausgelegte Geld in Amerika neue Hauseinrichtungsgegenstände kaufen könnten. Man verkaufe daher in der Heimath die Geräthschaften und Betten und nehme so wenig als möglich, nur das Nothwendigste, mit. Man schaffe sich doppelte Montur an, lasse das Silbergeld in Gold oder preußische Tressorscheine umwechseln und trage das Geld **stets** auf dem Leibe! Wer sich in der günstigen Lage befindet, eine ziemliche Summe behufs der Auswanderung zu besizen, der nehme diese Summe nicht persönlich

mit, sondern lasse sich dieselbe als Postanweisung oder Wechsel nachsenden.

17. Man hüte sich wohl, schon auf dem Schiffe durch den Proviantmeister oder einen anderen Bediensteten Eisenbahnbillets aufschwazen zu lassen, weil man dabei fast ausnahmslos übervortheilt wird. Ebenso wenig lasse man auf dem Schiffe Geld wechseln. In New-York und Baltimore besorgen das Alles auf's Bereitwilligste und Uneigennüzigste die Herren Joseph Kölble und Christian Bitter.

18. Man reise ja nicht mit einem Segelschiff nach Amerika, wenn man immerhin die Wahl hat und nicht etwa durch die Gemeinde auf die wohlfeilste Art über's Wasser spedirt wird; denn der Unterschied bezüglich des Ueberfahrtpreises ist blos ein scheinbarer, indem man bei der langen Fahrt auf dem Segelschiffe oft mehr für Kost zu bezahlen hat, als die schnelle Fahrt auf dem Dampfer kostet, wobei die Kost nicht extra bezahlt werden muß. Auch herrscht auf den Dampfern mehr Reinlichkeit, und ist für den Fall der Erkrankung besser gesorgt als auf den Segelschiffen.

Nachdem ich nach bestem Wissen und Gewissen in dem Obigen guten Rath ertheilt hinsichtlich des Leibes und des Zeitlichen, so muß ich um so mehr Dasselbe thun hinsichtlich der Seele und des Ewigen.

1. Empfange vor deiner Abreise die heiligen Sacramente, damit du mit Gott, unter seinem Schuz und mit seinem Segen den so wichtigen Schritt thun kannst. Vergegenwärtige dir, was dir auf einer so weiten und gefährlichen Reise begegnen könnte, wie du auf dem Meere von einem Sturm umhergeworfen werden und selbst dein Leben verlieren könntest. Wie schrecklich würde dich der Gedanke und das Bewußtsein quälen, in Todsünden, unversöhnt mit Gott, die schreckliche Reise in die Ewigkeit antreten zu müssen! Darum beichte und communicire, be-

vor du deine Heimath verlassest! Söhne dich aus mit deinen Eltern und Widersachern, die du wahrscheinlich hienieden nicht mehr sehen wirst! Fasse den Vorsaz, in der neuen Welt ein neuer Mensch zu werden, ein neues Leben zu beginnen!

Bringe vor deiner Abreise Alles in Ordnung, Schulden und anderweitige Verbindlichkeiten; denn Gewissensbisse sind die größte Qual der Seele!

2. Nimm ja deinen Tauf- und Copulationsschein (sofern du verehelicht bist) mit; denn du kommst in Amerika in die Lage, beide zu brauchen! Hast du Kinder, die mit dir auswandern, so nimm für jedes ebenfalls den Taufschein mit! Es ist mit Kosten, Umständlichkeiten und Unannehmlichkeiten verknüpft, den Taufschein aus Europa kommen zu lassen.

Personen, die Bekanntschaft haben, sollen sich ja vor der Abreise zu Hause trauen lassen. Ist Das aber in der Heimath nicht möglich, so sollen sie sich in Hamburg, Bremen oder Havre von dem katholischen Missionspfarrer trauen lassen; denn sonst kommt's ganz gewiß zur wilden Ehe.

3. Ledige Frauenspersonen sollten **nie** allein die Reise nach Amerika unternehmen, weil sie von tausend Gefahren umringt sind. Den Grund hievon hab ich schon bei Beschreibung des Lebens im Zwischendeck angegeben. Sie dürfen sich ferner **niemals** mit jenen Agenten und Commissionären in den Hafenplätzen einlassen, die sich erbieten, ihnen vortheilhafte Pläze in Amerika zu verschaffen; denn sonst werden sie **unfehlbar** in die Lasterhöhlen der neuen Welt verkuppelt. Sie dürfen sich mit der Schiffsmannschaft nicht im Geringsten einlassen, weil ihnen sonst **ganz gewiß** Verführung droht.

4. Es sollte kaum erwähnt werden müssen, daß der Katholik ein Gebetbuch und den Rosenkranz, als zuverlässige Waffen und Schuzmittel mitnehme.

5. Wer in der Religion nicht hinlänglich unterrichtet ist,

wer nicht treu an der Kirche hängt, wer nicht Spott und Hohn, Verachtung und Verfolgung für seinen Glauben zu ertragen, entschlossen ist, sollte ja nicht nach Amerika auswandern; denn sonst stirbt er seinem Glauben ab, verräth seine Religion und wird von einer Sectenkirche geangelt.

6. Kein Auswanderer halte sich unnöthiger Weise am Landungsplaze auf, weil er sonst **unfehlbar** in schlechte Hände fällt. Er gebe sogleich nach seiner Ankunft brieflich oder durch den Telegraphen seinen Bekannten oder Verwandten Nachricht, damit ihn Jemand im Castle Garden oder in Baltimore abhole; oder er gehe sogleich mit der Eisenbahn an seinen Bestimmungsort ab.

7. Kein Katholik lasse sich an einem Orte nieder, wo weit und breit keine katholische Kirche ist, oder wo kein deutsch redender katholischer Geistlicher angestellt ist; denn sonst verfällt er nach und nach dem Indifferentismus und fällt früher oder später gänzlich vom Glauben ab. Hat er Kinder, so richte er sein Augenmerk auf einen Niederlassungsort, wo eine katholische Pfarrschule ist.

8. Jeder katholische Familienvater lasse sich in einen katholischen Unterstüzungsverein aufnehmen, weil es ein hoher sittlicher Gewinn ist, Mitglied eines Vereins zu sein, der das religiös-kirchliche Leben nährt und vor Gefahren schüzt, die dem Glauben drohen. Was der vereinzelt Stehende nicht vermag, das vermag ein Verein von Männern, die sich gegenseitig ermuthigen, begeistern und ein gutes Beispiel geben.

9. Abonnire auf eines jener katholischen Blätter, die ich weiter oben angeführt, damit du über die kirchlichen, socialen und politischen Verhältnisse deiner neuen Heimath von Männern aufgeklärt werdest, die es gut, ehrlich und redlich mit dir meinen.

10. Laß dich ja nicht von den Redmen, den Oddfellows

und Freimaurern umgarnen, die es besonders auf die Deutschen abgesehen haben, und deren Klauen Keiner so leicht mehr entrinnt, der sich mit denselben eingelassen. Weis' den vorgehaltenen Köder der Unterstüzung mit Muth und Entschiedenheit von dir, und du wirst Ruhe haben vor diesen Seelenmördern! Halte dich fern von den Turnern und Temperenzmännern, die sammt und sonders Feinde unserer heiligen Religion sind!

11. Nimm keine Arbeit und tritt nicht in Dienst bei abgefallenen Katholiken oder deutschen Protestanten, nicht bei Methodisten und Baptisten, denn sonst bist du täglich ihren sogenannten Bekehrungsversuchen oder ihrem Spott und Hohne ausgesezt. Die Presbyterianer, die Episcopalen und die förmlich ungläubigen Yankee's sind viel toleranter gegen die Katholiken als die Erstgenannten.

12. Laß dich durch die Pew-Rent, die Box und die Sammlungen zu kirchlichen Zwecken nicht abhalten, den Gottesdienst zu besuchen. Du bist hoffentlich so vernünftig, einzusehen, daß diese Einrichtungen von den amerikanischen Verhältnissen nothwendig bedingt sind und mit denselben unzertrennlich zusammenhängen. Du kannst eben die amerikanischen kirchlichen Verhältnisse nicht nach den gewohnten Verhältnissen deiner alten Heimath beurtheilen. In Deutschland ist die Bestreitung aller kirchlichen Bedürfnisse auf die Erträgnisse kirchlicher Fonds angewiesen, in Amerika, wo keine solche Fonds bestehen, müssen die Katholiken all diese Bedürfnisse aus ihren Privatmitteln bestreiten. In Amerika ist dein Verdienst 3 und 4 mal größer als in Deutschland, wodurch du in den Stand gesezt und verpflichtet bist, für deine Religion und Kirche persönliche, pecuniäre Opfer zu bringen.

13. Gehe ja keine gemischte Ehe ein, denn in einer solchen geht es nicht ab ohne Religionsspötterei, Kränkung und

Zank. Nur Einigkeit im Glauben ist ein festes Band, das die Herzen umschlingt, ist das unerschütterliche Fundament eines so heiligen Bundes. Die gemischte Ehe ist aber überdieß ein unübersteigliches Hinderniß religiöser, gedeihlicher Kindererziehung. Die Verehelichung einer deutschen katholischen Person mit einer irländischen ist aber aus dem Grunde zu widerrathen, weil der deutsche Charakter vom irländischen sehr verschieden ist, und eine Verschmelzung und Assimilirung auch durch die Ehe erfahrungsgemäß nicht zu Stande kommen.

14. Einer der wichtigsten Punkte ist aber die Kindererziehung. Ueberliefere dein Liebstes und Werthvollstes auf Erden doch nicht den Händen der Ungläubigen, indem du sie in die Public-Schulen sendest! Unterrichte sie lieber selbst im Lesen, Schreiben und Rechnen, wenn an dem Orte deiner Niederlassung keine Confessionsschule besteht; denn es ist ein geringerer Schaden für deine Kinder, wenn sie weniger wissen, als wenn sie um den katholischen Glauben betrogen werden. Was nützte es ihnen, in weltlichen Dingen wohl unterrichtet zu sein, wenn sie aber als verkommene, gottlose Subjecte um den Himmel kämen?! Mag vielleicht die Confessionsschule nicht so gut sein wie die Public-Schule — gleichviel! Sende sie darum doch nicht in die Public-Schule, denn der religiöse Gewinn wiegt das größere Maß der Kenntnisse in weltlichen Dingen ohne Religion bei Weitem auf. Es wird freilich oft geklagt, daß die Kinder in den Confessions-Schulen die englische Sprache nicht in dem Grade erlernen wie in den Public-Schulen, was allerdings ein Mißstand ist, dem unbedingt abgeholfen werden sollte; allein wenn man in Betracht und Erwägung zieht, daß die Kinder in den Public-Schulen durchaus nicht zu religiös-sittlichen Menschen herangebildet werden; so dürften christliche Eltern keinen Augenblick darüber unschlüssig sein, ob der Public- oder der Confessions-Schule der Vorrang einzuräumen ist, und

in welche von beiden sie ihre Kinder zu schicken haben. Es ist ja eine heilige Pflicht der Eltern, die vor Gott für die ihnen anvertrauten Kinder verantwortlich sind, auf's Gewissenhafteste dafür zu sorgen, daß dieselben religiös und sittlich erzogen, dem theuern Heiland entgegengeführt und treue, charakterfeste Glieder seiner heiligen Kirche werden. Das ist ihre erste und wichtigste Pflicht, die jeder andern vorangeht. Es ist in Amerika um so nothwendiger, daß die Eltern ihre Kinder sehr sorgfältig, religiös und gewissenhaft erziehen, weil die amerikanische Kinderverwahrlosung, ich möchte sagen, ansteckend ist, und darum nur streng und stramm erzogene Kinder von dieser Krankheit nicht ergriffen werden. Ich glaube keine weiteren Beispiele verkehrter Kindererziehung anführen zu sollen, da ich weiter oben sattsam nachgewiesen, wie es in dieser Beziehung in Amerika bestellt ist. Ich führe deßwegen hier blos noch Folgendes an: Deutsche Eltern sollten ihre Kinder unbedingt daran gewöhnen, zu Hause deutsch zu reden, ja sie dazu nöthigen und zwingen, weil, wenn die Kinder zu Hause unter sich und mit den Eltern englisch reden, diese ihre eigenen Kinder nicht verstehen. Solches ist aber für die Eltern beschämend und wird dem Kind zum Anlaß, seine Eltern zu verlachen, zu verspotten und zu verachten. Verstehen sich die Eltern dazu, noch englisch zu lernen, was in vorgerücktern Jahren sehr schwer hält, indem das Mundstück seine Beweglichkeit, die Zunge ihre Gelenksamkeit und das Gedächtniß seine Gelehrigkeit verliert; so machen sich die Kinder über die verkehrte Aussprache, sowie über die grammatikalischen Schnitzer ihrer Eltern lustig, wodurch ihr Ansehen untergraben wird. Wenn die deutschen Eltern darauf dringen würden, daß ihre Kinder zu Hause deutsch reden, wenn sie denselben Liebe zur deutschen Sprache einpflanzten und sie auf deren Fülle und Reichthum, Biegsamkeit und Gefügigkeit aufmerksam machten; so würden die Amerika-Sprößlinge sich nicht

ihrer Muttersprache schämen und ihre gründliche Erlernung vernachlässigen.

Die Deutschen sprechen, nachdem sie einige Zeit in Amerika sich aufgehalten, ein ganz schauderhaftes Kauderwälsch, ein ganz eigenthümliches Sprachgemenge von englisch-deutsch. Ein Halb-Yankee sagt im Tag mindestens 1000mal „yes“ und „well“. Er sagt nie genug, sondern plendy, statt: Laden — Store, statt: Geschäftslokal — Shop, statt: Ecke — Corner, statt: stillestehen — stop, statt: Auslagen — Expenses, statt: ausgeben — spend ꝛc. Ueberdieß spricht er das Englische ganz willkürlich und fehlerhaft aus. Ich will ein Beispiel des englisch-deutschen Kauderwälsch hier anführen. Ich fragte in New-York einen Deutsch-Amerikaner, den ich persönlich kannte, nach dem Bahnhof für Camden. Er gab mir folgenden Bescheid, den ich wörtlich und ganz nach seiner Aussprache hierher seze. „Well, zuerst gehn Sie reit bis zum nächsten Corner — Sie sehen ja jenen Groserie-Stor im Corner. Dann gehen Sie reit bis zur seckend Strit, und dort warten Sie auf die Stritkar der Ewenni bi, gerade vor der poblic-Scohl. Im Brodwä tschentsche Sie die Kar und fahren an der Siti-Hall vorbei bis Nassau-Strit, wo Sie stoppen. Für die ganze Passasch haben Sie blos six Sent Expens. Von Nassau-Strit geht's left bis zum Pier der Stimmboot nach Philadelphia. Sie sehen dort gleich 's Dibo, 's ist wait gepäntet. Auf dem Dibo nehmen Sie ein directes Tiket nach Cämden, dann brauchen Sie für die Ferry nicht extra zu spenden. Ueber dem Räwer ist gleich 's Dibo für d' Rälwä. Sie haben noch blendi Zeit zum Trein. In der Stritkars dürfen Sie nicht smoken wegen den Läddis, im Trein aber sind Smokkars.“ Auf dieses Mixtum-Compositum dankte ich verbindlich, und der inocculirte Deutsche verabschiedete sich bei mir mit den Worten: „Oll reit, Mister, gutt bai!“ Der geneigte Leser wird aus diesem heitern Exempel wohl ersehen haben,

daß eine amerikanische Auskunft ein wahres Räthsel für einen Nicht-Amerikaner ist. Und so sprechen alle jene Halb-Yankee's, wenn sie so genanntes Deutsch reden. Der Deutsche verlernt deßwegen auch, kurze Zeit, nachdem er sich in Amerika angesiedelt, seine Muttersprache richtig zu schreiben. Alle Diejenigen, die schon Emigrantenbriefe aus Amerika gelesen, werden darüber gestaunt haben, wie verwirrt, zusammenhangslos und voller Fehler gegen die Orthographie dieselben waren. Das ist die Folge der Sprachenmengerei.

Ich warne schließlich noch vor einem großen Mißstand, der sich allenthalben in Amerika eingenistet, und der sich bitterlich an Eltern und Kindern rächt. Sobald nämlich die Kinder der Schule entwachsen sind, erlernen sie ein Geschäft, wofür sie nicht nur Nichts zu bezahlen haben, sondern im Verhältniß zu ihren Leistungen bezahlt werden. Anfänglich verdienen sie natürlich sehr wenig, etwa einen Dollar per Woche. Nach einem Vierteljahre erhalten sie aber schon 2, nach einem weitern halben Jahre 3—4 Dollars und so fort, je nachdem sie ein Geschäft erlernen und darin Fortschritte machen. Ein ausgelernter, tüchtiger Steinhauer verdient z. B. jeden Tag 4—5 Dollars, das sind 10—12 Gulden 30 Kreuzer, also per Woche 60—75 Gulden — ein ungeheuerer Verdienst! Die Lehrlinge essen weder, noch schlafen sie bei ihrem Meister, sie trinken also den Kaffee zu Hause bei den Eltern, nehmen in einem Blechgeschirr kalte Kost mit in's Geschäftslokal für den Mittag und essen des Nachts wieder bei ihren Eltern, in deren Wohnung sie auch schlafen. Nun errichten Eltern und Kinder fast ausnahmslos einen wandelbaren und kündbaren Wohn- und Verpflegungsvertrag, kraft dessen sich die Eltern verpflichten, ihrem Kinde ein bestimmtes Quantum Kost in bestimmter Qualität zu liefern, und das Kind sich verpflichtet, so und so lang einen bestimmten Betrag dafür zu bezahlen. Wie unwürdig! Dadurch

wird das richtige Verhältniß zwischen Eltern und Kindern wesentlich alterirt und verkehrt, Kinder und Eltern erscheinen als gleichberechtigt und autonom und treten in ein rein äußeres, durch Vertrag geregeltes Verhältniß, das aufzulösen, jedem Theile frei steht. Sohn und Tochter sind ihren Eltern gegenüber Kostgänger und Logispächter geworden, und die Eltern sind Nichts mehr als Kostlieferanten und Speculanten an ihren eigenen Kindern. Damit sind die Kinder emancipirt und ihre eigenen Herren geworden. Sagt ihnen die Kost nicht zu, erkühnen und erfrechen sich die Eltern, dem Herrn Sohn oder der Fräulein Tochter einen leisen Vorwurf zu machen, sie zu warnen, oder sie wegen ihres nächtlichen Umherschwärmens, ihrer Geldverschwendung und Vergnügungssucht zurechtzuweisen, so ist Feuer im Dach; das Kind braust auf, wirft mit Sottisen um sich, verbittet sich jegliche Controle und droht mit Aufkündigung von Kost und Logis. Und beim nächsten Wiederholungsfall hält es auch Wort, es wirft das schuldige Quartier- und Kostgeld hin, kehrt den Eltern brummend und fluchend den Rücken und quartirt sich dann in einem Boardinghouse ein. Und von nun an sind Eltern und Kinder geschiedene Leute. Aber wie ist da zu helfen? Sehr schwer, ich anerkenne es; denn den meisten Eltern dürfte es unmöglich sein, ihren der Schule entwachsenen Kindern auf lange Zeit unentgeldlich Kost zu geben. Es wäre den Kindern auch gar nicht heilsam, das verdiente Geld behalten und für ihre Liebhabereien verwenden zu dürfen. Eine Entschädigung der Eltern ist also durchaus gerechtfertigt und am Plaze. Aber nur keinen Vertrag errichten! Denn solch ein Vertrag verrückt das christlich-religiöse Verhältniß zwischen Eltern und Kindern, es lockert das Band der Hochachtung, der Liebe und des Gehorsams, das die Kinder mit den Eltern verbinden soll, und trennt beide durch Eigennuz und Selbstsucht. Wenn es den Eltern nicht

gelingt, durch Erziehung und Vernunftgründe dem Kindesherzen Dankbarkeit gegen seine größten Wohlthäter einzupflanzen, so daß dasselbe aus Pflichtgefühl seine Eltern entschädigt; so wird auch ein schriftlicher Vertrag dasselbe nicht lange binden und in Abhängigkeit von seinen Eltern erhalten. Ohnehin wirkt das böse Beispiel von Tausenden demoralisirend auf die Kinder ein, von Tausenden, die sich frühzeitig von den Eltern lossagen, sich selbstständig machen und ihre eigenen Wege gehen. Von gesezlichem, obrigkeitlichen Einschreiten gegen derlei Kinder kann in Amerika aber gar keine Rede sein.

Als ich vom Castle Garden zurückkehrte, grüßte mich ein anständig gekleideter Herr sehr freundlich und lud mich ein, mit ihm in ein Hotel zu gehen, um zu kneipen. Ich lehnte seine Einladung ab, worauf er sich aber erbot, zu treaten. Auch das lehnte ich ab. Hierauf lud er mich ein, mit ihm in ein Local zu gehen, wo musicalische Production stattfinde, und man sich sehr gut unterhalte, wobei er sehr begehrliche Blicke nach meiner goldenen Uhrkette warf. Ich ahnte sogleich, wen ich vor mir hatte, gab ihm daher abermals kurzen, ablehnenden Bescheid und ging meines Wegs. Dieser anständig gekleidete Herr war ohne Zweifel eines jener gefährlichen Subjecte, die unerfahrene Neulinge verlocken und anziehen, dieselben in verdächtige Häuser führen, ihnen dort einen Schlaftrunk beibringen und sie dann berauben. Ich fühlte mich wahrhaftig verlezt und gekränkt, daß dieser Schwindler mich für einen solchen Gimpel hielt, der sich arglos in New-York, sage in New-York, dieser Mördergrube und Räuberhöhle, einem Unbekannten anvertrauen und von demselben ausbeuten lassen würde. Mein ganzes Aeußere ist doch wahrhaftig nicht darnach angethan, einen solchen Schwindler zu einem derartigen Versuch zu ermuthigen. Das war übrigens der einzige Fall dieser Art, und bin ich in Amerika auch nicht um einen Cent beschwindelt worden.

Freitag, den 21. August. Es war fast unerträglich heiß, schwül und drückend, und wurden deßwegen täglich mehrere Personen vom Sonnenstich befallen. Welch ein Unterschied zwischen dem Clima und der Temperatur in New-York und hier! Es ist heut, an welchem Tag ich das schreibe, der 26. August. Der Réaumür'sche Thermometer zeigt 7 Grad über Null, während er damals in New-York 27 im Schatten zeigte. Da man bei blos 7 Grad Wärme unmöglich schreiben kann, ließ ich den Ofen einheizen und benüzte das aus Amerika mitgebrachte Büffelfell als Fußteppich. So war's denn am 26. August am kalten Markt zu prästiren. Gestern Nachmittag kam von Westen her ein so dichter Regenschauer mit Schneeflocken vermischt, daß es ganz düster wurde und der Thermometer bis auf 5 Grad über Null sank. Es wandelt mich daher jezt, während ich von der Hize, die in Amerika im August herrscht, schreibe und hier in demselben Monat hinter dem warmen Ofen size, ein melancholisches Gefühl an. O hätten wir doch am kalten Markt die überflüssige Hize New-York's, und könnten wir dafür von unserer übermäßigen Frische dorthin etwa die Hälfte abgeben, die New-Yorker könnten dann ein Bedeutendes an Eis, und wir an Holz ersparen.

Weil es so mörderisch heiß war, ging ich unter Tags nicht aus, aber auch zu Haus war die Hize unausstehlich. Ich versuchte es, zu lesen, allein die Augen fielen mir zu; ich versuchte es, zu schreiben, allein der Druck auf das Gehirn in Folge der Hize war derart, daß die Gedanken unsicher, gleich Nachtfaltern, einherflatterten. Ich versuchte es, zu schlafen, allein vor meinem Fenster war ein ebenes Asphaltdach, das eine erstickende Lohe nach der andern in mein Zimmer sandte. Ich ging in's Wohnzimmer, wo nach amerikanischer Gewohnheit auch gekocht, gewaschen und gebügelt wird,

allein da war ich vom Fegfeuer in die Hölle gerathen. Ich verfügte mich in ein Zimmer, dessen Fenster auf die Straße gehen, allein hier betäubte mich das Gerassel der Wagen und der Lärm der Geschäftsleute, sowie der amerikanischen Jugend, die wie ein wildes Heer spectaculirte. Ich flüchtete mich in ein Zimmer, dessen Fenster auf einen Hof gingen, allein hier befand ich mich in einem Wald von Schornsteinen und in dichten Rauchwolken, die aus den verschiedenartigsten Geschäftslocalen emporwirbelten, welche in den Höfen sich befinden. Endlich stieg ich vom vierten Stockwerke hinab in den Hof, indem ich hoffte, dort ein kühles, ruhiges Pläzchen zu finden. Allein weit gefehlt! Der Closet, ein Haufen Knochen, die Abzugskanäle der Schüttsteine, Hühnermist und die üble Ausdünstung einer Mezgerei nebenan vertrieben mich auch hier, und nun blieb mir nichts Anderes übrig, als mich in mein Schicksal zu ergeben: ich kletterte wieder empor, warf mich auf's Canapée und trank Croton-Wasser, das in der Ice-Box abgekühlt worden war. Und von diesem Croton-Wasser will ich nun berichten.

New-York besizt eine der großartigsten Wasserleitungen der Welt und ein sehr reines, gesundes Wasser, das aber, während der heißen Jahreszeit, so warm ist, daß es, ohne in der Ice-Box abgekühlt worden zu sein, widerwärtig zu trinken und nicht Durst-stillend ist. Im Jahre 1835 wurde das Project in Anregung gebracht, jedes Haus mit gutem Trinkwasser zu versehen. 13,330 Stimmen sprachen sich dafür aus, das Project zur Ausführung zu bringen, während blos 5963 durch die Größe der aufzuwendenden Kosten sich abschrecken ließen, demselben ihre Zustimmung zu geben. Die Kosten waren nämlich anfänglich auf 7,000,000 Dollars veranschlagt, in der Wirklichkeit kostete die Wasserleitung aber fast das Doppelte, nämlich 13,000,000 Dollars oder 32,500,000 Gulden.

1837 wurde das Riesenwerk begonnen und 1842 vollendet. 2 Stunden oberhalb seiner Einmündung in den Hudson wurde der Crotonfluß durch einen 250′ langen, an der Basis 70′, oben 7′ breiten und 40′ hohen Damm abgefangeu. Durch diese Eindämmung bildete der Crotonfluß einen Teich, der 500 Millionen Gallonen Wasser hält und dessen Wasserspiegel 166′ über dem Hudson ligt. Aus diesem Teiche führt ein unterirdischer Canal, der am Boden 6′ 3″ und 7′ 8″ oben weit und 8′ 5″ hoch ist, das Wasser eine Strecke von 11 Stunden über Thäler, Bäche und Tunnels bis zum Harlem-River. Diesen Fluß überschreitet der Aquaduct vermittelst der prächtigen High-Bridge, die 1450′ lang ist und auf 14 Pfeilern ruht. Die Bogenspannung zwischen 8 Pfeilern beträgt 80′, und zwischen den übrigen 6: 50′. Die Brücke selbst ligt 114 Fuß über dem Wasserspiegel des Harlemflusses und kostete 900,000 Dollars. Der Aquaduct mündet in einen Aufnahme-Behälter an der VI Avennue und 86 Straße, der 35 Acres Grundfläche hat, 1826′ lang, 836′ breit ist und 150 Millionen Gallonen Wasser faßt. Sollte die Wasserleitung wegen vorzunehmender Reparatur auch 14 Tage unterbrochen sein, so reichte dieses Quantum Wasser während der angegebenen Zeit für ganz New-York. Das Wasser hat im Aquaduct einen Fall von 1′ 3″ auf eine Stunde Entfernung, und liefert derselbe 60 Millionen Gallonen Wasser alle 24 Stunden. Vom Harlem-Fluß bis zu diesem Reservoir beträgt die Entfernung 1 1/2 Stunde. Dasselbe führt von der 86 Straße bis zur 41sten das Wasser einem Vertheilungs-Behälter zu, von welchem aus die Röhrenleitung sich nezartig in die ungeheuere Stadt verzweigt. Jedes Haus in New-York hat einen Brunnen, der sich gewöhnlich im Hofe befindet und durch einen Hahnen verschlossen ist. Die Kosten für einen Brunnen sind gegenwärtig nicht mehr hoch, indem durch die Abgabe, welche jeder Hauseigenthümer seit der Ausführung des Werkes, für das Brunnenrecht bezahlen mußte,

das Anlage-Capital nicht nur verzinst, sondern auch amortisirt wurde. Schon im Jahre 1845 betrug die Einnahme 118,582 Dollars und 74 Cents, und 2 Jahre später: 131,784 Dollars und 55 Cents, an welchen die Eigenthümer von 7171 Privatwohnungen: 72,123 Dollars und 88 Cents, und jene von 2411 Fabriken: 59,666 Dollars und 67 Cents zu zahlen hatten. Es lohnt sich der Mühe, die High-Bridge über den Harlem-Fluß in Augenschein zu nehmen; die dadurch veranlaßten Kosten belaufen sich ohnehin nur auf 31 1/4 Cents, da ein Eisenbahn-Billet bis Harlem 12 1/2 Cents, und die Stage (Omnibus) bis zur Brücke 18 3/4 Cents kosten. Bis zum Beginn des Aquaductes seine Excursion auszudehnen, möchte ich aber Niemand rathen, der apprehensiv ist, weil er dort die Entdeckung machen könnte, daß das Trinkwasser der New-Yorker genöthigt wird, mit solchen Ingredienzien die intimste Bekanntschaft zu machen, die dasselbe nichts weniger als appetitlich machen. Die Bewohner des Westchester County's, die am Crotonteiche wohnen, könnten darüber ausführlichen Bescheid ertheilen.

Samstag, den 22. August. Da es heute nicht so drückend heiß war, machte ich einen ausgedehnten Spaziergang in der Empire City, kreuz und quer, den Broadway hinunter, die Bowery bis Madison Square hinauf und vom North- bis zum East-River. Die ganze Länge der Stadt von der Battery bis zum Harlem-River beträgt 5 Stunden, die durchschnittliche Breite aber blos 1 Stunde. Man hört oft die Aeußerung: New-York ligt auf der Manhattan-Insel, woher es dann kommt, daß gar Viele sich vorstellen, New-York liege auf einer förmlichen Insel, nahe am Meeresstrande. Dem ist aber nicht so, sondern New-York ligt auf einer lang gestreckten, schmalen Landzunge, die östlich durch einen Meeresarm, der zwischen dem amerikanischen Gestade und der Insel Long Island sich hinzieht, und westlich durch den Hudson, gewöhnlich North-River genannt, gebildet wird.

5 Stunden nördlich von der äußersten Spize dieser Landzunge, durchbricht dieselbe ein Arm des Hudson, der sich in den East-River ergießt. Auf diese Weise ist allerdings Manhattan überall von Wasser umgeben, und kann man im weiteren Sinne des Wortes von einer Manhattan-Insel reden, auf welcher New-York ligt. Die Lage New-York's ist für Schifffahrt und Handel ausgezeichnet, und dürfte keine andere Stadt der Welt eine so geeignete, geschüzte Rhede, Häfen, Werften, Arsenale und Docks besizen. Man veranschlagt die Einwohnerzahl auf eine Million. Von der Battery bis Houston-Street, und noch etwas darüber hinaus, wohnt die Bevölkerung sehr gedrängt, weiter nördlich, da wo der Broadway und die VI Avennue zusammenstoßen, wird die Bevölkerung dünner, und gegen den Centralpark hin und darüber hinaus bis zur Löwenbrauerei in der 109 Straße, nimmt sie immer mehr ab, und sind die Lots, Blocks und Wards auf weite Strecken nach Nord und Süd, Ost und West, blos geometrische Figuren. Allein ungeheuer rasch wächst New-York's Bevölkerung, von 1850—1860 um 56 %, und wird darum in einem Zeitraum von 20—25 Jahren bis zum Harlem-River wohl alles Terrain überbaut und bewohnt sein. Von der Battery nach Norden etwa eine halbe Stunde weit, ist New-York gänzlich unregelmäßig gebaut, von hier bis Houston-Street hat es viele regelmäßige Blocks, und Wards, und von Houston-Street bis Harlem-River sind alle Quadrate und Straßen nach Schnur und Lineal angelegt. In Pearl-, Cedar- und Pine-Street sind die Niederlagen und Verkaufslocale für Schnittwaaren und kurze Waaren. South-Street am East-River ist der Mittelpunkt für Rheder und Seefahrer, in Front-Street und Water-Street, zwischen East-River und Pearl-Street, sind die meisten Colonialwaaren aufgehäuft, und Wall-Street ist die bekannteste und kostbarste Straße in New-York; denn dort ist Amerika's Herz und Pulsschlag — das Geld, dort residiren:

die Finanzwelt, die Millionäre, die Geldprozen; dort sind die bedeutendsten Banken, die Versicherungsanstalten, die Sensale, die Zeitungscomptoirs, die Börse und das Zollhaus. Die reiche, fashionable Welt, die sich in die Ruhe sezen und ganz ungestört ihr Geld verzehren will, zieht aus dieser Straße, sowie aus dem südlichen New-York in's nördliche, in die westlichen Avennüen, besonders in die V. Avennüe. Hier ist's ruhig und still, hier ist reine Luft und nicht von Rauch und Qualm bedeckter Himmel. Hier sind die Straßen sauber und glatt, hier duften die herrlichsten Bäume vor den Häusern, besonders Acacien. Zwischen dem Trottoir und den Häusern sind allerliebste, duftende Blumenbeete, die mit façonirtem eisernem Stacketenwerk verwahrt sind. Das Basement und die Treppe bestehen sehr oft aus weißem oder schwarzem Marmor, und sind manche Porticus und Pforten wahre Prachtwerke der Architektur und Plastik. Und wirklich, wer nur nach Erdenglück, nach Geld, Genuß, Comfort und Vergnügen trachtet, der wird nicht ohne Mißgunst und Neid an diesen kleinen, eleganten und geschmackvollen Palästen der Uppertens vorübergehen. Uppertens heißen nämlich in Amerika solche Leute, die über 10,000 Dollars Revenüen zu verzehren haben (Upper heißt ober und ten zehn, also die: Ober- oder Ueberzehner, die über zehntausend Dollars jährlich Einkommen besizen). Und mit jährlich 25,000 Gulden läßt sich selbst in New-York comfortabel leben. Es gibt aber dort Leute, die ihre 50 und 100,000 Dollars jährlich zu verzehren haben. Die Bowery concurrirt theilweise mit dem Broadway, was den Verkehr, die Eleganz und den Reichthum anbelangt. Sie läuft eine große Strecke, östlich vom Broadway, mit diesem parallel.

Mehrere Parkanlagen verschönern die Stadt, führen ihr Sauerstoff zu und bieten prächtige Spaziergänge dar. Die Battery, die ebenfalls ein Park und zwar der interessanteste

von New-York ist, habe ich schon öfters erwähnt. Schade, daß dieser herrliche Park, wo man die würzige Seeluft einathmet und eine so brillante Aussicht genießt, äußerst verwahrlost ist. Man meint an manchen Stellen, die Schweine hätten den Boden mit ihren Rüsseln durchwühlt und sich Badebecken gegraben. Weiter nördlich von der Battery, da wo der Broadway beginnt, ist ein kleiner Park, Namens Bowling-Green, den man aber nicht besuchen kann, weil er durch ein hohes Eisengitter verschlossen ist. Er heißt Bowling-Green, d. h. Kegelspiel-Grün, weil die ersten Ansiedler hier, die Holländer, auf diesem Plaze eine Kegelbahn errichtet hatten. Eine Viertelstunde weiter nördlich ist der Park, der sich keiner näheren Bezeichnung zu erfreuen hat. Er ist ebenfalls mit einem hohen Eisengitter umgeben, steht aber Jedermann offen. Unter den schattigen Bäumen sind viele Sizbänke angebracht, und ist die Südspize mit einem Springbrunnen geschmückt, den ein weites Bassin umgibt, dessen Randeinfassung von weißem Marmor ist. Dieser Park ist 10 acres groß, und steht in demselben die City-Hall (das Stadthaus). Wiederum eine Viertelstunde von hier in nordwestlicher Richtung ist der St. John's-Park, der aber blos von den umwohnenden Honoratioren besucht werden darf. 20 Minuten von hier entfernt ist der Washington-Square, zwischen Waverly-Place und Amity-Street, mit einem schönen und reichen Park, 12 acres groß. Derselbe ist mit einem eleganten Eisengitter verwahrt, jedoch Jedermann zugänglich. Washington-Square heißt auch Parade-Ground, weil hier die Hauptparaden des Militärs abgehalten werden. Ehedem (bis 1827) war hier ein Kirchhof für Arme und Fremde (Potters-field, Töpferfeld) genannt. Oestlich von Washington-Square, zwischen Avennüe A und B und der VI. und X. Straße, ist ein neu angelegter Park im Tompkins-Square. Blos 10 Minuten nördlich von Washington-Square, zwischen der XIII.

und XVII. Straße, ist ein ovaler Park, „Union=Park“ genannt, ein anmuthiger und lieblicher Aufenthaltsort und Spaziergang, mit Bäumen, Strauchwerk und einem Springbrunnen versehen. Nicht weit davon, blos durch 2 Straßen getrennt, ligt östlich Stüyvesant=Square mit einem Park. Zwischen der III. und IV. Avennüe und der XX. und XXI. Straße ligt der Grammercy=Park, der jedoch Privateigenthum und verschlossen ist. Nordwestlich von diesem, zwischen der IV. und V. Avennüe und der XXIII. und XXVI. Straße ligt der Madison=Square mit einem Park, und endlich, etwa 3/4 Stunden davon entfernt, zwischen der V. und VIII. Avennüe und der LIX. und CX. Straße gelegen, der Central=Park. Uebrigens soll nicht hier, sondern weiter unten von diesem äußerst interessanten Park die Rede sein. Parkanlagen, freie Pläze, Bäume und Gesträuch in einer großen Stadt sind nicht blos eine Zierde derselben und eine Annehmlichkeit für die Bewohner, sondern sie sind der Gesundheit sehr förderlich. Große Menschenansammlungen, übelriechende Magazine, abscheuliche Ausdünstungen von sich gebende Fabriken, enge Höfe zwischen hohen Häusern und unzählige Kamine verderben und verpesten die Luft, führen Krankheiten herbei und lassen diese einen endemischen Charakter annehmen. Freie Pläze, Bäume und Gesträuch aber steuern diesem Uebel, indem sie Luftzutritt, Ventilation, Lufterneuerung und Luftreinigung gestatten und gewähren. Sie sind deßwegen auch in Amerika's Städten sehr geschäzt. Sie sind beliebte Spaziergänge für die Haute=volée wie für den Arbeiter. Sie sind Spiel= und Tummelpläze für die Jugend und Stelldichein für sentimentale Herzen. Aber noch Jemand bieten sie hohen Reiz, Amusement, Logis und fette Weide, für ein ächtes genus proletariorum — für die Spazen. Diese dickköpfigen Krakeeler, diese diebischen Sanskülotten, diese abgefeimten Strolche führen hier ein Leben wie die Schiller'schen Räuber. In ganz Ame=

rika fand sich kein Spaz, man hat daher ganze Schiffsladungen Spazen in die neue Welt importirt und zu hohen Preisen verkauft. Dieselben fressen nämlich die Maßwürmer an den Zierbäumen in den Straßen, in den Parks und in den Gärten. Man baut denselben prächtige Häuschen in Gestalt von Schweizerwohnungen und Ritterburgen, die man in den Zweigen der Bäume befestigt. Und mit hohem Selbstbewußtsein und mit Stolz residiren diese bei uns so verachteten Parias in ihren vergoldeten Häusern und Schlössern. Man füttert sie mit Biscuit, Anis, Rosinen und Zibeben. Sie stehen unter hoher Protection und unter polizeilichem Schuz. Wehe dem Frevler, der sich an einem Spaz vergreift! Man sieht's diesem frechen, verschmizten und verstohlenen Gesindel aber auch an, daß sie in Amerika volle Gewerbefreiheit und Bürgerrecht genießen: sie verführen nämlich einen Mordspectakel und fliegen den Lustwandelnden fast zwischen den Beinen durch. Doch vermehren sie sich kaum und sterben an manchen Orten aus, ein Beweis, daß ihnen Amerika doch nicht convenirt.

Ich gehe über zur Beschreibung einiger Prachtbauten New-York's.

Das Stadthaus (City-Hall) im oben erwähnten Park. Der Grundstein wurde 1803 gelegt und erfolgte die Vollendung erst 1812. Der Bau kostete 538,735 Dollars. Es ist 216′ lang, 105′ breit und, ohne den Thurm, 65′ hoch und wurde im lombardo-venetianischen Baustyle aufgeführt. Die Vorderseite ist nach Süden gekehrt und besteht aus einem Mittelbau und 2 Flügelbauten. Die Frontseite ist von weißem Marmor, und der Mittelbau mit einer doppelten Reihe korinthischer und jonischer Säulen geschmückt. Eine großartige Treppe führt zu dem ebenfalls prächtigen Portale hinan. Ueber dem Gebäude erhebt sich ein geschmackloser Thurm, der mit einer kolossalen Bildsäule der Gerechtigkeit gekrönt ist, worüber in New-York

oft genug gewizelt wird, indem man behauptet, die Gerechtigkeit sei nicht im Stadthause zu finden, weil man sie auf den Thurm gesezt. Das weitläufige Gebäude enthält 28 Amtslocale für verschiedene Behörden. Im Saale des Gemeinderaths ist noch der Sessel des großen Washington zu sehen, den er als Präsident des ersten Unions-Congresses einnahm. Fremden wird der Besuch des Gebäudes bereitwillig gestattet.

Das neue Gerichtshaus (New-Court-House) steht der Rückseite der City-Hall gerade gegenüber, jenseits der Chambres-Street. Es ist ein imponirender Bau, der das Stadthaus in Schatten stellt. Es ist aus weißem amerikanischem Marmor (East-Chester und Massachusetts-Marmor), in korinthischem Style erbaut, 250′ lang, 150′ breit und bis zur Fontonspize 90′ hoch. Es erhält eine mächtige Kuppel nach dem Muster jener in Washington, die 225′ Höhe erreichen wird. Gebälk, Säulen, Treppen und Thüren sind aus façonirtem Gußeisen gefertigt.

Der Justizpalast (Halls of Justice), ist wohl das gelungenste und großartigste architektonische Werk New-York's. Es nimmt ein ganzes Häuserquadrat (Block) zwischen den Straßen Franklin, Leonard, Centre und Elm ein. Es ist in reinem egyptischem Baustyle aus hellgrauem Granit aufgeführt, 253′ lang und 200′ breit. Die Frontseite ist der Centre-Street zugekehrt. 8 Stufen führen zu einem Porticus, den 4 egyptische Säulenmonolithe schmücken, und von hier führen abermals 8 Stufen zwischen 8 Säulenmonolithen in rein egyptischem Style zu einem Atrium, das 50 □′ hält. In der Franklin- und Leonard-Street hat das Gebäude je einen weiteren Eingang, der je mit 2 Säulen geziert ist. In diesem Prachtbaue, der 1838 vollendet wurde, sind die Amtslocale des Gerichtshofes für allgemeine Sizungen (Court of Sessions), der Leichenbeschauer (Coroners Office), der Grand Jury und des Polizei-

amtes vom ersten Stadtviertel. Das Hintergebäude hat 145′ Länge und 45′ Breite und enthält 148 Zellen für Verbrecher aller Art. Das Volk hat denselben den Namen „Tombs“ (Gräber) gegeben, weil sie schauerlich wie Gräber sein sollen, und weil gar viele der hier gefangen Gehaltenen hier auch hingerichtet werden.

Das Zollhaus (Custom-House), diente bis in die neuere Zeit als Börse (Merchants Exchange), und wurde 1842 vollendet. Es bildet ein unregelmäßiges Viereck, ligt zwischen den Wall-, William-, Börsen- und Hannover-Streets und ist 200′ lang, 144—171′ breit und 77′ hoch bis zum Dachgesimse. Eine mächtige, 124′ hohe Kuppel überwölbt die Mitte des Gebäudes, das an der Wall-Street eine prächtige Colonade hat, die aus 18 jonischen Säulenmonolithen von 18′ Höhe gebildet wird. Der innere Raum ist eine Rotunda von 80′ Durchmesser und 80′ Höhe, die auf 8 korinthischen Säulen von 41′ Höhe ruht. Von dieser Rotunda gehen in Kreuzform Vertiefungen aus, von denen jede 100′ weit ist. Das Licht fällt von oben durch die Kuppel in den kolossalen Raum. Die Baukosten betrugen 1,800,000 Dollars, wozu noch 768,000 Dollars für den Ankauf des Bauplazes kamen. Eine fabelhafte Summe! Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß das Grundeigenthum, resp. Baupläze, in dichtbewohnten Wards von New-York enorme Summen kosten. Anno 1858 wurde an der Ecke von Chambers-Street und dem Broadway ein Bauplaz um 1000 Dollars gekauft, der 1867: 125,000 Dollars kostete. Und an dem Union-Square wurde 1842 ein Bauplaz für 8000 Dollars gekauft, der 1852: 135,000, und 1858: 400,000 Dollars kostete.

Manche Hotels in New-York sind wahre Paläste, so Astor-House am Broadway, das 500 Zimmer enthält und ein eigenes Telegraphenbureau besizt, welches mit allen Tele-

graphenlinien der Vereinigten Staaten in Verbindung steht, ferner: eine eigene Druckerei zur Fertigung der Speisezettel, und im Erdgeschoß ist eine ganze Reihe der elegantesten und reichsten Verkaufslocale.

Das Metropolitan-Hotel hat in der Fronte 520′ und besitzt ein Theater, eine Menagerie, ein naturhistorisches Cabinet, eine Bildergalerie und eine Rüstkammer; es ist von Barnum, dem Riesenschwindler und Napoleon des Humbugs gegründet.

Dieser Barnum, das Prototyp, der Urtypus, ich möchte fast sagen: dieser Nationalheilige aller Yankees und Nicht-Yankees, deren Gott der Dollar ist, verdient einige Aufmerksamkeit. Phineas Taylor Barnum wurde am 6. Juli 1810 zu Danbury in Connecticut geboren. Er stammte von armen Eltern, war also, um sich in der Welt durchzuschlagen, nur auf sich angewiesen. Er begann seine öffentliche Laufbahn als Landkrämer, und weil ihrer Zwei leichter einen Karren ziehen als Eines allein, so heirathete er mit 19 Jahren. Der Krämerkarren kam aber, scheint's, troz Vorspann, nicht vorwärts, weßwegen Barnum sich einem Geschäft zuwandte, das Jeder allein versehen kann, er griff zur Feder und ward Herausgeber einer Zeitung in seiner Vaterstadt. Allein da der übermüthige, junge Mensch sehr oft öffentliche Personen und Institutionen heftig angriff und zum Pasquillanten wurde, kam er hinter Schloß und Riegel. Wieder in Freiheit gesezt, machte er den dritten Versuch, eine Existenz zu gründen; allein auch dieser Versuch mißlang. Jezt warf er sich dem Schwindel und Humbug in die Arme, wobei ihm das leichtgläubige Publicum sehr wohl zu Statten kam und Vorschub leistete. Er kaufte das amerikanische Museum in New-York und gab in demselben allerlei Vorstellungen, Schau- und Spectakel-Stücke, er zeigte seinen Zwerg Tom Thumb, reiste mit demselben nach Europa, posaunte in allen Zeitungen seinen wunderbaren Zwerg aus, und

siehe da: es regnete über Barnum Napoleons, Friedrichsd'ors, Sovereigns und Ducaten, und als reicher Mann kehrte er nach Amerika zurück. Dort engagirte er 1850 die Sängerin Jenny Lind, reiste mit derselben durch die Vereinigten Staaten und nahm in 9 Monaten 900,000 Dollars ein, wovon er der Sängerin 208,675 Dollars zukommen ließ. Nun zog er sich in's Privatleben zurück, erbaute eine prachtvolle orientalische Villa, Iranistan genannt, zu Bridgeport in Connecticut, wo er mit seiner Familie fürstlich lebte. Von hier aus verwaltete er blos noch sein Museum in New-York. In Folge fehlgeschlagener Speculationen wurde er 1856 bankerott, hielt dann, um selbst wieder reich zu werden, Vorlesungen über die Kunst, reich zu werden, so wie über den Humbug. Wer sich mit diesem Erzschwindler und General-Humbuger noch näher und gründlicher bekannt machen will, der möge ein 1855 in New-York erschienenes Buch lesen, in welchem Barnum sein Leben selbst beschrieben. 1856 erschien dasselbe deutsch von Drugulin in Leipzig.

Ein Gegenstück dieses durch Humbug und Schwindel reich gewordenen Barnum ist George Peabody, der an Reichthum Barnum weit übertraf, denselben aber ehrlich erworben und großmüthig verwendet hat. Dieser Peabody wurde zu Danvers in Massachusetts geboren und stammte von armen Eltern. Schon als Knabe von 11 Jahren trat er als Clerk (Schreiber) in das Geschäft eines Krämers zu Danvers, wo er 4 Jahre lang ausharrte. Von hier ging er zu seinem Großvater zu Thetford in Vermont und, nach einjährigem Aufenthalt bei demselben, zu seinem Bruder, der zu Newburyport in Massachusetts ein Manufacturwaaren-Geschäft besaß. Nachdem der Store durch eine Feuersbrunst vernichtet war, ging er zu einem Onkel zu Georgetown im District Columbia, wo er 2 Jahre lang blieb. Nun gründete er mit einem gewissen Riggs ge-

meinschaftlich ein Manufacturwaaren-Geschäft, und zwar in der Weise, daß Riggs das Geld dazu hergab, Peabody aber als gelernter Kaufmann die geschäftliche Leitung desselben übernahm. Das Unternehmen gedieh, wurde nach Baltimore verlegt und 1822 in 2 Filialen nach New-York und Philadelphia verpflanzt. Riggs zog 1829 seinen Antheil aus dem Geschäfte und trat in's Privatleben, worauf Peabody Chef des bedeutenden Handelshauses wurde. 1837 siedelte er nach England über und gründete dort ein Bankgeschäft, das außerordentlich schnell prosperirte. Nach kurzer Zeit seines Bestehens vermittelte es fast ausschließlich den ganzen Geldverkehr zwischen England und den Vereinigten Staaten. Da dieser Verkehr sich auf Millionen beziffert, gewann Peabody ein Riesenvermögen, das er zu kirchlichen, wissenschaftlichen und wohlthätigen Zwecken verwendete. Noch zu Lebzeiten hat er folgende Stiftungen und Schenkungen gemacht:

		Dollars.
1.	Für die Institute in Danwers und Peabody .	250,000
2.	„ das Peabody-Museum in Salem . . .	150,000
3.	„ eine Bibliothek in Newburyport	30,000
4.	„ eine Gedächtnißkirche für Peabody's Mutter in Georgetown und eine Bibliothek dortselbst	100,000
5.	„ die Philipps' Academy in Andover. . .	30,000
6.	„ die Massachusetts Historical Society . .	20,000
7.	„ das Harvard College zur Gründung einer Professur und eines Museums für amerikanische Archäologie und Ethnologie . . .	150,000
8.	„ das Yale College ein Museum	150,000
9.	„ ein Peabody-Institut in Baltimore . .	1,000,000
10.	„ die Maryland Historical Society . . .	20,000
11.	„ das Kenyon College in Ohio	25,000
		1,925,000

		Dollars.
	Uebertrag . . .	1,925,000
12.	Für eine Bibliothek zu Port Mills in Vermont	10,000
13.	„ das Amherst College	50,000
14.	„ die Kane's Nordpolar-Expedition . . .	10,000
15.	„ einen südlichen Erziehungsfond	3,000,000
16.	„ die Armen in London	1,750,000
17.	„ seine Verwandten	1,500,000
	In Summa:	8,245,000

oder 20,612,500 Gulden, ohne die Legate seines Testamentes! Und das sind blos die Hauptposten seiner vielen Schenkungen. Dieser edle Mann starb am 3. November 1869 in London, und die Königin Victoria ließ seinen Leib in der Westminster-Abtei beisezen, wo nur hochverdiente und hochberühmte Männer Großbritannien's beigesezt werden. Allein Peabody's sterbliche Ueberreste blieben nicht in der Gruft der Westminster-Abtei, sondern wurden auf Kosten der Königin von England nach Amerika verbracht und in Danvers, dem Geburtsorte Peabodys, in die Familiengruft gesenkt. —

New-York hat 430 Kirchen, und zählen etliche derselben, was Styl, Ausführung, Geschmack, Material und Größe anbelangt, zu den respectabelsten Bauwerken der neuern Zeit. Manche sind von rothem, mittelkörnigem Sandstein in reingothischem Style gebaut und ragen hoch in die Lüfte. Schade nur, daß das Innere der akatholischen Kirchen, die in gothischem Style gebaut sind, zu diesen gar nicht paßt, da es den Beschauer kahl und öde anstarrt, armselig und leer, schmuck- und zierlos ist.

Eine der schönsten katholischen Kirchen New-York's ist die Erlöserkirche an der III. Straße. Sie ist in byzantinischem Style erbaut, hat einen hohen, massiven Thurm, ein prachtvolles, harmonisches Geläute und herrliche Altäre. Alles in

derselben ist reich, geschmackvoll, edel und rein kirchlich, und gereicht dieser majestätische Tempel dem Orden der Redemptoristen, welche die dortige große Pfarrei pastoriren und hart neben der Kirche ihr Ordenshaus und eine Confessionsschule haben, zu hoher Ehre. Diese Pfarrei zählt 16,000 Seelen und die Schule 1700 Kinder, die von 6 weltlichen Lehrern und 8 Schwestern der Congregation Notre-Dame unterrichtet und erzogen werden. Der hochwürdige Pater Rector, Maximus Leimgruber, ist die Herzensgüte selbst, ein wahrer Johannes an Milde und Sanftmuth, auf der Kanzel aber ein Demosthenes an hinreißender Beredtsamkeit. Dieser hochverehrte und allgemein beliebte Mann ist ein geborener Würtemberger, er stammt aus Ochsenhausen im Oberamt Biberach, wo eine hochberühmte Benedictinerabtei bis 1803 bestand.

Die großartigste Kirche und das vollendetste architektonische Werk der Vereinigten Staaten wird aber unstreitig die im Bau begriffene erzbischöfliche Kathedrale in New-York werden. Als ich dieses kolossale Werk anno 1868 in der V. Avennüe und zwischen der LI. und LII. Straße besichtigte, waren die Grundmauern bis zur Höhe von 20—25′ gediehen, und konnte man aus dem Grundrisse schon auf die imposante Größe des zukünftigen Domes schließen. Am 15. August 1858 wurde der Grundstein durch den verstorbenen Erzbischof Hughes gelegt. Während des Bürgerkrieges gerieth der kostspielige Bau in's Stocken. Der 1864 als Erzbischof von New-York erwählte John Mac Closkey betreibt mit aller Energie die Fortführung des Riesenwerkes. Dasselbe wird 332′ lang, 132′ breit, am Querdurchschnitt, zwischen den Schiffen und dem Chor (Transsept) aber 174′ breit. Die Höhe vom Boden bis zum Gewölbscheitel wird 110′ betragen. 14 Kapellen, jede 100′ hoch, werden einen schönen Kranz um die Seitenschiffe bilden. 2 Thürme, jeder 320′ hoch, werden weithin den Triumph des Christen-

thums über Nacht und Finsterniß, über Geiz und Habsucht, über Haß und Brudermord, über Genußsucht und Fleischeslust, über Schwindel und Humbug verkünden, denn solch ein herrlicher Dom mit seinen gen' Himmel strebenden Thürmen ist ein Sinnbild des Göttlichen und Ewigen, ein ernster Fingerzeig nach oben, nach unserm Ziel und unserer Bestimmung, und ein unleugbarer Zeuge der göttlichen Stiftung der christlichen Religion, der Wahrheit ihrer Lehre, der Gnaden ihrer Sakramente, der Kraft und Begeisterung ihrer Diener, der Liebe und Anhänglichkeit ihrer Gläubigen und der Fruchtbarkeit ihrer Institutionen.

Der ganze Dom wird in rein gothischem Styl ausgeführt. Seine Grundmauern bestehen aus Granit, der Oberbau aber aus weißem Marmor. Die Façade erhält 3 reich geschmückte Portale, das mittlere 50′ hoch, und wird über demselben ein großes Rosettefenster von 26′ Durchmesser angebracht. Der vollendete Dom wird 18 bis 19,000 Menschen fassen, aber auch eine ungeheuere Summe kosten, die in der ganzen Erzdiöcese aufgebracht wird, indem eine jede Pfarrei in den 9 Suffraganbisthümern alljährlich eine bestimmte Summe (je nach der Größe der Pfarrei) als Collecte von den Gläubigen aufzubringen und nach New-York abzuliefern hat.

New-York mit seinen vielen Palästen, Kirchen, Parks und schönen Straßen hat aber nicht minder seine parties honteuses, die in der Regel auch seine parties scandaleuses sind. Ich kam durch enge, finstere, schmuzige, stinkende Gassen, die mit lauter Spelunken garnirt sind, aus denen entweder das gemeinste Laster den Vorübergehenden angrinst, oder bittere Armuth denselben aus hohlen Augen anstarrt. Solche Quartiere sind besonders im Südosten, vis-à-vis von Brooklyn.

Ich fuhr vom östlichsten Endpunkt der Divisions-Street mit der Street-Kar längs dem East-River bis zur Südspize

New-York's, wobei die Pferde oft bis an's Sprunggelenk in Morast und in Kothlachen, welche die ganze Breite der Straße, von Trottoir bis Trottoir einnahmen, wateten. Es wäre für gar Manche, die New-York's Schönheit, Pracht und Herrlichkeit bis in den Himmel erheben, sehr heilsam, wenn sie unmittelbar aus dem Broadway und der Bowery, hierher sich verfügten, und eine Stunde lang längs dieser Kothlagunen lustwandelten. Es gibt hier Straßen, die selbst am Tag kein ehrlicher Mensch besucht, und in die sich bei Nacht selbst kein Polizeidiener wagt. Muß die Polizei hier eine Untersuchung oder Verhaftung vornehmen, so sind es ihrer stets 3—6 Polizeidiener, die bewaffnet in das bezeichnete Haus dringen. Dieselben sind übrigens stets bewaffnet, da ein Jeder derselben einen kurzen, 15″ langen und 1″ dicken Stab in der Hand und einen Revolver in der Tasche bei sich trägt. Ich ersuchte meinen Bekannten, mich abends wenigstens in die Nähe eines der verrufensten und gefährlichsten Quartiere zu führen. Er willigte, wenn auch ungern, ein, und so gingen wir, jeder bewaffnet, abends 9 Uhr, südlich der Stanton-Street in die Nähe dieser babylonischen Räuber-, Mörder- und Lasterhöhlen. Wir kamen durch Straßen, wo rechts und links beim Schein der Fackeln und chinesischer Laternen Markt gehalten wurde und Versteigerungen vorgenommen wurden. Nachts, bei Fackelschein und Laternenlicht werden diese Verkäufe und Versteigerungen vorgenommen, weil dieses Licht blendet, und eine genaue Besichtigung der Waare nicht möglich ist. Es sind hier Tausende von Gegenständen zu haben, alt und neu, Ohrenringe und rusige Pfannen, Saug-gläser für Kinder und Cuirassier-Säbel, Bilder und blöde Leintücher, Bücher und Universalmittel für alle Presten. Zwischen diesen Budenreihen entsteht oft ein künstlich und absichtlich hervorgerufener Menschenknäul, in welchem die Taschendiebe reiche Beute machen. Wir liefen schnell durch diesen Hocuspocus-

Markt, und am Ende desselben standen wir am Ziele. Mein Bekannter sagte: „Sehen Sie hier diese lange Straße, in der nur alle 100 Schritte eine Gaslaterne brennt, in der Todesstille herrscht, die uns so unheimlich und gespenstig anstiert, da wohnt kein ehrlicher Mensch, sondern lauter Gesindel der schlimmsten Art: Diebe, Räuber, Mörder, Garotters, Rowdies, Hehler, Kartenschlägerinen, Engelmacherinen, Dirnen u. drgl. Wenn wir diese Straße passiren wollten, kämen wir vielleicht nicht bis zur ersten Laterne, ohne daß einige handfeste Kerls sich auf uns stürzten, in den Hausgang schleppten und ausplünderten!“ — „Respect vor euerer Empire City und eueren Bataillonen Polizeidiener, da ihr solche Höllenbrut in euerem Schoße bergt.“ Während wir leise mit einander redeten, bemerkte ich, daß durch das unheimliche Düster bald aus dem, bald aus jenem Hause unhörbar Gestalten über die Straße huschten. Als wir unseren Weg fortsezen wollten, kam aus einem der nächsten Häuser dieser verrufenen Straße ein junger, herkulischer Mann auf uns zu. Ich spannte die Hahnen meiner Lefaucheux-Pistole und legte den Zeigefinger an die Drücker. Der Rowdy fragte uns, ob wir vielleicht ein Anliegen hätten, das uns in diese Straße führe? „No, Sir,“ gab ich zur Antwort. Er stellte noch eine Frage und zwar eine Frage der Art, daß sie hier nicht angeführt werden kann. Ich antwortete darauf: „Not at all, Sir!“ Er machte hierauf militärisch „kehrt“ und zog sich wieder in dasselbe Haus zurück, aus dem er gekommen. Ich strengte mein Aug in dem Halbdunkel bestmöglich an, um zu beobachten, ob der Schlingel nicht gemeinschaftlich mit Andern einen Anschlag auf uns gemacht hatte. Und in Wirklichkeit — ich hatte mich nicht getäuscht; denn ich sah genau die Umrisse eines mit einem Tuch verhüllten Kopfes, der verstohlen aus der Thüre hervorsah. Und da ich auch, wie man zu sagen pflegt, die Ohren spizte, hörte ich deutlich lispeln.

Nichts Gutes ahnend, zog mich mein Bekannter fort. Nicht viel bessere Quartiere sind am nördlichen Ende der Avennüe A., B. und C., wo die Schweine und Gänse ganz ungenirt in den Straßen umherlaufen und in den noch freien Lots wühlen. Hier wohnen viele Irländer und Neger, die gerade nicht zu den Reinlichsten gehören. Ueberhaupt sieht man in den Straßen der größten Städte Amerika's, z. B. in Buffalo, Chicago, Milwaukee, Philadelphia Schweine umherlaufen; und schon oft ist durch diese Thiere großer Schaden angerichtet worden, ja es ist nicht selten, daß diese gefräßigen und stupiden Thiere, kleine Kinder angreifen und verzehren!

Sonntag, den 23. August. Ich ging in die Erlöserkirche an der III. Straße. Ein gewisser rev. Schneider predigte über das Evangelium Luc. X, 23—27. Und wie hat er gepredigt! Ich hab selten eine so tief durchdachte, logisch, rhetorisch und oratorisch gebaute, durchgeführte und vorgetragene Predigt gehört, wie diese in der Erlöserkirche. Ich hab mich an derselben nicht nur erbaut, sondern sie hat mir in ästhetischer Beziehung einen hohen Genuß bereitet. Ich kenne jenen Herrn durchaus nicht, und weiß auch nicht, ob derselbe identisch ist mit dem in Sadlier's „Catholic Directory" Seite 362 aufgeführten, oder mit einem von jenen in Reiter's „Schematismus" Seite 243 angegebenen Priestern, woraus hervorgeht, daß ich mit dem oben Gesagten durchaus nicht beabsichtigte, dem Prediger ein Compliment zu machen, sondern nur der Wahrheit das Zeugniß zu geben. Ich habe übrigens in Amerika auch Predigten gehört, die Nichts weniger als von der ersten Qualität waren, denen man das Unreife, Unzeitige und Unfertige — kurz: den Stegreif von A bis Z ansah. Ich halte das für eine große Mißachtung des Wortes Gottes, der Gegenwart Jesu im allerheiligsten Sakrament und der Gläubigen,

die sich doch nur durch einen wohldurchdachten und sorgfältig ausgearbeiteten Vortrag erbaut fühlen können. Das Exstapediren scheint aber Norm und Regel in Amerika zu sein, was um so mehr zu bedauern ist, als die Gläubigen in einer eisernen Ruhe den Prediger anhören und mit Aug und Ohr an ihm hängen. Ich fand diese Stille und Ruhe, diese Genügsamkeit und Anspruchlosigkeit nirgends so groß wie in Amerika. Ich hörte in einer dortigen sehr großen Stadt einen jungen Ordensmann in einer Art und Weise predigen, die einen sehr peinlichen Eindruck auf mich gemacht. Der junge Herr hatte seinen Vortrag recht gut ausgearbeitet und wörtlich memorirt, auch war der Vortrag und die Action recht gut, aber, du grundgütiger Himmel: der Inhalt desselben war ausschließlich für Novizen eines Mendicanten-Ordens berechnet und durchaus nicht für Weltleute. Und trozdem, und obgleich überdieß die Predigt über eine Stunde währte, bemerkte ich nicht das geringste Zeichen der Mißbilligung, der Ungeduld oder Unzufriedenheit. O wie Schade um dieses Auditorium, wenn sein Seelenhunger foeno et stramine gestillt werden will! Es ist wohl wahr, daß man durch stetes Exstapediren sich eine gewisse Routine und Schlagfertigkeit aneignen kann, und daß der lebhafte Vortrag einigermaßen ersezt, was dem Inhalt an innerem Gehalte abgeht, aber ebenso wahr ist's, daß jeder Extemporirer nach und nach zu einem Phrasenheld wird, der sich auf Gemeinplätzen herumtummelt, mit der Stang im Nebel herumficht und Worte macht, Worte — sine fine dicentes. Bei der chemischen Untersuchung solchen Gebräus durch die Logik, und bei der Sondirung solcher Geschwulst durch die scharfe Lanzette des kalten Verstandes, stellt es sich dann stets heraus, daß bei viel Geschrei wenig Wolle ist. Die Patres Lacordaire und Roh sind sehr dünn gesät, und Spiritus sanctus intercedirt unter

dem Kanzeldeckel nur in dem Fall, wenn man vorher von seiner Seite seine Pflicht und Schuldigkeit gethan hat [1]).

14 größere und kleinere Knaben ministrirten beim Hochamte. Man ist eine so große Anzahl Ministranten bei uns nicht einmal in einer Kathedralkirche gewöhnt, weßwegen der ungewohnte Anblick in der Andacht stört. Ich sah so viele Ministranten nur in der deutschen katholischen Kirche zu London, in der Friars-Street, in der Notre Dame zu Paris und in einer Seitenkapelle des St. Peter-Domes zu Rom. Allerdings waren diese 14 Ministranten meisterhaft rituell geschult und legten, wenigstens äußerlich, große Andacht an den Tag. Die Musik war ausgezeichnet, präcis, gut geschult, und zeichneten sich besonders eine prächtige Discantstimme aus, allein im Ganzen war sie des Gottesdienstes nicht würdig und kirchlich genug — ein fast allgemeiner Mißstand in Amerika's Kirchen. Man hört gar viel Theatralisches und Concertmäßiges, das den Tempel entweiht und die Andacht verscheucht. Der Amerikaner soll eben kein Freund der ernsten, feierlichen Musik sein, allein man versuche es nur einmal mit streng kirchlichen und gut eingeschulten Mustern, und der Geschmack wird sie gewiß des Gottesdienstes würdig finden, schätzen und lieben lernen. Ignoti nulla cupido!

Nachmittags fuhren wir, mein Bekannter, seine 2 Knaben und ich, per Street-Kar nördlich bis zur LIX. Straße, wo der Central-Park beginnt. Wir traten ein, ohne Entrée bezahlen zu müssen, und ergingen uns etwa 4 Stunden in diesem wirklich an Merkwürdigkeiten und Abwechselung, an lieblichen und überraschenden Scenen reichen Lustorte. Der

---

1) Nolite irasci, fratres reverendissimi transmarini, mihi audaci, talia conanti, talia dicenti!

Park ist in gerader Richtung 5/4 Stunden lang und 20—25 Minuten breit. Es sind in demselben herrliche Promenaden für Fußgänger, breite Fahrwege und Reitpfade, künstliche Hügel, Felspartieen, kleine Seen mit Schwänen, große Bassins mit Gold- und Silberfischen, Grotten, prächtige Rasenpläze, Alleen, Blumenbeete und schattige Lauben. 2 Büffel weiden auf einer saftigen Trift, und nahe bei der Restauration wird ein reich geschirrtes Kameel von einem als Muselmann gekleideten Wärter hin- und hergeführt. Es befindet sich in demselben eine kleine Menagerie theils im Freien, theils in einem schloßartigen, hohen Gebäude; in lezterem sind auch ausgestopfte Thiere zu sehen. Eine sehr gute Restauration befindet sich in einem casemattenähnlichen Gewölbe. Auf den Seen kann man gegen ein Trinkgeld in der Gondel fahren. Das Ganze ist einer Hauptstadt wie New-York würdig, doch hält dieser Park keinen Vergleich aus mit jenem zu Versailles und Schwezingen. Von hier fuhren wir per Street-Kar bis zur CIX. Straße, wo die deutsche Löwenbrauerei sich befindet. Troz des strengen Sonntagsgesezes wird hier Bier verzapft; doch sind die Läden an dem ganzen Gebäude geschlossen, und werden die Gäste ersucht, sich der allzu lauten Conversation und des Singens zu enthalten, um alles Aufsehen zu vermeiden. Wir fanden dort eine sehr zahlreiche Gesellschaft, meistens Deutsche, und vortreffliches Bier, das nach einem vierstündigen Spaziergange herrlich mundete. Ich habe bestimmt gehört, daß dieses Local allsonntäglich von Polizeidienern besucht wird, denen der Wirth aber jeweils mit 5—6 Dollars den Mund verschließt. Es entsteht nun die Frage, ob ich mich gegen das im Staate New-York bestehende Sonntagsgesez nicht verfehlt, d. h. ob dasselbe damals für mich keine bindende Kraft besessen? Aeußerlich hab ich mich wohl dagegen verfehlt, allein daß dasselbe

für mich, einen Ausländer, einen Fremden, bindende Kraft besessen, muß ich rundweg in Abrede stellen. Es ist ein unbefugter Eingriff in die persönliche Freiheit, allen Staatsangehörigen, und überdieß den nur vorübergehend im Staate sich Aufhaltenden den Besuch des Wirthshauses am Sonntag zu verbieten. Der Durst stellt sich am Sonntag wie an den Werktagen ein, und den Durst mit Wein oder Bier zu stillen, kann nimmermehr rechtlich und vernünftig durch ein Gesez verboten werden. Wird es aber dennoch verboten, so hat das Verbot keine verbindende Kraft. Auch der strengste Moralist wird solches Verbot nicht rechtfertigen und die Uebertretung desselben als Sünde erklären. Es verursachte mir daher nicht im mindesten Gewissensscrupel, in dem gottseligen New-York etliche Glas Bier am Sonntag getrunken zu haben, und verarge ich es den Tausenden mit schwerer Arbeit Belasteter keineswegs, wenn sie am Sonntag Nachmittag in anständiger Gesellschaft bei geistigem Getränk sich erholen und des Lebens freuen. Die übertriebenen fanatischen Temperenz-Männer begnügen sich bekanntlich auch nicht mit Wasser, Limonade und Caffee, sondern thun sich ungesehen und unbeschrieen gütlich mit Whisky und Gin. Es gibt übrigens auch Staaten der Union, die das überspannte und extreme Sonntagsgesez nicht angenommen haben.

Bei der Löwenbrauerei ist auch ein Pavillon, von dem aus man eine entzückende Aussicht auf New-York, Williamsburg, Harlem, Yorkville, Manhattanville, Long-Island, dem East- und North-River genießt.

Als die Abenddämmerung einbrach, stiegen wir die Anhöhe hinab, auf der das Brauhaus errichtet ist, bestiegen eine Street-Kar und fuhren bis zum Eingang des Centralparks. Hier war eine unzählbare Menge von Besuchern des Parks, die auf die Street-Kars der verschiedenen Linien warteten, um nach

New-York zurückzufahren, ferner eine Menge von eleganten Equipagen, welche die Rückkehr ihrer Herrschaften aus dem Park abwarteten, eine Menge Buggies und Droschken, um das Publicum heimzuführen. Da wir uns nicht vordrängen und quetschen lassen wollten, wenn eine Street-Kar ankam, die nach Avennue B. fuhr, mußten wir eine volle Stunde warten, bis das ärgste Gedränge vorüber war, und wir endlich Plaz finden konnten. Der Wagen war zum Erdrücken voll; statt etwa 20 Personen, die sizen können, war die Kar mit wenigstens 50 Personen besezt, so daß wir nur langsam vorwärts kamen. Der Conducteur konnte sich unmöglich durch den Menschenknäul winden, um die Fahrtaxe zu erheben, und darum fuhren die Meisten umsonst. Auch mir war es nicht möglich, dem Conducteur die Taxe zu bezahlen, weßwegen ich die paar Cents noch heute auf dem Gewissen habe. Ich bin übrigens herzlich gerne bereit, auf Reclamation der betreffenden Street-Kars-Compagnie diese Schuld zu tilgen, und fordere ich daher dieselbe auf diesem, nicht mehr ungewöhnlichen Wege, auf, ihre Forderung geltend zu machen. Taxe sammt Zins und Zinses-Zinsen werden von mir ohne Anstand bezahlt werden.

Montag, den 24. August. Ich fuhr heute mit der Eisenbahn nach Buffalo, allein vor meiner Abreise schrieb ich einige Notizen über New-York in mein Tagebuch, die ich hier verwerthen will.

Die erste geschichtliche Kunde von New-York, d. h. von dem Plaze, wo jezt New-York steht, datirt vom 3. September 1609. In diesem Jahr und an dem erwähnten Tag segelte Henry Hudson, ein geborener Engländer, der aber in holländischen Diensten stand, mit einem Schiffe in die herrliche Bay zwischen Long-Island und dem jezigen New-Jersey. Staunend sahen die Indianer das stolze Schiff mit den schwellenden Segeln und glaubten nicht anders, als der große Geist, der Manithu, seie

vom Himmel herabgekommen, um ihnen einen Besuch abzustatten. Sie warfen sich am Strande auf ihr Angesicht nieder und erhoben ein großes Geschrei, um ihrem Gott die schuldige Ehre zu bezeugen. Arme Indianer! Als sie Henry Hudson in seiner reichen, von Gold strahlenden Uniform erblickten, zweifelten sie nicht im Mindesten, daß er wirklich ihr oberster Gott, der große Manithu sei. Hudson aber accommodirte sich ihrer abergläubigen Vorstellung, weil sie seinen Interessen förderlich war, ließ sich nach Art der Indianer verehren und huldigen und zeigte ihnen seine göttliche Huld dadurch, daß er ihnen so viel Schnaps verabreichen ließ, als sie begehrten. Dieses Getränke war den Indianern natürlich bisher unbekannt, und darum kannten sie dessen berauschende Kraft nicht; sie tranken also das Feuerwasser in vollen Zügen und — wurden total berauscht. Von diesem Ereigniß wurde der Ort, wo jezt New-York steht, Manahaschtnicaks genannt, d. h. Ort, wo Alle betrunken waren. Dieses Wort wurde später in Manhattan verkürzt und umgewandelt.

Nachdem die Indianer ihren Rausch ausgeschlafen und in Folge eines himmelschreienden Kazenjammers sehr nüchtern und prosaisch geworden waren, sahen sie ihren Manithu mit etwas anderen Augen an und zweifelten stark daran, ob derselbe göttlicher Wesenheit und Natur sei. Nach und nach gingen ihnen aber die Augen vollends auf, und sie erkannten, welche gefährliche Gäste diese Holländer für sie seien. Hudson segelte auf dem North-River bis zu dem Punkte, wo jezt Albany ligt, etwa 60 Stunden, und überzeugte sich von der Schönheit des Thales, von der Vortrefflichkeit des Bodens und der günstigen Lage dieses Ländergebietes an den Ufern des schiffbaren North-Rivers. Die Indianer zeigten sich nirgends feindlich gegen ihn, sondern begrüßten ihn theils mit Staunen, theils mit Freude. Zum

Andenken an diese erste Entdeckungsfahrt Hudson's auf dem North-River wurde der Fluß Hudson genannt.

Hudson schilderte den Holländern die Lage der Manhattan-Insel als sehr günstig für Ackerbau, Schifffahrt und Handel gelegen, allein die ostindische Gesellschaft in Amsterdam verstand sich nicht dazu, eine Colonie auf Manhattan anzulegen. Hudson kehrte hierauf nach England zurück. Erst 5 Jahre später unternahmen einige Holländer eine Expedition nach Manhattan, die aus 2 Schiffen unter der Anführung des Adrian Block und Hendrich Christiansen bestand. Im Jahre 1614 landeten sie auf Manhattan, bauten zunächst 4 Wohnungen, befestigten dieselben im darauf folgenden Jahre und legten der neuen Ansiedelung den Namen Nieuw-Amsterdam (Neu-Amsterdam) bei. Sie trieben vorzugsweise Handel mit Pelzwaaren, die sie von den Indianern sehr wohlfeil kauften; später verlegten sie sich auch auf den Ackerbau. Die günstige Lage der Colonie lockte mehr und mehr Ansiedler an, und 1626 kam Peter Minnewit, ein Deutscher aus Wesel, nach Neu-Amsterdam, den die holländisch-ostindische Compagnie als Director mit der dortigen Colonisirung betraut hatte. Dieser kaufte den Indianern die Manhattan-Insel für 26 Dollars ab, die er denselben aber nicht in Geld, sondern in Waaren bezahlte, ein Preis, für den man gegenwärtig in New-York nicht einen Quadratfuß Grundfläche erhalten kann. Dieser Minnewit errichtete auch, zum Schuz der Colonie, ein Fort. Der erste Administrator der Insel war Cornelius Jacobsen Mey, dessen Name im Jahre 1644 genannt wird. Im Jahre 1652 war Neu-Amsterdam im Besize der Municipalrechte holländischer Städte. Das ländergierige England hatte längst mit neidischen und argwöhnischen Blicken die wachsende Macht der Holländer in Amerika beobachtet und denselben das Recht auf den Besiz Neu-Niederland's und Neu-Amsterdam's bestritten, da der Entdecker jenes Länder-

gebietes, Hudson, ein Engländer gewesen. Es wollte keinen Nebenbuhler an einem so günstig gelegenen Landungsplaz neben sich aufkommen lassen, und darum sendete es 1664 ein Geschwader unter dem Befehle Richard Nichols nach Manhattan und befahl demselben, von dem ganzen dortigen Gebiet im Namen England's Besiz zu ergreifen.

Am 8. September des erwähnten Jahres erschienen die englischen Kriegsschiffe vor der Manhattan-Insel, und forderte Nichols die Bewohner Neu-Amsterdam's auf, sich zu ergeben. Da an Gegenwehr nicht zu denken war, capitulirten die Holländer. Sie durften ihr Eigenthum, ihre Municipalrechte und Handelsfreiheit behalten, jedoch mußten sie sich's gefallen lassen, daß Neu-Amsterdam in New-York umgetauft wurde. König Carl II. von England hatte nämlich seinem Bruder James, Herzog von York, das den Holländern abgejagte Gebiet in Amerika, Neu-Niederland genannt, zum Geschenke gemacht. New-York zählte damals blos 1,500 Seelen. 1673 wurde es von den Holländern zurückerobert, ihnen aber schon 1674 von den Engländern wieder abgejagt. 1702 wurde in New-York die erste öffentliche Schule gegründet, 1712 zählte es 5840 Seelen, 1725 erschien dort die erste Zeitung, 1729 wurde die erste Bibliothek gegründet, die 1624 Bände zählte, die man aus England verschrieben hatte. 1731 belief sich die Bevölkerung schon auf 10,192 Seelen. 1732 wurde die erste Akademie gegründet, und 1742 hatte es 5 kleine Kirchen. In demselben Jahre besaß es 2 Schiffe, die eine regelmäßige Verbindung mit London unterhielten; 1749—1750 liefen schon 286 Schiffe, mit Pelzwerk, Mehl, Korn, Hanf, Oel 2c. befrachtet, nach europäischen Häfen aus. 1755 zählte es 2011 Wohnhäuser, worunter sich 2 dreistöckige befanden. Knechte und Mägde erhielten damals per Jahr 48—54 Gulden Lohn. 1756 wurde eine Latein-Schule und eine Buchhandlung gegründet. Im Befreiungskriege zeig-

ten die New-Yorker wenig Vaterlandsliebe und Begeisterung für Freiheit und republikanische Institutionen, ja sie spielten sogar vorübergehend eine sehr zweideutige, verdächtige Rolle. Nachdem die englische Flotte aus Boston verjagt war, duldeten die New-Yorker die Landung der Feinde auf Staten Island, ließen sie bei Brooklyn ein Lager beziehen und hinderten die schmähliche und grausame Behandlung der gefangenen Amerikaner durch dieselben nicht.

In den Siebenziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts herrschte das gelbe Fieber in der Stadt und forderte sehr viele Opfer. 1800 zählte sie 60,489, und 1830: 202,589 Seelen. 1832 wüthete die Cholera, wie in vielen Ländern und Städten, so auch in New-York und riß 4360 Menschen in's Grab. Bald darauf legte eine Feuersbrunst 600 Häuser in Asche, wobei sehr viele Menschen verbrannten, und ein Schaden von 19 Millionen Dollars verursacht wurde. 1845 richtete ein abermaliger Brand einen Schaden von 6,500,000 Dollars an. 1850 zählte New-York 515,394 Seelen, 1860: 814,254, und gegenwärtig eine Million. Rechnet man zu New-York den es umgebenden Städte-Kranz von Jersey-City, Hoboken, Harlem, Yorkville, Manhattanville, Williamsburg und Brooklyn, so zählt dasselbe 2,000,000 Seelen. Die Geschichte des Katholicismus in New-York ist kurz folgende. Vor 231 Jahren entfloh der katholische Priester Isaak Jogues aus der Gefangenschaft der Iroquois-Indianer und nahm seine Zuflucht zu den holländischen Calvinisten in Neu-Amsterdam, dem heutigen New-York. Er war der erste katholische Priester, der seinen Fuß auf die Manhattan-Insel sezte. Die Indianer hatten ihn grauenhaft verstümmelt; die Hände, welche er den gastfreundlichen Holländern entgegenstreckte, waren entsezlich zugerichtet; einige Finger waren abgeschnitten, und von den anderen waren die Fingernägel hinweggerissen. Es befanden sich unter den Holländern blos 2 Katholiken, ein

Irländer und eine Portugiesin. Jogues wurde von dem damaligen Gouverneur der holländischen Colonie, einem gewissen Kieft, freundlich aufgenommen, und das calvinische Volk begegnete dem um Christi willen gemarterten Missionär mit Hochachtung, obgleich die Geseze jeden katholischen Priester aus der Colonie verbannten. Man verschaffte ihm freie Ueberfahrt nach Europa; später kehrte er aber nach Amerika zurück und wurde von den Mohawk-Indianern erschlagen. Nach Jogues kam bis 1683 kein katholischer Priester mehr auf die Manhattan-Insel. Der damalige Gouverneur New-York's, Dongan, war Katholik — der einzige Katholik, der je Gouverneur von New-York gewesen. Unter seiner Verwaltung wurden tolerante Geseze erlassen, und erfreuten sich die lang verfolgten Katholiken ungestörter Religionsübung. Damals wirkten unter den Indianern, in der Umgebung New-York's, französische Missionäre, welche die Indianer für Frankreich's Herrschaft günstig zu stimmen suchten. Um nun dieselben ihres Einflusses zu berauben, ließ Dongan Jesuiten aus England kommen, die den Indianern das Christenthum predigen und dieselben für England gewinnen sollten. 3 Patres, Havey, Gage und Harrison, befanden sich von 1683—1687 in New-York und gründeten ein Jesuiten-College, das aber aus Mangel an Unterstüzung bald wieder einging, worauf die Zahl der Katholiken sich so sehr verminderte, daß auf einem im Jahre 1696 angefertigten Verzeichniß der Katholiken in New-York sich blos 9 katholische Männer befanden. 1741 wurde ein gewisser John Ury in New-York, angeblich ein katholischer Priester, hingerichtet, weil er angeklagt worden war, Sclaven zur Empörung und zum Mord aufgereizt zu haben. Angestellte Untersuchungen erwiesen jedoch die Anklage als unbegründet, auch ist man den Beweis schuldig geblieben, daß John Ury Priester gewesen. Nachdem die 13 Colonieen ihre Unabhängigkeit von England erkämpft hatten, schwanden in New-York die Vor-

urtheile gegen die Katholiken nur langsam, und hörte die Ver folgung derselben nur nach etlichen Jahren auf, obgleich die Constitution jedem Colonisten freie und ungestörte Religionsübung gewährleistete. Die erste katholische Kirche wurde in New-York 1786 erbaut. Den Grundstein derselben legte der spanische Gesandte bei den Vereinigten Staaten, und schenkte der König Carl III. von Spanien eine beträchtliche Summe zur Vollendung derselben. Von dieser Zeit an machte das Wachsthum der katholischen Kirche schnelle Fortschritte und feierte in New-York nie geahnte Triumphe. 1808 wurde es zum Size eines Bischofs, und 1850 eines Erzbischofes erhoben. Die Bischöfe und Erzbischöfe New-York's waren folgende:

1. Lucas Concanen von 1808—1810 Bischof.
2. John Connoly „ 1814—1825 „
3. John Dübois „ 1826—1842 „
4. John Hughes „ 1842—1850 „
5. „ „ „ 1850—1864 Erzbischof, und
6. John Mc. Closkey „ 1864.

Gegenwärtig zählt das Bisthum New-York 203 Priester, worunter 42 Deutsche, gegen eine Million Katholiken, 110 Kirchen, 31 Capellen, 1 theologisches Seminar, 3 Collegien, 9 Academieen, 11 Asyle, 8 Mannsklöster und 10 Frauenklöster. Welch eine Riesenstadt New-York ist, geht aus folgenden statistischen Angaben hervor.

Anno 1869 wurden 17,000 Ehen geschlossen. Die Sterbfälle betrugen 25,000. In 20,000 Häusern wohnen 500,000 Menschen und ebenso viele in 40,000 Häusern. Die Ernährung dieser Million Menschen erfordert jährlich 4 Millionen Fässer Mehl und 9 Millionen Bushel Waizen (à : 56 Pfd.), 2,776,492 Stück Schlachtvieh. Es gibt dort 700 Bäcker, 1400 Mezger, und 2600 Grocers. Für Caffee und Thee beziffert sich der

jährliche Verbrauch auf 30 Millionen und für Spirituosen auf 61 Millionen Dollars. Es kommen jährlich 4360 Schiffe mit 5 Millionen Tonnen Gehalt im Hafen an. Der Import und Export beträgt 500 Millionen Dollars. Es gibt dort 4400 Fabriken, die ein Capital von 65 Millionen Dollars besitzen und 100,000 Menschen beschäftigen. Die dortigen 71 Banken besitzen 90 Millionen Dollars. Das in 32 Sparbanken von 307,172 Personen deponirte Geld beträgt 85,500,000 Dollars. 18,030 Personen hatten anno 1868 für ein Einkommen von 85,500,000 Dollars 4,500,000 Dollars Bundessteuern zu zahlen. Die Zahl der öffentlichen Schulen beträgt 300, und die der Schulkinder, die täglichen Unterricht genießen, 105,000. Die Kosten des öffentlichen Unterrichtes betragen 3 Millionen Dollars. Privatschulen gibt es 360, in denen täglich 25,000 Kinder unterrichtet werden. Die Zahl der wohlthätigen Anstalten ist 315. Die Einwanderungs-Commission verausgabt jährlich 3 Millionen Dollars. 21,500,000 Briefe werden jährlich der Post übergeben. Die Stadt New-York ist in 140,000 Lots (Baugrundstücke) eingetheilt, auf 70,000 derselben stehen bereits Häuser. Die Zahl der Theater beträgt 17, an denen 958 Schauspieler und 939 andere Personen angestellt sind. Regelmäßige Besucher der großen Theater sind es 50,000 und der kleinen 200,000. Für den Besuch des Theaters und der Oper geben die New-Yorker jährlich 7 Millionen Dollars aus. Die Gas-Compagnieen fabriciren jährlich 3000 Millionen Kubikfuß Gas. Der Centralpark hat bis jetzt 10 Millionen Dollars gekostet und wird jährlich von 5 Millionen Menschen besucht. Es gibt in New-York circa 100 Häuser, in denen gestohlene Sachen gekauft werden, 1500 geschäftsmäßige Diebe, 1000 Einbrecher, 3000 Taschendiebe, 3000 Tagdiebe, die sich zu Allem gebrauchen lassen, 500 professionelle Spieler und 30,000 Prostituirte! Für Polizei und Gefängnisse werden jährlich 45 Millionen Dollars verausgabt.

Die Zahl der Lotterie-Etablissements beträgt 400, die täglich circa 15,000 Dollars einnehmen.

Es gibt in New-York 5711 Wirthschaften, in denen täglich 40,000 Fässer Bier verzapft werden. Das im Spirituosen-Geschäft angelegte Capital beträgt 200 Millionen Dollars. Wegen Trunkenheit und unordentlichen Lebenswandels werden jährlich 70,000 Personen verhaftet. Aber nun, meine ich, seien es der statistischen Notizen genug; du könntest jezo New-York hinlänglich kennen und mich darum in Gnaden entlassen, damit ich endlich nach Buffalo abreisen kann.

Ich hatte, um nach Buffalo zu kommen, die Wahl zwischen 3 Eisenbahnen und dem Dampfschiff auf dem Hudson, auf dem ich wenigstens bis hinauf nach Albany fahren konnte. Ich entschied mich für die Eisenbahn und wählte unter den 3 Linien diejenige, welche längs des Hudson bis Albany und dann von hier in westlicher Richtung über Utica, Rom, Syracuse, Lyons und Rochester fährt. Der Bahnhof ist in New-York, an der Ecke der Chambres- und Hudson-Street. Die Bahnhöfe sind durchschnittlich sehr armselig und mit oder ohne Wartsaal versehen. In dem s. g. Wartsaal ist häufig weder Stuhl noch Bank. Auch läßt die Reinlichkeit sehr viel zu wünschen übrig. In den meisten Bahnhöfen gehen die Passagiere und ihre allenfallsigen Begleiter unbeanstandet auf den Perron, promeniren dort auf ab und warten auf die Ankunft oder den Abgang des Zuges. Ist ein Wartsaal vorhanden, so darf in demselben nicht geraucht werden — aus Respect vor den Ladies. Auf dem Bahnhof der Hudson-Linie ist nun so eine Art Wartsaal mit etlichen Bänken, und darf man den Perron nicht betreten, bis der Portier die Thüre zu demselben öffnet. Man gewahrt bei allen Bahneinrichtungen das Sparsystem der Compagnieen und die sorgfältige Vermeidung alles Dessen, was nicht absolut nothwendig ist. Es gibt in Amerika keine Staatsbahnen wie bei

uns in Deutschland, sondern nur Bahnen verschiedener Gesellschaften.

Am Billet-Schalter hätte mir ein Unglück begegnen können, indem ich nämlich das schon bezahlte Billet aus Uebereilung und in der Meinung liegen ließ, ich hätte dasselbe schon zu mir genommen. Der Billetausgeber war aber so ehrlich, mich an den Schalter zurückzurufen und mir das Billet zu übergeben.

Einige Minuten vor 8 Uhr, zu welcher Zeit der Zug abgehen sollte, öffnete der Portier, und die kleine Gesellschaft bestieg den Zug, der blos aus 2 Personenwagen und einem Packwagen bestand. Die Wagen sind sehr bequem und mitunter sehr elegant und luxuriös ausgestattet. Man hat fast auf keiner Bahn eine II. oder gar III. Classe, sondern blos I. Classe, da jedes Mannsbild ein Herr und jedes Weibsbild eine Dame ist. Die Republik würfelt, wenigstens auf der Eisenbahn, Alles unter einander, placirt den Neger neben den Weißen und den Arbeiter neben den Baron — doch nein — nicht Baron! denn es gibt keine Barone und keinen Adel in Amerika. Will ein Adeliger allenfalls amerikanischer Bürger werden, so muß er den Adelstitel unbedingt aufgeben. Man macht sich in den Vereinigten Staaten unendlich lächerlich, wenn man sich Herr von Schulze, Herr von Müller, Baron Schnicknack, Freiherr von Entenbürzel oder Graf Eulenohr von und zu Eulenstein nennt.

Es frappirt jeden Deutschen, wenn er zum ersten Mal einen amerikanischen Waggon erster und lezter und einziger Classe betritt, hier Alles unter einander zu treffen: mit Schmuck überladene Mistress' und arme Irländerinen in zerrissenen Kleidern, feine Gentlemen mit wohl gepflegtem Cotelette-Barte und schmierige Handwerker, die ihr Handwerkszeug auf dem Rücken tragen. Nur wenige Linien haben, Concurrenz halber, eine

II. Classe. Die Smok-Kars sind durchschnittlich nicht so nobel, wie die anderen, die man Ladies-Kars nennen könnte. Man verwendet alte, abgängige, ausgelotterte Waggons als Smok-Kars. Die Einwanderer werden in besonderen Zügen weiter spedirt, selbstverständlich in Smok-Kars zu herabgesezten Preisen. Wünscht Jemand, in gewählter Gesellschaft zu fahren, unberührt von dem profanum vulgus, so kann er einen Expreßzug wählen, für den erhöhte Fahrpreise zu zahlen sind. Fast alle Linien befördern Welt- und Ordenspriester, sowie barmherzige Schwestern, Josephs-Schwestern ꝛc. um den halben Preis (Half-Tickets), sofern sie einen Ausweis, der vom Bahndirector unterzeichnet ist, am Schalter vorzeigen. Gewiß sehr nobel und liberal!

Derjenige Zug, der morgens 8 Uhr von New-York nach Albany fuhr, war ebenfalls ein Expreßzug, allein trozdem fuhren mehrere Arbeiter längere und kürzere Strecken mit demselben.

Und nun, lieber Leser, sez dich, als Reisegefährte, sez dich ja recht nah zu mir, denn wir wollen gemeinschaftlich die lange Tour bis Buffalo zurücklegen, eine Strecke von 422 englischen Meilen oder 140 Stunden, ungefähr so weit, wie von Basel nach Hessen-Kassel. Wir wollen mit einander Beobachtungen anstellen, die Gegend betrachten und über das amerikanische Reisen uns unterhalten.

Die Waggons sind sehr lang und nach Art der Würtemberger und Schweizer Waggons gebaut. Die Conducteurs haben also nicht nöthig, außerhalb derselben herumzuklettern. Die Size sind sehr gut gepolstert, und ist die Rücklehne so eingerichtet, daß man sie emporheben und auf die eine oder andere Seite legen kann, was, wenn eine Gesellschaft von 4 Personen sich unterhalten will, sehr angenehm und bequem ist. In jedem Waggon ist ein schön lackirter Wasserbehälter aus Blech ange-

bracht, in welchem sich des Sommers Eiswasser befindet; überdieß enthält jeder einen Closet, was bei weiten Touren, bei wenig Stationen und der kurzen Haltfrist sehr practisch ist. Man thut gut, sein Billet am Hut zu befestigen, da der Conducteur die Billets sehr oft controlirt und auf weiten Strecken oft einen Abschnitt derselben abreißt oder dem Passagier ein neues Billet zu übergeben hat. Befindet sich das Billet oder Ticket am Hut, so nimmt er, ohne ein Wort zu reden, dasselbe hinweg, reißt einen Theil desselben ab und steckt es dann wieder zwischen das Band und dem Hut, oder er befestigt ein neues an demselben. Nach amerikanischer Sitte legt man die Füße auf die freien Size oder die Rücklehne, was bei uns in Deutschland verpönt ist. Man spricht mit Unbekannten entweder gar nicht oder sehr wenig. Fast Alles liest in den großen amerikanischen Zeitungen, die, entfaltet, einem Leintuch an Größe nicht unähnlich sind. Der Fahrpreis ist für Amerika nicht theuer, besonders wenn man in Anschlag bringt, daß fast auf allen Bahnlinien nur Waggons I. Classe im Gebrauch sind. Das Ticket für die Fahrt nach Buffalo kostete 9 Dollars 75 Cents in Papier, das sind 17 Gulden 18 Kreuzer, da der Papier-Dollar damals nach unserem Gelde blos circa 1 fl. 45 $^1/_2$ kr. Werth hatte. Die Wegstunde kostete also 7 $^1/_2$ kr., was gewiß bei einem Expreßzuge nicht theuer ist. Bei einem nicht Expreßzuge, und wo man II. Classe fahren kann, kommt die Wegstunde nicht höher zu stehen als in Baden bei der III. Classe, nämlich auf 5 kr. Ein Expreßzug fährt in der Regel mit einer Schnelligkeit von 9 Wegstunden in einer Zeitstunde, denn wir brauchten von New-York bis Buffalo 16 Stunden; es trifft also bei 140 Wegstunden circa 9 Wegstunden auf eine Zeitstunde. Was den Bau der Bahn und die Sicherheit der Fahrt anbelangt, so lassen beide sehr Vieles zu wünschen übrig.

Alle Bahnen sind Privatunternehmen und darum reine Speculation. Jede Compagnie baut so schnell und so wohlfeil als möglich, weil das Unternehmen möglichst viel Procente tragen soll. Es wird nicht auf Haltbarkeit, Sicherheit und Solidität, sondern blos auf Rentabilität Rücksicht genommen. Da die Concurrenz mörderisch ist, so muß jede Compagnie, um noch profitiren zu können, möglichst wohlfeil bauen und das Unternehmen mit Fernhaltung alles Kostspieligen betreiben. Der Amerikaner leistet selbst diesem Leichtsinn, wodurch täglich viele Menschenleben gefährdet werden, Vorschub, indem es ihm mehr um schnelle als um sichere Beförderung zu thun ist. Das heillose „Go ahead" ist ja sein Sprichwort, „Vorwärts, und gehen auch Roß und Wagen caput — einerlei! Nur immer vorwärts!" Das ist des ächten Amerikaners Devise, die Tausenden jährlich das Genick bricht, bevor sie an's Ziel kommen. Ich habe während meines Aufenthaltes in Amerika die Erfahrung gemacht, daß dem Yankee ein Menschenleben kaum eine Prise Tabak, kaum einen Mouthful Kautabak werth ist. Bei ihm gilt nur das genus; die species, die Person, mag der Henker holen. Die Legislaturen der einzelnen Staaten könnten und sollten freilich dem frevelhaften Spiel mit Menschenleben entgegentreten, allein, daß Gott erbarm! Die Mitglieder der Legislaturen sind entweder Actionäre der Eisenbahn- und Dampfschiff-Unternehmungen, oder sie lassen sich durch douceurs bestechen. Die tollkühnen Wettfahrten auf den Steamers haben allerdings nachgelassen, allein noch immer ist's ein gefährliches Unternehmen, sein Leben einem Steamer (Dampfboot) anzuvertrauen. Die Concurrenz-Manie ging ehedem so weit, daß die Capitäne der verschiedenen Dampferlinien sich von Dollar zu Dollar heruntersteigerten und endlich die Passagiere weite Strecken umsonst expedirten. Sie standen auf den Radkästen der Dampfer und haranguirten das reisende Publicum mit

allen möglichen und unmöglichen Lobpreisungen ihrer Steamers. Erklärte ein Capitän, er nehme die Passagiere umsonst mit, so überbot ihn ein anderer an fürstlicher Municifcenz damit, daß er pompös ausrief: „Well, and I give the thea in!“ d. h. außer freier Fahrt regalire ich die Passagiere noch mit einem Thee! Und so fuhren die Concurrenten so lange, bis der Eine von ihnen bankerott war. Dann hatte der Andere allerdings freien Spielraum gewonnen und konnte für die Fahrt verlangen, was ihm beliebte. Als die Hudson-Dampferlinie von New-York nach Albany eröffnet wurde, rissen sich mehrere Concurrenten um die Passagiere. Sie minderten den Fahrpreis bis auf 1 Dollar für die 145 englische Meilen, bis ein Theil der Concurrenten fallirte. Man konnte damals nicht billiger in Amerika leben, als wenn man den einen Tag mit dem Steamer nach Albany und den andern von Albany nach New-York zurückfuhr. Fahrt, Frühstück und Bett kostete 1 Dollar! Es gab damals auch speculative Yankees, die sich die Concurrenzwuth der Steamers-Gesellschaften zu Nutzen machten und Wochen und Monate lang täglich für 1 Dollar zwischen New-York und Albany hin- und herfuhren. Ehedem waren die s. g. racings, die Wettfahrten, auf den großen Strömen und Seen der Vereinigten Staaten an der Tagesordnung. Wenn nämlich 2, 3, 4 Dampfer, welche in derselben Richtung fuhren, zusammenkamen, fuhr das Wettfieber sowohl in die Schiffsmannschaft als auch in die Passagiere. Alles wettete, ob dieser oder jener Dampfer schneller vorwärts käme, diesen oder jenen überholte, wobei der Capitän angespornt wurde, die Maschine mit voller Kraft arbeiten zu lassen. Das geschah denn auch. Es wurde der Kessel überheizt, jede Vorsicht bei Seite gesezt, und sehr oft explodirte der Kessel, und das Schiff ging mit Mann und Maus in die Luft. Oft fuhren die leicht gebauten Dampfer bei den Wettfahrten auf die Snags (Baumstämme, die auf dem Grund

des Flußbettes liegen, wurden dadurch leck und versanken. Oft auch legten sich die wettfahrenden Dampfer hart an Bord und suchten einander aus dem Fahrwasser zu verdrängen, dabei neigten sie sich auf eine Seite, wodurch das Wasser aus einem Boiler (Dampfkessel) in den anderen überging, der leere glühend wurde und explodirte. Es verging damals kein Tag, an welchem nicht ein Unglück auf einem der vielen Dampfer passirte.

Bei den Eisenbahnen kommen freilich keine Wettfahrten vor, allein dieselben sind so provisorisch gebaut, und ist die Bahnlinie dermaßen ohne Aufsicht und Schuz, daß kein Tag vergeht, an welchem auf den verschiedenen Bahnlinien nicht ein größeres Unglück sich ereignet. Bald geräth die Maschine aus dem Geleise und fährt mit dem ganzen Zug einen hohen Damm hinab, wobei alle Waggons zertrümmert werden, und in der Regel noch Feuer ausbricht. Bald bricht ein Brückenjoch, während die Maschine darüber hinbraust, und der ganze Zug stürzt in's Wasser. Bald fahren 2 Züge an einer Stelle in einander, wo die Bahnlinien rechtwinkelig sich durchschneiden. Bald stoßen 2 Züge aufeinander und zerschmettern und zermalmen Wagen und Menschen. Bald fällt ein mächtiger Baum über das Geleise, wodurch der Zug von den Schienen geschleudert wird. Bald stellt sich auf dem Bahnkörper ein Ochs oder Stier dem heranbrausenden Zuge entgegen, wodurch ein solcher Anprall stattfindet, daß die Passagiere sämmtlich contusionirt werden. Bald fährt der Zug in eine Viehheerde hinein, die in einem Viaducte weidet und an den steilen Wänden nicht hinanklimmen kann. Bald sind die Schwellen faul, oder der Bahndamm senkt sich, oder das Holz wirft sich, so daß die Enden der Schienen einige Zoll in senkrechter Richtung von einander abstehen. All diese Umstände veranlassen in der Regel die Beschädigung oder die Vernichtung des Zuges. Die Schienen bestehen sehr oft aus dünnen Streifen Walzeisen, die mit Nä=

geln auf Bohlen befestigt sind. Die Steigungen betragen oft auf einer Wegstrecke von 20 Minuten 40—50′. Auf sehr beträchtlichen Anhöhen von 400—500′ braust der Zug hart an dem Abgrunde hin, ohne daß eine Böschung, eine Mauer oder auch nur ein Geländer vorhanden wäre! Es gibt Curven, deren Krümmungshalbmesser 50—100′ beträgt, und damit der Zug, der mit gleicher Geschwindigkeit, wie in gerader Richtung, über diese Curven jagt, nicht aus dem Geleise geworfen wird, ist die dem Centrum näherliegende Schiene einige Zoll tiefer gelegt als die andere, so daß man beim Fahren über solche Stellen sehr heftig auf die niedriger liegende Seite geschoben wird. Der Bahnkörper ist nirgends eingefencet, d. h. mit einem Lattenhaag oder einem lebendigen Zaune versehen, verwahrt und geschützt; sehr häufig weidet daher Vieh auf dem Bahnkörper, oder fahren zur Zeit der Feldbestellung oder der Ernte Fuhrwerke über die Schienen. Ich sah auf der Strecke zwischen Chicago und Pittsburg eine zahlreiche Heerde Rinder auf dem Bahnkörper an einer Stelle weiden, wo sich eine Curve mit einem sehr kleinen Krümmungshalbmesser befindet. Um die Thiere aus dem Bereich der Schienen zu verscheuchen, ließ der Locomotivführer die Dampfpfeife ertönen, die fast bei allen amerikanischen Locomotiven einen wahrhaft fürchterlichen, dumpfen und doch starken Ton von sich gibt. Derselbe ist dem abscheulichen Geschrei eines Esels nicht unähnlich. Alle Rinder, bis auf einen gewaltigen Stier, ergriffen hierauf die Flucht. Dieser aber warf den Kopf stolz in die Höhe, glozte den vermeintlichen Gegner ingrimmig an, senkte dann den Kopf und warf sich zum Angriff in Positur. Ich stand gerade auf der Plattform des ersten Personenwagens und konnte daher den Vorgang ganz genau beobachten. Als ich den Stier den Kopf neigen und in Positur werfen sah, hielt ich mich fest an der eisernen Stange, die das Dach der Plattform trägt; denn ich erwartete eine hef-

tige Carambolage des wüthenden Stiers mit der Locomotive, die ebenfalls keinen Spaß versteht, und in Folge dieser Carambolage eine heftige Contusion. Allein weder das Eine, noch das Andere erfolgte; denn als die Locomotive noch 15—20 Schritte von dem Bullen entfernt war, ließ der Locomotivführer abermals die Dampfpfeife ertönen, und dieser gräßliche Ton jagte dem kampflustigen Stier solche Furcht ein, daß er blizschnell eine halbe Wendung machte und sich mit einem mächtigen Sprung in den tiefen Wassergraben stürzte, der längs der Bahnlinie sich hinzog. Und es mag ihn große Anstrengung gekostet haben, sich aus demselben herauszuarbeiten; denn schuhtief war der Morast unterhalb der dünnen Wasserschichte des Grabens. Ich sah noch lange nach der Stelle, wo derselbe bis an den Kopf versunken, konnte aber nicht gewahren, daß er dem Morast entstiegen wäre.

Man sieht weder an den Vicinalweg= noch Straßen=Uebergängen ein Bahnwärters=Häuschen oder einen Bahnwart oder eine Barrière. Das würde ja Geld, viel Geld kosten, es ist dagegen viel wohlfeiler an den Weg= und Straßen=Uebergängen, diesseits und jenseits der Bahn, 2 Stangen in der Höhe und Dicke von Telegraphenstangen im Boden zu befestigen und ein großes Brett an dieselben anzunageln, auf dessen beiden Seiten zu lesen ist: „Look out for the Locomotive!“, oder zur Abwechselung: „Look out when the bell rings!“, d. h.: Schau auf die Locomotive, und schau auf, wenn die Glocke läutet! Auf jeder Locomotive befindet sich nämlich eine Glocke, in der Größe einer Schiffsglocke, wie man sie auf den Dampfbooten des Bodensees, des Rheins, der Donau u. s. w. sieht. Fährt der Zug vom Bahnhof ab, so läutet der Heizer diese Warnungsglocke so lang, bis der Zug außerhalb des Bereiches der Stadt oder des Dorfes gekommen ist, damit die Bahn frei gemacht werde. Auch da, wo der Zug durch Stadttheile oder durch Dörfer fährt,

ist die Bahn fast nirgends eingefriedet, oder ein Straßenübergang durch eine Barrière verschlossen, oder ein Bahnwärter postirt! Nur ausnahmsweise sah ich Barrièren und Bahnwärter. Es läßt sich nun leicht denken, wie viele Unglücksfälle in Folge solcher Fahrlässigkeit und solch grenzenlosen Leichtsinnes vorkommen. Aber wahrhaft haarsträubend und für einen nicht-Amerikaner unglaublich ist's, daß Bahnlinien in gleicher Höhe über einander weglaufen, ohne daß an solchen Durchschneidungspunkten ein Bahnwärter aufgestellt ist, der durch Signale das Zusammenstoßen zweier Züge verhindern könnte. Bewahre! Von einem Bahnwart keine Spur, sondern die Züge beider Bahnlinien fahren wie blind und toll darauf los, unbekümmert darum, ob sie an den Bahnübergängen auf einander stoßen oder nicht. Und sie stoßen oft genug auf einander, bei den oftmals vorkommenden Verspätungen und Aenderungen der Fahrzeiten, allein was ligt daran: „go ahead!“ — Ueber Sümpfe, Flüsse, Bäche, Canäle und breite Gräben führen sehr oft hölzerne Brücken, die natürlich so wohlfeil als möglich und darum schlecht gebaut sind, und wie oft bricht eine solche Brücke und der ganze Zug ist verloren. — Die Bahndämme sind sehr steil gebaut, um an deren Grundfläche Boden zu sparen, der dann verkauft wird. Im Winter gefriert nun die Erde, und im Frühling thauet sie auf und dehnt sich, und dadurch stürzt oft stellenweis die Hälfte des Bahndammes ein, die Locomotive fährt in die Vertiefung oder gar den Damm hinab, und Alles wird zertrümmert, zermalmt und getödtet. — Oft bricht in den Sleep-Kars (Waggons, die zum Schlafen eingerichtet sind, die vollständige Schlafcabinete haben) Feuer aus; oft bricht eine Achse, weil die Wagen zu lange nicht revidirt oder überladen wurden! Kurz: kein Tag vergeht, ohne daß nicht wenigstens ein Unglück auf den Bahnen der Vereinigten Staaten vorkömmt. Unter Unglück versteht man in Amerika aber nicht,

daß 2 Locomotive auf einander stoßen und einander zertrümmern, daß 2—3 Personen getödtet werden, oder daß alle Passagiere contusionirt werden und mit Löchern im Kopf und gebrochenen Beinen davon kommen, keineswegs! das ist blos Mißgeschick, kleiner Unfall und trouble! Unglück ist's, wenn wenigstens ein halbes Duzend das Leben verliert, und ein Duzend jämmerlich gequetscht wird. Davon nehmen dann die Zeitungen Notiz. Im Jahre 1864 sind 440 Personen blos auf den Bahnen der Nordstaaten um's Leben gekommen, und anläßlich der Katastrophen, welche diesen 440 Personen das Leben gekostet, sind sicherlich 4000 contusionirt, und unter diesen Viele für ihr Lebtag arbeitsunfähig geworden. Und doch fährt man seit etlichen Jahren schon etwas vorsichtiger, weil das enorm viele Unglück selbst die Amerikaner etwas nüchtern gemacht hat. Die Hinterbliebenen der Getödteten und die Verkrüppelten haben nämlich oft gegen die Compagnieen derjenigen Bahnen, auf deren Gebiet die betreffenden Unglücksfälle aus reiner Fahrlässigkeit vorgekommen sind, bei Gericht auf Schadenersaz angetragen, und die Gerichte haben schon vielfältig die beklagten Compagnieen zu Bezahlung von schwerem Schadenersaz verurtheilt. Wenn nachgewiesen werden konnte, daß der Zusammenstoß 2 Züge, der Einsturz einer Brücke oder der Bahndammrutsch, wodurch Menschen das Leben verloren oder so beschädigt und verlezt wurden, daß sie für längere oder kürzere Zeit oder für immer erwerbsunfähig wurden und insbesondere ärztliche Hilfe gebrauchen mußten, durch sträflichen Leichtsinn, durch Fahrlässigkeit und durch Außerachtlassung der gebotenen Regeln der Vorsicht, erfolgten; so wurden die betreffenden Eisenbahn-Gesellschaften verurtheilt, jeder verkrüppelten Person oder den Hinterlassenen der Getödteten, je nach ihrem Alter, ihrem Stand und ihren Verhältnissen, 1000—25,000 Dollars Entschädigung zu bezahlen. Das lehrt aufpassen, die Waggons, Schienen, Brücken

und Dämme revidiren und ein langsameres Tempo einhalten.

Es hat sich seit 1865 eine weitverzweigte Versicherungsgesellschaft für Reisende gebildet, bei der man sein Leben gegen einen geringen Betrag ganz beliebig zu 500, 1000, 10,000 u. s. w. Dollars für eine bestimmte Fahrt versichern kann. Da die zu bezahlende Prämie sehr wenig kostet, möchte ich jedem Verheiratheten dringend anrathen, sein Leben jeweils zu versichern, bevor er eine weite Fahrt auf der Eisenbahn unternimmt. Auf jeder größeren Station kann man am Billetschalter dieses Geschäft besorgen, indem die genannte Gesellschaft auf größern Bahnhöfen einen eigenen Agenten angestellt hat. Aber noch wichtiger und rathsamer ist's, sein Testament zu machen, bevor man eine größere Reise per Eisenbahn antritt. Das Memento mori stellt sich nirgends so lebhaft und ernst vor die Seele wie beim Besteigen einer amerikanischen Eisenbahn. Uebrigens ist nie einem Zuge, mit welchem ich reiste, ein Unglück begegnet, und doch hab ich auf der amerikanischen Eisenbahn die sehr beträchtliche Strecke von 751 Stunden zurückgelegt. Nur einmal drohte mir das Unglück, obgleich hart neben dem Zuge stehend, zurückgelassen zu werden. Auf einem Bahnhof zwischen Cleveland und Chicago hatte ich den Waggon verlassen und war auf dem Perron unbedeckten Hauptes einige Minuten auf- und abgegangen. Als die 5 Minuten Aufenthaltszeit verflossen waren, stellte ich mich hart neben den Waggon, in welchem ich meine Reisetasche, Hut und Stock liegen hatte, doch kehrte ich dem Zug den Rücken. Auf ein Mal verspüre ich eine Erschütterung des Bodens, wie wenn ein schwerer Wagen in der Entfernung von etlichen Schritten sich fortbewegte. Schnell drehe ich mich um, weil mir der Gedanke wie ein Bliz durch das Gehirn fuhr: „Es könnte dein Zug in Bewegung sein.“ Und richtig, er war in Bewegung. Wenigstens

20 Schritte war mein Waggon schon vorwärts gefahren, und zu allem Glück passirte gerade noch der Gepäckwagen rasch an mir vorbei. Schnell fasse ich die Handhabe an der Plattform und schwinge mich hinauf, und diese Geistesgegenwart rettete mich aus der peinlichsten Verlegenheit. Aben so sind diese Yankees — voll Tücke und List! Es wird weitaus auf den meisten Stationen kein Zeichen gegeben, wenn der Zug wieder abfährt, es ertönt keine Dampfpfeife, keine Zugführerspfeife, keine Glocke, kein Commandowort, es ruft kein Conducteur: „Einsteigen!“ sondern heimlich und heimtückisch sezt sich der Zug in Bewegung, und wer nicht im Waggon geblieben oder sogleich auf die Plattform desselben gesprungen, als sich der Zug in Bewegung sezte, der bleibt eben zurück. Ich fragte damals den Conducteur, warum denn beim Abgang eines Zuges kein Zeichen gegeben werde? Er antwortete: „Auf dem Fahrplan ist genau angegeben, wie lange der Train (Zug) anhält. Ist diese Zeit vorüber, so müssen die Passagiere von selbst die Kars besteigen; denn in Amerika achtet Niemand auf Einen, Jeder muß auf sich selbst achten und aufpassen. Well, in Deutschland, wo die Leute gewöhnt sind, bei Allem, was sie thun sollen, an den Ohren oder wenigstens am Rockzipfel gezerrt zu werden, da würde das Publicum death (Zeter) schreien, wenn der Zug ungepfiffen sich in Bewegung sezen würde, und ein Duzend würde jeweils zurückbleiben müssen; hier aber in diesem Lande findet man 's ganz in der Ordnung, daß man nicht hinaus-, hinein- und wieder heraus und den ganzen Tag ausgepfiffen wird. Well, Sie haben gewiß noch nie bemerkt, daß ein Amerikaner nicht mit dem Zug gekommen, weil nicht gepfiffen wurde; und ebenso wenig werden Sie je gehört haben, daß sich ein Amerikaner darüber beschwerte, daß man beim Abgang des Zuges nicht pfeift, schellt und ruft. Well, die Deutschen gewöhnen sich bei uns auch rasch daran.“ Ich hab mich freilich auch

daran gewöhnt, aber in außerordentlichen Fällen ist die Maulsperre der Conducteure, das nicht-Pfeifen und das Ueberstürzen doch nicht am Plaze. Ich will hier 2 solche Fälle anführen. Als ich von der Bundeshauptstadt Washington nach Baltimore zurückkehrte, um von hier nach Philadelphia zu fahren, wohin ich das Billet schon in Washington gelöst hatte, vermeinte ich, der Zug würde wenigstens einige Minuten in Baltimore anhalten; allein ich täuschte mich sehr. Kaum standen die nach Philadelphia bestimmten Kars unseres Zuges still, so wurden schnell 5—6 kräftige Pferde vor dieselben gespannt, welche sie in östlicher Richtung in scharfem Trapp bereits eine halbe Stunde weit nach dem Philadelphia-Bahnhof spedirten. Ich war in Folge meiner irrthümlichen Ansicht bei der Ankunft in Baltimore mit Sack und Pack aus dem Wagen geeilt, um in der Restauration ein Glas Bier zu trinken, allein, da ich schon gewizigt worden, rannte ich nicht spornstreichs davon, sondern sah mich nochmals nach dem Wagen um, mit dem ich von Washington gekommen, und von dem ich wußte, daß er nach Philadelphia weiter gehen sollte. Aber mich umsehen, und diese Waggons und noch 2 andere in schnelle Bewegung sich sezen sehen, war Eins und Dasselbe. Selbstverständlich (aber nicht à la Falstaff) rannte ich, die schwere Reisetasche in der Hand, dem Waggon nach, dessen sehr rasche Bewegung ich mir gar nicht erklären konnte, da keine Locomotive davor war. Allein vergebliches Bemühen! Da war guter Rath theuer. Doch mein Stern verließ mich nicht. Zu meiner größten Freude trappt ein Viergespann mit 2 Gepäckwagen daher und den Personenwagen nach, offenbar auf demselben Geleise. Schnell spring ich auf die Plattform und bin in einer Viertelstunde auf dem Philadelphia-Bahnhof. So 'was gehört bei uns zu den Unmöglichkeiten! In einem solchen Falle wäre bei uns der Conducteur von Wagen zu Wagen gegangen und hätte sämmtliche Passagiere über die Art und Weise

des Weitertransportes vom Baltimore-Washington- nach dem Baltimore-Philadelphia-Bahnhof instruirt und sie ganz speziell vor dem Aussteigen in Baltimore gewarnt. Mein Gott: welch ein Rufen und Pfeifen und Schellen auf dem Bahnhofe von Appenweier und Oos, damit doch ja Niemand in den unrechten Zug gerathe oder zurückbleibe! In Amerika aber wird das Alles ganz still und heimlich abgemacht, d. h. die Conducteurs sagen Nichts, und wer von den Passagieren 'was wissen will, der frägt oder paßt auf oder macht Andern nach — help yourself!

Der zweite Fall ist dieser: Als ich vom Camden in Amboy, an der Bai von New-York mit dem Zuge angekommen war, stiegen alle Passagiere aus. Der eine Theil derselben wendete sich rechts und verließ den Bahnhof, der andere aber marschirte auf einem bedeckten Brettergange eine weite Strecke voran. Ich wußte nicht, zu welcher Partie ich mich schlagen sollte; denn ich wußte gar nicht, wo wir waren, und warum die Einen rechts den Bahnhof verließen, und die Anderen durch den langen, bedeckten Gang marschirten; doch vermuthete ich, wir würden hier am New-Yorker Meerbusen angekommen sein und darum einen Dampfer besteigen müssen. Und so war es auch; der Conducteur hatte aber mit keiner Silbe einen Passagier informirt! Nicht wahr, lieber, deutscher Leser, Das ist ja, wahrhaftiger Gott, himmelschreiend? Nach deutschen Begriffen allerdings, nicht aber nach amerikanischen. Bei uns würde man sich bitterlich über solch unverzeihliche Rücksichtslosigkeit beschweren, man würde nach der Polizei-Mama rufen und Beschwerde erheben; in Amerika denkt aber kein Mensch an so 'was. Es sind eben in Amerika andere Verhältnisse in allen Categorieen und Branchen, und wir dürfen unsern kleinen Maßstab nicht an den Riesenleib der amerikanischen Republik anlegen, die von einem Ocean bis zum andern reicht. Der Affenfrack des Zwerges läßt

sich dem Riesen nicht anpassen. Der deutsche Spießbürger, der an Amerika's Gestaden landet, findet dort gar Vieles zu tadeln, weil er eben ganz und gar von kleinlichen, beschränkten Ansichten befangen ist. Er findet in Amerika eine neue Welt, wo ihm anfänglich Alles zu groß und zu weit ist. Er vermißt schmerzlich die Bedächtigkeit, die Behaglichkeit, die Krähwinkelei und Kleinigkeitskrämerei seines Städtchens oder Dörfchens, wo der Herr Amtmann und der Herr Bürgermeister für Alle denken und für Alle sorgen. Er vermißt die „väterliche Regierung und die löbliche Polizei," die Alles am Gängelbande leiten, die in jedes Häfelein riechen, die überall Warnungstafeln und Wegweiser hinsezen, damit doch ja Keiner verirre und seinen Fuß an einem Steine stoße. Es nimmt viele Jahre in Anspruch, bis der deutsche Spießbürger in Amerika ohne die gewohnten Eselsbrücken der Amtsverkündiger denken und ohne die Krücke der Staatsbevormundung und der polizeilichen Ammendienste sich bewegen lernt; ist er aber einmal dieser Krähwinkelei entwachsen, hat er sich in die amerikanischen Verhältnisse hineingelebt; so findet er sich, in die alte Heimath zurückgekehrt, in deren kleinlichen Verhältnissen nicht mehr zurecht und möchte sich um keinen Preis mehr in den omnipotenten Schraubstock pressen lassen.

Die Vereinigten Staaten sind vollständig mit einem Nez von Eisenbahnen übersponnen, und werden die Maschen dieses Nezes jährlich vermehrt. Je weiter die Cultur nach Westen vorschreitet, desto weiter brechen sich auch die Eisenstränge Bahn. Das großartigste Eisenbahn-Unternehmen ist aber die Pacificbahn, die den atlantischen mit dem stillen Ocean verbindet. Sie wurde am 10. Mai 1869 vollendet. Im Jahre 1863 wurde von Californien, und 1865 von Missouri aus mit dem Baue begonnen. Derselbe hatte ungeheuere Schwierigkeiten zu überwinden, besonders das Ueberschreiten der Gebirge. Die Ent-

fernung von New-York bis San Francisco beträgt 716 geographische Meilen oder 1432 deutsche Stunden. Der Preis der Fahrt I. Classe für diese Strecke beträgt 153 Dollars. Man braucht 6 Tage und 17 1/2 Stunde um diese Strecke zurückzulegen.

Das Thal des Hudson, durch welches sich die Eisenbahn bis Albany hinzieht, ist sehr reizend und interessant, voll Abwechselung und Leben. Bald ist's anmuthig und lachend, bald wild und ernst, bald idyllisch lieblich und malerisch, bald großartig und imposant. Kaum hat man die Manhattan-Insel aus dem Gesichte verloren, so wird der Blick gefesselt durch die zu mächtiger Höhe ansteigenden Palisades (Pallisaden). Es sind dies ungeheuere Basaltsäulen und glatte, schroffe Basaltwände, die sich senkrecht am linken Ufer des Hudson erheben, eine Höhe von mehreren hundert Fuß erreichen und sich 8 Stunden weit hinziehen. Bald folgt die herrliche Partie von Manhattanville, das in einem lieblichen Thale ligt. In der Nähe ist die weiter oben schon erwähnte High Bridge, die über den Harlemfluß gebaut ist. Nachdem die Palisades sich abgedacht, erweitert sich der Hudson und gleicht einem lieblichen See, der Jappan-Sea genannt wird. Bald erscheint das umfangreiche Sing-Sing, am linken Ufer gelegen, das man anfänglich für eine Festung oder eine ungeheuere Burg hält. Es ist das Staatsgefängniß für New-York, das 1000 Zellen für Verbrecher enthält. Das Flußbett verengt sich dann wieder, indem waldgekrönte Felsen und Höhen sich dem Ufer nähern und 7 Stunden an demselben sich hinziehen. Es sind dieß Hochlande, Highlands oder Fishkill-Mountains, mit prachtvollen Wald- und Felspartieen. Eine herrliche Lage hat Westpoint, die Militär-Academie der Vereinigten Staaten, in welcher die Cadetten, gegen 250 an der Zahl, während je 4 Jahren, zu trefflichen Officieren herangebildet werden. Hoch ragt das dem polnischen Helden Kosciusko

hier errichtete Denkmal, der unter Washington im amerikanischen Freiheitskrieg tapfer gefochten. Bei Windsor erweitert sich das Thal abermals, bis die Catskill-Mountains es in einen engen Rahmen fassen. Diese Berge, die bis 3500′ ansteigen, gehören zu den interessantesten Gegenden, die Amerika besizt, und die darum jährlich von zahllosen Touristen besucht werden. Da die Eisenbahn am linken Ufer des Hudson sich hinzieht, und nur selten von demselben zurücktritt, so sieht man all die herrlichen Landschaften, Panoramen, Felsen, Wälder, Städte und Dörfer, die in diesem Thale liegen, nebst den Seeschiffen, Dampfern und Barken, die Strom auf- und abwärts fahren. Einige Meilen bevor man Albany erreicht, fallen die Ufer allmälig ab, die Höhen ziehen sich zurück und die Ufer engen den immer noch mächtigen Strom ein.

Albany, der Siz der Regierung für den Staat New-York, ligt größtentheils auf einem Hügel und präsentirt sich äußerst günstig mit seinem Capitol, seinen Kuppeln, Säulen und Thürmen. Es wurde schon 1623 von den Holländern gegründet und Biber Wyk, Fort Oranien, Williamstadt und später Albany genannt. Den zulezt genannten Namen erhielt es vom Herzog York und Albany, dessen Eigenthum es war. Albany ist der Siz eines Bischofes. Dieses Bisthum zählt 230,000 Katholiken, die von 140 Priestern pastorirt werden.

Bei Albany münden 2 Canäle in den Hudson, der Erie- und der Champlain-Canal. Der erste verbindet den Hudson mit den großen Seen des Westens und der zweite mit dem Lorenzstrom. Der Erie-Canal ist der wichtigste Canal der Vereinigten Staaten und eines der großartigsten und schwierigsten Unternehmungen, welche die Union ausgeführt.

Der 363 englische Meilen von Albany bis Buffalo sich erstreckende Canal hat 84 Schleußen, durch welche die Schiffe im Ganzen 568′ gehoben werden. Er läuft über felsige Höhen,

über Flüsse und Thäler und wurde zu einer Zeit erbaut, in welcher die ganze Gegend noch mit Urwald bedeckt war. Der Bau begann 1817 unter dem Baumeister Clinton, und wurde schon 1825 mit einem Kostenaufwande von 7 Millionen Dollars vollendet. Die Zölle, die von den Schiffen erhoben wurden, die denselben passirten, betrugen jährlich 1 Million Dollars. Nachdem der Canal 10 Jahre befahren worden war, nahm der Verkehr mit Fahrzeugen auf demselben dermaßen zu, daß sich das Bedürfniß herausstellte, denselben breiter und tiefer zu graben. Die frühere Breite betrug 40′ und die Tiefe 4′, er sollte nun 70′ breit und 7′ tief werden. Die Ausführung dieses neuen Unternehmens kam auf 23 Millionen zu stehen, so daß die Totalsumme sich auf 30 Millionen Dollars belief, und dennoch rentirte sich dieses kostspielige Unternehmen. An beiden Ufern des Canales selbst aber verschwand bald der Urwald, der Büffel, Bär und Wolf zogen sich zurück und mit ihnen der Indianer, und wie auf einen Zauberschlag entstanden blühende Ansiedelungen, Städte und Dörfer an den Ufern.

In Albany hielt der Zug etwa eine halbe Stunde, um den Passagieren Zeit zum Mittagessen zu gewähren. Ein kleiner Kellner der Bahnhofrestauration lud dazu auf recht originelle, ächt indianische Weise ein. Er rannte nämlich wie toll mit einem großen runden Stück Kupferblech auf dem Perron hin und her und schlug wie besessen mit einem Stück Holz auf dasselbe. Eine prächtige Musik und eine sehr sinnige und zarte Einladung zu halbrohen, bluttriefenden Beefsteaks! Meine Wenigkeit verblieb im Waggon und verzehrte in aller Gemüthlichkeit ein Stück Wurst sammt Brod, die ich von New-York mitgenommen. 2 Schoppen Lagerbier, die derselbe musikalische Kellner im Waggon servirte, würzten mein frugales Mahl.

Nach einer halben Stunde setzte sich der Train wieder in Bewegung, und führte nun die Eisenbahn durch das üppige

Mohawkthal, wo einst der mächtige Stamm der Mohawks-Indianer gehaust, nach Schenectady. Rechts, einige Meilen von Schenectady entfernt, ligt das berühmte Bad Saratoga. Die Heilquellen desselben enthalten Salz und kohlensaures Gas. An dem bei Saratoga gelegenen kleinen See mußte sich der englische General Burgoyne am 16. October 1777 der amerikanischen Armee ergeben. Zwischen Schenectady und Utica sah ich herrliche Gefilde, fruchtbare Felder, mit Obst überladene Bäume und stattliche Bauerngehöfte, oft gerade so gebaut, wie die größten Bauernhöfe auf dem Schwarzwald. Die Felder sind hier sehr theuer, der acre des besten Feldes kostet oft 100 Dollars. Der Boden bedarf 10 Jahre lang nach der Urbarmachung keines Düngers und ergibt jährlich 50 Dollars Rohertrag. 5 Deutsche Stunden von Utica sind die berühmten Trenton-Fälle. In einer tiefen Felsenschlucht stürzt der Canada-Creek in sechs malerischen Fällen aus einer Höhe von 300′ herab. Bald erreichten wir Rome, das wohl darum einen classischen Namen trägt, um damit seine Armseligkeit zu verhüllen; doch sind dort 2 katholische Kirchen, die St. Peters- und Mariä Himmelfahrts-Kirche. Gegen Abend kamen wir nach Syracuse, am Vereinigungspunkte des Erie- mit dem Oswego-Canale gelegen. Ganz in der Nähe sind 2 sehr ergiebige Salinen; jene von Salina, nördlich von Syracuse gelegen, liefert jährlich gegen 1½ Millionen Centner feines Salz. Zwischen Syracuse und Lyons brach die Nacht herein, so daß ich von den Gegenden, durch die wir fuhren, Nichts mehr sah, also auch hier nicht mehr anführen kann. Es war bereits 10 Uhr, als wir nach Rochester kamen. Ich bedauerte sehr, weder die prächtige Stadt, noch auch den imposanten Wasserfall des Genessee-Flusses besichtigen zu können, der inmitten der Stadt 96′ tief herab stürzt. An den Felsenufern des Falles sind viele Mühlen erbaut, die vorzüglich eingerichtet sind und eine ungeheuere

Menge Mehl liefern. Blos 40 Minuten von diesem Wasserfall entfernt, bildet der Genesseefluß einen neuen noch höhern, 105′ hoch, der über alle Maßen schauerlich schön zu schauen sein soll. Ein gewisser Sam Patch, welcher der tollkühnen Leidenschaft ergeben war, sich von den Wasserfällen Amerika's in die Tiefe schleudern zu lassen, vertraute sein Leben auch diesem Wasserfalle an und fuhr mit demselben in die Tiefe, allein er kam nicht mehr lebend zum Vorschein. Zweimal schon hatte der Tollkühne sich von dem Niagara in die schwindelnde Tiefe hinabschleudern lassen und war unversehrt an's Ufer geschwommen, allein hier büßte er seine Waghalsigkeit mit dem Leben. Rochester ist der Siz eines Bischofes. Das Bisthum wurde erst vor kurzer Zeit errichtet; es zählt blos 37 Priester, unter denen auch ein badisches Landeskind sich befindet, Leopold Hoffschneider, von Rothweil, am Kaiserstuhl gebürtig, der in der Holy Family-Church (Heilige Familie-Kirche) zu Rochester Pfarrer ist. Rochester mag gegenwärtig 50,000 Einwohner zählen, obgleich 1811 hier blos 1 Blockhaus und 1817 ein unbedeutendes Dorf war.

Buffalo.

Endlich, nachts 12 Uhr, kam ich in Buffalo an. Ich schmeichelte mir nicht wenig mit der Hoffnung, am Bahnhofe empfangen zu werden; denn, wie hohe Häupter zu thun pflegen, hatte ich meine Ankunft brieflich signalisirt. Allein obgleich ich mir die Augen fast aussah, war weder Father Keck, noch eine Droschke zu erspähen, die mich hätte nach dem Pfarrhause bei der St. Vincent's-Kirche in Cold-Springs (in abode of tears, im Jammerthal) spediren können. Nach Cold-Springs hinaus sind es aber 2 deutsche Stunden. Wie hätte ich in der wildfremden Büffelstadt mich zurechtfinden und Cold-Springs erfragen und finden können, da Todesstille herrschte! Uebrigens hatte ich vom Bahnhof nicht weit zu gehen, um in's Jammerthal zu kommen; denn wenn man nachts 12 Uhr mit der Eisenbahn in einer großen Stadt ankommt, nachdem man 16 Stunden ununterbrochen gefahren, den ganzen Tag über nichts Warmes gegessen und getrunken und dann troz der Anmeldung von Niemand empfangen wird — welch ein Jammer! Da übrigens Jammern nicht meine schwache Seite ist, so schritt ich rasch fürbaß, entschlossen, in dem nächsten besten Hotel mich einzuquartiren. Ein speculativer Wirth bot sich mir auf dem freien Plaz vor dem Bahnhof an, mich zu logiren. Ich nahm sein Anerbieten an. Sein Hotel etwa III. oder IV. Classe lag gerade der Eisenbahn gegenüber. Mein erstes Bedürfniß bestand darin, den Staub und Ruß vom Gesicht und den Händen zu entfernen. Der Beersaloon hatte dazu eine ganz

geschickte, aber für solch ein Local durchaus unpassende Vorrichtung. An einer Wand war nämlich ein Wasserbehälter mit einem Waschbecken aus Zinn angebracht, und unmittelbar daneben hing ein kurzes, schmales, schmuziges Handtüchlein. Um die Hände, nicht aber das Gesicht, an diesem Schmierlappen abzutrocknen, mochte es gut genug sein; ich wusch also die Hände und ließ dem Gesicht das fac simile eines Kohlenbrenners. Aber nun kam eine andere Angelegenheit an die Reihe: essen und trinken. Ich hatte entschieden Hunger, nicht nur Appetit, und Durst — Durst, daß mir die Zunge am Gaumen klebte. War auch die Kneipe sehr armselig, und konnte ich nicht erwarten, außer Brod, Etwas zu essen zu bekommen, so hoffte ich doch auf ein gutes, frisches Glas Bier. Allein eitel war mein Hoffen in diesem Jammerthale! Das Fäßchen stand auf dem Kopf, und als der Wirth den Hahnen öffnete, träufelte fadendünn und melancholisch die Nagelprobe in das Glas. Ich verlangte ein Glas Wein; allein Wein war in diesem Beersaloon eine unbekannte Größe. Ich verlangte Etwas zu essen; allein das Küchenpersonal war längst zu Bett gegangen, und Nichts, lediglich Nichts war für mich übrig geblieben als trockenes Brod. Es fehlte nunmehr Nichts mehr, um aus meiner Lage eine Tragödie zu schaffen, als: das trockene Brod mit Thränen zu benezen in diesem Jammerthal. Doch ich that es nicht; aber Das gesteh ich ein, es bangte mir vor dem Nachtquartier; denn mußte ich nicht erwarten, daß dasselbe ein würdiges Seitenstück sein würde zum Schmuzlappen an der Wand und zu meiner köstlichen Bewirthung? Und Schade wär's gewesen, wenn's mit ihnen nicht das Ensemble einer Handwerksburschen-Herberge gebildet hätte. Nachdem ich den angebotenen und angepriesenen Brandy abgelehnt, da ich das mich verzehrende Feuer nicht noch schüren wollte, verlangte ich, mich in mein Zimmer zu führen. Ich wurde in die zweite Etage und

durch einen langen Gang geführt, in dessen Hintergrund mein Zimmer lag. Ich verabschiedete sogleich den Wirth, der nicht deutsch verstand, mit „Good night," um endlich mein mich spannendes und brennendes Gesicht waschen zu können. Und Das konnte ich nach Herzenslust; denn ich hatte ein Lavoir, in welchem ein dreijähriges Kind bequem ein Bad hätte nehmen können, und einen Lavoir-Krug, der 2 ½′ hoch war und, ohne Uebertreibung, 1 ½ Gallonen Wasser faßte. Ich nahm also morgens 1 Uhr eine große Wäsche vor und überzeugte mich aus der Farbe des gebrauchten Waschwassers, wie nothwendig die Vornahme derselben gewesen. Jetzt erst sah ich mich näher im Zimmer um. Es befand sich darin ein sehr breites Bett, hinreichend breit für 3 Personen. Es war hart, sehr hart und hatte blos eine dünne Couverte und ein kleines Kopfkissen; allein darüber halte ich mich nie und nirgends auf, weil ich weder verzärtelt noch verwöhnt bin. Aber über einige andere Punkte hielt ich mich sehr und mit allem Rechte auf. Die Zimmerthüre war eine s. g. abgestemmte Thüre, die 2 Füllungen hatte. In jeder Füllung befand sich ein großes rundes Loch, so groß, daß man den Daumen hindurch stecken konnte. Diese Löcher waren dadurch entstanden, daß 2 Aeste ausgestoßen worden waren. Ueber der Thüre befand sich ein s. g. Oberlicht-Fenster, das 3 Scheiben hatte, von denen 2 zerbrochen waren. Neben meinem Bett befand sich eine zweite Thüre, die zwar wahrscheinlich verschlossen war, da sie dem Drucke nicht nachgab, die aber auf der gegen mein Zimmer gekehrten Seite weder Schloß noch Riegel hatte. Nun wird mir auch der unbefangenste und arglosefte Mensch zugeben, daß diese mißlichen 3 Umstände geeignet waren, mich mißtrauisch und vorsichtig zu machen. Ohnehin befand sich an dem sehr hohen Fenster nicht einmal ein Vorhang, und wußte ich nicht, was sich diesem Fenster gegenüber befand: ein Hinterhaus, ein Gang oder eine

Häuserreihe jenseits einer Straße — kurz: es kam mir in diesem Zimmer so unheimlich vor, als sollte ich mich auf offener Straße entkleiden und zu Bett legen. Wenn ich bedachte: du bist in Amerika, wo so viele Verbrechen verübt werden, wo so viele Fremde beraubt werden, wo kein Hahn nach einem Morde kräht; wenn ich bedachte, daß ich mich im äußersten Winkel eines langen Ganges, dessen anstoßende Zimmer vielleicht sämmtlich unbewohnt waren, befand; wenn ich an das Oberlicht, die 2 Löcher in der Thüre und an die Thüre neben meinem Bette, über die ich gar keine Gewalt hatte, ernstlich nachdachte — war's da ein Wunder, daß Verdacht in mir entstand? Was sollte ich aber thun? Ich überlegte diese Frage ernstlich und gelangte zu dem Resultat, daß Klugheit und Vorsicht dringend anriethen, nicht zu schlafen, sondern wach zu bleiben. Ich sezte mich also, halb angekleidet, auf das Bett, löschte das Licht aus, verlängerte den Tragriemen meiner Reisetasche, indem ich den Dorn der Schnalle in das äußerste Riemenloch schob und hing dieselbe dermaßen um, daß sie auf dem Bette aufstund; die Lefaucheux-Pistole aber legte ich, in Kriegsbereitschaft gesezt, neben mich. So saß ich etwa eine Stunde auf der Lauer, allein Alles blieb still, still wie im Grab. Da fing's endlich an, mich an die Füße zu frieren, da ich die Stiefel ausgezogen hatte; ich zog daher das Pedal an mich und steckte es unter die wollene Decke. Aber nun stellte sich ein anderer, dem Nachtwachen gefährlicherer Feind ein — die Schläfrigkeit. Troz aller Vorsäze, troz heroischer Aufraffung fielen mir die Augen zu — ich sank hin schlaftrunken, matt, erschöpft von Hunger und Durst. Kaum eine Stunde mochte ich geschlafen haben, als ich auffuhr. Horch! Was war Das? Auffahrend aus dem Schlafe, hatte ich ein Geräusch vernommen. War's die Thüre, die auf den Gang führte, oder war's die Thüre neben mir? denn ich hatte eine Thüre in ihren Angeln knarren hören.

Ich griff nach meiner Pistole, entschlossen, im Fall der Noth, mein Leben theuer zu verkaufen. Jezt hörte ich deutlich, schleichende Tritte auf dem Gang, die näher und näher kamen. Schnell und leise befrei ich mich von der schweren Reisetasche und seze die Füße auf den Boden, um für einen Ueberfall parat zu sein. Jezt schleicht's an meiner Thür vorüber, leise an derselben tastend. „Aha!" dachte ich, „nun wird's wohl Ernst, blutiger Ernst werden," und war auf's Schlimmste gefaßt. Allein es kam nicht zu Mord und Todtschlag, denn die Thüre vis-à-vis wurde geöffnet, und das nächtliche Gespenst ging höchst prosaisch auf den — Closet, der sich jenseits des Ganges befand. Im Osten graute der Tag. Ich kleidete mich an, zündete die Kerze an, sezte mich an ein kleines Tischchen und trug dieses seltsame Abenteuer in mein Tagebuch. Dann warf ich mich auf's Bett und überließ mich einem erquickenden Morgenschlummer.

Dienstag, den 25. August. Als ich erwachte, stand die Sonne am Himmel und verkündete einen prachtvollen Tag. Ich ging in das Speisezimmer hinab und bestellte Caffee. Tausende hungeriger, auffäziger Mücken leisteten mir Gesellschaft und fielen über die Zuckerdose her, aus der zu naschen ich ihnen um so unbedenklicher gestattete, weil ich selbst den Caffee jederzeit ohne Zucker genieße. Ich bezahlte die geringe Handwerksburschen-Zeche und verließ dieses eigentliche Jammerthal, um mich nach Cold-Springs in das uneigentliche zu begeben. Ich nahm eine Droschke, um mich bis zur Main-Street fahren zu lassen, da von dort eine Street-Kar bis an die Creek in der Nähe der St. Vincent's-Kirche in Cold-Springs fährt. Das Pflaster vom Bahnhof bis zur Main-Street ist so jämmerlich schlecht, daß hier nicht einmal das Sprichwort gilt: „Schlecht gefahren, ist besser als gut gelaufen." Ich saß bei dieser Fahrt wenig auf dem Polster, ich schwebte mehr in

freier Luft, als ich saß, den Kopf aber durch das geöffnete Fenster zu strecken, ist lebensgefährlich, da man ganz erbärmlich nach rechts und links geschleudert wird. Bei der Redemptoristen-Kirche stieg ich aus, denn ich wollte meine Gedärme nicht der Gefahr aussezen, in eine unheilbare Verwickelung zu gerathen, und lief in Gottes Namen bis zur Main-Street. Nota bene: der Droschkenfuhrmann verlangte für diese kurze Strecke 2 Dollars, nach dem damaligen Cours des Papiergeldes 3 Gulden 30 Kreuzer. Wir wurden endlich um 1 Dollar des Handels einig. Nachdem ich einige Zeit an der Main-Street gewartet, kam endlich eine Street-Kar, die in der Richtung nach Cold-Springs fuhr. Ich bestieg dieselbe und bezahlte 8 Cents. Allein kaum saß ich, war die Kar an ihrem Ziel; der Kutscher hob die Deichsel aus, hängte sie auf der entgegengesezten Seite ein und fuhr wieder zurück. Ich stieg natürlich aus und wartete auf die nächste Kar. Sie kam, ich stieg ein, bezahlte wieder 8 Cents und fuhr einige Blocks weiter. Da stopte auch sie, der Kutscher versezte die Deichsel und fuhr wieder zurück. Ich wartete wieder auf eine Kar, stieg wieder ein, bezahlte wieder 8 Cents, und nach einigen Blocks stopte auch diese Kar. Jezt riß mir aber der Geduldsfaden. Ich war für 24 Cents etwa eine halbe Stunde weit gefahren, war 3mal ein- und 3mal ausgestiegen und hätte auf diese Weise für einen Dollar bis Mittags an die Creek zwischen Buffalo und Cold-Springs gelangen können. Ich hätte allerdings bis zur zweitlezten Station für 8 Cents par correspondance, wie man in Frankreich sagt, fahren können, allein ich war mit dieser Einrichtung auf amerikanischem Boden nicht bekannt, und bezahlte daher für jeden Weiterrutsch extra. Aber auch abgesehen von den für jede Station bezahlten 8 Cents, hatte ich das Warten und das Ein- und Aussteigen satt. Ich warf daher unmuthig meine Reisetasche über die Schulter und marschirte dem Jammerthal zu.

Ich erinnerte mich während dieses Marsches auf's Lebhafteste an die durch mehrere Oktaven lachende Schwedin, die ich 1867 auf dem „Birger Jarl" getroffen, und in meiner schwedischen Reisebeschreibung abcontrefeit habe. Schade, daß sie mich diesen Morgen bei meinen Kars-Wanderungen nicht beobachten konnte! Himmel an der Bettstatt! wie viele Oktaven würde sie fortissimo auf und ab gelacht haben, wenn sie mich in der Main-Street der Büffelstadt hätte sehen können von Street-Kar zu Street-Kar auf- und absteigen! Doch der Ocean trennte mich ja von dieser schwedischen Lachtaube, und so konnte ich denn unausgelacht meine Kars-Wanderungen vollführen. Ich hatte noch eine volle Stunde zu marschiren; doch ehe ich Cold-Springs erreichte, entdeckte mich Father Keck, der gerade in einer Kar nach Buffalo fuhr. Er stieg aus, hieß mich willkommen, nahm mir die Reisetasche ab und geleitete mich mit vielem Plaisir in's Jammerthal. Hier klärte es sich nun auch auf, warum er mich in der verflossenen Nacht nicht am Bahnhofe erwartet und in Empfang genommen. Des Briefträgers Rundgang endet nämlich bei der Creek, am Ufer des Jammerthals, in das er seinen Fuß nach dem Post-Reglement nicht sezen darf. Ich hatte daher meinen Brief an diese Endstation, care of Mr. N. N. (d. h. so viel als durch Vermittlung eines gewissen Herrn N. N., der dort einen Beersaloon hält, an welchen Herr Father Keck seine Briefe damals adressiren ließ, gesendet). Dort war aber mein Brief liegen geblieben. Father Keck hatte freilich verlangt, ich solle ihm Tag und Stunde meiner Ankunft in Buffalo von New-York aus telegraphiren, allein, um unnöthige Kosten zu ersparen, wählte ich den wohlfeileren Weg — die briefliche Mittheilung — freilich zu meinem Schaden. Hätte ich übrigens telegraphirt, so wäre ich ja um die interessante Herberge und das herrliche Nachtessen in Buffalo gekommen. Wie schade, wenn diese Gewürznelke in meiner Reisebeschreibung fehlte!

Die St. Vincent's-Kirche ist lediglich aus Holz gebaut, ruht aber auf einem soliden Fundament aus Stein, das, wie es mir schien, mit Rücksicht auf die später aus Stein zu erbauende Kirche, sogleich in solcher Stärke gelegt wurde. In der Kirche ist Alles reinlich und nett, ja Einzelnes reich, wie z. B. ein Rauchmantel (pluviale), den ein Angehöriger dieser Pfarrei der Kirche geschenkt. Das Pfarrhaus steht neben der Kirche, blos durch einen Gang von derselben getrennt. Es ist ein 1 $^1/_2$ stöckiger Brickbau (Backsteinbau), mit Küche und Keller, der für 2 Personen hinlänglich Raum bietet. Es wäre übrigens sehr zu wünschen, daß die Fenster des untern Stockwerkes durch Läden verschlossen werden könnten; denn da das Haus hart am Wege und einzeln steht, so könnte ein Einbruch sehr leicht ausgeführt werden. Hört und liest man doch nicht selten, daß sowohl in Kirchen, als auch in Pfarrhäuser eingebrochen wird. Maurer-, Schreiner-, Glaser- und Schieferdecker-Arbeiten sind an diesem Hause nicht zu tadeln, aber die Schlosserarbeit ist unter aller Kritik. Dieselbe ist übrigens keine Handarbeit, die aus einer Meister-Werkstätte, sondern aus einer Fabrik hervorging. Der Schlosser kann in Amerika unmöglich mit der Fabrik concurriren, weil die Fabrik en gros und mit Maschinen bei wenig Menschenhänden die einzelnen Artikel viel billiger liefern kann, als der Geschäftsmann, aber dafür sind diese Artikel in der Regel spottschlecht. Es wird an dem Material sehr gespart, es wird Alles leicht, oberflächlich und täuschend für's Aug hergestellt. Ich behaupte, daß die amerikanischen Fabrikschlösser, die ich sah, das Anschlagen nicht werth sind. Der Drücker, respective die Falle, besteht in der Regel aus Messingblech, das mit allem Möglichen ausgefüllt ist. Da die Dicke der Thüre sehr verschieden ist, und sich die äußere und innere Falle darnach richten müssen, so wird, da wo die eine an die andere sich anschließt, so lange mit dünnen Ringblättchen

nachgeholfen, bis sie passen. Diese Ringchen sind aber schon in den ersten paar Wochen durch und durchgerieben, und dadurch erhält die Falle zu vielen Spielraum und lottert und wackelt in der Oeffnung hin und her. Der Schlüssel einer Hausthüre ist in der Regel nicht größer als ein gewöhnlicher Commodeschlüssel, und ist dessen Bart gewöhnlich bald ausgerieben.

Die Fenster haben nicht 2 große und 2 kleine Flügel, die durch den s. g. Kreuzstock von einander getrennt sind, sondern sie bestehen durchschnittlich aus 2 Theilen, von denen der untere hinaufgeschoben und der obere herabgelassen werden kann. Beide Theile hängen, wie bei uns die Fensterrouleaux, in Schnüren, an deren Ende ein Gewicht angebracht ist, das so schwer ist als jede Fensterabtheilung, damit es diesem das Gleichgewicht hält. Schnur und Gewicht hängen hinter der Fensternischenverkleidung. Ich fand allenthalben, daß die Fenster durch das viele Auf- und Abschieben sehr bald verlottert werden, was, besonders im Winter, einen unvortheilhaften Einfluß auf die Heizung der Zimmer ausübt. Unsere Fenstereinrichtung ist entschieden practischer. In der Küche, die sich im Basement befindet, ist ein Vexirbrunnen, da er kein Wasser gibt. Auch an diesem Brunnen kann man sich überzeugen, wie schlecht die amerikanische Fabrikarbeit ist, besonders jene, zu welcher gegossenes Eisen verwendet wird. Es vergeht keine Woche, ohne daß an solchen Artikeln etwas bricht und wieder reparirt werden muß. Es wäre doch gewiß vernünftiger, alle Artikel, die sehr viel gebraucht werden, solid und darum theurer herstellen zu lassen, als sie möglichst wohlfeil zu kaufen und dann stets um theueres Geld repariren lassen zu müssen.

Jeder Geistliche in Amerika sollte nothwendiger Weise Architekt sein und wenigstens die Hauptsache von einigen Professionen verstehen, namentlich von der Maurer-, Steinhauer-,

Zimmermanns-, Schreiner-, Glaser-, Tüncher- und Schlosser-Profession; denn entweder hat er eine neue Kirche zu bauen oder eine baufällige zu restauriren, ein Pfarrhaus, Schulhaus oder Kloster zu errichten oder verändern zu lassen. In welch mißlicher Lage befindet sich jeder Geistliche in Amerika, der davon Nichts versteht, Nichts anordnen, abschäzen, controliren und revidiren kann, der sich nur auf Andere verlassen muß, der lediglich auf Sachverständige angewiesen ist. Ein Solcher baut sicherlich verkehrt und um die Hälfte theuerer, als ein sachverständiger, routinirter Priester. Ein Priester in Amerika sollte aber auch außer dieser industriellen Befähigung Musik verstehen, theoretisch in derselben gebildet sein, und wenigstens Ein Instrument spielen können — um einen Sängerchor bilden, unterrichten, einüben oder wenigstens beaufsichtigen zu können. Er sollte absolut nothwendig medicinische Kenntnisse besizen, die Flinte, die Kaffeemühle und die Stopfnadel handhaben können. Er kommt in Amerika in die Lage, das Alles brauchen zu können oder anwenden zu sollen. Und überhaupt darf er nicht linkisch und unbeholfen sein, sondern er muß gewürfelt, „durch und durch,“ gewandt und klug sein, sonst brennt ihn der amerikanische Boden fortwährend unter den Sohlen, er macht Fehlgriffe auf Fehlgriffe und macht sich überdieß lächerlich und verächtlich bei den raffinirten und geriebenen Amerikanern, von denen jeder wenigstens 5 Handthierungen versteht. Er sollte überdieß kunstsinnig sein und feinen Geschmack haben, da der Amerikaner Festivitäten, Verzierungen, Glanz und Pomp liebt.

Das Pfarrhaus ist von der Kirchspielsgemeinde nicht nur gebaut, sondern auch eingerichtet worden, damit bei der ziemlich häufig vorkommenden Versezung der Pfarrer, der Nachfolger jeweils ein eingerichtetes Haus vorfindet.

Die Lot, auf welcher Kirche, Pfarr- und Schulhaus stehen,

wurde von der Pfarrgemeinde, die blos aus 200 Seelen besteht, angekauft. Sie mag etwa 4 badische Morgen groß sein. Ein Drittheil davon ist Wald, in welchem der Pfarrer so lang zu seinem Gebrauche Holz fällt, als Bäume vorhanden sind. Den Kaufbrief (Deed, sprich Did) besitzt jedoch der Bischof, und ist die Lot auf seinen Namen eingetragen — eine Vorsichtsmaßregel, um eine allenfallsige Säcularisation unwirksam zu machen. Von der Besteuerung ist, wie ich weiter oben schon erwähnt, alles Kirchengut befreit, selbst Cultus-Gegenstände dürfen zollfrei in Amerika eingeführt werden.

Es ist gewiß ein sehr großes und schweres Opfer für eine so kleine Pfarrgemeinde von 200 Seelen, Kirche, Pfarr- und Schulhaus zu bauen und zu unterhalten, alle Kirchenerfordernisse anzuschaffen, den Geistlichen zu salariren, zum Unterhalt des Bischofes und des Priesterseminars beizutragen und die bischöfliche und erzbischöfliche Kathedrale bauen zu helfen, von den übrigen Beiträgen für den Peterspfennig, für das Amerikanum in Rom und das Lehrerseminar in Milwaukee gar nicht zu reden. Alle diese Kosten werden bestritten theils durch freiwillige Gaben, indem z. B. ein Pfarrkind eine Lot der Kirche schenkt, ein anderes eine Monstranz, ein drittes einen Kelch u. s. w. anschafft; indem ein Frauenverein für das Linnenzeug zu Alben, Chorröcken, Altartüchern sorgt, und ein Jünglings- und Jungfrauenverein den Muttergottesaltar unterhält und schmückt. Dann sind die Pläze in den Kirchenbänken verrentet (Pew-Rent, sprich: Piu-Rent). Die Pew-Rent trägt am meisten ein, in manchen Kirchen eine unglaubliche Summe. In Brooklyn werden z. B. in jener Kirche, an welcher der bekannte freireligiöse Pfarrer Henry Ward Beecher predigt, jährlich durch die Pew-Rent 54,000 Dollars erzielt, und erhält der genannte Prediger von denselben jährlich 20,000 Dollars. Wie hoch sich die Pew-Rent in der Trinity-Kirche in New-York

beziffern mag, läßt sich daraus schließen, daß der erste Prediger an jener Kirche jährlich 12,000 Dollars von derselben erhält. In katholischen Kirchen werden in der Regel für einen Plaz vierteljährlich 1 Dollar, also jährlich 4 Dollars bezahlt. Dann macht die Box bei jedem Gottesdienst einen Rundlauf durch die ganze Kirche, und ist das Resultat derselben in großen Kirchen durchaus nicht zu verachten. Um nur ein Beispiel anzuführen, erwähne ich, daß in der irländischen St. Jakobi-Kirche in Newark allsonntäglich 1000—1200 Dollars der Box entnommen werden können.

Dazu kommen die alljährlich vorgenommenen Collecten zur Aufbringung des Kathedraticums, des Beitrags für das Seminar u. s. w.

Sind außerordentliche Ausgaben zu decken und Summen aufzubringen für den Bau einer Kirche, die Erweiterung einer solchen, für Errichtung eines Pfarr-, Schul-, Kranken- oder Waisenhauses, so veranstaltet der Priester ein Pic-Nic, d. h. er läßt vor Allem Einladungs-Karten anfertigen, die à: 15 oder 20 oder 25 Cents, en masse, weit und breit an den Mann gebracht werden. Dann terminirt er und die Trustees (Kirchenvorstands-Mitglieder) und oft noch Vereins-Mitglieder Bier, Wein, Caffee, Zucker, Fleisch 2c. Tische, Bänke, Gläser, Tassen 2c. werden auf dieselbe Weise zusammengebracht. Dann versammeln sich die Theilnehmer an einem bestimmten Tage, nachmittags im Freien, in der Regel in den Anlagen oder im Garten einer Restauration, und treaten einander, d. h. je Einer um den Andern regalirt eine Gesellschaft von mehreren Personen mit Wein, Bier, Liqueur, Caffee, Kuchen, Schinken u. s. w., wobei die Hauptsache darin besteht, die Portionen möglichst klein und theuer zu machen. Das terminirte Bier, sowie Wein, Caffee u. s. w. werden in kleinen Gläsern und Tassen verabreicht und mit demselben Preis bezahlt, wie wenn die Gläser, Tassen

und Portionen groß wären. Eine Musik trägt den ganzen Nachmittag gewählte Stücke vor; sie wird aus dem Erträgniß des Pic=Nic's bezahlt. Wer die Sache unterstüzen und fördern will, zu deren Gunsten das Pic=Nic gehalten wird, besucht dasselbe, löst eine Karte, treatet tapfer und verlebt dabei einen äußerst amüsanten Nachmittag und Abend. Solche Pic=Nic's tragen in der Regel eine erkleckliche Summe ein.

Zur Abwechselung wird hie und da ein Supper (Abendessen) veranstaltet, wobei eine kleinere Zahl von Personen als beim Pic=Nic Theil nimmt, und das Essen in den Vordergrund tritt.

Eine weitere Abwechselung, um Geld zu kirchlichen oder wohlthätigen Zwecken aufzubringen, sind die Fairs (sprich: Fähr). Sie bestehen darin: viele Pfarrkinder sammeln oder liefern Hunderte von Gegenständen, die an einem geeigneten Ort, etwa in einem Schulsaale oder in einer Halle, zur Ansicht ausgestellt werden. Wer sie besichtigen will, muß Entrée bezahlen. Diese Gegenstände werden an einem bestimmten Tage ausgeloost. Selbstverständlich sind die Loose nicht wohlfeil, da es gilt, einen edlen Zweck zu unterstüzen, und werden die Gewinnste sehr oft zur Unterstüzung des edlen Zweckes der Kirche, der Schule, dem Waisenhaus u. s. w. geschenkt, worauf sie dann bestmöglich verkauft werden.

Seltener werden Vorlesungen gehalten. Man engagirt dazu einen berühmten Redner, der vor einem eingeladenen, zahlreichen Publicum über einen interessanten Gegenstand einen längeren Vortrag hält. Das bezahlte Entrée wird dann für den kirchlich=religiösen oder gemeinnüzigen Zweck verwendet.

Abends fuhren wir per Street=Kar nach Buffalo und wohnten in der St. Louis=Kirche dem feierlichen Abendgottesdienste bei, der deßwegen abgehalten wurde, weil an jenem Tage das Patrociniumsfest der St. Louis=Kirche gefeiert wurde.

Das Patrociniumsfest wird in Amerika nämlich nicht wie bei uns auf den Sonntag verlegt, sondern am betreffenden Tage selbst gehalten. Nicolaus Sorg, Pfarrer an der St. Bonifacius-Kirche in Buffalo, hielt die Festpredigt, die, wie es sich von einem so gewiegten Kanzelredner nicht anders erwarten ließ, in geistreicher und ergreifender Weise zum Verstand und Herzen der Zuhörer sprach. Auf die Predigt folgte die Vesper, die von einem gut geschulten Chor präcis gesungen wurde, allein einer ernsten, würdigen Haltung für eine Kirche entbehrte. Die Kirche selbst ist groß, die Altäre sind in edlen Formen gehalten, so viel ich wenigstens beim Glanze der Kerzen bemerken konnte.

Mittwoch, den 26. August. Nachdem wir die heilige Messe gelesen hatten, versah Father Keck einen zwölfjährigen kranken Knaben, etwa 25 Minuten von der St. Vincent's-Kirche entfernt, mit den heiligen Sterbsacramenten. Ich begleitete das Hochwürdige Gut auf dem Versehgang durch Wald und Feld. Der arme Junge hatte die Wassersucht im höchsten Grade und litt brennenden Schmerz Tag und Nacht; allein er duldete still und gottergeben und sehnte sich von ganzem Herzen nach Vereinigung mit seinem Heiland im allerheiligsten Altarssacrament, den er jezt das erste Mal empfing. Es war wirklich rührend und erbaulich, wie das fromme Kind ganz in Andacht aufgelöst, die Hände gefaltet, den Blick unverwandt auf das Hochwürdige Gut gerichtet, von Verlangen glühte, seinen Gott zu empfangen, und wie es seine Krankheit, seinen Schmerz und seinen elenden körperlichen Zustand ganz vergessen zu haben schien. Und der liebe Heiland hat es auch bald nachher aus diesem Jammerthal erlöst. Das Haus, in welchem dieser kranke Knabe versehen wurde, war noch eines der ursprünglichen Blockhäuser, die bei der Colonisirung der Gegend errichtet wurden. Balken auf Balken geschichtet, die

Zwischenräume mit Moos verstopft, kleine Fenster, niedere Thüren, und das Dach theilweis mit Stroh gedeckt.

In der Nähe Buffalo's ist auch noch eine kleine Ansiedelung von Indianern, der Ueberrest einer größeren Reservation von Seneca-Indianern, die, als die Einwanderer-Colonie immer mehr sich ausbreitete, mit den Tuscaroras-Indianern, die nahe am Niagara wohnten, aufbrachen und nach Westen zogen. Ich sah auf dem Bahnhof in Buffalo einen dieser zurückgebliebenen Seneca-Indianer, mit seinem Weibe, das in einem leinenen verschlossenen Sack, der an zwei Bändeln festgebunden am Rücken hing, ein Kind trug. Er hatte, außer dem stupiden Gesicht mit der kupferrothen Farbe, nichts Besonderes an sich, sein Weib aber, das von Fett erglänzte, trug statt der Schuhe Lumpen an den Füßen, lange blaue Hosen von Tuch, einen kurzen, wollenen mit grellen Farben carrirten Rock, eine lange Jacke und einen Strohhut mit breiter Krämpe. Das mindestens zweijährige Kind in dem Sack schien zu schlafen, denn man konnte keine Bewegung desselben wahrnehmen.

Abends gingen wir nach Buffalo zu Father Sorg, wo wir in der Bonifacius-Kirche im Beichtstuhl Aushilfe leisteten, da ein Frauenverein des andern Tages General-Kommunion hielt. Im Pfarrhause bei St. Bonifacius übernachtete ich auch, da mich Father Sorg ersuchte, des andern Tages ein Seelenamt zu halten. Da mein Gastgeber ein vielgereister Mann ist, ein Mann, reich an Erfahrung und Kenntnissen, ein Mann, der musicalisch fein gebildet ist, ein Mann, dessen humoristisch-satyrischer Born unerschöpflich quillt, verlebte ich bei ihm einen sehr heiteren, genußreichen Abend, den überdieß ein delikates Lagerbier würzte.

Donnerstag, den 27. August. Nachdem ich morgens eine geraume Zeit Beicht gehört hatte, celebrirte ich das Seelenamt und theilte dann einer sehr großen Anzahl von Frauen

die heilige Communion aus. Ein erfreulicher, tröstlicher Anblick, eine so große Schaar frommer Mütter gemeinschaftlich zum Tische des Herrn gehen zu sehen! Wohl den Familien, in welchen eine fromme Hausfrau waltet! Wohl den Männern, die ein durch das Christenthum geadeltes und geheiligtes Weib haben! Wohl den Kindern, die eine Mutter haben, welche sie liebt, wie Maria Jesum liebte. Eine wahrhaft christliche und ächt fromme Frau und Mutter hat ein eigenthümliches Gepräge des Antlizes. Es spricht so etwas Sanftes, Gütiges, Mildes, Freundliches, Hingebendes aus ihren Zügen, ihr reines, klares Auge hat etwas so Gewinnendes und Zutrauen Erweckendes, während doch ein hoher Ernst auf der Stirne thront und jedes zweideutige Nahen entschieden zurückweist. So lang die Mütter gläubig und fromm sind, kann das Christenthum nicht untergehen. So lang die Mütter das heilige Feuer der Liebe zu Jesu und Maria in den Herzen ihrer Kinder entzünden, kann das Licht des Evangeliums nicht erlöschen. So lang die Mütter Thränen der heiligen Monika weinen und die Sprache der heiligen Blanka führen, wird das Heiligthum des Herrn nicht verwaist stehen. Aber noch erhebender ist der Anblick, wenn Hunderte von Männern gemeinschaftlich General-Kommunion halten. Welch ein gutes Beispiel für die Kinder, besonders für die Söhne! Welcher Glaubensmuth inmitten einer zweifelsüchtigen oder am Bettelstab des Materialismus sich hinschleppenden Welt! Welch mannhafte, charakterfeste That unter der zahllosen Heerde der Feiglinge, die sich fürchten, Farbe zu bekennen, und vor dem Spott und Hohn der Gottesleugner und der Kirchenstürmer furchtsam sich verkriechen. Je seltener solch ein Fest, solch ein Ereigniß von so hoher Bedeutung für Kirche und Familie, desto auffallender, desto ungewohnter und desto größer die Freude über dasselbe.

Die St. Bonifacius-Kirche ist sehr geräumig, hell und

freundlich. Der Chor stund damals zum Langhaus in keinem richtigen Verhältniß, da er viel zu kurz war. Uebrigens waren jene damaligen Raumverhältnisse blos provisorisch, indem schon bei Erbauung der Kirche darauf Rücksicht genommen wurde, dieselbe nach Bedarf vergrößern zu können. Dieselbe wurde auch, schon ein Jahr nach meiner Rückkehr aus Amerika bedeutend vergrößert und mit einem Thurme versehen. Die dortige Gemeinde zählt 5000 Seelen und wird von Father Sorg allein pastorirt. Es hat übrigens noch mehrere sehr große katholische Pfarreien in Buffalo, so die St. Louis-Pfarrei mit 3500 Seelen, die St. Mary's-Pfarrei mit 8000 Seelen, die von Redemptoristen pastorirt wird, die St. Michaels-Pfarrei mit 7000 Seelen, die von Jesuiten pastorirt wird, die St. Annä-Pfarrei mit 3000 Seelen, ebenfalls von den Jesuiten pastorirt, und die St. Franciscus Xaverius-Pfarrei mit 1100 Seelen. Buffalo ist seit 1847 der Siz eines Bischofes. Der erste Bischof war John Timon, der 1867 starb. Sein Nachfolger ist Stephen Vincent Ryan, der am 8. November 1868 zum Bischofe consecrirt wurde, und von dem die Zeitungen jüngst berichteten, daß er bei seiner Anwesenheit in Rom, anläßlich des Concils, auf den Tod erkrankte. Nach den neuesten Nachrichten ist derselbe wieder hergestellt. Die Diöcese Buffalo zählt 116 Priester, unter denen 36 Deutsche sind. Buffalo wurde 1801 von der holländischen Landcompagnie gegründet, anno 1806 zähle es erst 16 Häuser, anno 1810: 1500 Einwohner, 1814 wurde es im Krieg mit den Engländern bis auf 2 Häuser niedergebrannt. Jezt ist Buffalo eine prächtige, luxuriöse Stadt und zählt 100,000 Einwohner. Es hat seinen Namen von den Büffeln, die vor der Urbarmachung hier sehr zahlreich waren. Die Katholiken, die in hiesiger Gegend wohnten, entbehrten viele Jahre der Seelsorge, indem weit und breit kein Priester wohnte; sie gingen daher alljährlich einmal nach Albany, also über 100 Stunden

weit, um wenigstens Ein Mal im Jahre die heiligen Sacramente empfangen und eine heilige Messe anhören zu können. Später kam Father Neumann in die Gegend, erbaute in Northbush eine Kirche und ein Pfarrhaus und pastorirte die Katholiken von dort aus viele Meilen im Umkreise. 1852 wurde dieser seeleneifrige Priester aber zum Bischof von Philadelphia erwählt, wo er 1860 als solcher starb. Seit jener Zeit wird Northbush von Tonawanda aus versehen.

Nachmittags fuhren wir per Eisenbahn zuerst eine Strecke längs dem Erie-See, dann an dem Niagara-Flusse hin nach Tonawanda, das an demjenigen Punkte des Niagara-Flusses erbaut ist, wo sich derselbe in 2 Arme trennt und dadurch eine große Insel bildet. Wir wollten Father Kofler, einen geborenen Tyroler, besuchen, den wir aber, leider, nicht zu Hause trafen. Wir machten daher einen Ausflug nach der zwischen den Niagara-Armen liegenden Insel, auf die man sich vermittelst eines außergewöhnlich kleinen und malpropren Dampfbootchens übersezen läßt. Mit uns ließ sich auch ein Jäger von Tonawanda übersezen, der auf der Insel dem Weidwerk obliegen wollte. Er sagte, die Insel seie, weil spärlich bewohnt, größtentheils mit Wald bedeckt und von großen Wassermassen umgeben, wildreich und für die Jagd sehr günstig. Am Strande liefen eine Menge Wasserschnepfen auf und ab und in dem Röhricht tummelten sich mehrere Arten wilder Enten. Er bliebe während der mondhellen Nacht auf der Insel, verberge sich in eine Hütte, die er an einer sumpfigen Uferstelle aus Schilf gebaut, und hoffe wenigstens ein Duzend Enten zu schießen. Als wir am Ufer auf- und abgingen, sahen wir Schwärme von Wasserschnepfen, die mit ihren ziemlich langen Beinen schnell auf dem sandigen Ufer hin- und herliefen. Die beiden Arme des Niagara sind sehr breit, tief und reißend; sie stürzen sich hastig dem furchtbaren Abgrunde entgegen, der ihnen am nördlichen Ende der Insel entgegengähnt. Wenn der Wind von

Norden wehte, hörten wir deutlich das dumpfe Rollen der Wasserfälle. Nachdem wir eine ziemliche Strecke auf der Insel (Grand-Island) zurückgelegt, und ich in dem herrlichen Wasser ein Bad genommen, ließen wir uns wieder auf das Festland übersezen, kehrten nach Tonawanda zurück und trafen nunmehr Father Kofler zu Hause. Da der Herr Pfarrer gerade mit der Veranstaltung eines Pic-Nic beschäftigt war, hatte er über Hals und Kopf zu thun, allein dessen ungeachtet widmete er uns eine Stunde seiner kostbaren Zeit und hielt uns eine sehr interessante Vorlesung über die Naturgeschichte der Waldhühner, von denen wir ein schönes Exemplar von der Insel mitgebracht hatten. Es war ein Hahn, den der weiter oben erwähnte Jäger geschossen, und der ungefähr 2 Pfund wiegen mochte. Herr Kofler hat in der Propaganda in Rom studirt, ist ein Polyglott und spricht classisch lateinisch. Nachdem der gelehrte, in lateinischer Sprache gehaltene Vortrag über den Waldhahn beendet war, wanderte derselbe in die Küche, wurde schnell präparirt und von uns mit vielem Appetit verspeist. Das Fleisch war äußerst kräftig, zart und wohlschmeckend. Bevor die Nacht hereinbrach, kehrten wir per Eisenbahn nach Buffalo zurück. Am See-Hafen vorüberfahrend, gewahrten wir ein verunglücktes Dampfboot, dessen Vordertheil gesunken war, und das nur noch mit dem Hintertheile, gleichsam Hilfe rufend, über den Wasserspiegel hervorragte. Vor einigen Tagen erst war der Kessel explodirt, als das stark besezte Boot in den Hafen einfuhr. Mehrere Personen kamen dabei um's Leben, und Viele wurden schwer verwundet.

Freitag, den 28. August. Ich hatte ein doppelläufiges Jagdgewehr mit nach Amerika genommen, da Father Keck ein solches von Deutschland zu erhalten wünschte. Die Gewehre sind nämlich in Amerika sehr theuer. Eine gute, nur einiger Maßen ordentlich geschäftete, doppelläufige Jagdflinte kostet

25 Dollars, wogegen eine solche bei uns blos auf 30 Gulden zu stehen kommt. Ist die mit nach Amerika genommene Flinte schon gebraucht, so kostet sie keinen Eingangszoll, ist sie aber neu, so muß für dieselbe so viel Eingangszoll bezahlt werden, daß sich durch den Import kein Profit mehr erzielen läßt. Die Jagdflinte, die ich mit nach Amerika nahm, war schon etliche Jahre vorher im Gebrauch gewesen, durfte also nicht verzollt werden. Die Flinte sollte also heut nach dem Frühstücke probirt werden. Behufs Dessen gingen wir in den Bush (Wald), um dort Vögel zu schießen. Wir trafen auch eine Masse derselben an, von denen wir 15 Stück, nebst 2 Fencemäusen erlegten. Ich lernte hiebei Vögel kennen, die ich in Deutschland im Freien niemals gesehen hatte, sondern nur aus Naturaliencabineten kannte. Der erste ist der Goldspecht mit prachtvollem Gefieder. Derselbe ist am ganzen Leibe gelb, an der Brust und am Bauche aber glänzend goldgelb. Der zweite war eine Art Falke, so groß wie ein Thurmfalke, der Schnabel nur wenig gekrümmt wie bei jenem, Schwanz und Flügel gerade so gestaltet wie bei jenem, die Farbe des Gefieders aber war aschgrau. Das Fleisch desselben war nicht gerade fein und wohlschmeckend, aber wenigstens eßbar. Der dritte war eine Art Drossel, nur etwas größer als unsere Walddrossel und die Farbe der Federn an der Brust weniger in's Hellgraue spielend. Der vierte war der s. g. Blaufinke, etwas größer als unser Buchfinke und über den ganzen Oberkörper schön blau. Diese Blaufinken trafen wir massenhaft an, ebenso Spechte, Buntspechte und Grünspechte, die ein äußerst wohlschmeckendes Fleisch haben. Wenn man in einem Hochwald, wo es viele alte und abgestandene Bäume hat, einige Zeit sich ruhig verhält, so hört man nah und fern Spechte klopfen und hämmern. Je mehr aber die Wälder gelichtet werden, desto mehr zieht sich der Specht mit dem Indianer nach Westen zurück und wird im Norden und

Osten immer seltener. Ein eigenthümliches Thier ist die Fencemaus. Sie ist von der Größe einer Ratte, hat einen zarten, gelbbraunen Pelz mit einem dunkelbraunen Streifen, der sich an den Flanken hinzieht, kurze, stehende Ohren und einen 3″ langen Schweif, der dünn behaart ist. Sie wohnt in Erdlöchern, springt in mächtigen Säzen und klettert erstaunlich flink, so flink, daß man ihr kaum mit den Augen folgen kann. Sie nährt sich von Mais (Welschkorn), Haselnüssen, den Saamen der Buchen und dergleichen. Da sie den Boden wie ein Sieb durchlöchert, wo sie häufig vorkommt, und Mais frißt, ist sie schädlich und geschieht den Farmern ein Gefallen damit, wenn man dieselben wegschießt. Dieselbe aber im Sprunge zu schießen, dürfte dem geübtesten und gewandtesten Jäger unmöglich sein. Man läßt dieselbe also auf die Bäume klettern und wartet es ab, bis sie sich auf einem Aste ruhig hingesezt, dann holt man sie mit Hühnerschrot herunter. Weil ich denn doch gerade am Capitel von der Jagd bin, so will ich hier noch erwähnen, daß die Hasen in Amerika sehr klein sind, nicht größer als bei uns die Stallhasen, und grau von Farbe. Man kann Tage lang in Feld und Wald debouchiren, bis man endlich einen amerikanischen Lampe zu Gesicht bekömmt. Weidmanns Heil lächelte mir wenigstens nicht, obgleich ich große Strecken Feld, Wald und Busch durchstreifte; denn ich sah nie einen amerikanischen Hasen. Ein sehr guter Braten ist das schwarze Eichhörnchen, noch einmal so groß als unser rothes oder schwarzes Eichhörnchen und gerade so gebaut und genaturt wie die europäischen. Ungenießbar ist dagegen das schlaue Racoon oder die Stinkkaze, die einen furchtbar ekelhaften Geruch von sich gibt. Sie ist fast so groß wie der Fuchs, mit dunkelbraunen Haaren und sehr buschigem Schweif versehen. Ihre Gestalt gleicht der einer Kaze oder eines Dachses, ihr Kopf aber dem eines Fuchses. Ihr Gebiß ist sehr scharf und ihre fünfzehigen

Füße sehr geschickt zum Klettern, Rauben und Verzehren des Raubes eingerichtet. Sie ist ein besonderer Liebhaber von Geflügel und Eiern, verzehrt aber auch Schnecken, Würmer, Frösche u. dgl. Ihr Fell wird als Pelz zu Fütterung von Kleidungsstücken benüzt. An Geflügel hat es in den Vereinigten Staaten: Truthühner, Fasanen, Birkhühner, Rebhühner, Waldhühner, mehrere Arten Schnepfen, wilde Schwäne, wilde Gänse, wilde Enten und Wasserhühner, wilde Tauben, besonders die Wandertaube, die in ungeheueren Schaaren vorkommt. Hirsche, Rehe und Elennthiere sind sehr selten geworden; ebenso Bären, Waschbären, Wölfe und Luchse.

Wir bedauerten, das Ergebniß unserer Jagdpartie nicht schon mittags auf unserer frugalen Tafel verwerthen zu können, weil es Freitag war; überdieß waren wir von einem Farmer, der zur Pfarrei Father Keck's zählt, zu Tisch geladen. Derselbe hatte uns sein Fuhrwerk in den Bush geschickt, um uns dort abholen zu lassen. Ich gestehe es offen, daß ich anfänglich großes Bedenken trug, das Buggy zu besteigen, weil das Terrain, durch das wir fahren mußten, sehr uneben war, indem Löcher, Gräben, umfangreiche Wurzeln und Gebüsch die Passage sehr erschwerten und nach meiner Ansicht versperrten. Da aber Father Keck und Sorg unbedenklich dasselbe bestiegen, wollte ich Fabio Cunctatori nicht ähnlich sein und saß ebenfalls auf. Aber Das muß ich sagen, leichtsinnig ist's, über solches Terrain zu fahren, wo man jeden Augenblick erwarten muß, über den Siz hinabgeschleudert oder durch das zusammenbrechende Fuhrwerk zu einem Krüppel gemacht zu werden. Aber auch Das muß ich anerkennen, daß die amerikanischen Pferde, die ich näher beobachtete, sehr sicher, zuverlässig und vertraut sind, und daß die amerikanischen Buggies und jene, die wie s. g. „Bernerwägele“ gebaut sind, eine sehr gute Construction und sehr solides Material an sich haben. Die Speichen und Felgen der

Räder sind sehr dünn und aus dem Holz einer der härtesten und zähesten Eichenarten gefertigt. Die Räder sind sehr hoch und der Bau des Gestelles leicht und elegant und dennoch sehr solid. Die meisten Buggies sind zweiräderig, die Deichsel bildet eine Gabel, und befindet sich über dem Size ein Schirm, der aus einem Dach und 3—4 eisernen Bogen besteht, die zusammengeklappt und auseinander gezogen werden können. Eine Rückwand befindet sich jedoch nicht am Schirm, und ist die Lehne des Sizes so niedrig, daß man den Rücken nicht anlehnen kann. Die amerikanischen Pferde rennen mit diesen Buggies und mit den Bernerwägelchen wie eine Kugel aus dem Rohr. Es ist ganz enorm, wie gewaltig dieselben beim scharfen Trapp ausgreifen, und wie lang sie in diesem Tempo verharren.

Wir fuhren also durch Hecken und Stauden, über mannsdicke Wurzeln und tiefe Gräben, ohne daß das Pferd, das Fuhrwerk oder wir Schaden genommen hätten, und ich behaupte steif und fest, daß eines unserer gewöhnlichen Pferde nicht durch diese halbe Wildniß gekommen wäre, ohne zu stürzen, und daß keines unserer Wägelchen diese Stöße ausgehalten hätte. Wir kamen auf unserer halsbrechenden Fahrt auch an einen Graben, über den das Pferd sogleich sezen wollte, wobei natürlich das Wägelchen hätte zu Grund gehen müssen. Der Fuhrmann hielt also das muthige Thier an, spannte es schnell aus und ließ es über den Graben sezen, wir 3 Fathers aber hoben das Wägelchen über den Graben, saßen dann wieder auf, und im Nu jagten wir wieder davon. Bald waren wir bei unserem Gastgeber, einem gemüthlichen Alten, der aus Frankreich vor vielen Jahren eingewandert war und durch Fleiß und Sparsamkeit sich ein schönes Vermögen errungen hatte. Seine Farm ligt recht hübsch in einem gut angebauten Garten, an dem auf der einen Seite die Straße nach Northbush vorüberführt, und der auf der anderen Seite durch weitläufige Stallungen, Oeko-

nomiegebäude und eine Wiese begrenzt ist, auf der viele Reihen der edelsten Obstbäume stehen. Die Obstcultur wird den Farmern aber dadurch sehr erschwert oder wenigstens sehr verbittert, daß gar viele junge und alte Buben bei Tag und Nacht die Bäume plündern. Das Clima ist im Sommer hier derart tropisch heiß, daß eine und die andere Art Kolibri sich von Süden bis zum Erie-See auf ihren Wanderungen begibt. Master Caspar, das der Name unseres Gastgebers, befaßt sich namentlich mit Milchverkauf nach Buffalo, weßwegen er eine Menge der schönsten Kühe besitzt, die auf großen Weideplätzen freie Passage haben, was zur Güte der Milch wesentlich beiträgt. Sein Haus ist halb Blockhaus, halb modern, indem an das ehemalige Blockhaus, das nur noch als Küche benützt wird, ein gefälliges Farmehouse angebaut wurde. Der jüngste Sohn war gerade von einer höchst merkwürdigen Krankheit befallen, in Folge deren Gesicht, Hände und Brust angeschwollen und entzündet waren und ihn heftig schmerzten. Und woher diese Aufgedunsenheit und Entzündung? Der achtzehnjährige Junge war im Wald, in einer Entfernung von 3—4 Schritten, an einer sehr heftig wirkenden Giftpflanze vorübergegangen, und davon waren Gesicht, Hände und Brust geschwollen und entzündet. Den eigentlichen, botanischen Namen dieser Giftpflanze konnte ich nicht in Erfahrung bringen, da man mir überall sagte, die Pflanze heiße eben „Giftkraut"; und deßwegen will ich dieselbe aus eigener Anschauung bestmöglich beschreiben, die Botaniker mögen dann den Namen derselben feststellen. Dieses „Giftkraut" hat sehr viele Aehnlichkeit mit dem Epheu, es schlingt sich um die Bäume und kriecht an denselben empor. Blätter und Farbe sind jenen des Epheu's ebenfalls sehr ähnlich. Da ich mich wohlweislich hütete, nähere Bekanntschaft mit diesem höchst gefährlichen Gewächs zu machen, konnte ich dasselbe nicht speciell untersuchen, und darum kann ich dasselbe hier auch nicht

detaillirt beschreiben. Manche Personen haben eine so empfindliche und für den Giftstoff der Pflanze so empfängliche Haut und Lunge, daß sie schon auf 5—6 Schritte krankhaft von derselben afficirt werden. Wer dagegen weniger Empfänglichkeit für Aufnahme ihres Giftstoffes besitzt, der kann ohne Gefahr bis auf einen Schritt der Pflanze nahen. Wer durch dieselbe vergiftet wird, muß ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen oder, wie mir ein alter Farmer sagte, durch tagelanges Schwitzen den Giftstoff wieder ausscheiden. Diese Giftpflanze ist, weil schon ihre Ausdünstung so schreckliche Folgen nach sich zieht, viel gefährlicher als der Upas-Baum in Hinterindien und der Manzanillo in Westindien, von denen man lange der Ansicht war, daß schon die Ausdünstung ihrer Blätter giftig sei, d. h. tödtlich auf den menschlichen Organismus einwirke. — Wie dieser Junge, so hatte auch der große, zottige Matsh (Hofhund) Caspar's etwas eigenthümlich Amerikanisches an sich, er roch nämlich unausstehlich nach einem Racoon, das er vor acht Tagen im Wald zerrissen. Der penetrante Geruch dieses Thieres haftet wochenlang an den Kleidern der Menschen und den Haaren der Thiere, die mit demselben in Berührung kamen.

Ich liebe es nicht, über Speis und Trank zu referiren, doch kann ich hier nicht umhin, zu bemerken, daß Caspar's Tochter, Miß Mary, ein bescheidenes, im Verborgenen blühendes Veilchen, Nudeln servirte, die in ihrer goldenen Pracht einer königlichen Tafel zur Ehre gereicht haben würden.

Da des andern Tags das Patrocinium zu Northbush (Johannis Enthauptung) gehalten wurde, und wir dazu von Father Kofler, der Northbush von Tonawanda aus als Filial versieht, eingeladen waren; fuhren wir auf der sehr breiten Landstraße nach dem genannten Ort, wo wir uns bei einem Farmer, Namens Ochs, einem badischen Landeskind, einquartirten.

Samstag, den 29. August. Nachdem Amt und Predigt vorüber waren, nahm ich das neben der Kirche stehende Pfarrhaus in Augenschein, das einst der nunmehr in Gott ruhende Bischof von Philadelphia, Neumann, bewohnt hatte. Es ist ein Farmehouse und vollständig ruinös, da es seit 1852 nicht mehr bewohnt wird. Die Fenster sind zertrümmert, der Wind spielt mit den Schindeln, welche von außen die Wände bekleiden, der Regen sickert durch Dach und Stubendecken und fällt in schweren Tropfen auf den morschen Fußboden. Die Treppe vor dem Haus ist eingesunken und mit Gras überwuchert. Ein trauriger Anblick!

Die 4 Musikanten, die von Buffalo herausgekommen waren und den Kirchengesang ächt ländlich begleitet hatten, spielten beim Mittagessen auf und machten nach der Vesper Tanzmusik. Es war eine kleine, gewählte Gesellschaft, die sich dem Tanzvergnügen hingab. Hier konnte man von „Tanzvergnügen" reden, weil sich Alles in den gemessenen Schranken des Anstandes, der strengen Zucht und Sitte bewegte, weil sich kein Mißton, kein zweideutiges Wort, keine Trunksucht und keine unersättliche Leidenschaft einmischten. Hier sah ich auch das schönste Mädchen Amerika's, das mir zu Gesicht gekommen, eine blühende, in den edelsten Formen herangereifte Jungfrau, mit blauem, seelenvollem Aug und reichem, blondem Lockenhaar. Ich bemerke Das blos deßwegen, um meinen Lesern und Leserinen den Nachweis zu liefern, daß die schönsten, duftendsten Blumen nicht immer auf den Canapees und am Pianoforte großer Städte sprossen, sondern auch auf Farmen gedeihen; denn dieser Ausbund des schönen Geschlechts war eine Farmerstochter, und justement gerade die Tochter unseres Gastgebers.

Während das junge Volk tanzte, erging ich mich mit dem Farmer, der ehedem ein Sattler war, auf dessen Gut, das sehr guten Boden hat und trefflich angebaut ist. Er zeigte mir sein

ursprüngliches Wohnhaus, ein Blockhaus, das er mit 2 Landsleuten bei seiner Ansiedelung selbst errichtet, worauf er dann jenen ebenfalls half, für sich Blockhäuser zu bauen. Er erzählte mir von den Mühen, Drangsalen und Entbehrungen der anfänglichen Urbarmachung des Bodens, von den Wölfen und Klapperschlangen, die damals noch in großer Zahl vorhanden waren. Er zeigte mir seine Maschinen zum Säen, Ernten und Dreschen, seine Oeconomie-Gebäude, in welchen ein großer Vorrath von Früchten aufgespeichert war, seine Ställe voll Kühen und Pferden schönster Race, seinen Hühnerhof und seinen Obstgarten. Hier überzeugte ich mich durch den Augenschein, daß in Amerika die Zwetschkenbäume keine Zwetschken, sondern Pflaumen tragen, was gewiß sehr merkwürdig ist. Wenn der gepflanzte Zwetschkenbaum zu tragen beginnt, liefert er das erste Jahr vollständig ausgebildete Zwetschken, im zweiten Jahre aber ist die Frucht ein Mittelding zwischen Zwetschke und Pflaume, und schon im dritten Jahre ist die Metamorphose vollständig vor sich gegangen: aus der Zwetschke ist eine Pflaume geworden.

Sonntag, den 30. August. Father Keck hielt die Predigt in englischer Sprache, und ich das Hochamt. Der heutige Tag war wieder entsezlich heiß, es war zum Verschmachten schwül und nirgends ein kühles Pläzchen. Bier und Wein vermehrten den Durst, das Wasser aber war sehr lack und roch und schmeckte sehr stark nach Schwefel. Da beim Pfarrhaus kein Brunnen ist, d. h. der vorhandene zerbrochen und ohnehin wasserleer war, mußten wir das Wasser ziemlich weit herholen lassen, wodurch es noch lauer und miserabler wurde. Die St. Joseph-Schwestern, welche die Pfarrschule unter sich haben, und deren Kloster nebst Garten ganz nahe beim Pfarrhause der St. Vincent's-Kirche ligt, waren so freundlich, uns von ihrem edelsten Obst zu schicken, besonders Mirabellen und Reineclaudes, von denen ich, um den Durst zu stillen, eine starke

Portion verzehrte, was mir aber sehr schlecht bekam; ich zog mir nämlich eine heftige Hämatochezie zu, die mich erst dann verließ, als ich von Buffalo abgereist war. Ich schrieb aber diesen mißlichen Umstand, der mich befiel, nicht blos dem Genusse des Obstes, sondern, und vorzugsweise, dem Schwefelwasser zu, das ich zu trinken genöthigt war, sowie dem gefälschten Wein und Bier.

Nachmittags hielt ich die Christenlehre, und Father Keck die Vesper in lateinischer Sprache. — Abends besuchten uns 2 Landsleute, Maurer Scherer und N. Lichtenauer, beide gebürtig von Endingen am Kaiserstuhle. Scherer betreibt ein sehr einträgliches Geschäft, da ein solider Maurermeister sehr gut bezahlt ist; Lichtenauer's Frau aber, eine geborene Rastatterin, besizt ein renommirtes, sehr rentables Puzgeschäft inmitten Buffalo's.

Montag, den 31. August. Ich blieb am Vormittag zu Hause und gerieth an ein Geschäft, das mir zwar nicht fremd ist, das man aber auf einer Reise doch selten vornimmt — an's Holzmachen. Als ich nämlich im Begriffe war, mich mit einem Buche in den Bush zu begeben, sah ich unsere interimistische Haushälterin, eine geborene Amerikanerin, im Hofe Holz machen. Gewiß etwas Unerhörtes in der ganzen Union! Und hätte ich mich nicht der jugendlichen Miß erbarmen sollen, die kaum im Stande war, die schwere Axt zu führen? Ich hieb also wacker zu und hatte in kurzer Zeit einen Vorrath aller möglichen Holzsortimente gespalten: kurzes, dünnes Anfeuerholz, stärkeres Caffeeholz und gröberes Koch- und Bratholz, wodurch ich mir hoffentlich den Dank der ganzen amerikanischen Ladieswelt erworben habe. Im Bewußtsein, eine edle That vollbracht zu haben, ging ich mit Hochgefühl in den Bush, jedoch jezt ohne Buch, und betrieb botanische Studien. Der amerikanische Wald ist sehr reich an verschiedenen Baumgattungen.

Bei uns sind größere Waldgründe entweder blos mit einer oder nur mit wenigen Baumgattungen bestanden. Es gibt bei uns Nadel- und Laubwald, Wälder die fast ausschließlich aus Weißtannen, Rothtannen oder Fichten bestehen; andere, in denen die mächtige Eiche oder Buche vorherrscht; wieder andere, die Birken und Espen, Erlen und Eschen haben; und wieder andere, die reich an Ahorn und Ulmen sind. In Amerika findet man aber die größte Mannigfaltigkeit der Baumgattungen auf ganz beschränkten Waldflächen. Es sind nicht selten 20—25 verschiedene Genra und Species von Nadel- und Laubholz, die im Umkreise weniger acres üppig gedeihen. Im Allgemeinen ist der Wuchs der Bäume üppiger und schlanker, und das Laubwerk reicher und saftiger als bei uns. Auch findet dort die Ausathmung des Sauerstoffes in reicherem Maße statt als in unseren Wäldern, was offenbar von der höheren Temperatur herrührt. Ueberdies geben die Blätter mancher Bäume einen feinen Wohlgeruch von sich, was bei uns nicht der Fall ist. Ich traf z. B. Linden, deren Blätter, zwischen den Händen gerieben, einen äußerst angenehmen Geruch von sich gaben. Es ist darum ein Hochgenuß, in amerikanischem Walde spazieren zu gehen. Es gibt 26 Eichengattungen, 20 von Nadelhölzern und 18 des Wallnußbaumes. Der herrliche Tulpenbaum (liriodendron tulipifera), die Robinie (oder Erbsenbaum) mit rothen, wohlriechenden Blüthen, die in Traubenform abwärts hängen, mit fingerlangen, flachen Hülsen, in denen sich nierenförmige, ölreiche Samen befinden; Gleditschie (oder Honigkäfer), dessen Zweige mit Dornen besezt sind, mit grünlichen Blüthen in Rispen und schwertförmigen, schuhlangen Hülsen, in denen sich 10—20 Bohnen befinden, die ein süßes Mark enthalten, kommen hier vielfältig vor. Einer der herrlichsten Bäume ist die Weymuthkiefer (pinus strobus), die gegen 200′ hoch und 1000 Jahre alt wird und ein vortrefflich Holz hat, das zu

Bau- und Mastenholz verwendet wird. Die Magnolie ist eine wahre Pracht der Wälder mit ihren großen Blättern und wohlriechenden, gelblichrothen und weißen Blüthen. Der Samen befindet sich in einem walzenartigen Behälter, der einem Tannenzapfen nicht unähnlich ist, und hängen die einzelnen Samen an zolllangen Fäden rings um die Zapfen. Auch Sassafras-Bäume trifft man nicht selten, die einen gewürzreichen Geruch verbreiten und eine gelbliche Blüthe in Form einer Dolde tragen. Die Frucht ist eine Beere, in der Größe einer Erbse, und von Farbe röthlichblau. Holz, Wurzel und Rinde sind officinell und werden bei Nieren- und Hautkrankheiten angewendet; die Blüthen aber sind magenstärkend, krampfstillend und schweißtreibend. Maulbeerbäume, Cypressen, Cedern und Lebensbäume (thuja) tragen nicht wenig zur Zierde, zum Reichthum und zum Wohlgeruch der Wälder bei. Es gibt prächtige Kastanienbäume und einen Zwergkastanienbaum, der kleine, aber ebenfalls eßbare Früchte trägt; ferner Persimonen- oder Dattelpflaumenbäume (diospyros virginiana) mit gelben, aprikosenähnlicher Frucht. Am werthvollsten ist aber der Zuckerahorn, über dessen Benützung ich hier Einiges anführen will. Dieser kostbare Baum gedeiht in den Staaten: New-York, Pensylvanien, Ohio, Indiana, Michigan, Wisconsin, Jowa und Canada. Er wächst wild und kommt meistens in Gesellschaft der Linden, Espen, Eschen, wilden Kirschbäume, Buchen, Butternüsse, Gurkenbäume und Schierlingstannen vor. Er wird selten in großen Gruppen wachsend gefunden. Nur ausnahmsweise finden sich größere Bestände desselben von mehreren hundert Meilen in Ober-Canada, Michigan, Wisconsin und Jowa. Er wächst nur in gutem, nassem Boden, und stehen in der Regel auf einem acre 30—40 Bäume, die gegen 50′ hoch werden und ausgewachsen 2—3′ Durchmesser im Stamme haben. Der gemeine Ahorn blüht roth, der Zuckerahorn dagegen weiß.

Die Blüthezeit beginnt vor jener der Blätterentwickelung. Das Holz ist sehr leicht entzündbar, selbst wenn es noch grün ist, und enthält die Asche desselben sehr viel Kali. Die Bäume werden im Februar, März und April angezapft und zwar in der Weise, daß man vermittelst eines Bohrers ein 3/4 Zoll tiefes Loch in Rinde und Holz macht und dasselbe nach und nach bis auf 2 Zoll vertieft. Von Strecke zu Strecke bringt man in aufsteigender Richtung viele solcher Löcher an und steckt in jedes ein Röhrchen von Sumach oder Hollunder, durch das der abträufelnde Saft in einen untergestellten Trog von Ahorn-, Linden-, Pappeln- oder Eschenholz läuft. Durch das Anbohren und Ausfließen des Saftes steht der Baum nicht nur nicht ab und erleidet in seinem Wachsthum keinen Schaden, sondern es wird darin befördert. Je öfter derselbe angebohrt wird, desto saftreicher wird er, und desto mehr Zuckerstoff enthält der aus ihm gewonnene Saft. Jene Bäume sind qualitativ und quantitativ die ertragreichsten, welche von den Spechten, deren Liebhaberei es ist, Zuckerahornsaft zu schlürfen, verwundet werden. Aus einem angebohrten Baume laufen 3—4 Gallonen Saft (27—36 rheinische Schoppen). Sind die Tröge voll, so wird der Saft sogleich in den Kessel zum Einkochen desselben geschüttet. Je eher der Saft zum Einkochen kömmt, und je größer die einzukochende Quantität ist, desto mehr Zucker wird gewonnen. Auch ist es vortheilhafter, kupferne Kessel zum Einkochen zu gebrauchen als eiserne, da der Zucker in den ersten eine schönere Farbe als in den lezten erhält. Ist der Saft zur Hälfte eingekocht, so wird er durch ein Tuch geseiht und sogleich wieder in den Kessel geschüttet und von Neuem gekocht. Da derselbe leicht aufsprudelt und über den Rand des Kessels läuft, sezt man demselben, zur Verhütung des Ueberlaufens, etwas Butter oder Schweinefett zu. Das Läutern geschieht durch Anwendung von Kalk, Eiweiß oder frischer Milch. Ein Löffel

voll aufgelösten Kalkes, das Weiße von einem Ei oder 2 Schoppen frischer Milch reichen hin, 15 Gallonen Saft zu klären. Ein Baum von mittlerer Größe liefert 20—30 Gallonen Saft in 20—30 Stunden, aus denen 5—6 Pfund Zucker gewonnen werden. Von einem sehr großen Baum können gegen 20 Pfund Zucker gewonnen werden. Das Anbohren der Bäume, das Sammeln des Saftes und die Bereitung des Zuckers fordern keine außerordentlichen Kenntnisse und keine weiteren Vorkehrungen, da sich in jedem Blockhaus verschiedene Züber und Kessel, Eier und Milch befinden; selbst Kinder können zu all den angegebenen Handthierungen verwendet werden, und fällt überdieß die Zeit der Zuckerbereitung in eine Zeit, wo alle landwirthschaftlichen Geschäfte ruhen, woraus hervorgeht, daß die Zuckerbereitung ein sehr profitables Geschäft ist. Auf gewöhnlichen Farmen können jährlich sehr leicht 400 Pfund Zucker producirt werden, und gibt es einzelne derselben, die diesen Industriezweig schwunghaft betreiben und darum bis 1500 Pfund jährlich produciren. Der Zuckerahorn liefert auch einen sehr angenehmen Syrup, vortrefflichen Essig und einen guten, starken Spiritus. Wird der Baum aber zu Ende des Frühlings, während des Sommers oder anfangs des Herbstes angezapft, so liefert er einen sehr erfrischenden moussirenden Wein, der mit dem Champagner Aehnlichkeit hat. Nach all dem Angeführten ist der Zuckerahorn gewiß ein kostbarer, nicht genug zu schäzender Baum, auf dessen Erhaltung, wo er wild wächst, und auf dessen Cultur, wo er thörichter Weise ausgerottet wurde, alle Sorgfalt zu verwenden ist. Auf mancher neu angelegten Farm von 150 acres befinden sich 4000 Zuckerahornbäume; werden nun blos 2000 derselben, bei Lichtung des Waldes und Anlegung von Feld und Wiesen, nicht umgehauen; so liefert jeder derselben, gering veranschlagt, 5 Pfund Zucker jährlich. Das Pfund Zucker kostet in der Regel 6 Cents, also ertragen

2000 Bäume in jedem Jahre 600 Dollars oder 1500 Gulden nach unserem Gelde. Werden aber die Ahornbäume kunstgerecht gepflanzt und gepflegt, so werfen sie auch eine erhöhte Ertragssumme ab.

Nach dem Mittagessen gingen wir auf den allgemeinen Friedhof, der ganz in der Nähe der St. Vincents-Kirche ligt, spazieren. Unter einem allgemeinen Friedhof darf man sich aber nicht einen Kirch- oder Friedhof wie bei uns vorstellen, wo die Leichname reihenweise beerdiget werden, und auf jedem Grab ein Kreuz aufgepflanzt ist — bewahre! In Amerika gleichen die allgemeinen Friedhöfe und jene der Freimaurer (mit welchem Namen ich jeweils alle jene geheimen Gesellschaften bezeichne, die keine positive, geoffenbarte Religion, keine Offenbarung und Kirche anerkennen und mit jeder christlichen Confession in Fehde liegen) Parkanlagen mit hohen Baumgruppen und niedrigem Gesträuch, mit verschlungenen Wegen, Rasenpläzen, Sizbänken und zerstreuten Gräbern, auf denen in der Regel ein Monument aus Sandstein, Marmor oder Eisenguß steht. Es ist wunderselten, daß man auf einem solchen Monument eine schüchterne Andeutung einer christlichen Idee wahrnimmt, die aber dann in einem vieldeutigen Embleme ihren Ausdruck findet. Diejenigen, die im Leben zusammengehalten, gleicher Ansicht und gleichen Glaubens waren, wollen auch im Tode vereiniget sein. Jede Pfarrgemeinde hat ihren Confessions-Kirchhof, und ebenso jede größere politisch-religiöse Gesellschaft den ihrigen. Dann gibt es noch farblose, gleichsam kosmopolitische Friedhöfe, die reine Speculationssache, reines Actienunternehmen sind. Eine Gesellschaft kauft z. B. so und so viele acres Land, die in der Nähe einer Stadt möglichst frei, auf einer kleinen Anhöhe gelegen und mit Wald bestanden sind, zur Anlegung eines Friedhofs. Nun wird ein Theil der Bäume gefällt und die Wurzeln ausgestockt. Dann wird das Ganze

mit einer Fence umgeben. Hierauf werden verschlungene Wege, Hügelchen und Rasenpläze angelegt und schnellwachsende Gesträuche und Blumen in Rondels gepflanzt. Zulezt wird ein Todtengräber und Aufseher des Friedhofs angestellt, und wenn die Sache nobel und schwunghaft betrieben wird, baut man demselben ein eigenes Haus auf dem Friedhof, nebst einer Leichenhalle. Jezt wird der Friedhof in den Zeitungen annoncirt und als herrlicher, schattiger Ruheplaz für die im Weltschmerz gebrochenen Herzen angepriesen. Das Publicum wird eingeladen, denselben in Augenschein zu nehmen und sich gefälligst auf demselben beerdigen zu lassen, nachdem der Vorhang am Lebenstheater gefallen. Findet das Publicum an dem betreffenden Friedhof Geschmack, bietet er eine schöne Aussicht, ligt er sonnig und luftig, sind die Bäume schattig und die Blumen duftend; so ist das Unternehmen gesichert, die Actien steigen, und die Unternehmer machen glänzende Geschäfte. Jeder Begräbnißplaz, 6′ lang 2′ breit kostet je nachdem so und so viele Dollars. Wird der Begräbnißplaz nur für eine gewisse Zeitperiode gekauft, so ist er nicht so theuer, als wenn ein bleibendes Monument darauf errichtet wird. Ich will hier einen speciellen Fall anführen. Ein Begräbnißplaz auf dem Kirchhof der katholischen St. Marien-Gemeinde in Melrose bei New-York, mit dem Recht, einen Grabstein auf demselben zu errichten, kostet 10 Dollars. Ich füge dieser Angabe noch bei, damit der geneigte Leser sieht, daß das Sterben in Amerika eine höchst theuere Sache ist, aus einer amerikanischen, specificirten Rechnung Folgendes an:

	Dollars.
Ein einfacher Sarg sammt versilberter Platte, auf welche der Name des Verstorbenen eingegraben wird . .	30
Begräbnißplaz sammt Oeffnen des Grabes	12
	42

	Dollars.
Uebertrag . . .	42
Für Schuz des Begräbnißplazes	6
Leichenwagen	10
6 Chaisen für die Leichenbegleitung	30
Für ein hölzernes, einfaches Kreuz bis zur Errichtung des Monumentes	3
Für ein bescheidenes Monument von Marmor . . .	95
Für die Schrift auf demselben	6
Dazu oben erwähnte	10
In Summa:	202

oder 505 Gulden. Das ist wirklich horrend, aber für Amerika nicht theuer, sondern bürgerlich einfach; denn der Verstorbene, für dessen Beisezung auf dem Melroser Friedhof 505 Gulden zu bezahlen waren, war ein schlichter Schuhmacher. Es gibt Begräbnißpläze, die 50 bis 100 Dollars kosten; Monumente, die in die Tausende sich belaufen. Musikalische Todtenämter mit Predigt, für die 50 bis 100 Dollars bezahlt werden. Einer der größten Friedhöfe der Union ist jener bei Brooklyn, auf Long-Island, der 242 acres Land enthält und eingefencet ist. Er heißt Greenwood Cemetery, d. h. Grünwald-Friedhof. An Werktagen ist der Besuch desselben Jedermann erlaubt, am Sonntag dürfen ihn aber nur solche Personen besuchen, die eigene Begräbnißstellen (Lots) auf demselben besizen. Der Preis einer permanenten Lot für Erwachsene beträgt 15 Dollars, für Kinder unter 10 Jahren bis zu 2 Jahren 7 Dollars 50 Cents, und für Kinder unter 2 Jahren 5 Dollars. Der Preis für nicht-permanente Lots (temporary intermets) beträgt für Erwachsene 10 und für Kinder 5 Dollars. Es ist verboten auf diesem Friedhof zu rauchen, selbst an jenen Pläzen, wo keine Gräber sich befinden, und wo man blos spazieren geht, um die herrliche Aussicht auf New-York, dessen Hafen und die Umgebung

zu genießen. Es ist ferner verboten, Speisen und Getränke mitzunehmen. — Die Vermögenslosen werden auf einem Gemeinde-Friedhof für die Armen (cemetery of the poor) beerdiget.

Es ist in Amerika eine heillose und widerwärtige Unsitte, wegen jeder Kleinigkeit die Todten wieder auszugraben und auf einem andern Friedhof zu bestatten. Man sollte unbedingt die Todten in Ruhe lassen. Wie oft wird der Leichnam von den Kindern, Eltern, Gatten und Vereinen, denen der Verstorbene angehörte, reclamirt, nachdem er Jahr und Tag im Grab gelegen! Wie oft sieht man in den Eisenbahnpackwagen Särge, deren Inhalt, wie jede andere Waare, behandelt, herüber und hinüber geworfen und polternd und fluchend, mit Koffern und Kisten, auf- und abgeladen wird! Solches ist höchst unwürdig, das religiöse Gefühl kränkend und den Zartsinn tief verlezend. — Der Confessionshader und Religionskrieg wird auch auf dem Friedhof noch fortgesezt, indem oft ein fanatischer Gatte seine Gattin, oder eine schwärmerische Gattin ihren Gatten nicht auf diesem oder jenem Confessions- oder allgemeinen Friedhof in Staub zerfallen lassen will; weßwegen sie den Leichnam, selbst gegen die leztwillige Verfügung des Verstorbenen, ausgraben und auf demjenigen Friedhof beisezen lassen, auf den sie nach ihrem Tod verbracht zu werden wünschen. Die geheimen Gesellschaften wachen mit argwöhnischen Augen darüber, daß der Friedhofwächter, der Leichenhausaufseher und die Todtengräber nicht gläubig, orthodox, und speciell, nicht katholisch oder katholisch gesinnt seien. Es ist mir ein Fall bekannt, daß eine freireligiöse Friedhof-Commission dem irländischen Friedhofwächter und Todtengräber, der wahrscheinlich aus Uebersehen oder seines Geldes wegen von derselben angestellt worden war, deßwegen einen scharfen Verweiß erhielt, weil er mit Geistlichen umging, ja weil katho-

lische Geistliche ihn selbst auf dem Friedhof besuchten, wodurch derselbe (der Friedhof) entweiht würde und die Todten in ihrem ewigen, süßen Freimaurerschlummer gestört werden könnten. Zugleich wurde er mit Entlassung bedroht, sofern er den gefährlichen und ansteckenden Umgang mit so übelberüchtigten Subjecten nicht meide.

Sterben und Beerdigtwerden unterligt in Amerika nicht überall staatlicher, sanitäts-polizeilicher Controle. Ist z. B. auf dem Lande ein katholisches Pfarrkind gestorben, so verfügt sich eine mit dem Verstorbenen verwandte oder befreundete Person zu dem Pfarrer, meldet den Sterbfall und ersucht denselben, die Leiche zu einer bestimmten Zeit beerdigen zu wollen. Scheint dem Pfarrer die gewünschte Frist zu kurz oder zu lang, so bestimmt er nach seinem Ermessen die Beerdigungszeit. Man bringt den Sarg mit dem Leichnam zur Kirche, der Priester recitirt die üblichen Gebete und hält auf Verlangen eine Leichenrede, worauf sodann der Leichnam auf den Friedhof verbracht und beigesezt wird. Es ist übrigens schwer, wenn nicht geradezu unmöglich, allgemein gebräuchliche Normen für die Beerdigung anzugeben, da in Amerika diesbezüglich die größte Verschiedenheit obwaltet. Ist z. B. der Friedhof weit von der Kirche entfernt, so begleitet der Priester den Leichnam nicht bis zum Grabe, ist er aber nahe, so begleitet er denselben bis dorthin. An manchen Orten wird der Obrigkeit keine Anzeige von den Sterbfällen und der Beerdigung erstattet, beziehungsweise deren Erlaubniß zur Beerdigung nicht eingeholt, an andern Orten aber bedarf man eines Zeugnisses des Arztes, der den Verstorbenen behandelte, um auf der Office der board of health (Gesundheitsbehörde) die Erlaubniß zur Beerdigung zu erwirken. Aeußert der Arzt oder sonst Jemand den Verdacht, die gestorbene Person könnte vergiftet oder sonstwie um's Leben gebracht worden sein, so ist der Coroner (Leichen-

beschauer) verpflichtet, die Leiche einer genauen Untersuchung zu unterwerfen und über den Befund derselben ein Protokoll aufzunehmen. So sehr ich auch gegen alle Staatsbevormundung, Bureaukratie und Polizeiallgewalt bin, so kann ich doch nicht billigen, daß die Beerdigung an vielen Orten keiner Controle und Beaufsichtigung unterworfen ist. Welch ein weiter Spielraum bietet sich da dem Leichtsinn, der Roheit und dem Verbrechen! Wie oft wurden schon Personen in effigie beerdiget, die sich in hohem Betrag in die Lebensversicherung hatten aufnehmen lassen, dann pro forma das Zeitliche segneten, sich aus dem Staube machten und in einem andern Staat und unter einem andern Namen wieder auftauchten! Statt ihrer wurde ein schwerer Popanz dem Sarg und Grab übergeben! Wie oft wurde der Tod reicher Personen, um sie zu erben, oder gehaßter Personen, um sie aus den Augen und aus dem Weg zu schaffen, auf verbrecherische Weise herbeigeführt, und dann die gelynchte Person, als eines natürlichen Todes verstorben, ohne Anstand beerdiget! Wie leicht kann nicht eine scheintodte Person beerdiget werden, wenn keine Leichenschau stattfindet, und der noch warme Körper eingesargt und hinabgeschaufelt wird!

Dienstag, den 1. September. Es war beschlossen, heute das größte Naturschauspiel Amerika's, die Niagara-Fälle, zu besichtigen. Meine Erwartungen waren hoch, sehr hoch gespannt, aber die Wirklichkeit übertraf das kühne Phantasie-Bild, das ich mir im Voraus von diesem Naturwunder entworfen. Es läßt Alles weit hinter sich, was man an Großartigkeit, an Kühnheit und Schauder Erregendem sich denken und träumen kann.

Die Niagara-Fälle.

Es war ein herrlicher Tag, ein wolkenloser Himmel lächelte herab, die Sonne sandte nur allzu freigebig ihre Strahlen auf die Erde, und kein Blatt bewegte sich in dem stillen, feierlichen Luftmeer. Auf dem Gang nach dem Eisenbahnhof kaufte ich einen weißen Rock, aus halbgebleichtem, dünnem Linnenzeug gefertigt, und einen weißen Panama-Hut. Der Rock kostete 2 Dollars und der Hut desgleichen. Die Geistlichen in den Vereinigten Staaten tragen während der heißen Jahreszeit ohne Ausnahme solche weiße Röcke, die durchaus ungefüttert sind und von Zeit zu Zeit gewaschen und gebügelt werden, nebst einem weißen Strohhut, da man in einem schwarzen Tuchrock, und die Angströhre auf dem Haupt, im Sonnenbrand verschmachten müßte. Man erkennt Dessen ungeachtet sogleich den Geistlichen an dem s. g. Collare — einem weißen Krägelchen über der schwarzen Halsbinde. Ueber dem Rock- und Huthandel hatten wir den Zug um 8 Uhr verfehlt und mußten deßwegen den nächsten, der nach 10 Uhr abfuhr, benüzen. Wir besuchten während dieser Zwischenzeit einen entschiedenen Katholiken, der einem Unterstüzungsvereine angehört und in einer sehr frequenten Straße, in der Nähe des Bahnhofs, einen großen Grocerieſtore besizt. Diese Straße wird stellenweis massenhaft von jenen verworfenen Geschöpfen bewohnt, die zur Schande der Menschheit das entehrendeste Geschäft betreiben und schon durch ihr äußeres Benehmen, sowie durch ihren Anzug schreckliches Aergerniß geben. Wir eilten raschen Schrittes

durch diese sodomitische Straße. Es sollen ehedem in dem Canale, der hinter der linken Häuserreihe sich hinzieht, nicht selten die Leichen Solcher aufgefunden worden sein, die in den Lasterhöhlen dieser Straße zuerst ausgeraubt und dann ermordet worden waren. Ist ihnen auch ganz Recht geschehen, denn wer seinen Kopf mit offenen Augen in eine Schlinge steckt, kann sich nicht beschweren, wenn dieselbe unbarmherzig zugezogen wird.

Um 10 Uhr 20 Minuten bestiegen wir den Eisenbahnzug, der uns in drei Viertel Stunden nach der Stadt Niagara-Falls, 5 Stunden von Buffalo entfernt, brachte. Die Eisenbahn führt, wie ich schon früher erwähnte, an den Ufern des Niagara hin. Der Niagara-River ist ein Abfluß aus dem Erie-See und verbindet in einer Strecke von 12 Stunden diesen See mit dem Ontario-See. Er ist bei Buffalo 1 Stunde breit und durchschnittlich 50′ tief und legt in 80 Minuten den Weg bis Black-Rock, 1 Stunde von Buffalo entfernt, zurück. Bei diesem Dorfe gibt er einen Theil seines Wassers an den Erie-Canal ab. 2 Stunden von hier entfernt, trennt er sich in 2 Arme und bildet eine Insel, Grand-Island, die zum Staate New-York gehört, sowie die unterhalb Grand-Island's liegende Insel, Navy-Island, die zu Canada gehört. Dann vereinigen sich seine Arme wieder, sein Lauf wird schneller und reißender, während die Ufer sich nähern. Etwa 15 Minuten oberhalb der Fälle beginnen Stromschnellen (rapids), da das Gefälle auf dieser Strecke 52′ beträgt.

Die Wasserfälle selbst bekamen wir erst auf der Canada-Seite zu Gesicht, weil wir vom Eisenbahnhof uns in die Stadt begaben, zuerst zu Mittag speisten und dann für etwa 4 Stunden eine zweispännige Chaise mietheten, wofür wir, Father Keck, Sorg, Kofler und ich, 5 Dollars zu zahlen hatten. Gewiß ein schöner Preis: 12 Gulden und 30 Kreuzer für eine so

kurze Zeit und Strecke. Wir fuhren über die Great suspension bridge, ein Werk des genialen Brückenbauers Röbling, eines Deutschen, der die ebenso großartige Hängebrücke über den Ohio bei Cincinnati gebaut. Welch ein Unternehmen! Es ist eine doppelte Brücke, deren Länge 852′ beträgt. Sie hängt in einer Höhe von 245′ über dem Wasserspiegel und wird von 4 Drahttauen getragen, die einen Durchmesser von 1′ haben. Jedes Tau besteht aus 3640 einzelnen Drähten. Diese 4 Taue ruhen auf 4 Thürmen, die aus Quadern erbaut sind, und sind jene auf der Canada-Seite 78′ und diejenigen auf der amerikanischen Seite 88′ hoch. Das Endstück der Taue ist 25—30′ tief in massives Mauerwerk eingelassen. Von diesen Tauen hängen senkrecht, von 4 zu 4′, Drahttaue herab, die 1″ und 15‴ stark sind und die 2 Brückenetagen tragen. Die obere Brücke dient für die Passage der Eisenbahnzüge und die untere für Wagen und Fußgänger. Die Brücke ist dermaßen solid gebaut, daß der heftigste Orkan kaum eine geringe Schwankung derselben hervorbringt, fährt aber ein Eisenbahnzug über den Oberbau, so fühlt man kaum ein leises Erzittern der Drähte und eine kaum merkliche Oscillation des Brückenbodens. Wahrlich, man staunt hier den ungeheueren Fortschritt der Mechanik und Industrie an. Wer schwache Nerven hat und leicht vom Schwindel ergriffen wird, vermag es nicht, wenn er sich auch mit beiden Händen festhält, in die grauenhafte Tiefe und auf den in ihr dahinrauschenden Strom zu schauen. Jede Person, welche die Brücke passirt, hat 25 Cents, und jede zweispännige Chaise 50 Cents zu bezahlen. Wir gingen zu Fuß über die Brücke, um Alles mit Muße betrachten zu können. Während wir in der Mitte derselben angekommen waren, brauste ein Eisenbahnzug über uns hin, dessen dumpfes Rollen auf einige Augenblicke das Tosen des Wasserfalles übertäubte. Jenseits der Brücke bestiegen wir die Chaise wieder. Um eine Krümmung

biegend, lag das imposante Schauspiel vor uns, eine halbe Stunde von der Brücke, aufwärts des Flusses gelegen. Welch ein Anblick, wie das weite Erdenrund keinen zweiten bietet! Der breite, mächtige Fluß stürzt sich senkrecht mit Donnergepolter über die Felsen hinab, von ferne flüssigem Silber ähnlich. Aus dem weiten und tiefen Kessel aber, in welchen er herabstürzt, wirbeln Wolken empor, die hoch in die Lüfte steigen, weithin Kühle verbreiten und als feiner Wasserstaub wieder herabrieseln. Man passirt zuerst links an einer zweiten Hängebrücke vorüber, die sich in sehr primitivem Zustande befindet. Die Drahtseile erscheinen von unten betrachtet, als Fäden eines Spinngewebes, die diesseits und jenseits des Ufers über hohe, hölzerne Thürme gelegt sind. An den Drahtseilen hängt ein käfigähnliches Behältniß, das durch eine Vorrichtung auf der amerikanischen Seite herüber- und wieder hinübergezogen wird. In diesem luftigen Käfig befinden sich die verwegenen Passagiere. Es graust Einem wirklich, diesen Käfig an den dünnen Drähten über der schrecklichen Tiefe schweben und langsam sich fortbewegen zu sehen. Der erste Fall wird gebildet durch das Wasser eines Canales, das in jähem Sprunge so hoch herabstürzt, wie die Wassermassen der 3 großen Fälle. Dann kommt der zweite Fall zwischen dem amerikanischen Ufer und der Goat-Island (Ziegen-Insel), dann der dritte zwischen dieser Insel und dem mitten im Niagara stehenden Thurm, und endlich der vierte zwischen diesem Thurm und dem Ufer auf der Canada-Seite. Die Breite des dritten und vierten Wasserfalles, den Manche als einen einzigen betrachten, der aber durch Felsen eine kleine Unterbrechung erleidet, beträgt 2200′, der zweite 1140′ und der erste etwa 20′. Goat-Island, das den zweiten und dritten Fall trennt, hat eine Breite von 980′. Auf der amerikanischen Seite stürzt das Wasser 164′ herab, und auf der canadischen 158′. Unterhalb der Fälle ist der Niagara 1170′ breit und

gegen 200′ tief. Man hat mit ziemlicher Genauigkeit berechnet, daß die Wassermasse, die in jeder Minute herabstürzt, 113,500,000 Gallonen oder 15,000,000 Kubikfuß beträgt. Aber wo finde ich Worte, Bilder und Farben, um zu schildern, was unbeschreiblich ist, was keinen Vergleich zuläßt, was man nur selbst sehen und fühlen, aber Andern nicht mittheilen kann! Ich will blos einen verzweifelten Versuch machen, in dir so eine dunkle Ahnung zu wecken, wie die Niagara-Fälle in der Wirklichkeit sich präsentiren. Ein wilder, tobender Strom, der auf einer kurzen Strecke schon 52′ tief hinabbraust und, durch Felsenriffe und zackige Steine sich zwängend, brandend und grimmig aufkocht, stürzt sich, in einer Ausdehnung von 3340′, über den Rand eines überhängenden Felsens weit vorspringend, in eine Tiefe von über 150′. Troz des weiten Bogens, den die stürzende Wasserfläche beschreibt, zerschellt sie in größeren Zwischenräumen an Felsen-Rippen und Zähnen, die weit aus der Steinwand hervorragen und wie mit riesiger Pflugschar weiße Furchen durch die smaragdgrüne und silbergraue Wasserfläche ziehen. Der über den Felsenrand springende Wasserbogen spielt, von der Sonne beschienen, in allen Farbentönen, während sie in die aus der Tiefe aufwirbelnden Wolken einen herrlichen Regenbogen zaubert. In dem schauerlichen Abgrund sprudelt, siedet und quirlt, schäumt, rauscht, zischt und murmelt das gejagte, gepeitschte, zerschellte Element in dem Riesenbecken — eine ungeheuere Schaummasse, aus der sich Dampfsäulen erheben, die hoch emporsteigen, nebelhaft in den Lüften schweben und schwimmen und dann als rosige Lichtschleier verduften. Nachdem der Schaum sich niedergeschlagen, schreitet das dunkelgrüne Gewässer, von langen, weißen Schaumbändern durchzogen, in seinem tiefen Felsenbette ernst und schweigend dem Ontario zu. Das Donnern und Tosen, das Brüllen und Schnauben der Fälle ist betäubend und wahrhaft beängstigend.

Die Temperatur ringsum ist frostig, ein feiner Thau benezt Wangen und Kleider, und aus der Tiefe weht es eisig herauf zum Uferrande. Der günstigste Punkt für die Betrachtung der Fälle, besonders um ein Gesammtbild und einen Totaleindruck zu erhalten, ist ein weit über den Abgrund vorspringender Felsen auf der canadischen Seite, table rock genannt. Ich glaube zwar, daß man sich nicht leicht, besonders nicht in großer Gesellschaft, auf diese Felsentafel, die dünn und horizontal über der Tiefe schwebt, stellen würde, wenn man sie vorher von unten betrachtet hätte. 1818 löste sich ein Theil derselben und fiel hinab, und 1828 folgte ihm ein noch größeres Stück. Diese Felsentafel ist nur wenige Schritte von dem Hufeisenfall (horse-shoe-fall) entfernt. Er hat seinen Namen von seiner Gestalt, indem der Felsen, über den das Wasser hinabstürzt, eine concave Fläche bildet. Hier stund ich lange, und große Gedanken und mächtige Empfindungen stürmten durch Geist und Herz. Auf einzelne Momente ist übrigens das Denken förmlich unterbrochen, denn der Anblick ist zu groß, zu überraschend, zu fabelhaft, zu unfaßbar, zu imposant, zu überwältigend, er überbietet Alles, was man bisher gesehen, gelesen und sich vorgestellt. Man hat wahrlich Mühe, sich in das Gigantische, Wunderbare, Schauerlich-Schöne hineinzudenken und in demselben zurecht zu finden. Man steht hier betäubt, vernichtet und getraut sich nicht, ein Urtheil auszusprechen, weil man fürchtet, auch mit dem kühnsten, schwunghaftesten Wort, das angestaunte Naturwunder zu profaniren und in das Gebiet der Prosa herabzuziehen. Man fühlt sich tief ergriffen und erschüttert; der Seele Grund ist aufgewühlt wie die schäumenden Wellen in der Tiefe, und man fürchtet förmlich, zu schwach, zu unfähig, zu zwerghaft zu sein, um das Majestätische, Prachtvolle und Ueberwältigende zu fassen, in sich zu saugen und festhalten zu können. Und ernst, tief ernst wird man auf die-

sem table rock, weil hier, wie nirgends, das Bewußtsein und das unmittelbarste, lebhafteste Gefühl der Nähe Gottes die Seele erfüllt. Das ist sein Werk, hallt es wieder in der Tiefe der Seele. Im Donner der stürzenden Gewässer redet er zu dir und kündigt sich dir an als majestätischen, allmächtigen, furchtbaren Gott, der die Seele der Unbußfertigen auf ewig in der Hölle Abgrund wirft, der aber den Frommen und Tugendhaften so mild und freundlich anlächelt, wie der aus Diamanten gewobene majestätische Regenbogen, der über dem schauerlichen Abgrund schwebt. Und auch weich wird man, ja thränenfeucht wird das Aug auf diesem table rock, denn wenn man die Wassermassen in wilder Hast dem Abgrund zueilen und in denselben hinabstürzen und immer neue und neue nachdrängen sieht, und bedenkt, daß keine mehr wiederkehrt, da erblickt und erkennt man unwillkürlich in ihnen ein Bild seines eigenen Lebens. Ja, so kommen und gehen sie und stürzen in den finstern Abgrund der Vergangenheit: die Stunden, Tage, Monde und Jahre, die uns Gott beschieden! Und was dann? Wem rieselt's bei diesem Gedanken nicht kalt durch die Glieder? Und wie könnte dieses Rieseln fehlen beim Anblick der Niagara-Fälle, am Rande des gähnenden Abgrundes, wo der eisige Hauch aus der Tiefe heraufweht, die Dampfwolken zerstäuben und in Thautropfen herabrieseln! — Man kann sich nicht satt sehen, man kann sich kaum losreißen. Endlich aber mußte dieses Opfer gebracht werden. Meine Reisegefährten, die den Niagara schon oft gesehen, mahnten zur Umkehr. Vorher aber ließen wir uns, zum bleibenden Andenken an den gemeinschaftlichen Besuch der weltberühmten Niagara-Fälle photographiren. Wir stellten uns während der Aufnahme des Bildes auf den table rock, und der Photograph rückte sein Instrument so nahe vor uns hin und gab demselben einen so hohen Standpunkt, daß in unserem Rücken ein großer Theil des Hufeisen-

falls mit photographirt wurde. Das Bild befand sich blos auf einer Glastafel, die auf derjenigen Seite, auf welcher sich das negative Bild befand, mit Lack überzogen wurde, damit das präparirte Collodium sammt Photographie keinen Schaden nehme. Die photographische Aufnahme sammt Glastafel, die ich noch besize, kostete blos 2 Dollars, was für Amerika nicht theuer war. Die Photographie ist sehr gelungen und unsere Physiognomie sprechend ähnlich wieder gegeben. Nur Father Kofler ist zu ernst; tiefe Falten furchen seine Stirne und die Brauen sind zürnend einander nahe gerückt — kein Wunder übrigens: es sind die Folgen und Wirkungen eines halb verunglückten Pic=Nic's, das er am vorhergehenden Tage auf Grand=Island veranstaltet hatte.

Ich kaufte hier noch als ferneres Andenken einen ausgestopften Vogel, eine brasilianische Meise, die ein prachtvolles Gefieder hat, aber auch 2 Dollars kostete, was offenbar um die Hälfte zu theuer war. Wir bestiegen dann unsere Chaise, fuhren über die suspension bridge nach der Stadt und hier direct bis dahin, wo man vermittelst einer gedeckten Treppe, die 399 Stufen zählt an den Fuß desjenigen Falles gelangt, der sich zwischen dem amerikanischen Ufer und der Goat=Island befindet. Wer sich der Mühe nicht unterziehen will, diese 399 Treppen hinab= und wieder hinaufzuklettern, der kann sich in einen plumpen, malpropren Holzverschlag sezen, den eine Maschine sehr schnell und sanft hinabläßt und wieder hinaufwindet. Wir zogen es vor, zur Schonung unserer Füße, uns in den Verschlag zu sezen und uns für wenige Cents durch die Maschine in die Tiefe fahren und aus derselben wieder hinaufziehen zu lassen. Auf einem nicht ungefährlichen Weg oder besser gesagt, auf gar keinem Weg, sondern über nasse, schlüpfrige, große Steine gelangt man bis an den Rand des Falles, dessen Wasser, je weiter es in die Tiefe herabstürzt, desto weißer wird und, mit

ungeheuerer Schnelligkeit herabgleitenden Eiszapfen nicht unähnlich ist. Furchtbar ist der Donner der 3 Wasserfälle hier unten, da er in dem engen, fast 200′ tiefen Thale, an den Felsenwänden anprallt und als Echo zehnfach ertönt und über den Wasserspiegel abwärts rollt. Der Boden zittert unter den Füßen, und ein feiner Regenguß durchnäßt die Kleider. Unbeschreiblich schön ist der kühne Bogen, in welchem das Wasser über den Felsenrand in die Tiefe stürzt, und brillant der Farbenschmelz, den die Sonnenstrahlen über dasselbe ausgießen. Wahrlich man glaubt in diesem Abgrund, wenn man den Blick am obersten Saume der 3 Wasserfälle hinschweifen läßt, das tobende Element entströme geradezu dem azurblauen Himmel, der als kühner Bogen über das tiefe Flußbett sich wölbt. Die frostigen Windstöße und der dichte Wasserstaub dulden den Beobachter nicht lange in diesem riesigen Wassergrab, sie treiben ihn gleichsam zürnend aus ihrem geheimnißvollen, geisterhaften Gebiet. Wir kehrten zurück, ließen uns in die sonnige Höhe emporheben, bestiegen die Chaise und fuhren auf die Ziegeninsel, die mit dem Festland durch eine solide Brücke verbunden ist. Jede Person, welche die Brücke passirt, hat 50 Cent zu bezahlen, die Chaise dagegen ist frei. Unstreitig ist diese Insel das interessanteste Eiland der Welt. Sie ist 71 acres groß, mit Wald bedeckt und bietet herrliche Spaziergänge. Oberhalb dieser Insel, mitten in den rapids, ligt eine andere, blos 2 acres große Insel, Bath=Island genannt, weil man dort kalte Bäder nehmen kann. 2 Brücken, eine von Goat=Island, und eine andere vom amerikanischen Ufer, führen über die rapids auf dieselbe.

Wir stiegen zuerst eine Treppe hinab, um an den amerikanischen Wasserfall zu gelangen. Eine Brücke führt über den reißenden Niagara=Arm, und jenseits der Brücke kann man sich so nahe an den Rand des Felsens, über den das Wasser

hinabstürzt, begeben, daß man in die schauerliche Tiefe sieht, und dem hinabgleitenden Strom mit den Augen folgen kann. Wer aber leicht vom Schwindel ergriffen wird, mag sich hüten, so weit sich vorzuwagen. Auf Goat-Island haben Indianerinen allerlei Gegenstände feil, von denen bereits jeder Besucher der Niagara-Fälle Etwas kauft und als Andenken mit nach Hause nimmt. Die Indianerinen verfertigen diese Gegenstände selbst, und zwar auf Goat-Island, vor den Augen der Fremden, was denselben (den Gegenständen nämlich) gerade keinen höheren Werth und Reiz gibt; denn diese Weibsbilder sind sehr schmierig, abflorirt, theilweis verwittert und so fett, daß sie wie Gallert bei jeder Bewegung zittern. Auch nicht Einen ansprechenden, sanften, weiblichen Zug konnte ich in ihrem nichtssagenden Antliz, sowie in ihrem verschwommenen Aug entdecken. Sie verfertigen meistens Nadelkissen und Pantöffelchen für Sackuhren. Da alle Indianer schreiende Farben und Wollenstoff lieben, verwenden sie bei Anfertigung ihrer Arbeiten fast ausschließlich hochrothen, hellblauen und hellgrünen Wollenstoff und besezen denselben mit großen Schmelzperlen in Form von Blumen und geometrischen Figuren. Auf jeden Gegenstand sticken sie die 2 Worte Niagara-Falls. Ich kaufte ein Uhren-Pantöffelchen und ein Nadelkissen, Father Keck aber kaufte die eine der indianischen Schönheiten vollständig und zu herabgesezten Preisen aus, woraus ich schloß, daß er entweder ein Detailgeschäft dieser eleganten Artikel in Buffalo zu gründen beabsichtige oder den großmüthigen Entschluß gefaßt hatte, einer jeden Person seiner geliebten Vaterstadt, des „herzgepoppelten" Endingen am Kaiserstuhl, ein Andenken zu übersenden. Nun, sei ihm, wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß über das Antliz der Kupferfarbigen ein leichter Zug freudiger Erregtheit flog, als sie ihres ganzen Krames los war, und daß sie sicherlich an jenem Abend den Gram ihres zartfühlenden Herzens über das herbe Loos ihrer Nation mit „Feuerwasser" beschwichtigt haben wird.

Auf der Südseite der Ziegeninsel ist ein abschüssiger Weg, der zu einem schmalen Stege, „Schildkrötenbrücke“ genannt, führt. Dieser Steg ist ganz nahe am Abgrund über den Central-Fall, von Felsstück zu Felsstück gelegt, und gelangt man über denselben zu einem 45′ hohen Thurm, der auf einem Felsen steht, welcher zwischen dem Hufeisen- und dem Central-Falle hervorragt. Der Thurm ist aus Holz gebaut und mit Cement überzogen. Eine Wendeltreppe führt in demselben hinan, und zieht sich oben eine Galerie rings um den Thurm, so daß man von hier aus den Niagara hinauf und hinab, die rapids, die 4 Fälle, die halsbrechende obere und die solide untere Brücke, die Goat- und Bath-Insel, die Stadt Niagara-Falls und die nächste Umgebung überblicken kann. Welche Rundschau! Thurm und Fels bebten unter mir, — hart an dem schauerlichen Abgrund! Der horse-shoe-fall zog zuerst meinen Blick auf sich, denn sein Rinnsal ist das tiefste, durch das die größte Wassermasse über die Felsen stürzt. Ich schaute hinab in die schwindelnde Tiefe, in welcher die Wasser wirbelten, zischten und schäumten, und aus der eine weiße Dampfsäule ununterbrochen zu mir heraufstieg. Doch lange konnte ich diesen Anblick nicht ertragen, weil die optische Täuschung so groß war, daß ich wähnte, mit den wild dem Abgrund entgegenjagenden Fluthen fortgerissen zu werden. Ich begab mich daher für kurze Zeit auf die südliche Seite der Galerie und ließ mein Aug ausruhen durch den Anblick der Bath-Insel, die mit Bäumen und Gesträuch bewachsen ist. Nachdem der erste Schauder der Sinne überwunden war, konnte ich lang und anhaltend die 3 schreckhaften Fälle betrachten. Mit Recht nannten die Indianer diese Fälle Niagara, d. h. in der Sprache der Irokesen [1] „Donner der Gewässer,“ denn ein tausendfacher Don-

1) Die Irokesen, ein indianischer Stamm, wohnten einst mit den Huronen an den beiden Ufern der großen Seeen im Norden der Vereinigten Staaten.

ner rollt und brüllt aus der Tiefe herauf, während die Brandung der rapids im Rücken rauschen und zischen. In weiter Ferne vermählt sich der blaue Wasserspiegel des Ontario mit dem sich herabneigenden Firmamente; ringsum Waldesgrün, palastähnliche Hotels und zierliche, niedliche Landhäuser. Lange stand ich sprachlos, bald entzückt, bald durchbebt inmitten dieses göttlichen Panoramas, denn göttlich, wahrhaft göttlich ist's — man sieht hier deutlich seiner Hände, des allmächtigen Gottes Spur, der über diesen Fleck Erde allen Reiz und Zauber ausgegossen. Sinne und Seele waren wie berauscht, wie trunken von so viel Bildern und Eindrücken, von so viel Reizen und Genüssen. Mein Herz jauchzte und frohlockte, daß endlich nach wochenlanger, beschwerlicher und mühevoller Reise sein Sehnen und Verlangen gestillet worden — den Niagara zu sehen; und die aus der Tiefe zum Himmel aufwallenden Wolkensäulen erinnerten es an die Pflicht, Dem zu danken, der mich wohlbehalten über den Ocean bis hierher geleitet, der mich diesen Tag erleben, der mich das schönste Schauspiel dieses Erdenrundes schauen und genießen ließ. Ja meine Seele schwang sich empor mit den aufsteigenden Wolkensäulen, und, höher als diese, bis zu dessen Thron, der hier so deutlich spricht, wie ehedem mit Moses im Dornbusch und auf Sinai. Ich fühlte es hier, was es heißen will: dieser große, majestätische Gott, der der Welten Herrlichkeit erschaffen, ist dein Vater! Und wenn schon diese Welt, die wir in vielfacher Beziehung mit Recht ein Jammer- und Thränenthal nennen, an einzelnen bevorzugten Punkten so sehr den Stempel des Majestätischen und Erhabenen an sich trägt, daß unsere Seele bei dessen Anblick entzückt aufjubelt; wie majestätisch, wie schön, wie herrlich, wie entzückend muß erst jene Welt sein, die Denen als Lohn verheißen wurde, die ihn, ihren himmlischen Vater, lieben! Ich fühlte es hier lebhaft, daß das Gebot, ihn zu lieben, keine schwere Pflicht

und Last, sondern eine süße Lust, eine hohe Ehre, unser Ruhm und Stolz ist. Ich empfand es hier tief, welch schmähliche Feigheit es ist, diesen König des Weltalls zu verleugnen, sich seiner zu schämen vor elenden Wichten, die nichts Höheres und Besseres kennen, als den mephitischen Dunst der Kneipen und die Brandy-Bottle. Was ein Menschenherz zu heben, zu begeistern, zu erschüttern, zu schmelzen vermag, Das stürmt hier mit Macht auf dasselbe ein und durchbebt es mit Grauen, Rührung, Wonne und Entzücken, die sich in eine hehere Harmonie verschmelzen — in heilige Andacht. Ich fühlte mich in erhabenster Stimmung, und war mir's nicht anders, als wäre eine höhere Weihe über mein Wesen ausgegossen. Ich stieg vom Thurme herab, schaute nochmals in die Tiefe und wollte mich trennen von diesem Wunder der neuen Welt, das zu sehen, es sich der Mühe und der Kosten lohnte, über das Weltmeer zu segeln, als ich gewahrte, daß eine fein gekleidete Dame hart am Rande des Abgrundes sich niederkauerte, um eine Blume zu brechen, die aus einer Felsenrize hervorgesprossen. Sie hatte den einen Fuß auf einen kaum 2″ langen Stein gestüzt und schwebte mit dem Haupt und Oberkörper über dem Abgrund, während ein Herr ihre rechte Hand hielt, um sie festzuhalten, wenn der Stein, auf den sie den Fuß gesezt hatte, brechen sollte. Allein, wie wäre das möglich gewesen auf dem nassen, schlüpfrigen Felsen! Sie wären Beide, wenn der Stein gewichen wäre, in den Abgrund hinabgestürzt. Welche Vermessenheit also und welch tollkühnes Wagniß um einer Blume willen! Der Stein wich freilich nicht, und die Blume wurde gepflückt, aber wie leicht hätte er weichen und dadurch Beide in den Abgrund begraben können! Dieser beängstigende Anblick berührte mich sehr unangenehm und riß mich einen Moment lang aus meiner heiligen Stimmung. Ich ging hierauf über den schwankenden Steg zurück auf die Ziegeninsel.

Hinter dem Central-Falle ist die berühmte Windhöhle, 153′ lang, 50 breit und 100 hoch. Es soll schauerlich schön sein, hier das herabstürzende Wasser zu betrachten, durch das magisch und zauberhaft die Tageshelle bricht, und wahrhaft dämonisch soll der Lärm und das Getös der herabstürzenden Wasser in der durch die Wasserwand geschlossenen Höhle sein; allein ich besuchte diese Höhle nicht, denn ich hatte genug gesehen.

Eine starke Stunde von den Fällen entfernt, stromabwärts, ist, hinter einem Felsenvorsprung, der berühmte Strudel oder Wirbel, in welchem Stämme und Bäume, die den Niagara hinabschwimmen, oft wochenlang im Kreise umhergetrieben werden. Eine kleine Strecke unterhalb dieses Wirbels befindet sich die merkwürdige Teufelshöhle, 2 acres groß und gegen 200′ tief. Ein kleiner Fluß, der blood-river (Blutfluß) ergießt sich in dieselbe. Dieser Fluß wird Blutfluß genannt, weil sein Wasser im Kriege von 1763 bei einem Kampf der Indianer, Franzosen und Engländer mit Blut gefärbt wurde. Bis Lewiston, das auf dem rechten Ufer des Niagara ligt, steigen die Felsen des Bettes zur Höhe von 310′ hinan; unterhalb der genannten Stadt senken sich dieselben aber immer tiefer und verschwinden in der Nähe des Ontario-Sees bei Queenstown gänzlich. Dieser See ligt 334′ tiefer als der Erie-See, und fällt daher der Niagara von seinem Austritt aus dem Erie-See bis zu seiner Einmündung in den Ontario-See 334′. Die Felsen des Flußbettes bestehen aus schwärzlichem Thonschiefer, der dem tiefen Thal ein schauerliches Gepräge gibt und das dunkelgrüne Wasser des Niagara in noch düsterern Schatten hüllt.

Als der berühmte französische Seiltänzer Blondin auf seinen Kunstreisen an den Niagara kam, machte er sich anheischig, auf dem über den Abgrund gespannten Seil sich zu produciren. Und richtig: der Waghals spazierte, tanzte und gaukelte herüber

und hinüber. Das non plus ultra seiner haarsträubenden Bravourstücke bestand aber darin, daß er eines Tages einen kleinen Bratofen, Holz, Eier und Butter mit sich auf's Seil nahm, mitten auf demselben den Bratofen in's Gleichgewicht stellte, Feuer anmachte, und kunstgerecht einen Eierkuchen buck, dann den Ofen in die Tiefe warf und den Kuchen, der auf einem Teller lag, mit Messer und Gabel gemüthlich verzehrte. Es hat wohl kaum jemals ein Mensch auf solchem Standpunkt und vor so vielen Zuschauern einen Eierkuchen verzehrt, wie Blondin; denn über 20,000 Menschen schauten, mit Lorgnetten und Perspectiven bewaffnet, auf beiden Ufern athemlos dem grauenhaften Schauspiel zu. Das war einmal ein ächtes Stück nach dem Geschmack der Yankees, die für alles Außergewöhnliche, Fabelhafte und Halsbrechende schwärmen. Schade nur, daß Blondin den Eierkuchen verzehrte, hätte er ihn dem Schwindelkönig Barum für sein Museum übergeben; so hätte der miraculöse Eierfladen demselben, dem Barum nämlich, sicherlich eine Million Dollars eingetragen.

Der gähnende Schlund der Wasserfälle ward schon Menschen zum nassen Grab.

Einst, die Jahreszahl konnte ich aber nicht in Erfahrung bringen, verfolgte ein Matrose eine Indianerin mit Zudringlichkeiten. Das Weib floh vor ihm und eilte an's Ufer des Niagara oberhalb der rapids, um bei ihrem Manne Schuz zu finden. Dieser schlief in einem Kahn, der am Ufer befestigt war. Der Matrose gewann aber vor dem fliehenden Weibe einen Vorsprung und schnitt, um dessen Flucht auf den Kahn zu hindern, den Strick entzwei, mit welchem derselbe am Ufer befestigt war. Nun trieb das leichte Fahrzeug den Stromschnellen zu und stieß in denselben an einen Stein. Der schlafende Indianer erwacht, springt auf, überschaut mit Einem Blick seine verzweifelte Lage, ergreift das Ruder und kämpft

aus Leibeskräften gegen die Strömung. Doch vergebens! Immer näher treibt der Kahn gegen den verhängnißvollen Abgrund. Als der Indianer sich von der Nuzlosigkeit seiner Anstrengungen überzeugt, stellt er das Rudern ein und ergibt sich in sein Schicksal. Er legt sich nieder, breitet eine Decke über sich aus, und in wenig Augenblicken hat ihn der Abgrund verschlungen.

Es sind jezt 64 Jahre, seitdem ein anderer Indianer ebenfalls in den Fällen sein Grab gefunden. Ein Indianer-Häuptling hatte mit seiner Frau einen heftigen Auftritt gehabt. In Folge dessen greift er zur Flasche, die mit Feuerwasser gefüllt ist, und begibt sich, um derselben ungestört zusprechen zu können und bei ihr Trost zu finden, an den Niagara. Er sezt sich in seinen Kahn, der oberhalb der rapids befestigt ist und leert nach und nach die Flasche zur Hälfte. Der Genuß des Branntweins macht ihn schläferig, er legt sich darum nieder und fällt in tiefen Schlaf. Die erboste Frau ärgerte sich aber darüber, daß ihr Mann vor dem Schluß der ehelichen Tragödie das Haus verlassen, und wollte ihn auch bei der Bottle keine Ruhe und keinen Trost finden lassen. Sie schlich ihm darum nach, sah ihn den Kahn besteigen, sich niederlassen, etliche Male die Flasche an den Mund sezen und sich dann angeheitert niederlegen. Da sie die Wirkungen des Branntweins wohl kannte, wußte sie, daß ihr Mann bald in tiefen Schlaf sinken werde. Sie wartete darum einige Zeit diese Wirkung des Feuerwassers ab, schlich dann hin zum Kahn und lauschte. Ihr Mann schlief fest, denn er fing zu schnarchen an. Da kommt ihr der teuflische Gedanke: „Wie — wenn du den Kahn vom Stricke löstest und ihn sachte in die Strömung triebest, damit er, von derselben erfaßt, in die rapids und in die Fälle fortgerissen würde?! Für immer wärest du ja dann seiner ledig.“ Ein unheimliches Feuer sprüht bei diesem Gedanken aus ihren wild rollenden Augen und ihren Mund umspielt ein Zug grim-

migen Hasses und diabolischer Rachsucht, und je länger sie ihren Mann mit giftigen Blicken durchbohrt, desto mehr reift ihr schrecklicher Plan zur verruchten That heran. Sie faßt sich kurz, rafft sich auf, löst den Strick, treibt den Kahn in die Strömung und murmelt kaum hörbar die Worte, die wie ein dumpfer Dolchstoß klingen: „Fahre hin, und saufe zum lezten Mal!“ Ihr Mann schnarcht fort. Doch plözlich dröhnt der Kahn, er war auf einen Felsblock aufgefahren. Der Indianer schnellt empor, schaut um sich und erkennt, daß hier keine Rettung mehr möglich. Doch Ein Trost war ihm noch geblieben — die Flasche. Wild lachend und einen gellenden Schrei ausstoßend — wohl der lezte Gruß an sein Weib, in der er seine Mörderin ahnt — sezt er die Flasche, dem schauerlichen Abgrund, von dessen Rand er nur noch einige Ellen entfernt ist, den Rücken kehrend, an den Mund, leert sie in gierigen Zügen und schießt dann pfeilschnell hinab in die Tiefe.

In den 1837 zwischen den Amerikanern und Engländern an der canadischen Grenze ausgebrochenen Unruhen hielten die Amerikaner Navy-Island besezt und wurden durch ihre Landsleute mit Munition und Lebensmitteln versorgt, die sie auf einem Dampfboot, Namens Caroline, auf die Insel transportirten. Während einer finstern Nacht, es war am 29. December 1837, wurde das Dampfboot bei Fort Schlosser von englischen Soldaten überfallen, die Mannschaft desselben entwaffnet, das Schiff angezündet und, nachdem die britischen Soldaten es verlassen, in die rapids getrieben. Ein Entkommen war unmöglich. Das brennende Schiff schoß mit Sturmesschnelle vorwärts, das Angstgeschrei der Unglücklichen erfüllte die Lüfte, bis es vom Donner der Fälle übertäubt wurde, und — schauerlich schön stürzte es in die Tiefe, auf Augenblicke den furchtbaren Abgrund grell erleuchtend.

Im Jahre 1839 wurde die Frage aufgeworfen, ob ein Thier

das die Fälle hinabstürzte, mit dem Leben davon käme? Und man schritt sogleich zur practischen Lösung dieser Frage, obgleich dieselbe eine Grausamkeit in sich schloß. Es wurde in den Zeitungen angekündigt, daß an einem bestimmten Tag eine Schiffsladung verschiedener Thiere die Niagara-Fälle hinabgestürzt würden, wozu das verehrliche Publicum eingeladen wurde. Es strömte an dem festgesezten Tag eine ungeheuere Menge Neugieriger aus allen Staaten der Union zusammen, um Zeugen des grausamen Schauspiels zu sein. Jeder Zuschauer hatte einen Dollar zu bezahlen. Zur bestimmten Stunde wurden die gefangenen Thiere auf ein großes Schiff gebracht, das oberhalb der rapids lag, und auf dem Verdecke freigelassen. Es waren zahme und Hausthiere, Säugethiere und Vögel. Den lezten hatte man natürlich die Flügel gestuzt, um ein Entkommen derselben vom Schiffe unmöglich zu machen. Es war ein ohrenzerreißendes Gebrüll, Geheul, Geschrei, Gebell, Geschnatter und Wiehern, das die armen Thiere erhoben, als das Schiff sich in Bewegung sezte. Als es in die rapids einlief und heftige Stöße erlitt und die Thiere den Donner des Wasserfalls hörten, ahnten sie die Todesgefahr, in der sie schwebten, und suchten sich zu retten. Die Bären, Wölfe, Pferde, Hunde, Affen u. s. w. rannten voll Angst und in wilder Hast umher und suchten bald da, bald dort, zu entkommen — allein umsonst! Sie maßen mit den Augen die Entfernung des Schiffes von beiden Ufern, um sich durch einen kühnen Sprung zu retten — das Ufer war aber diesseits und jenseits zu entfernt, sie konnten den Sprung nicht wagen. Nachdem das Schiff eine Strecke weit von den rapids fortgerissen war, kam es zwischen 2 kleine Felsenriffe und rannte fest. Hier blieb es 2 Stunden eingekeilt, während welcher Zeit die gequälten Thiere ununterbrochen jämmerlich um Hilfe schrieen. Es bestätigte sich in dieser Zwischenzeit die Behauptung, daß die Mordlust und der Blutdurst der

Raubthiere sich nicht äußern, wenn und so lange sie sich mit denjenigen Thieren gemeinschaftlich in Lebensgefahr befinden, die sie sonst, selbst ohne Hunger, anfallen und zerreißen. Keines that dem andern etwas zu Leid, sie schienen gegenseitig gar keine Notiz von einander zu nehmen. Der Bär rannte an Pferd und Ziege vorbei, als ob er ihre Gegenwart gar nicht bemerkte, und der Wolf sprang unzählige Mal am Schafe vorüber, ohne nur einen Blick auf dasselbe zu werfen. Die Hausthiere zeigten ihrer Seits vor den reißenden Bestien keine Spur von Furcht.

Nachdem das Schiff 2 Stunden festgesessen, und während dieser für die armen Thiere qualvollen Zeit blos ein Truthahn sich ein Herz gefaßt und den kühnen Sprung gethan, aber natürlich sogleich von den Wellen fortgerissen und in den Abgrund geschleudert worden war, ohne wieder zum Vorschein zu kommen, hob es eine Welle empor, die Strömung erfaßte es und zog es fort, rasend schnell fort, dem gähnenden Grabe entgegen, und dort glitt es, rasch wie der Bliz, in die Tiefe. Hoch sprizte Schaum und Gischt empor, dann schlossen sich die Wasser wieder über den lebendig begrabenen Thieren und ihrer Todesarche. Die Tausende aber, die dem grausamen Schauspiele athemlos zugesehen, klatschten in die Hände.

Von den vielen, so muthwillig und herzlos geopferten Thieren — es waren deren mehrere Hundert — kam keines wieder zum Vorschein, nicht einmal ihr zerfezter oder zermalmter Körper; auch von dem zerschellten Schiffe tauchten bei den Fällen keine Trümmer auf — der Abgrund hatte Alles verschlungen. Des andern Tags aber gewahrte man eine Ente, die unterhalb der Fälle im Niagara schwamm. Man fing sie mit vieler Mühe, untersuchte sie, um es festzustellen ob sie gestern die Höllenfahrt mitgemacht. Und siehe da: sie war gezeichnet als ein Bewohner der Todesarche und hatte allein alle

ihre Leidensgefährten überlebt — nur hatte sie bei dem Sturz in die Tiefe einen Flügel gebrochen. „Und wo kam sie hin, diese merkwürdige Ente?", wirst du neugierig fragen. Und an dieser Frage erkennt man den Grünen, dem die smartness fehlt. Hast du denn vergessen, daß Amerika seinen großen, genialen, unsterblichen Barnum hat? War's denn nicht schon genug des schrecklichen, unersezlichen Verlustes, daß er und sein Amerika, Amerika und sein Barnum, um den von Blondin über dem Abgrund und auf dem Seile gebackenen Eierfladen gekommen waren; glaubst du denn, irgend eine Macht der Welt hätte sie auch um diese Ente bringen können? Dem Himmel sei's gedankt, der diesen unersezlichen Verlust in Gnaden abgewendet und verhütet hat!

Gleichwie Röhrle Napolium
Nicht mehr kraucht im Busch herum,
Er sizt vielmehr bei Cassel 'rum,
Den Gaffern ein miraculum;
So diese Ente mit dem Flügel krumm:
Sie schwimmet nimmer, denn Barnum
Amerika's rex artium
Erkauft' sie um geringes pretium.
Er stopft sie aus und stellt sie in's palatium,
„Museum", heißt's „New-Yorkicum",
Dort ist sie nun ein unicum
Und Uncle Sam's spectaculum.

Zum Andenken an Goat-Island, die herrlichste, interessanteste Insel der Welt, brach ich von einem uralten Cedernbaum, dessen Krone wohl schon tausend Jahre vom Staubregen der Niagara-Fälle befeuchtet wurde, einen kleinen Zweig, den ich zu Hause, zu Stetten am kalten Markt, über der oben erwähnten Photographie auch als unicum meiner Reise-Erinnerungen aufpflanzte. Oft, besonders wenn laue Lüfte wehen, oder der rauhe Nord vor meinem Fenster heult und tost, steh' ich hin

vor diesen Zweig, entsprossen Goat-Island, und jene Photographie, aufgenommen auf dem table-rock, über dem Abgrund des horse-shoe-fall, und dann zaubert mir die Phantasie, vermittelst dieser 2 Medien, das große Schauspiel vor die Seele, mit all den erhabenen Gedanken und tiefen Empfindungen, die damals meine Seele ergriffen, durchschauert, durchglüht und begeistert. Seit einiger Zeit aber stimmen mich Zweig, Photographie und Uhrenpantöffelchen recht wehmüthig und düster; denn 2 Jahre schon sitze ich hier wie gefangen, wie festgebannt, wie eingemauert, und warum? 1) weil ich seit mehr als einem Jahre die hiesige große Pfarrei allein zu pastoriren habe, und 2) weil ich vor der nächsten Reise unbedingt 2 Bücher zu verfassen hatte, „Dänisches und Schwedisches" und „Amerikanisches", an dem ich gegenwärtig noch schreibe. Und ich gestehe dir hier offen, lieber Leser, meine schwache Seite: ich schnelle oft empor, empor wie jener Indianer in seinem Kahn, oder wie ein gefangener Fisch im Netz, und eile hin zur Photographie, zum Cedernzweig und zum Pantoffel der Indianerin, sehe sie lang und wehmüthig an, seufze, zerre wie Prometheus an den Ketten, die mich festhalten, und endlich pressen sich die Worte herfür: „Ach, wann wird sie schlagen, die Stunde der Erlösung?" Und wenn ich mich umdrehe, und meine treue Freundin, die Reisetasche, sieht mich so flehentlich und traurig an — ach, welch ein Schmerz! Wie soll ich sie trösten, die in einer düstern Ecke Hängende, die Vergessene, die von Spinngeweb Umfangene, ich, der ich selbst des Trostes entbehre! Doch genug davon! Die Welt ist ohnehin voll gebrochener Herzen, und ich will ihre Zahl keineswegs vermehren.

Die Sonne neigte sich zum Untergang, als wir Goat-Island verließen. Welch ein Tag lag hinter mir! Er wird mir unvergeßlich und bis zum Abend meines Lebens ein unerschöpf-

licher Born der angenehmsten, freudigsten und großartigsten Erinnerungen sein.

Auf dem Rückweg zu unserem Hotel besuchten wir einen brillanten Laden, wo man Andenken an den Besuch der Niagara-Fälle kaufen kann. Es hat deren eine sehr große Menge in der Stadt, besonders in der Nähe von Goat-Island. In demjenigen, den wir betraten, waren gewiß 1000 verschiedene Artikel, und jeder in reichster Auswahl vorhanden. Alles was sich an Eleganz und Luxus, an Spiel- und Galanterie-Gegenständen nur denken läßt, war hier aufgestapelt. Und welche 2 Ladenjungfern! Das Klappern einer Mühle mit 10 Gängen ist ein schwacher Vergleich mit ihrer Geschwätzigkeit. Ich hab in meinem Leben und auf meinen weiten Reisen nur Ein Exempel gefunden, das sich mit diesen Ladies in ein Zungenturnier einlassen könnte: jene Dresdenerin, die mich auf der Strecke von Lübeck bis Lehrte fast um's Gehör und von Sinnen brachte, und deren ich in meinem Reisehandbuch über Dänemark und Schweden, Seite 515, gebührende Erwähnung gethan. Alles priesen sie an, Alles sollte man kaufen, rein Alles — die Tausende von Andenken, worauf selbstverständlich beide Jungfern als Ladenhüter übrig geblieben wären und sich gewiß von Herzen gern gratis in den Kauf gegeben hätten; denn den Mai ihres Lebens hatten sie hinter sich, und in diesem Falle sind verblaßte Ladenhüter des schönen Geschlechtes, in der Regel wenigstens, nicht mehr wählerisch. Gnad Gott, den Armen, denen vielleicht keine andere Aussicht und Wahl geblieben, als diese Charfreitagsraffeln ehelichen zu müssen!

Ich kaufte 3 Muscheln für 2 Dollars, die an Farbenpracht und Bau bewunderungswürdige Naturproducte sind.

Die Stadt Niagara-Falls besteht bereits ausschließlich aus Grocerie- und Keep-Sake-Stores, aus Beersaloons und Hotels, da sie rein auf die Tausende von Fremden angewiesen ist, die

alljährlich und in fortschreitender Zahl die Wasserfälle besuchen. Und alle diese Fremden-Rupfinstitute mögen gute Geschäfte machen; denn nobel und großartig wird man unwillkürlich, das muß ich selbst sagen, am Niagara, am großartigsten Schauspiel der Welt. Hier fliegen die Grünbäcks wie Papierschnize und werthlose Spreu!

Die Nacht war angebrochen, als wir in abode of calamity wohlbehalten ankamen.

Mittwoch, den 2. September. Mein körperliches Befinden hatte sich verschlimmert, und wäre eine ärztliche Consultation räthlich gewesen, allein ich war entschlossen, nur im äußersten Nothfall diesen bedenklichen Schritt zu thun. Was nuzt es auch, in fremdem Lande 2 oder 3 Recepte sich verschreiben zu lassen, wenn man nicht zu Hause ist, sich nicht pflegen und das nicht meiden kann, was die Krankheit herbeiführt! Sollte der mißliche Umstand beseitigt werden, so durfte ich vor Allem kein Schwefelwasser mehr trinken, kein Obst mehr essen und hatte Alles zu meiden, was das Blut erhizt. Nur keinen Doctor in Amerika! Viele derselben sind elende Pfuscher oder Charlatane. Ich sage „viele", nicht alle; denn es gibt auch in Amerika wissenschaftlich gebildete, tüchtige, und gewissenhafte Aerzte; aber dabei bleib ich stehen, und darauf beharre ich, daß es in Amerika viele, ja sehr viele Aerzte gibt, die diesen Namen nicht verdienen. Der ungeschickteste Arzt bei uns ist ein Hippokrates oder Galenus diesen elenden amerikanischen Receptschwindlern und gewissenlosen Todtenvögeln gegenüber. Physiologie, Anatomie, Chemie, Botanik, Pathologie, Therapie, Clinik, Chirurgie, Pharmacie und die damit verwandten Disciplinen und Fächer sind ihnen spanische Dörfer. Gar viele s. g. Aerzte in Amerika sind deutsche Kneipgenies und bemoste Häupter, die auf deutschen Universitäten hätten studiren sollen, dafür aber commercirt, schwitisirt und sich duellirt haben. Ent-

weder gingen sie gar nicht in's Examen oder fielen in demselben glänzend durch, und nun, was beginnen? Amerika ist in der Regel dieser „gefehlten, verg'rathen" Subjecte ultima spes. Manche amerikanischen Aerzte sind ehemalige Krankenwärter, Bartscheerer oder Chirurgen, Kräuter-Stößer in Apotheken, Apothekengehilfen, Handlanger oder Bediente bei deutschen Aerzten. Diese Schwindler kaufen ein Receptirbuch, verschaffen sich ein Diplom, das sie berechtigt, die Heilkunst ausüben zu dürfen, empfehlen sich in den Zeitungen, treten keck und zuversichtlich auf, besizen eine ungeheuere Zungenfertigkeit, machen oft eine gute Partie, fahren in der Chaise mit Bedienten und gelten dann als hochberühmte Aerzte. Die Medicin ist für Amerika wie geschaffen; denn hier auf diesem schlüpferigen, dunkeln, geheimnißvollen Gebiete, wo so viele, selbst wissenschaftliche Ansichten und Richtungen sich bekämpfen, wo die größten Gelehrten einander in den Haaren liegen, wo die entgegengesetztesten Theorien — Homöopathie und Allopathie — sich das Terrain streitig machen, wo es so schwer ist, einen Beweis zu liefern, wo fast Alles ausschließlich auf Glauben und Vertrauen beruht; da kann der Humbug glänzende Siege davontragen, und der Schwindel goldene Berge erobern. Denn es ist und bleibt eben Hauptsache in Amerika und ist dessen goldene Regel: „Make money in an honest way, if you can, if not, make it any way", d. h.: „Mache Geld auf ehrlichem Wege, wenn du kannst; wenn nicht, so mach's auf irgend einem Wege!" Ich will 2 Beispiele des grandiosen Schwindels auf dem Gebiete der Medicin anführen. Ein geschickter Arzt hatte einen aufgeweckten Bedienten, den er gewöhnlich bei seinen Krankenbesuchen mitnahm, damit er ihm nöthigen Falls Hilfe leiste. Nachdem der Bediente 3 Jahre seinen Herrn begleitet und Manches aufgeschnappt und seinem Herrn abgelernt und überdieß in dessen Abwesenheit seine freie Zeit dazu benüzt hatte, medicinische Schriften zu

lesen; kündete er demselben den Dienst auf unter dem Vorgeben, zu einem Verwandten gehen und sich eine eigene Existenz gründen zu wollen. Der Arzt bedauerte sehr, einen so brauchbaren, intelligenten und soliden Bedienten zu verlieren, allein da Jener seinen Entschluß unwiderruflich gefaßt zu haben erklärte, blieb ihm keine andere Wahl, als denselben auszubezahlen und zu entlassen. Johann, so hieß der Bediente, hatte 1500 Dollars erspartes Geld auf der Bank; dieses erhob er nun, miethete sich hierauf ein Logis, kaufte sich einige der unentbehrlichsten medicinischen Bücher, namentlich ein vade mecum, in welchem alle Recepte für die möglicher Weise vorkommenden Krankheiten enthalten sind, ferner einige chirurgische Instrumente, noble, feine Kleider, eine schwere, goldene Uhrenkette, einen ditto Siegelring, ein Meerrohr mit ditto Knopf und ein ditto Brillengestell mit plan geschliffenen Gläsern. Dann blieb er 6 Wochen zu Hause und bereitete sich auf die ärztliche Praxis vor. Während dieser Zeit hatte er sich einen Bart gepflanzt und war durch denselben und in seinen Gentlemans Kleidern, mit Brille, Uhrenkette, Stock und Siegelring völlig unkenntlich geworden. Mit den lezten Dollars, die ihm übrig geblieben waren, kaufte er sich ein Diplom, das ihn zur Ausübung seiner Kunst, als practischen Arzt, Heb- und Wundarzt für befähigt erklärte, und kündigte sich in einem Duzend Zeitungen als Arzt an. Und siehe da: es fanden sich Patienten, die seine Hilfe begehrten; er receptirte, operirte, accouchirte, hatte ungeheueres Glück, wurde renommirt, gerieth in einen wahren Goldregen, kaufte sich Chaise und Pferde und hielt jezt selbst 2 Bedienten. Eines Tages nun wurde er in ein vornehmes Haus zu einem Patienten gerufen. Als er die Treppe hinansteigt, kommt ihm sein ehemaliger Herr entgegen, der, seinen Johann erkennend, wie vom Bliz getroffen, ausruft: „Johann, wie — —!“ Johann aber fällt ihm sogleich in's Wort, um eine ihn compromittirende

Aeußerung zu verhüten, und sagt: „Es freut mich sehr, Herr Collega, nach ziemlich langer Abwesenheit, Sie wieder zu sehen, und noch mehr bin ich erfreut, mich mit Ihnen, meinem berühmten Collega, auf dem medicinischen Gebiete messen zu können." Der Arzt hatte verstanden, sagte kurz: „Glück auf!" und ging. Johann aber courirte den Patienten, dem sein ehemaliger Herr nicht hatte helfen können.

Ein Gauner war in Deutschland dem Kerker entsprungen, begab sich nach Hamburg, arbeitete sich auf einem Schiff über den Ocean und kam glücklich am Zufluchtsorte aller Verbrecher an. Da er ein abgefeimter Spizbub war, wußte er sich bei einer Familie einzuschmeicheln, in der gerade eine fieberkranke Tochter darnieder lag. Da er ein probates Mittel gegen das Fieber kannte, heilte er das Mädchen und erhielt hierauf den Uebernamen „Doctor." Und dieser Name veranlaßte den Schurken, die ärztliche Laufbahn einzuschlagen. Nachdem er sich fashionable Kleider verschafft, trat er auf, bot seine ärztlichen Dienste dem Publicum an, und hatte, da das Glück sehr oft sich auf Seite der Halunken stellt, bald eine ausgedehnte Praxis. Er lernte eine reiche Amerikanerin kennen, die sich durch sein feines, weltmännisches Benehmen blenden ließ, gewann ihre Zuneigung und — ehelichte sie. Bald nach der Verehelichung wurden aber seine Stänkereien ruchbar, die Familie seiner Frau erfuhr überdieß, daß seine medicinischen Kenntnisse nicht über dem Niveau ordinärer Marktschreierei und Quacksalberei lägen. Es mußte also der arg blamirten Familie Alles daran liegen, des heillosen Impostors mit möglichst wenig Aufsehen wieder los zu werden. Es ging leichter, als man vermuthete; denn dem sauberen Subjecte war es nur um's Geld zu thun. Mit einigen Tausend Thalern ließ er sich abspeisen, verzichtete auf seine bisherige Frau und am liebsten auf das schon vorhandene Kind, kaufte ein Haus in derselben

Stadt, und zwar in deren Hauptstraße, richtete eine Apotheke ein, verschrieb Recepte und lieferte die Arznei selbstverständlich auch. So wurde er in kurzer Zeit ein reicher, angesehener Mann, denn kein ächter Amerikaner sah ihn wegen seiner früheren Verbrechen und Schurkereien schief an — Geld deckt ja Alles zu!

Am Grassesten, Unverantwortlichsten und Unverschämtesten treiben's aber die Homöopathen. Wer ein solcher werden will, geht zu einem Hahnemannianer (Homöopathen) einige Wochen lang in die Lehre, kauft sich ein homöopathisches Handbuch und eine ditto Apotheke, die man fast in der Westentasche bei sich tragen kann, legt sein Gesicht in gelehrte Falten, spricht in medicinischem Kauderwelsch, und in der Regel ist sein Glück gemacht.

Aber auch die gewöhnlichen studirten Aerzte sind nicht weit her, denn wie ist's menschenmöglich, in der kurzen Zeit von 4 bis 6 Monaten alle medicinischen Fächer gründlich zu studiren, ja auch nur über jedes ein Compendium von Fingersdicke durchzulesen?! Und wenn dann die Praxis beginnt, wo bleiben da Lust, Liebe und Zeit zum Selbststudium und zur weiteren Ausbildung? Wer bei uns Medicin studirt, widmet diesem ausgedehnten, schweren Fach volle 4 Jahre und bereitet sich ein weiteres Jahr auf's Staatsexamen vor. Das sind 5 lange Jahre, ausschließlich dieser schwer zu erlernenden Wissenschaft und Kunst gewidmet. Doch damit nicht genug! Wenn bei uns ein Arzt nicht gleichen Schritt mit der stets vorwärts schreitenden medicinischen Wissenschaft hält, die neuesten Werke der Gelehrten der Heilkunde nicht studirt, und die medicinischen Zeitschriften ignorirt; so gehört er und sein Heilverfahren gar bald zum alten Eisen, er wird ein Pfuscher und Kirchhof-Spediteur. Nun aber erst in Amerika! Wahrlich, ein gelinder Schauder ergreift

Einen, wenn man in Amerika an's Krankwerden und an den Fall denkt, einen Arzt brauchen zu müssen. Ist's nicht schrecklich, wenn der Mensch sein höchstes zeitliches Gut, sein Leben, der Ignoranz, der Geldgier, der Gewissenlosigkeit, dem Schwindel und Humbug schuz- und garantielos anvertrauen muß?! Wie manches Leben, das von gar keiner schweren Krankheit bedroht ist, wird erst durch einen unwissenden Quacksalber ernstlich gefährdet und schließlich geopfert! Besonders hier kehrt sich die sehr ernste Seite des Schwindels und der Dollarjagd in Amerika nach außen. So lange nur Geld und Gut auf dem Spiele stehen und durch Schwindel und Geldgier verloren gehen, mag man sich noch tröften, aber wenn es sich handelt um Gesundheit, Leben und Tod, da wird denn doch die Sache ernst und sehr bedenklich.

Wie viel Charlatanerie, Humbug und Schwindel auf diesem Gebiete der Medicin und Pharmacie in America sich eingebürgert, davon kann sich Jeder überzeugen, der die Schaufenster einer Apotheke mustert. Es ist alldort Alles ausgestellt, was jeder x beliebige Schwindler erfindet, als Universal- oder Specialheilmittel ausgibt, als Wunder-Essenz, Wunder-Salbe, Wunder-Pillen, Wunder-Pulver, Wunder-Latwerge, Wunder-Tinctur und Wunder-Pflaster anpreist. Wenn all diese Wundermedicinen wirklich Das leisteten, was den Patienten in Folge deren Gebrauch ganz gewiß verheißen wird, dann gäb's gar keine Kranke mehr auf der Welt. Die Apotheker in Amerika wissen auch recht wohl, daß es sich bei diesen Arkan-Mitteln blos um Betrug handelt, allein Das hindert sie nicht, sich beim Verkauf derselben zu betheiligen. Sie lassen sich eben sehr hohe Provision für deren Vertrieb bezahlen und überlassen Erfolg, Heilung, Leben und Tod dem Schicksal. Man bekommt in den amerikanischen Apotheken auch jedes beliebige Quantum Gift, sei's für Land-Ratten, Wasser-Ratten oder Ehe-Gatten; sei's

zum Färben der Kleider, oder um auf dem Antliz einer gehaßten Person Todesblässe zu erzeugen; sei's zum Gerben der Felle, oder um einen Menschen auszubalgen. In Amerika hat Jedermann freie Wahl zwischen Leben und Tod, und Niemand wehrt ihm den Gebrauch der Mittel zum Einen und zum Andern. Wem's übrigens bei uns ernstlich darum zu thun ist, Strychnin, Blausäuere u. drgl. in der Apotheke oder in Droguerien zu erhalten, kommt auch zum Ziel.

Auf den Abend besuchte uns ein ächter Yankee, dessen Vater zwar in Amerika als schlichter Bauer eingewandert, der aber von deutscher Art nicht eine Spur gerettet. Er hatte sich vollkommen amerikanisirt, sprach jedoch die deutsche Sprache sehr geläufig und correct. Es war theils sehr belehrend, theils sehr betrübend für mich, dieses Fuchsgeschlecht kennen zu lernen. Wir sprachen von allem Möglichen, da der Yankee um des guten Bieres und der vortrefflichen Unterhaltung willen bis tief in die Nacht bei uns blieb. Aber welches Schwadroniren, Bramarbasiren und Renommiren von seiner Seite! Man konnte nicht genug hören und staunen. Man wußte nie, ob das von ihm Erzählte Wahrheit oder Dichtung, Wirklichkeit oder Aufschneiderei sei. Schließlich überredete er mich, einen Schick (eine Portion Kautabak) zu versuchen, und versicherte mich, daß das eine heilsame Gegenwirkung meines körperlichen Uebelbefindens, der Hämatochezie, sei. Ich schickte also, allein nach einer Viertelstunde war mein ganzes Nervensystem dermaßen irritirt, und stellte sich eine solche Berauschung meiner Sinne ein, daß ich mich stillschweigend entfernte, in mein Zimmer zurückzog, dasselbe abschloß und mich zu Bett legte. Ich verlor vollständig das Bewußtsein, verfiel in einen tiefen Schlaf, erwachte aber des andern Tags, ohne ein Nachwehe zu empfinden. Ich hatte den heillosen Kautabak gründlich kennen gelernt und habe gehörig Respect davor bekommen. Ich werde in meinem Leben nicht

mehr schicken. Die verheißene Gegenwirkung aber war reiner amerikanischer Schwindel.

Donnerstag, den 3. September. Da Father Keck heute durch Pastorationsgeschäfte in Anspruch genommen, und ich daher mir selbst überlassen war, warf ich die Flinte über die Schulter und ging auf die Jagd. Der Yankee hatte mir am Abende zuvor mitgetheilt, daß in nächster Nähe sich Feldlerchen im hohen Präriegrase aufhielten, die man auch ohne Hühnerhund aufstöbern könnte, und die ein sehr wohlschmeckendes Fleisch hätten. Ich überstieg also die hohe Fence jenseits der Straße und hatte bald den bezeichneten Jagdgrund, der mit hohem Präriegrase überwachsen war, erreicht. Das Gras reichte mir bis an die Hüften und war bereits abgedorrt. Es dient, sofern es überhaupt abgemäht wird, blos zur Streue für's Vieh. Es währte nicht lange, und eine Lerche erhob sich. Ich nahm sie auf's Korn und schoß sie herab. Dieser Vogel gleicht einer Drossel an Größe und einem Goldammer an Farbe; Kopf, Rücken und Flügel sind nämlich grünlich gelb, Brust und Bauch dagegen ausschließlich gelb. Das Fleisch ist wirklich sehr zart und wohlschmeckend. Ich schoß 3 dieser Vögel und gelangte am Ende der Präriewiese an die Creek, wo das große Schlachthaus der Stadt Buffalo steht. Ich hoffte, hier wilde Enten oder Schnepfen anzutreffen, wurde aber in meiner Hoffnung getäuscht. Ich schlug daher eine mehr nördliche Richtung ein, stieg über eine Fence und gelangte auf ein großes Feld, auf welchem halbverbrannte thierische Knochen einen ekelhaften Geruch von sich gaben. Etliche Sperber und Gabelweihen flogen auf, die ich aber keines Schusses werth hielt. Ich eilte flüchtig über dieses Feld der Verwesung und gelangte auf theils brach liegende, theils mit Mais bepflanzte Felder. Einige uralte Eichen standen noch, zahllose Stumpfe ragten aus dem Boden, Löcher und Gräben erschwerten das Vorwärtskom=

men und Gestrüpp rizte Hände und Gesicht. Ich bahnte mir mit Flinte und Messer einen Weg. Bald hatte ich offenes Feld gewonnen, das mit Schilf, Präriegras, Nachtkerzen (oenothera) und Geranien dicht bewachsen war. Im Hintergrunde aber erhob sich eine bedeutende Fläche Urwald. Diesem steuerte ich zu. Allein plözlich hör ich rauschen, dicht vor mir her, und das hohe Präriegras kommt in Bewegung. Ich stehe still, ich lausche. Da reckt eine Schlange ihr giftgeschwollenes Haupt empor und ihre brennend rothen Augen sind auf mich gerichtet und schießen Blize, ihr dreieckiger Kopf und ihr bräunlich weißer Hals schwellen an; ihr Leib dehnt sich aus und zieht sich wieder zusammen, einem Blasebalg ähnlich — sie schnaubt Wuth, ihre Backen schwellen, ihre Lippen ziehen sich zusammen und das fürchterliche Gebiß mit den 2 Giftzähnen des Oberkiefers werden sichtbar. Hier gähnte mir der Tod entgegen, und höchste Zeit war's, meine Flinte anzulegen auf die zum Sprung fertige Bestie; denn nur 2 Schritte trennten mich von ihr, und ein Biß von ihr hätte meinem Leben unfehlbar ein schnelles End bereitet. Ich trat einen Schritt zurück, um besser zielen zu können, da hob sie schnell ihren Leib, um auf mich zu schießen, aber in demselben Augenblick gab ich Feuer. Nur noch etliche Windungen und sie lag verendet zu meinen Füßen. Ich hob sie auf und betrachtete ihren Kopf. Welch ein gräßliches Aug! Welch ein Wuth-, Haß- und Rache-sprühender lezter Blick! Es war eine 5′ lange Klapperschlange (crotalus durissus). Zwischen den Augen und Nasenlöchern hatte sie 2 Vertiefungen oder Grübchen; der obere Theil des Leibes war braun, der Bauch weiß, der Oberkörper mit Schuppen, der Unterkörper aber mit Schienen bedeckt. Am Schwanz hatte sie 18 hornige, locker an einander gereihte Ringe wie Blasen, deren Rauschen mir das Leben gerettet; denn wäre die Schlange, ohne zu rauschen, vorwärts gekrochen, so wäre ich sicherlich auf sie

getreten und von ihr gebissen worden und dann in etlichen Minuten schon eine Leiche gewesen. Das Geräusch, das die blasenartigen Ringe hervorbringen, gleicht dem Rauschen geschüttelter Erbsen, die sich in einer trockenen Schweinsblase befinden, oder dem Rascheln der Mäuse in einem Haufen leerer Nußschalen. Die Giftzähne stecken im obern Kiefer und stehen auf den Giftbläschen. Beißt die Schlange, so drücken die Giftzähne auf die Bläschen, diese ergießen sich in die hohlen Giftzähne, und das Gift läuft durch eine feine Rize, die sich in denselben befindet, in die Wunde. Reißt man der Klapperschlange diese Giftzähne aus, so kann sie ihr Gift nicht mehr mittheilen und ist daher unschädlich. Die Indianer schneiden den von ihnen getödteten Klapperschlangen den Kopf ab und verzehren ihren Leib, der ein dem Aale ähnliches Fleisch haben soll. Ich schob die Schlange, deren Kopf nur noch durch einen schmalen Streifen Haut mit dem Leib zusammenhing, in die Jagdtasche, lud den abgefeuerten Lauf auf's Neue und wandte mich zur Rückkehr; denn die Klapperschlange hatte mir die Jagd auf so gefährlichem Gebiet gründlich verleidet. Wo Eine Klapperschlange sich aufgehalten, konnten sich ja auch mehrere befinden, und ich hatte vollständig genug, nähere Bekanntschaft mit einer einzigen gemacht zu haben. Als ich zu Hause ankam, erstaunte Father Keck nicht wenig über mein gefährliches Abenteuer und betrachtete mit höchstem Interesse die getödtete Klapperschlange. Dieselbe gab schon jezt einen eigenthümlichen, scharfen, moschusartigen Geruch von sich, weßwegen wir beschlossen, dieselbe nicht länger aufzubewahren. Father Keck wollte sie in den Closet werfen, ich aber machte den Vorschlag, sie einem Schweine vorzuwerfen, da mir aus der Naturgeschichte bekannt war, daß die Schweine Klapperschlangen als eine Delicatesse und ohne allen Schaden verzehren. In Amerika braucht man sich nicht lange nach Schweinen umzusehen, da dieselben

überall frei umherlaufen. Einige Schritte vom Pfarrhaus wühlte ein fettes Schwein im Straßengraben. Wir gingen zu ihm hin und hielten ihm die Schlange vor die Augen. Grunzend fuhr's empor, erhaschte die Schlange und fraß sie gierig auf. Als wir uns entfernten, lief das Thier uns nach und wollte durchaus noch mehr Klapperschlangen haben. Es erstieg sogar die Stufen, die zur Hausthüre hinanführen und wollte mit uns in's Pfarrhaus. Man ersieht hieraus, welch ein Leckerbissen Klapperschlangen für Schweine sein müssen.

Da Jesus Christus selbst gesagt: „Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen," hing ich die Flinte, nachdem ich sie blank geputzt und mit Olivenöl eingeschmiert, an die Wand, mit dem Vorsaz, mich derselben nicht mehr zu bedienen.

Die Jagd ist in Amerika völlig frei gegeben; es kann Jeder jagen wo er will, und wann er will. Von Jagdpacht, Jagdpaß und Jagderlaubniß keine Spur!

Abends waren wir von Herrn Joseph Hogg, dem Herausgeber der Centralzeitung, zu einer Soirée eingeladen. Als Father Keck und ich dort eintrafen, fanden wir eine glänzende Versammlung von wackeren Männern und entschiedenen Katholiken. Die Unterhaltung war reich gewürzt durch Scherz und Wiz, durch ungezwungene Heiterkeit und Fröhlichkeit, durch Humor und Ernst; denn es kamen auch wissenschaftliche, kirchliche und sociale Fragen zur Sprache. Ich kannte nur sehr wenige der anwesenden Herren, allein trozdem war ich sogleich von Allen herzlich willkommen geheißen, und herrschte während der ganzen Zeit unseres Beisammenseins ein so ächt katholischer, ungeschminkter Ton, daß ich mich sehr gemüthlich und wie zu Hause fühlte und unter langjährigen Freunden zu verweilen glaubte. Ich verlieh diesem Gefühl in einem Toaste Ausdruck und anerkannte freudig den brüderlichen Geist, der die Anwesenden beseelte und der in Amerika zehnfach wohlthuend berührt und nicht genug anerkannt zu werden ver-

mag. Sowohl der eigentliche Yankee als auch der vor längerer Zeit eingewanderte Deutsche ist zurückhaltend, spröd, mißtrauisch und verschlossen, und Das mit Recht, weil er sonst in 100 Fällen 99 mal mißbraucht und angeschwindelt würde. Ist aber ein Fremder von zuverlässiger Seite empfohlen, dann nimmt man ihn mit offenen Armen auf, überhäuft ihn mit Aufmerksamkeit, Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft. Ja, man thut dann des Guten fast zu viel, man taucht ihn in einem Strom von Milch und Honig, in welchem er vor Lust und Süßigkeit fast zu Grunde geht. Der Tisch ächzt und stöhnt unter der Last aller möglichen, und zwar der ausgewähltesten Gerichte, Bier und verschiedene Sorten feine Weine fließen in Strömen, und die theuersten Cigarren stehen Jedem zu Gebot, und werden denn auch mit solchem Eifer geraucht, daß man am Plafond Schinken räuchern könnte. Ist die Tafel aufgehoben, so begibt man sich in ein anderes, nobles Zimmer, occupirt die vorhandenen Canapées, Divans, Fauteuils und rocking-chairs, und nun steigert sich die Jovialität noch um einige Grade. Jeder fühlt sich verjüngt, Jeder erzählt eine heitere Geschichte, eine Anekdote oder gibt ein Räthsel auf — kurz, mit einem Wort, Geist und Blut vibriren, glühen, moussiren und sprudeln — — und sehr wohlthuend, weil niederschlagend, wirkt dann die kalte Nachtluft und ein zweistündiger Spaziergang von No. 247, Corner Batavia- and Pine Street till abode of thears. Ich sage dem Herrn Joseph Hogg, unserem liebenswürdigen Gastgeber, auf diesem Wege nochmals herzlichen Dank und kann Denselben versichern, daß ich mich oft und mit vielem Vergnügen jenes ungetrübt heiteren Abends und besonders der sehr lehrreichen und interessanten Unterhaltung mit reverend Norbert Stoller, Franziscaner-Pater in Utica und damaligem Secretär des Centralvereins, erinnere.

Freitag, den 4. September. Wir hatten morgens

Besuch von einem Landsmann, der auf eigenthümliche Weise in einen Proceß verwickelt wurde und uns nun über amerikanische Rechtspflege und Gerichtsbarkeit Dinge erzählte, von denen man glauben sollte, daß sie in's Reich der Fabeln gehöre. Ich will hier nur 2 der grellsten Punkte hervorheben.

Es ist eine ungeheuere Rarität, einen Richter oder Advocaten zu finden, der die Rechtswissenschaft studirt hat. In Amerika lernt sich so 'was von selbst, und Autodidakt-sein erweckt dort größeres Zutrauen als bei uns langjähriges, gründliches Studirt-haben. Wer Advocat werden will, der wird zunächst Schreiber bei einem Advocaten, einem Richter oder auf dem Court-House und lernt jene veralteten Formeln der Gerichtssprache, in welcher alle Contracte (deeds), Obligationen (mortages) und Protokolle über den Thatbestand bei Verbrechen und Processen (species facti) abgefaßt sind. Nebenbei studirt er die Landesgeseze (common-law). Glaubt er, den Geschäftsgang, die Gerichtssprache und die Landesgeseze hinlänglich zu kennen, so läßt er sich über seine Kenntnisse und Geschäftsgewandtheit bei einem Oberrichter prüfen. Besteht er die Prüfung, was bei erheblichen „Schmieralibus“ nicht fehlen kann, so stellt ihm dieser ein Zeugniß über die gut bestandene Prüfung aus, und der Advocat ist fix und fertig. Er kann sich jezt als Rechtsanwalt niederlassen, wo er will, und vor allen Gerichten als solcher auftreten. Ich kenne in Amerika einen Advocaten persönlich, der auf keiner höheren Schule gewesen, der niemals die Rechtswissenschaft studirt hat, sondern der lediglich die Mauerprofession erlernte, während eines Winters aber, zu welcher Zeit der Maurer keine Arbeit hat, bei einem Advocaten schrieb, nachts die Landesgeseze kennen lernte, im nächsten Frühjahr das Advocaten-Examen glänzend bestand und jezt eine ausgedehnte Praxis hat. Hat ein Arzt keine Patienten, ein Prediger keine Zuhörer, ein Kaufmann keine Kunden, ein Officier

kein Commando, so greifen sie zur Feder und werden Advocaten. Aber auch umgekehrt: hat ein Advocat keine Clienten, so greift er zur Elle oder besteigt die Kanzel oder schreibt Recepte. — In der Regel gewinnt Derjenige vor Gericht, der am meisten bezahlen und der Frau Justitia glänzende Geschenke machen kann. Möge sich Jeder in Amerika wohl hüten, einen Rechtsstreit zu beginnen, der nicht das Recht erkaufen kann; denn dort hat Alles seinen Preis, und Recht-sprechende, und gewissenhafte Advocaten und Richter sind dort so selten wie weiße Raben und schwarze Schimmel.

Eine specifisch amerikanische Methode, sich Recht zu verschaffen, einen Verbrecher zu bestrafen und dem empörten Rechtsgefühl des Volkes Satisfaction zu verschaffen, ist das Lynchverfahren. Hiezu bedarf es keines Common-law, keines Advocaten, keiner Geschworenen und keines Richters; man lauert einfach dem Gegner auf, überfällt ihn, bläut ihn durch oder macht ihn kalt. Es ist äußerst selten, daß der die Lynchjustiz Ausübende verhaftet oder bestraft wird. Hat er gute Freunde, die für ihn Bürgschaft leisten, sofern er verhaftet wird; so wird er auf freien Fuß gesezt und kann zu seiner Vertheidigung und Freisprechung die nöthigen Mittel in Anwendung bringen. Er erkauft 2 bis 3 Zeugen, die ein Alibi beschwören, und der ganze Handel ist abgemacht. Ich kenne einen Yankee, von dem ich bestimmt, ja aus seinem eigenen Munde, weiß, daß er seinen Gegner gelyncht, d. h. todtgeschlagen, allein für einige Dollars fanden sich Zeugen, die beschworen, daß der Mörder in jener Nacht, in welcher die Mordthat begangen worden war, in ihrer Gesellschaft zugebracht, und das Gericht sprach ihn frei. — Wird ein übel berüchtigtes Subject in puncto VI. auf frischer That ertappt, so ergreift das Volk ihn und sie, überzieht beide in dem Zustand, in welchem Gott den Menschen erschaffen, mit Theer, legt sie in einen Behälter

mit Federn und läßt sie dann in diesem Anzug laufen. Geschieht irgend ein Verbrechen, wodurch das Volk in schweren Nachtheil gekommen, oder wodurch das öffentliche Vertrauen allzu sehr erschüttert, oder die Sicherheit der Person und des Eigenthums in erheblichem Grade gefährdet wurden, so verschafft sich das Volk selbst Genugthuung, es statuirt selbst ein Exempel, um Andere abzuschrecken, es schüzt Leben und Eigenthum vermittelst einer „kurzer-Hand-Justiz," bei sehr einfachem Verfahren und ohne alle Kosten. Es bemächtigt sich nämlich des Uebelthäters, des Mörders, Räubers, Brandstifters, Frauen- oder Mädchenschänders, des Plünderers öffentlicher Kassen und hängt ihn an dem nächsten Baume auf. Sollte aber der Verbrecher schon inhaftirt sein, und das Volk Argwohn und Mißtrauen gegen das Gericht hegen, sollte es fürchten, man läßt den Verbrecher absichtlich entkommen oder spricht ihn frei, weil er reich ist oder mächtige Protectoren hat; so überfällt es die Jail (das Gefängniß, das in der Regel hinter dem Courthouse erbaut ist), wirft den oder die Gefangenwärter nieder, knebelt sie, bemächtigt sich der Schlüssel zu den Zellen, holt den Verbrecher heraus, jagt ihm eine Kugel durch den Kopf oder läßt ihn baumeln. Diejenigen, welche bei Ausübung der Lynchjustiz Hand anlegen, schwärzen das Gesicht, um sich unkenntlich zu machen, denn das Gesez bedroht das Lynchen mit schwerer Strafe. Die Polizei macht sich übrigens jederzeit weit davon, wenn gelyncht wird, und kommt erst dann wieder zum Vorschein, wenn der Gehängte zuverlässig kalt ist, um den Strick abzuschneiden. Die Justiz strengt sich auch gar nicht sonderlich an, Derjenigen habhaft zu werden, welche lynchten, weil hier jeder Versuch vergebens ist, das Lynchunwesen auszurotten. Und wird auch einmal, zum großen Leidwesen des Richters, ein Lyncher verhaftet und dieses Verbrechens überführt; so wird derselbe entweder vom Volk aus dem Gefängniß befreit

und in Sicherheit gebracht, oder er wird vom Gerichte freigesprochen.

Ich bin weit entfernt, das Lynchwesen gutheißen, rechtfertigen oder in Schuz nehmen zu wollen, aber so viel sieht jeder Unbefangene ein, daß es eine unvermeidliche Reaction und Repressalie gegen die Käuflichkeit und Bestechlichkeit der Richter und Geschworenen ist. Man ist genöthigt, das Lynchwesen, oder eigentlich Lynchunwesen, als eine dem Volk aufgenöthigte Selbsthilfe und Nothwehr anzusehen und zu ignoriren. Das Lynchen wird so lange ein unvermeidliches Uebel sein, als Richter, Geschworene und Advocaten das Gesez und die Gerechtigkeit lynchen. Diese Volksjustiz hat übrigens entschieden den Vortheil, daß sie es ist, die es verhindert, daß die obrigkeitliche Justiz nicht noch schlechter gehandhabt wird, als es schon der Fall ist, daß wenigstens doch die ärgsten Verbrecher zu Zuchthausstrafe condemnirt werden, und daß die Gerichte oft blos darum einschreiten, damit das Volk nicht lynche. Das Lynchen stammt aus jener Zeit, in welcher von bürgerlicher und staatlicher Ordnung, von Gerichten, Rechtspflege und Polizei noch keine Spur vorhanden war [1]). In solcher Zeit, unter solchen Verhältnissen war dasselbe eine Nothwendigkeit. Doch wurde damals ein bestimmtes rechtliches Verfahren eingehalten, indem einige angesehene Männer den Thatbestand und die Schuld oder Unschuld des Angeklagten untersuchten und die ihnen geeignete Strafe erkannten. Daß aber noch jezt, und zwar in Städten und Dörfern, in längst constituirten Staaten und an Orten, wo eine dichte Bevölkerung wohnt, das Lynchwesen vorkommt, ist ein sehr trauriges Zeichen und sehr zu beklagen; es

---

1) Das Lynchen hat seinen Namen von einem gewissen Lynch, unter dessen Vorsiz in Pennsylvanien ein Dieb vom Volke gerichtet und zu Hieben nebst Verbannung aus Pennsylvanien verurtheilt wurde.

legt lautes Zeugniß ab vom Mangel an Autorität der Geseze, von der allgemeinen Rechtsunsicherheit, von dem ephemeren Fundament der rechtlichen und staatlichen Ordnung in Amerika, von der Corruption der Polizei und Gerichte, vom Mißcredit derselben in den Augen des Volkes und von einer enormen Rohheit und Brutalität. Der große Washington hat schon zu seiner Zeit diese großen Uebelstände beklagt, er sagte: „Ueberall sehe ich Trägheit, Zügellosigkeit und Ausschreitungen der bedenklichsten Art, und Parteigezänk und persönlicher Hader sind an der Tagesordnung.“ Was würde er aber zu nachfolgendem Artikel sagen, der dem „New-York Harald“ entnommen ist, und der, leider Gottes, so schrecklich auch die sittlichen Zustände Amerika's und besonders jene in New-York in demselben geschildert sind, doch blos die nackte Wirklichkeit conterfeit. Es heißt dort: „Die Zunahme der Verbrechen in unserer Metropole ist in den lezten Wochen (1859) wahrhaft schaudererregend gewesen. Die stärksten Züge aus dem Räuberleben in Kansas erblassen vor der schrecklichen Wirklichkeit, die jeder Tag und jede Nacht in dieser Stadt gebiert. Unsere Straßen wimmeln im vollen Sinne des Wortes von wilden Unmenschen, und die von denselben begangenen Scheußlichkeiten dürften nur von denen der Sipoys in Cawnpore und Delhi übertroffen werden. Junge Mädchen wie arme alte Frauen fallen gleichmäßig als Opfer unserer städtisch erzogenen Caraiben, während unsere jungen Tigersprößlinge das Garrottiren wie ein Handwerk und Geschäft betreiben, indem sie ohne Unterschied über einsame Fußgänger herfallen, deren Aussehen ihnen ein Portefeuille, eine Uhr oder Demantnadel als Beute verheißt. Die scheußlichsten Löcher und Schlupfwinkel aller Art, die unsere Stadt unterhöhlen wie die Ratten einen Fruchtboden, haben, wie es scheint, alle ihre Banditen, Räuber und Vagabunden jeder Art zu einem großen Carneval des Verbrechens in unsere

Stadt geschleudert.“ In Washington selbst, in der Bundeshauptstadt, am Siz des Präsidenten, des Vicepräsidenten und der Spizen der Regierung, war das Banditenwesen und die Unsicherheit der Person vor noch nicht langer Zeit so groß, daß der dortige Gemeinderath sich öffentlich für unfähig erklärte, Ordnung und Gesez aufrecht zu erhalten, und den Congreß dringend bat, von Bundeswegen Polizei einzusezen! Vor einiger Zeit schrieb die „New-Yorker Tribüne“: „Unsere Behörden sind freche Engros-Diebe. Sie stehlen sich aus den Taschen der Steuerzahler alljährlich große Geschäfts- und Wohnhäuser. Sie vermehren ihre und ihrer Helfershelfer Salair Jahr für Jahr. Sie füllen ihre Säckel mit den Tributen der Contractoren, Straßenreinigungs-Inspectoren, Fisch- und Marktmeister — d. h. mit Geld, welches eigentlich in die Stadtkasse fließen sollte. Mit dem Gelde, das sie auf diese Weise zusammenstehlen, wählen sie sich wieder in die Aemter und fangen den Schwindel von Neuem an.“ Gewiß ein schönes Compliment, besonders von einem amerikanischen Blatt amerikanischen Zuständen gegenüber! Darum sage ich abermals: Hüte dich in Amerika vor der Justiz, vor dem Courtehouse, vor einem Proceß, vor dem Cherif, vor Judges, Jury und Advocaten!

Auf den Abend waren wir wieder von einer landsmännischen Familie, Namens Beckert, eingeladen. Ich aß hier zum ersten Male ein Gericht, das ebenso nahrhaft als wohlschmeckend ist, nämlich gebratenen Mais mit Butter. Bevor der Mais vollständig reif ist, wenn also die Körner noch milchig sind, wird der Kolben vom Stock gebrochen, von seiner Umhüllung befreit und an's Kohlenfeuer gelegt. Sobald die Körner braun werden, was in kurzer Zeit geschieht, sind sie, mit frischer Butter bestrichen, eine Delicatesse.

Während der Unterhaltung wurde erzählt, daß ein deutscher Einwanderer vor einigen Jahren in Buffalo durch einen

ihm günstigen Zufall schnell zu einem großen Vermögen gekommen. Er baute sich nämlich ein Haus an der Main-Street und stieß beim Graben der Fundamente auf ein Lager harten, feinkörnigen Sandsteines, der in solchen Schichten lag, daß er ohne Anwendung von Bohrer und Pulver gebrochen werden konnte. Diesen Steinbruch beutete er aus und war in kurzer Zeit ein reicher Mann.

Zum Schluß der Soirée sang eine schon betagte Farmerin, die in ihrer Jugend in einem elsäßischen Dorfe Chorsängerin gewesen, ein Troubadour-Lied mit großer Bravour.

Samstag, den 5. September. Ein für mich mühevoller, beschwerlicher und für dich, lieber Leser, interesseloser Tag, an dem ich dir kaum Etwas zu berichten weiß; denn ich fertigte heut eine Predigt auf den kommenden XIV. Sonntag nach Pfingsten, dessen Evangelium davon handelt, daß Niemand 2 Herren dienen kann. Auf Grund dieses Textes wäre ich eigentlich von Rechts wegen vom Predigen zu dispensiren gewesen; denn der Zweck meiner Reise war keineswegs der, in Amerika zu predigen, weder den zahmen, noch den wilden Indianern, sondern Amerika kennen zu lernen, allein die Verhältnisse, die mich bestimmten, trozdem in Amerika zu predigen, waren so zwingend, daß ich im Lande der Freiheit auch gegen meinen Willen Obedienz üben mußte. Ich war nie in meinem Leben weniger zur Fertigung einer homiletischen Arbeit disponirt als damals; denn vagabundirend war mein Lebenslauf, heute hier, morgen dort. Gestern lag ich im Kampf mit der Klapperschlange, vorgestern hatte der narkotische Schick mich bewußtlos auf's Lager geworfen, seit 8 Tagen litt ich an der heillosen Hämatochezie, und heut sollte ich eine Predigt fertigen! Leider gehöre ich nicht zu Jenen, die Exordium, ersten, zweiten und dritten Theil, nebst Paränesis aus dem Rockärmel zu schütteln vermögen, sondern bei mir heißt's: meditiren, conci-

piren und memoriren. Ich mußte also nolens volens, bei einer Hize von 36° Réaumür im Schatten, im Schweiße meines Angesichtes, eine Predigt fertigen und memoriren. „Aber warum haben Sie sich denn dazu verstanden?“ wirst du fragen. Warum? Denk dir einmal den möglichen Fall: ein Pfarrer verkündet von der Kanzel: „Am nächsten Sonntag wird ein fremder Priester, der 2c., Predigt und Amt halten.“ Und erst Ende der Woche sezt er den fremden Priester davon in Kenntniß, der, wenn er auch keine schwache Nerven hat, doch höchst überrascht wird von solcher Kunde. Steht er hier nicht vor einem Dilemma der bedenklichsten Art, besonders bei 36° Réaumür im Schatten? Und was kann er Anderes thun, als in den sauern Apfel zu beißen? Ich betete also das: „Veni creator Spiritus,“ spizte die Feder, schrieb, trocknete den Schweiß, schrieb wieder und wurde endlich fertig. Aber nun, nachdem ich ausgepackt, mußte ich wieder einpacken, d. h. ich mußte die Predigt memoriren — ein saueres Stück Arbeit! Doch, man darf nur keine andere Wahl haben, so schickt man sich in das Unvermeidliche. Als die Sonne unterging, war auch mein Tagewerk vollbracht.

Sonntag, den 6. September. Um 3/4 10 Uhr holte ein Fuhrwerk Father Keck und mich ab, und beförderte uns in die Nähe der Bonifacius-Kirche. Hier waren die katholischen Männer-Vereine mit ihren Fahnen und Marschällen aufgestellt. Father Sorg, die geistlichen Herren: Professor Schmidt und N. N. von Milwaukee, dessen Namen zu notiren, ich vergessen, kamen uns in Procession, an der Spize weißgekleideter Mädchen und Jungfrauen, entgegen und geleiteten uns in die Kirche, an deren Portal eine Abtheilung Schüzen in zwei Reihen aufgestellt waren, die a tempo, als wir vorbeimarschirten, Feuer gaben. Mit vollen Registern fiel die Orgel ein, und der Sänger-Chor trug ein Lied vor. Die Kirche war

gedrängt voll. Nachdem wir die geistliche Gewandung angethan, begann das levitirte Amt. Die Sänger trugen eine herrliche Messe von Lambillote, unter Direction Father N. Sorg's, vor. Nach dem Evangelium bestieg ich die Kanzel und hielt die gestern gefertigte Predigt, in welcher ich zu beweisen suchte, daß es unmöglich sei, 2 Herren dienen zu können, und daß es Gott verdiene, daß wir uns ihm mit Leib und Seele hingeben. Die Zuhörer lauschten meinen Worten mit gespanntester Aufmerksamkeit, was auf jeden Prediger sehr ermuthigend und erhebend wirkt.

Nachmittags predigte der Herr Professor von Milwaukee, anläßlich einer marianischen Bruderschafts-Andacht. Es war eine herzliche, ergreifende Ansprache, die der gelehrte Herr an die zahlreich versammelten Andächtigen hielt. Nach der Predigt war feierliche Vesper.

Montag, den 7. September. Abends 5 Uhr fuhren wir, Father N. Sorg, Keck und ich vom Centralbahnhofe in Buffalo ab, um uns über Aurora nach Cheldon zu begeben. In Aurora erwartete uns ein Bernerwägelchen, das mit 2 Mauleseln bespannt war. Der Weg nach Cheldon ist sehr uneben und schlecht unterhalten. Die beiden feurigen Maulesel rissen den Wagen wie wüthend bergauf und bergab, über Geröll und kleine Gräben, über elende Brücken und durch tiefen Koth. Es hatte nämlich in der Nacht vom Sonntag auf den Montag geregnet, wodurch die Wege, die nicht mit zerschlagenen Steinen überschottert sind, sehr morastig wurden. Dichte Nebel lagen in den Thälern und wogten auf und ab. Wir waren von denselben bald durchnäßt und durch die kalte, feuchte Luft durchfröstelt. Es ist eine recht unbehagliche Existenz auf einem amerikanischen Fuhrwerk, und möchte ich in der Dunkelheit um keinen Preis mich einem solchen anvertrauen. Kein Fuhrwerk ist mit einer Vorrichtung zum Sperren oder mit einem Radschuh versehen — ein grenzenloser, höchst gefährlicher Leichtsinn! Man fährt

in scharfem Trapp den Berg hinab, und befindet sich etwa in der Tiefe eine von den schauderhaften, amerikanischen Brücken, so ist der Anprall an den hoch emporragenden Bohlen so heftig, daß man vom Wagen herabgeschleudert wird. Ein heilloses Fuhrwesen, bei dem man stets in Gefahr schwebt, das Genick zu brechen, allein was ligt daran — go ahead!

Bei einbrechender Nacht kamen wir in Cheldon an und wurden von Reverend E. Bänziger, Pfarrer dort, amtsbrüderlich empfangen. Herr Bänziger hatte uns nämlich zu einem Besuch in Cheldon eingeladen, weil alljährlich am 9. September dort ein gestiftetes Anniversar mit Predigt gehalten wird, und es gebräuchlich ist, daß schon am Tag zuvor eine Predigt mit Amt stattfindet, und den Gläubigen an beiden Tagen Gelegenheit geboten wird, zu beichten und zu communiciren. Father Sorg predigte am

Dienstag, den 8. September, und Father Keck am Tage darauf. An beiden Tagen beichteten viele Pfarrkinder, Ledige, Männer und Frauen, und gingen mit großer Andacht zum Tische des Herrn. Die Pfarrei besteht aus fast 300 Familien, die 1480 Seelen zählen. Es befinden sich nur wenige Ansiedler französischer Nationalität unter denselben. Die Kirche ist aus Holz erbaut, und steht ein mächtiger eiserner Ofen gerade vor dem Hochaltar.

Nachmittags machten die 3 Geistlichen einen größeren Spaziergang in die hügelige, noch mit vielem Wald bedeckte Umgegend, und konnte ich mich, leider, denselben hiebei nicht anschließen, weil sich zu meinem schon vorhandenen Uebel eine Cholik gesellt hatte. Die 3 würdigen Matronen, die in der Küche den Bratspieß handhabten, erbarmten sich meiner und brauten mir aus einem einheimischen Gewächs, das die Cholik stillen soll, einen widerlichen Trank, den ich auch vertrauensvoll zu mir nahm; allein Besserung trat keine ein.

Die Farmen liegen hier ganz zerstreut umher, was die Seelsorge ungemein erschwert. Der Pfarrer ist gänzlich isolirt, da er zu seinem nächsten Amtsbruder einen Weg von mehreren Stunden zurückzulegen hat.

Auf den heutigen Tag fiel das Fest Maria Geburt, das aber in den Vereinigten Staaten nicht gefeiert wird. Auch Mariä Lichtmeß, St. Stephanus- und St. Joseph's-Tag werden nicht als Feste begangen. In einigen westlichen Bisthümern werden selbst: Beschneidung, Epiphanie, Maria Verkündigung und Frohnleichnam nicht in foro gefeiert.

Mittwoch, den 9. September. Ich hielt das erste und Father Sorg das zweite Hochamt. Father Keck predigte mit so hinreißender Beredtsamkeit, mit solcher Innigkeit und Wärme über den Zustand der Seelen im Reinigungsort und über unsere Pflicht, ihnen durch Gebet, durch Aufopferung der heiligen Messe, sowie durch Werke der Genugthuung zu Hilfe zu kommen, daß sich seine andächtigen Zuhörer der Thränen nicht erwehren konnten.

Um 1/2 4 Uhr fuhren wir ab bei strömendem Regen, gegen den wir uns durch Büffelfelle schüzten. Wir wählten einen andern Weg zur Rückkehr, den nach Darien, eine Station an der Hauptbahn von Albany nach Buffalo. Die Straße war bodenlos und in noch schlechterem Zustand als jene von Aurora nach Cheldon. Der aufgeweichte Boden flog, von den schnell kreisenden Rädern sich lösend, in schweren Schollen auf den Wagen, auf unsere Büffelfelle und die Pferde. Eine herrliche Partie!

Donnerstag, den 10. September. Wir blieben heute zu Haus; ich will darum auf die heutige Tagesordnung einen Gegenstand von allgemeinem Interesse sezen.

Die Trunksucht ist in Amerika tief eingewurzelt, und besonders Deutsche und Irländer sind's, welche diesem Laster fröhnen.

Man hat zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Staaten mancherlei Mittel ergriffen, um diesem schreienden Uebelstande abzuhelfen, durch die aber keine wesentliche Besserung erzielt wurde. Zuerst hat die Legislatur des Staates Maine den Verkauf von Branntwein, außer zu medicinischen und gewerblichen Zwecken, verboten. Dem Beispiele Maine's folgten bald andere Staaten, so Rhode-Island, Massachusetts, Minnesota und Neu-Braunschweig im Jahre 1852, Vermont und Michigan 1853, Connecticut und Texas 1854, und schließlich auch New-York. Man ging sogar so weit, auch das Bier, besonders das Lager-Bier, in Acht und Bann zu erklären. In einigen dieser Staaten zeigte sich nachhaltige Besserung, und wies die Statistik der Verbrechen nach, daß mit dem Aufhören der Branntweinpest auch die Verbrechen sich minderten. So wurden in Portland, im Staate Maine, die Gefängnisse ziemlich leer, in Vermont aber waren 3 ohne jeglichen Insassen, und konnte in Neu-London eines vermiethet werden. Dieses Bemühen der Legislaturen wurde wesentlich durch Gründung von Mäßigkeitsvereinen (temperance society) unterstützt, deren Mitglieder sich verpflichteten, aller geistigen Getränke sich zu enthalten und auch Nichtmitglieder von der Trunksucht abzuhalten. Allein jedes Extrem schlägt bekanntlich in sein Gegentheil um. Hätte man nicht sinnlos und blind gegen dem Genuß jeden geistigen Getränkes, sondern nur gegen dem Mißbrauch derselben und gegen die Trunksucht geeifert; hätte man das Laster der Trunksucht mehr durch religiös-moralische Gründe als durch den Hinblick auf den physischen, socialen und finanziellen Schaden, den es anrichtet, zu bekämpfen gesucht, und hätte man den von diesem Laster zu Curirenden höhere, würdigere Genüsse geboten; so würde man ganz andere Resultate erzielt haben. Nur die Religion kann auf diesem Gebiete Hilfe bringen, nicht die Philosophie oder die Polizei. Nur die Religion flößt dem Menschen

Abscheu vor dem Laster ein, weil sie es als eine schwere Beleidigung Gottes hinstellt; die Polizei dagegen bringt es in ihrem Kampf gegen das Laster nur zu neuen Illustrationen des nitimur in vetitum. Die Religion allein verpflichtet das Gewissen und verschafft ihren Geboten durch dasselbe Gehorsam, weil sie auf dem sittlichen Gebiete als vollkommen berechtigte Gesezgeberin erscheint und sich stets auf den klar und deutlich ausgesprochenen Willen Gottes berufen und stüzen kann; die Polizei aber erscheint als ein anmaßender Eindringling auf diesem Gebiet, und ihre Prohibitiv-Maßregeln werden als Willkür und Tyrannei betrachtet. Wären die Geseze derjenigen Staaten, die mit Feuer und Schwert den Genuß jedes geistigen Getränkes verfolgen und die Wirthshäuser am Sonntag verriegeln und sperren, weniger streng, das heißt: streng mit Maß und Ziel, vernünftig und weise; und würden die Mäßigkeitsvereine weniger rigoros in ihren Statuten sein, so könnten beide größere Erfolge erzielen. Daß es mit der Mäßigkeit, troz strenger Staatsgeseze und vieler Mäßigkeitsvereine, noch immer nicht glänzend bestellt ist, geht daraus hervor, daß in New-York jährlich 70,000 Trunkenbolde arretirt werden; daß, nach Angabe der New-Yorker „Abendzeitung", in dem dort bestehenden Asyl für Trunkenbolde, pro 1868, nicht weniger als 2153 Trunkenbolde aufgenommen wurden. Unter dieser sehr großen Zahl befanden sich 39 Prediger verschiedener Secten, 8 Richter, 340 Kaufleute, 226 Aerzte, 240 Gentlemen und 1300 Töchter reicher Leute! Das genannte Blatt führt zu diesem an und für sich schon traurigen Berichte noch die viel traurigere Thatsache an, daß die Trunksucht unter den vornehmen Damen sehr überhand nehme, und sagt: „Mit verächtlichem Nasenrümpfen gehen solche Amerikanerinen an einem deutschen Bierhause vorüber, aber zu Hause trinken sie sich in einem versteckten Punschgemache toll und voll, oder sie gehen

mit ihren Freundinen in eine elegante, gemiethete Trinkstube, um sich dort durch die stärksten Getränke gewohnheitsmäßig zu berauschen.“ Das sind schlimme aber leicht erklärliche Zustände; denn wo Genuß und Sinnentaumel als das Höchste gelten und als Lebenszweck betrachtet werden: wie wäre es denn da möglich, der grob sinnlichen Trunksucht nicht in die Hände zu fallen? Und gibt es denn ein willkommeneres Mittel, das dräuende Gewissen zu betäuben und einzuschläfern, als Trunksucht und der dadurch erzeugte Stumpfsinn, in welchem alles höhere, edlere Denken und Fühlen untergeht? Man erinnere sich nur an die Engelmacherei und an jene Häuser, die sich gewerbsmäßig mit abortus befassen, an den grenzenlosen Uebermuth und die Verhätschelung des weiblichen Geschlechtes in Amerika, wovon ich schon weiter oben berichtet habe; und man wird es begreiflich finden, daß das schöne Geschlecht zur Bottle greift und mit jenen Geistern sich verbindet, die in derselben so lang gefangen gehalten werden, bis sie der Trunk daraus befreit. Mag man da dem weiblichen Geschlechte auch noch so eindringlich vor Augen halten, daß es durch dieses niederträchtige Laster häßlich und abscheulich, gemein und verächtlich wird; mag man ihm auch die abschreckende Thatsache vorhalten, daß der Fusel, der Schnaps, das Alkohol und dergleichen, womit sie sich berauschen, aus den ekelhaftesten Stoffen bereitet werden; es ist Alles umsonst. In den großen Städten Amerika's haben sich Gesellschaften gebildet, die den Kehricht der Häuser, todte Mäuse, Ratten, Hunde, Kazen, verdorbene Speiseüberreste, faule Gemüseblätter u. s. w. sammeln und daraus Schnaps brennen. Das stinkende, abscheuliche Sammelsurium wird nämlich 6 Stunden lang, bei einer Hize von 212° Fahrenheit, gekocht; dann wird das Fett abgeschöpft und der Absud in ein Gefäß geschüttet. Und aus dieser Flüssigkeit gewinnt man, vermittelst Gährung und Destillation, ein schönes, klares Alkohol von ungemeiner Stärke, das blos

das Eigenthümliche an sich hat, daß es stärker nach Fuselöl schmeckt als das gewöhnliche Alkohol. Aus dem abgeschöpften Fett bereitet man Seife und aus dem gewonnenen Alkohol Schnaps für die Brüder und Schwestern vom Orden der Carbunkelnasen. Fürwahr: ein appetitliches Getränk, doch wohl noch appetitlicher als der Zustand der Seele eines Lumpen und einer Lümpin. Und dieses scheußliche Laster hat sich nicht nur in den niedrigen Schichten der Bevölkerung eingenistet, sondern auch in denen der Geld- und Aemter-Aristokratie.

Am 14. Januar 1870 stellte das Temperance-Mitglied Fuller in der constituirenden Versammlung des Staates Illinois den Antrag, daß jeder Beamte im Staat Illinois, bevor er sein Amt antritt, einen Eid ablegen solle, wodurch er sich verpflichtet, während der ganzen Dauer seiner Amtszeit kein berauschendes Getränk zu genießen! Ihm trat aber ein anderer Repräsentant mit der ganz richtigen Bemerkung entgegen, daß ein solches Gesez es entweder unmöglich machen würde, genug Beamte zu finden, um die Verwaltung des Staates im Gange zu erhalten, oder daß dieselbe in die Hände von lauter Meineidigen kommen würde.

Freitag, den 11. September. Wir blieben auch heute zu Haus, denn ich mußte mich patientiren; damit nun aber dieser Tag in meinem Reisebericht nicht ausfalle, will ich dir eine ächt amerikanische Geschichte erzählen. Man darf allerdings unseren deutschen Zollstab nicht an dieselbe legen, denn bei uns könnte sie gar nicht vorkommen; weil sie aber bei uns nicht vorkommen kann und märchenhaft klingt, darfst du nicht glauben, dieselbe enthalte eine Aufschneiderei oder seie erfunden, nein, durchaus nicht, und ich stehe sogar persönlich für die Wahrheit derselben ein, und kann dafür einstehen und bürgen, da ich beide Personen, um die es sich bei dieser Geschichte handelt, von Angesicht kenne. Höre also!

Ein schmucker, deutscher Mezgerbursche kam nach Buffalo. Er war schlank gewachsen und hatte rabenschwarze Haare, ein feines, elegantes Schnäuzerchen, blaue Augen, Wangen wie Milch und Blut, ein offenes, freundliches Gesicht und gefällige Manieren. Er war ein Bild von Blüthe und Kraft, und prägten sich in Gang und Bewegung, in Blick und Wort, Fröhlichkeit und Lebenslust aus. Er fand Beschäftigung bei einem Butcher (Mezger), der die vornehmsten Häuser zu seinen Kunden zählte. Jeden Morgen hatte der saubere, flotte und muntere Bursch das Fleisch in die reichen Häuser zu tragen. Unter diesen befand sich nun eines, das einer allein stehenden, jungen Dame gehörte. Sie sieht den blühenden, heiteren Menschen und ist von seiner Erscheinung ganz geblendet. Sie will mit ihm reden, allein er versteht kein Wort englisch, und sie kein Wort deutsch. Die Dame kann von nun an kaum die Stunde erwarten, zu welcher der Bursche das Fleisch bringt; sie brennt vor Begierde, den blühenden Jüngling zu sehen und einige Worte an ihn hinzusprechen, gleichviel, wenn er sie auch nicht versteht. Sie ist voll Freundlichkeit und Zuvorkommenheit gegen denselben und gibt ihm für Ueberbringung des Fleisches jeweils ein glänzendes Trinkgeld. Ach, wenn sie ihm nur mittheilen könnte, wo sie der Schuh drückt; denn fest ist sie entschlossen: er und kein anderer wird mein Mann. Endlich faßt sie ein Herz, tritt dem Burschen wo möglich noch süßer und holdseliger gegenüber und ladet ihn durch Handbewegung und das allgemein verständliche „come in“ ein, in's Zimmer zu treten. Ganz unbefangen tritt der Jüngling ein, und nun folgt ein Auftritt, der schwer zu beschreiben ist. Sie gibt sich alle erdenkliche Mühe, ihm, in allen Formen des Anstandes und der feinen Bildung, klar und deutlich zu machen, daß sie ihm, wie er bisher ihr Fleisch und Knochen von Rindern und Kälbern präsentirt, ihr eigenes Herz und ihre Hand biete. Allein der blöde

Junge will durchaus nicht verstehen und begreifen, und deßwegen faßt sie sich endlich so kurz und bündig als möglich; sie tritt vor ihn hin, deutet auf ihr Herz und dann auf ihn, indem sie in höchster Erregtheit spricht: „I your lady!“, d. h. ich Ihre Frau! und Das verstand er, oder wenigstens begriff und geahnte er's; allein sein Herz ist ein schlechter Resonanzboden, der nicht in denselben Tönen fortklingt, und kein Strohwisch, der leicht Feuer fängt; er schüttelt darum ganz entschieden mit dem Kopf, sagt: „No, no!“ und drückt sich zur Thüre hinaus. Die Amerikanerin war wie vernichtet, die 2 No waren Dolchstiche in ihr liebekrankes Herz. Sie sank auf ihren Divan, preßte beide Hände auf die Augen und zerdrückte 2 große Thränen, die deutsche Gefühllosigkeit dem Herzen eines amerikanischen Weibes ausgepreßt. Welch ein Verbrechen, welche Missethat! Aber sie erligt nicht ihrem Schmerz und gibt die Hoffnung nicht auf. „Er und kein Anderer!“ ruft sie, erhebt sich, läßt die Chaise vorfahren, wirft sich in die Kissen und befiehlt dem Kutscher: „Auf's Court-House!“ Dort angekommen, erklärt sie vor dem Richter, der deutsche Mezgerbursche N. N. habe ihr vor einigen Tagen die Ehe versprochen, heute aber treulos sein Versprechen zurückgenommen; sie bitte also, ihn wegen dieses Verbrechens nach Gesez und Recht zu bestrafen. Der Richter läßt sogleich den Mezgerburschen citiren, trägt ihm die Klage der Dame vor und fragt ihn, ob sich die Sache so verhalte? Der höchst verblüffte Michel, der keine Ahnung davon hat, daß er durch Hilfe der Polizei und auf die raffinirteste Weise an die Frau gebracht werden soll, erzählte wahrheitsgetreu den ganzen Hergang, und ungeheuer ergözlich war's, als sich Beide herüber und hinüber stritten mit: „I your lady“ und „Your my lady“. Sie behauptete nämlich, er habe ihr erklärt: „Your my lady“, er aber behauptete, sie habe ihm erklärt: „I your lady“. Da hiebei keine Zeugen vorhanden gewesen, forderte der Rich-

ter die Dame auf, ihre Aussage zu beschwören. In diesem Falle hat nämlich der Eid einer Frauensperson volle Beweiskraft, und scheint das Gesez absichtlich dieses Arrangement getroffen zu haben, um die Amerikanerinen an den Mann zu bringen und sie vor dem größten Unglück, vor dem Sizenbleiben, zu bewahren. Ueberhaupt ist der Eid ein Universalmittel, ein passe-partout und Apostroph für Dinge, die sich nicht biegen und reimen lassen wollen. Unverzüglich und unweigerlich schwört die Dame den Eid. Und darauf fällt der Richter das Urtheil: Entweder bezahlt der Delinquent der Dame so und so viel Tausend Dollars, oder er wird so und so viele Monate hinter Schloß und Riegel in den Schatten gesezt, wo er dann reiflich und allseitig darüber nachdenken kann, welch ein Capital-Verbrechen und welche noch größere Thorheit es ist, einer jungen, reichen Amerikanerin dargebotene Hand nebst liebeglühendem Herzen auszuschlagen; oder er hat sein Verbrechen dadurch zu sühnen, daß er die Dame ehelicht. Was sollte der Bursche thun? Das Geld konnte er nicht bezahlen; es blieb ihm also nur die Wahl zwischen: Schatten hinter Schloß und Riegel und ehelichem Glück unter dem Pantoffel. Er schwankt hin und her, er ist unschlüssig und zaghaft, da seine ganze Zukunft, sein Schicksal, sein Lebensglück von dieser Wahl abhängen. Als der Richter den armen Burschen zwischen Scylla und Charybdis hin- und herschwanken sieht, sucht er ihn dadurch zur Entscheidung zu drängen, daß er ihm erklärt, er müsse ja wahrhaftig wahnsinnig sein, daß er, ein armer Bursche, solch eine Partie ausschlagen wolle. Die Dame seie jung, schön, gebildet, reich, unabhängig; es erwarte ihn ein Leben voll Wonne und Freude, und solchem Leben und solcher Lebensgefährtin wolle er sein blutiges Handwerk vorziehen; lieber Kälber stechen, Rinder schlachten, Würste machen und Fleisch in der Stadt herumtragen, als in der Chaise fahren und, wie die

Vögel, im Hanfsamen leben?! Man sollte ihn ja in ein madhouse oder lunatic-asyle schicken, sofern er das dargebotene Glück mit Füßen von sich stoße. Darauf sieht denn der Mezgerbursche die Amerikanerin erst recht an und findet, daß die Partie so übel denn doch nicht sei. Er reicht ihr darum die Hand und sagt mit Rührung: „Well, your my lady!" Damit war die Ehe geschlossen. Der Richter nahm den Act zu Protocoll, und das glückliche Paar fuhr in der Chaise nach Haus. Und 's soll ihn niemals gereut haben. Ich selbst sah sie einst in ihrem Garten, der ihr schönes Haus umgibt, lustwandeln — er, ein perfecter Gentleman, und sie, eine stattliche Lady.

Samstag, den 12. September. Heute war ich zu Hausarrest verurtheilt, denn schon wieder hatte ich eine Predigt zu fertigen. Ich schickte mich in's Unvermeidliche, schlug das Evangelium vom XV. Sonntag nach Pfingsten auf, das die Erweckung des Jünglings von Naim durch Jesus Christus erzählt, und verfaßte eine Predigt über die Wunder. Mit dieser Predigt will ich dich aber nicht behelligen, denn du hast sicherlich, als du dieses Buch gekauft, kein Predigtbuch, sondern eine Reisebeschreibung anzuschaffen beabsichtigt. Ich will daher, um dir für heute eine Unterhaltung zu verschaffen, aus einem anderen Gebiet eine Vorlesung halten.

Man hört und liest so viel von der Schönheit und Grazie des weiblichen Geschlechtes in Amerika, und wirklich: ich war gespannt darauf, diese von Schönheit und Grazie strahlenden, die Beschauer blendenden und deren Herz in Brand steckenden Amerikanerinen kennen zu lernen, ja eine meiner ersten Sorgen nach der glücklichen Landung in New-York bestand darin, mich zu erkundigen, wie viel eine Brille mit blauen Gläsern kostet? denn ich ging ernstlich mit dem Plan um, meine Augen durch eine solche Brille zu schüzen und zu wappnen gegen den gefährlichen Anblick dieser strahlenden Schönheiten, sowie gegen

die Gluth und den zündenden Blick ihrer Augen. Vergebliche Sorge! Von der Schönheit und Grazie der Amerikanerinen reden, heißt: den Zuhörer blau anlaufen lassen. Wirkliche Schönheit und Grazie habe ich nirgends gefunden, außer in Northbush. Man sieht wohl dann und wann hübsche Gesichter, weiße Haut, feinen Teint, schöne Augen, feingeschnittene Nasen und Lippen, hohe Stirnen und lange, seidene Augenlider. Man sieht wohl hie und da tadellosen Wuchs, weiche, gefällige Formen, Fülle, zarte Hand und kleinen Fuß, allein all diese körperlichen Vorzüge sieht man wunderselten bei einer Frauensperson in Amerika vereinigt. Aber auch in diesem Falle wird sie vor einem unparteiischen Richterstuhle der Aesthetik nicht bestehen; denn es fehlt den Amerikanerinen jener Schmuck und jene Zier, ohne die es keine wahre Schönheit geben kann, es fehlt ihnen das Gepräge ächter Weiblichkeit, der Abglanz und Wiederschein eines frommen, reinen, sanften und demüthigen Herzens. Das wird der sinnliche Weltmensch, der gewöhnliche Tourist und Roman-Phantast allerdings nicht vermissen, weil er nur das für schön hält, was seinen Sinnen schmeichelt und ihnen Genuß verspricht; allein dem Christen kann Nichts als schön erscheinen, das nicht mit dem ewig Schönen und mit dem Reich des Geistes in Verbindung steht, das nicht durch Religion und Tugend verklärt und geadelt ist und durch beide eine höhere Weihe erhält. Das Schöne ist ihm das zur äußeren Anschauung kommende Gottähnliche und Himmlische, es ist ihm die Verkörperung seines Ideals von einer Schönheit, die über allen Wechsel der Zeit und Form erhaben ist, die nicht altert und nicht verwelkt. Und diese Schönheit ist die makellose Jungfräulichkeit, die züchtige Schamhaftigkeit, die Muttergüte, die Demuth; denn diese verleihen dem Antliz ein ätherisch-himmlisches Gepräge und umgeben die äußere Erscheinung des Weibes mit einem hehren Nimbus. Fehlt nun dem von künstlerisch-

ästhetischem Standpunkt aus betrachteten weiblichen Antliz dieses Gepräge und dieser Nimbus, so ist es bei aller alt- und neuclassischen Schönheit doch nicht wahrhaft schön, es ist prosaisch, böotisch, leer, nichtssagend, würdelos und unter Umständen abstoßend und widerlich. Und das sind die s. g. schönen Gesichter und Gestalten, die ich in Amerika sah. Man liest aus ihren Mienen: Stolz, Eitelkeit, Selbstüberhebung, Aufgeblasenheit, Anmaßung, Troz, Gezwungenheit, Ziererei und Affectirtheit. Es fehlt ihnen vor Allem die Natürlichkeit, die Ungeschminktheit und die kindliche Unbefangenheit. Instituts-Dressur, Modesucht und dumm-dreiste Prahlerei werfen einen schwarzen Schatten auf ihre Erscheinung.

Die Tochter reicher Leute muß in's Institut, und dort hört sie Nichts als schwadroniren und salbadern. Sie lernt von Diesem und Jenem einen winzigen Bruchtheil, nascht in der für Frauenzimmer total einseitig und parteiisch geschriebenen Geschichte, riecht ein wenig an die Geographie, Naturgeschichte, Naturlehre und Physik, lernt Tanzen und Clavierspielen und tritt dann als complete Weltdame aus dem Institut. Von nun an liest sie Romane, Zeitungen und Flugschriften, philosophirt und faselt in den Gesellschaften über alle möglichen Gegenstände und wird als ein Wunder von Gelehrtheit angestaunt. Von Verständniß, Gründlichkeit und systematischem Wissen ist aber bei ihr keine Rede.

Zu dieser Hohlheit und diesem Gelehrtendünkel gesellt sich die heillose Modesucht, die den lezten Rest der Natürlichkeit vernichtet. Man hat bei uns keinen Begriff von der wahnwizigen Prunksucht und Eitelkeit der Amerikanerinen. Das Allerneueste, das Allermodernste aus Paris muß sie haben, mag es auch noch so abgeschmackt und den Anstand verlezend sein. Es ist Mode, und diese ist das höchste Gesez, und diesem allein unterwirft sie sich. Es ist unsäglich betrübend, zu sehen, wie

diese nach Emancipation dürstenden Damen Amerika's Sclavinen des Modejournals und der nunmehr verjagten Kaiserin Eugenie von Frankreich sind, wie sie auf Bänder, Maschen und Säume einen ungeheueren Werth legen und ihren Beruf darin finden, die kostbare Zeit vor dem Spiegel zuzubringen und als Modepuppen begafft zu werden. Eine ächte Amerikanerin braucht für ihren Staat ungeheuere Summen, da sie Kleider aus schwerseidenen Stoffen trägt und sich über und über mit goldenen Schmucksachen behängt. Sie verlangt unbedingte Huldigung und Devotion. Wagt man einen leisen Tadel über die Modesucht und verkehrte Bildung auszusprechen, so wird man als roher, brutaler Mensch gebrandmarkt. Die Mädchen haben sich mit 16—17 Jahren körperlich vollständig entwickelt, sie scheinen in diesem Alter über 20 Jahre alt zu sein; aber so schnell sie heranreiften, so schnell welken sie auch. Man sieht sehr häufig Mädchen mit 20 Jahren, die bereits abflorirten und nach 4 weiteren Jahren vergilbte, verwitterte Züge haben. Ich sah sehr viele junge Mädchen, die cariöse Zähne und schon viele Zahnlücken hatten. Ihr Gebiß glich dem eines alten Weibes, das nur noch teige Birnen und eingeweichtes Brod beißen kann. Nicht selten haben zwanzigjährige Mädchen keinen Zahn mehr im Mund, weßwegen sie sich eines künstlichen Gebisses bedienen. Das rührt vom Candynaschen. Ein amerikanisches Mädchen geht nicht in die Schule, ohne die Tasche voll Candy zu haben, und bis es 20 Jahre zählt hat es wenigstens 50 Centner Bonbon vertilgt. Ich glaube nicht, daß ein einziges Mädchen in den amerikanischen Städten zu finden ist, das gesunde Zähne hat. Man hört deßwegen auch häufige Klagen über Zahnschmerz und schlechten Magen, was ganz natürlich ist. Geben die amerikanischen Damen Gesellschaften, so spielen cakes (Kuchen), Confect und honigsüße Confitüren die erste und lezte Rolle. Auch bei diesen Gesellschaften geht viel Geld darauf, oft mehr,

als ein Beamter bei uns dreimonatlichen Gehalt bezieht. Die bloßen Caffee- oder Theevisiten kennt man dort nicht, und gibt es dort am Allerwenigsten Dreibazen-Damen, die großthun und doch dabei knausern wollen, wie solche bei uns in Deutschland vorkommen. Zum Schlusse gegenwärtigen Tageberichts, der sich doch ausschließlich mit dem schönen Geschlecht befaßte, will ich noch eine jocose Geschichte von gewissen Dreibazen-Damen erzählen.

In einem kleinen Amtsstädtchen gab eine Dame des Honoratiorenstandes eine Caffeevisite. Als die Zungen in Folge des narkotischen Trankes und der Schwarzbrodtorte sich lösten und die Cordialität der Herzen sich bemächtigte, gab eine Dame einem längstgefühlten Bedürfnisse Ausdruck, indem sie den Vorschlag machte, ein wöchentliches Caffeekränzchen zu arrangiren. Alle stimmten freudig dem Projecte zu. Da aber in dem Haus der Einen sich nicht 8 ganze Caffeetassen befanden, in dem der Andern nur 3 wackelige Stühle waren, das der Dritten nur ein silbernes Caffeelöffelchen beherbergte, die Vierte den Zucker in einer Cigarrenschachtel verwahrte, die Fünfte den Caffee aus einem rusigen Hafen trank, indem ihr Porcelainkannen mangelten, und die Uebrigen in anderer Weise nicht zur Abhaltung einer Caffeevisite eingerichtet waren; kam man überein, das Wochenkränzchen in dem ersten Gasthofe des Städtchens zu veranstalten. Damit aber keine Dame zu große Auslagen habe, und alles Depensiren vermieden werde, durften sich die Kosten für jede Person nur auf 12 Kreuzer belaufen, und hatte eine jede ihr Betreffniß selbst zu bezahlen. Wie großartig! Ein Caffee-Kränzchen der Honoratioren-Damen à: 12 Kreuzer! Als einem Spaßvogel dieses großartige Project zu Ohren kam, sagte er lakonisch: „Das sind ja wahrhaftig Dreibazendamen!“ Weil aber die Damen diese schnöde Aeußerung über ihr großartiges Unternehmen erfahren hatten und fürchteten, der Name „Dreibazen-

Damen" möchte ihnen bleibend beigelegt werden, sofern sie das Kränzchen wirklich abhielten, so unterblieb dasselbe, leider! O schnöde Welt! Wenn einmal ein wirklich genialer Plan realisirt werden soll, kommt sicherlich der böse Feind und säet Unkraut mitten unter den Weizen.

Sonntag, den 13. September. Vormittags 10 Uhr hielt ich Predigt und Amt in der St. Vincents-Kirche. Ein Melodeon vertritt die Stelle der Orgel. Ein Frauenzimmer spielt dieses Instrument und singt solo eine lateinische Messe, da sich, bei der beschränkten Zahl der Pfarrkinder, ein Sängerchor noch nicht bilden konnte.

Es ist auffallend, daß man in Amerika, im Lande der Freiheit, niemals Jemand auf dem Feld oder auf der Straße singen, jauchzen oder pfeifen hört. Der Verkehr auf der Straße, an welcher die St. Vincents-Kirche und das Pfarrhaus stehen, ist sehr frequent. Ich sah oft angetrunkene Bursche des Abends von Buffalo auf die Farmen heimkehren, hörte aber nie einen Ton, einen Jauchzer oder Pfiff. Auch versicherten mich Geistliche, daß die Kinder in der Schule nur sehr schwer zum Singen von Liedern zu bringen seien, und daß Viele derselben kein musikalisches Gehör besäßen. Die Dollarjagd raubt eben, wie es scheint, dem Menschen alle Poesie und Fröhlichkeit.

Am Abende statteten uns die Gebrüder Sprißler, in Begleitung ihrer Schwester, die aus meiner Pfarrei stammen, einen Besuch ab. Sie haben einen sicheren Verdienst und ein gutes Auskommen, versicherten aber, daß es großer Um- und Vorsicht, unermüdeten Fleißes und steter Sparsamkeit bedürfe, um bei dem hohen Preis der Lebensmittel, der Kleider und der Miethwohnungen, durch Handarbeit eine Familie ernähren und für die Kinder und die Tage des Alters Etwas ersparen zu können.

Montag, den 14. September. Ich nahm ein erfrischendes Bad in dem krystallhellen Erie-See. Später besuchte

ich mit Father Keck die Pfarrschule von St. Vincent, die unter der Leitung von 4 St. Joseph-Schwestern steht und sich in dem Klostergebäude der Ordensschwestern befindet. Die Kinder sehen sehr gesund und heiter aus und antworten sehr bestimmt und beherzt. Die ehrwürdigen Schwestern erhalten von der Kirche 200 Dollars, und hat jedes Kind per Monat 40 Cents Schulgeld zu bezahlen. In dem Klösterlein ist eine äußerst freundliche und nette Kapelle, in welcher zuweilen Messe gelesen und das Sanctissimum im Tabernakel aufbewahrt wird. Ich hatte hier Gelegenheit, die Früchte der Erziehung einer Pfarrschule und jene einer Public-Schule täglich vor Augen zu sehen; denn in nächster Nähe befand sich eine der leztern Art. Die Kinder der Pfarrschule sind auf dem Weg in die Schule und aus derselben, sowie während der Erholungszeit heiter, fröhlich und vergnügt, aber ohne wildes Toben und Lärmen, während jene der Public-Schule lärmen, schreien und sich balgen. Ich beobachtete öfters Knaben dieser Schule, die während der Erholungszeit die Bäume der Nachbarschaft plünderten und rohen Muthwillen trieben. Wie kann es auch anders sein! Religion und Moral müssen zum Fundament ächter Bildung gelegt werden, und darum muß Religion und Moral der erste Lehrgegenstand einer guten Schule sein. Ohne Religion gibt es keine Sittlichkeit, denn die Religion allein bestimmt und kann bestimmen, was gut und bös, sittlich und unsittlich, tugendhaft und lasterhaft ist. Nur die Religion kann das Gewissen erleuchten, regeln und verpflichten. Darum ist der Glauben das Erste, was dem Kinde beigebracht werden muß, dann folgen die Gebete, und dann spricht das Gewissen und bindet es an die Beobachtung des göttlichen Gesezes. So stehen Glauben, Gewissen und Gebete unter einer höheren Autorität, unter Gott, und fußen auf einem unerschütterlichen Fundament. Es ist darum die erste, wichtigste und heiligste Pflicht eines Lehrers, als Erziehers der

Jugend, die Kinder im christlichen Glauben zu unterrichten und denselben täglich zu befestigen, ihnen tiefe Hochachtung und Ehrfurcht vor Gott einzupflanzen und sie an den Gehorsam gegen seine heiligen Gebote zu gewöhnen. Lesen, Schreiben und Rechnen ist durchaus nicht die Hauptsache der Bildung und Erziehung, Das muß allerdings auch gelehrt werden, weil der Mensch Dessen zu seinem zeitlichen Fortkommen bedarf; sondern Religion und Tugend sind die Hauptsache, weil diese dem Menschen wahren Werth verleihen, sein Herz veredeln und seine Seele retten. Religiös und tugendhaft kann der Lehrer die ihm anvertraute Jugend aber nur dann erziehen, wenn er selbst religiös und tugendhaft ist und der Jugend mit gutem Beispiele voranleuchtet. Die Kinder müssen es mit ihren eigenen Augen sehen, daß ihr Lehrer Religion besitzt, nach Gott fragt und die Pflichten des Christenthums erfüllt. Wie könnte das Kind zur Ueberzeugung gelangen, daß die Religion ein hohes Gut, daß das Gebet nothwendig, daß die Beobachtung der Gebote Gottes eine Pflicht ist, wenn es an seinem Lehrer nie ein christliches Zeichen wahrnimmt, ihn nie beten hört, und weiß, daß derselbe ein Religionsspötter, ein Kirchenfeind und ein unsittlicher Mensch ist! Wie könnte es Gott und den theuern Heiland lieben lernen, wenn selbst der Name „Gott" und „Jesus Christus" aus der Schule verbannt ist! Ist das nicht eine Gott und dem Erlöser angethane Schmach, daß nicht einmal ihre Namen in der Schule genannt werden! Ist das nicht ein klarer, unwiderlegbarer Beweis von Verachtung, wenn von der größten That der Liebe und Barmherzigkeit Gottes, von der Erlösung, von seiner Heilsanstalt, der Kirche, und den zur Erlangung der ewigen Seligkeit nothwendigen Gnadenmitteln, den Sacramenten, in der Schule nie die Rede ist; wenn das Kind von all Dem dort gar nichts erfährt, wenn Das, wie etwas Schädliches und Verabscheuungswürdiges vor ihm geheim

gehalten wird! Wie kann es fromm, religiös und tugendhaft werden, wenn in der Schule kein Crucifixbild sich vor seinen Augen zeigen darf, wenn nie das heilige Kreuzeszeichen gemacht, und nie gebetet wird! Wie soll es an den Besuch des Gottesdienstes, an Ehrfurcht vor der Kirche und an den würdigen Empfang der heiligen Sacramente gewöhnt werden, wenn der Lehrer es nie in die Kirche begleitet, nie selbst dem Gottesdienst beiwohnt, nie die heiligen Sacramente empfängt! Zu einer guten Schulzucht gehört aber auch die practische Anwendung des Sprichwortes: „Wer nicht hören will, der muß fühlen." Ja, der Ernst, der Nachdruck und die Disciplin vermittelst der Ruthe dürfen in einer guten Schule nicht fehlen. Die Ruthe aber ist in den Public-Schulen gänzlich in Abgang decretirt worden; und daher stammt die Zuchtlosigkeit in jenen Schulen. Man scheint die Haut der Kinder, wie beim Hermelin den Pelz, für den edelsten und kostbarsten Theil derselben zu halten. Der darf bei Leibe kein Leid widerfahren! Welche Narrheit! Doch die traurige Erfahrung wird die Amerikaner endlich von derselben curiren. Ein amerikanisches Blatt sagt in dieser Beziehung: „Die blutigsten Verbrechen: Vatermord, Kindermord und Selbstmord haben sich seit einigen Jahren schrecklich vermehrt, und zwar gerade bei jenen Zöglingen, bei deren Erziehung die Ruthe nicht genug in Anwendung gebracht wurde. Wo die Ruthe ganz in Mißachtung gekommen ist, da ist auch die Achtung vor der Autorität des Vaters, der Regierung und der Kirche gesunken. Nach unserer Ansicht ist die Ruthe, vernünftig und mäßig gebraucht, das einfachste, wohlfeilste und wirksamste Mittel, um die Jugend zu züchtigen. Die Amerikaner thun jedenfalls wohl daran, wenn sie die Cultur der Haselstauden begünstigen, denn es scheint rasch die Zeit zu nahen, wo sie, entsetzt vor all den Greueln, die ihnen aus der Zuchtlosigkeit der Jugend erwachsen, dieselben abschneiden und den

verhaßten Stecken, mit seidenen Bändern umwunden, ihren Schullehrern in die Hand drücken werden.“ Möge es bald geschehen, das mein Wunsch, der aber allem Anscheine nach nicht so rasch in Erfüllung gehen dürfte; denn wenn die auf der Louisviller Lehrerversammlung ausgesprochenen Ansichten und Tendenzen sich verwirklichen, dann wird und muß es vorher noch um etliche Procent schlimmer werden, als es jezt schon ist. Da diese vom 1. bis 4. August 1870 in der genannten Stadt gehaltene Lehrerversammlung ein würdiges Seitenstück jener in Wien gehaltenen ist, deren ich früher Erwähnung gethan, und einen tiefen Blick in die gefährliche Schulkrankheit in Amerika werfen läßt; will ich hier Einiges über dieselbe berichten.

Nach dem Ausschreiben dieses ersten deutsch-amerikanischen Lehrertages hätte man glauben können, es werde sich auf demselben lediglich um Schulangelegenheiten handeln, und dürften dessen Beschlüsse zum Heil und Segen der Schule gereichen; denn als Zweck der Versammlung wurde bei der öffentlichen Einladung durch die Presse bezeichnet: „1. Förderung allgemeiner pädagogischer Bestrebungen. 2. Unterstüzung der kulturgeschichtlichen Mission des deutschen Elementes, besonders die Verbreitung und Weiterentwicklung der specifisch deutsch-amerikanischen Schulen, und 3., in Verbindung damit, die Wahrung der Interessen ihrer Lehrer;“ allein dieselbe war lediglich ein Club der rabiatesten Gottesleugner und der wuthschnaubendsten Christusfeinde, deren Feldgeschrei lautete: „Écrasez l'infame!“ Nie und nirgends hat sich bei einer derartigen Versammlung der durch und durch revolutionäre, alles Religiöse hassende, diabolische Geist der Gottesleugner offener und frivoler ausgesprochen, als auf der während den Hundstagen zu Louisville, im Staate Kentucky, abgehaltenen ersten deutschen Lehrerversammlung. Er übertraf an Lüge und Verdächtigung, an Gift und Haß, an Gemeinheit und Jacobinismus alles bisher Dage-

wesene. Diese Versammlung hat es offen zu Tag gelegt, was man durch den Kampf gegen die confessionelle und durch die Einführung der confessionslosen Schulen beabsichtiget, nämlich: die radicale Vernichtung aller und jeder positiven Religion und die Einführung des modernen Heidenthums. Es wurde emphatisch declamirt von Aufklärung, Fortschritt, Emancipation des Geistes, Licht, Wissenschaft, Civilisation, Humanität u. s. w. und mit Berserkerwuth losgedonnert gegen mittelalterliche Finsterniß, Volksverdummung, Geistesknechtschaft, Gewissenszwang, clerikale Anmaßung, Pfaffenthum, Jesuitismus, Papstthum, Inquisition, religiösen Humbug, Fanatismus u. s. w. Es wurde der ganze Feldzugsplan gegen Gott, Religion, Rom und Kirche mitgetheilt und in schlichten Worten ausgesprochen, daß es die Aufgabe der confessionslosen Schule sei, die Confessions-Schule mit Haut und Haaren zu verschlingen, gleichwie einst die mageren Kühe in Joseph's Traum die fetten verschlungen, somit sei es Aufgabe der confessionslosen Schule: das Grab des Christenthums zu werden. Und das müsse ihr gelingen, wenn sie einig und consequent den Kampf gegen die Confessionsschule fortseze und es dahin bringe, daß die Schule, wie in den deutschen Staaten, zum Staats-Monopol erklärt, und der Staat als General-Schulmeister die Herandrillung der Jugend ausschließlich besorge; denn wer die Schule habe, dem gehöre die Zukunft, und der habe die Gestaltung der geistigen Anschauungs-, Denk- und Handlungsweise der kommenden Generationen in seiner Hand. Ein gewisser Dr. Sonnenschein, Rabbiner von St. Louis, stellte den Antrag:

„1. Nur die vollständige und consequente Lossagung der Volksschule von kirchlicher und geistlicher Bevormundung kann den Jugendunterricht zum Hauptbeförderer des wahren Volkswohles erheben.

„2. Mit vereinten Kräften dahin zu wirken, daß in allen

Volksschulen der Union der confessionelle Religionsunterricht, das Lesen der Bibel und das Absingen von Liedern confessionellen Charakters ausgeschlossen werde."

Die Versammlung erklärte sich öffentlich gegen die Vertheilung des Schulfonds und gegen jede Bewegung, die darauf hinzielt. Da bei Weitem die Mehrzahl der Theilnehmer Privatlehrer waren, wurde die Staatsschule einer scharfen Kritik unterworfen und ohne Widerspruch behauptet, sie tödte Leib und Seele, sie sei der Todfeind des Deutschthums, sie werde zu politischen und fanatischen Zwecken ausgebeutet und sei den Freiheiten der Union gefährlich; allein trozdem fand sie Gnade in den Augen der Religionswütheriche, weil sie ein Bollwerk gegen die Pfarrschulen sei und Subjecte heranziehe, die mit Haß und Ingrimm gegen Gott, Kirche und Priester erfüllt seien. Mag sie dann auch eine Feindin des Deutschthums sein, wenn sie nur hilfreiche Hand bietet bei Vernichtung des Christenthums! Der blinde Haß gegen alles Göttliche und Heilige macht diese Lehrer selbst zu Henkersknechten an der von ihnen befürworteten Sache — an der Erhaltung des deutschen Elementes in den Vereinigten Staaten!

Es wurde auch der Vorschlag gemacht, ein Freidenker-Seminar zu errichten, und äußerte sich ein gewisser Engelmann von Milwaukee bei der Berathung dieses Gegenstandes folgendermaßen: „Ich muß Ihne a wos mittheile. Vor a paar Woche wor hier in dieser Stadt auch a Versammlung, mo muß sich schämme, es zu sagen — es wor die katholische Versammlung. Dieselbe hawa auch vum a Lehrerseminar gesprocha, und hawa beschlossa, ans in Wilwaukee zu baua. Die howa Geld und kriege gnug dazu. A Pic-Nic brachte, ich glab 30,000 Dollars ein, un bald wird's fertig sei. Ower die dort von den Jesuita herauskumme, werde doch net zu uns kumme, mir werde schon fertig werde mit ena."

Ein Schuldirector versicherte, daß „katholisch" und „Jesuiten" ihm Bauchgrimmen verursachten. Bedauernswerther Pädagog! Denn das ist doch gewiß recht traurig, wenn zu der schon vorhandenen Gehirnserweichung sich noch Bauchgrimmen gesellt! Daß der Mann aber an der Gehirnserweichung laborirt, geht daraus hervor, daß nur ein Dummkopf, ein Ignorant oder ein an Tollwuth Erkrankter beim Hören oder Aussprechen der Namen „katholisch" oder „Jesuit" Bauchgrimmen bekommt. Wer den Katholicismus und die Jesuiten aus katholischen Schriften, oder noch besser, aus Erfahrung kennt und nicht aus den Schmuzblättern und Cloaken der schlechten Presse und der Romane, dem verursachen „katholisch" und „Jesuit" kein Bauchgrimmen. Uebrigens werden solche Gelehrte, die perpetueller Geistes-Diarrhoe verfallen sind, sehr leicht von Bauchgrimmen heimgesucht.

Ein Israelite spie seinen Geifer gegen den Papst in folgender Art und Weise von sich, er perorirte: „Ich sage Ihnen, der Papst in Rom ist der größte Todtengräber aller freiheitlichen Bestrebungen," welche Worte einen rasenden Beifallssturm hervorriefen. Aus dem Angeführten geht zur Genüge hervor, welch ein Geist in den Public- und Privatschulen, sowie in der Majorität der Lehrer Amerika's weht, und welch bübische Rohheit jenen Humanitäts- und Civilisationsaposteln noch anklebt. Wehe, wenn der Geist dieser Schulmeisterei in Amerika Meister werden und an's Ruder kommen sollte! Dann gute Nacht Freiheit! Die confessionslose, d. h. mit dem rechten Worte bezeichnet, die gottlose Schule ist der Sarg der Religions- und Gewissensfreiheit, und confessionslose Lehrer sind die Seelenmörder der ihnen anvertrauten Jugend, sie sind die Henkersknechte, die, im Namen der Freiheit, die Freiheit vernichten und Willkür, Tyrannei, Verwilderung und Verthierung des Menschengeschlechtes zur Herrschaft bringen wollen. Und auf dasselbe

Ziel steuern alle geheimen Gesellschaften, alle servil-liberalen Kammermajoritäten, alle mit der Aufklärungs-Manie behafteten Minister und alle jene Staatsmänner und Gelehrten los, die den Staatszweck vorzugsweise in die Zurückdrängung des geistlichen Einflusses und in die Erziehung des Volkes im Geiste der modernen Culturentwickelung setzen, d. h. mit nackten Worten gesagt: die Gott deposediren, die Kirche demoliren, das Kirchengut annexiren, das Volk zu Affen degradiren und den grassesten Materialismus triumphiren lassen wollen. Katholiken, Katholiken, erwacht! Erkennet die Gefahr, die euch und eueren Kindern droht! Wehrt euch um das Asyl der Gewissens- und Religionsfreiheit — um die Confessionsschule! Hütet euch vor den Wölfen im Schafspelz — vor den confessionslosen Pädagogen, und überantwortet ihnen euere Kinder nicht; denn sie rauben ihnen den Glauben, sie vergiften ihr Herz und morden ihre Seele!

Am Abende waren wir von Herrn Baldus, Bauunternehmer und weiland Vicepräsident der Generalversammlung des Centralvereins in New-York, 1868, zu einem Souper eingeladen. Ich lernte in Herrn Baldus einen wackern Katholiken, einen Deutschen ächten Calibers und einen geraden, schlichten Biedermann kennen. Es war ein heiterer, fideler und genußreicher Abend, den wir im engeren Kreise lieber Landsleute und auf ächt deutsche, gemüthliche Weise zubrachten. Herrlich mundeten die süßen Trauben, die in reicher Fülle an den Rebzweigen hingen, welche das niedliche Haus auf allen Seiten umrankten, und nicht minder waren die Cigarren zu verachten, die der gastfreundliche Wirth in feiner Waare präsentirte. Es thut mir nur leid, den fürtrefflichen Herrn Baldus in so nahe Berührung mit den Louisviller gottlosen Schulmeistern gebracht zu haben, obgleich ich Nichts für ihn fürchte, denn er ist, ähnlich einem Mauritius und Sebastianus, ein heldenmüthiger

Recke, der allzeit bereit ist, zum Schuz und Schirm unserer heiligen Religion vom Leder zu ziehen. Und wenn der Großsprecher von Milwaukee, Herr Engelmann, sich getraut, mit denjenigen Schulmeistern fertig zu werden, die von den „Jesuita herauskumme", auch wenn sie doch „net" zu ihm „kumme"; so wird Herr Baldus sicherlich mit einem Duzend dieser seichten Schwäzer fertig, wenn sie ihm in Wirklichkeit auf Schußweite sich nähern sollten.

Dienstag, den 15. September. Ich sah heute einen Leichenzug, der aus Freimaurern bestand. Viele trugen die bekannten Abzeichen der Loge. Die Geheimthuerei der Hiramssöhne ist in Amerika weniger groß als bei uns, allein die Rührigkeit und Thätigkeit derselben mag wohl größer sein als bei uns. Ueberhaupt ist Amerika das Land der Seelenjägerei, Seelenfängerei und Seelenkuppelei, so wenig man Das, bei der vorzugsweis materiellen Bestrebung der Amerikaner auch glauben sollte. Und haben die geheimen Gesellschaften eine Seele gefischt, so umgarnen sie dieselbe dermaßen, daß es ein halbes Wunder ist, wenn sie im Leben und Sterben aus ihrem Garne entkommt. Wehe Demjenigen, der aus der Gesellschaft auszutreten den Wunsch äußert oder wirklich austritt! Um den Austritt zu verhindern, wird der Bruder gebeten und beschworen, doch ja solch unverzeihlichen, unverantwortlichen Schritt nicht zu thun. Man forscht nach dem Grund, der ihn bewogen, der Loge den Rücken zu kehren, und sucht denselben aus dem Wege zu räumen. Man macht ihm glänzende Anerbietungen und Versprechungen, man ladet ihn vor den Stuhlherrn oder den Logenmeister und redet ihm in's Gewissen, man erinnert ihn an den geschworenen Eid, an das unauflösliche Band, das den Bruder mit der Loge verbindet; dann geht man zu Drohungen über, man stellt ihm die Verhängung von Geldstrafen in Aussicht, man verheißt ihm, ihn wegen Treulosigkeit und Verräthe-

rei als ehrlos zu erklären und ihm auf alle mögliche Weise zu schaden. Und sie halten Wort diese Humanitätsapostel, diese Schuzengel des großen Baumeisters der Welt, diese Liebesritter von der Schürze. Wenn sie einen Abtrünnigen verderben, vernichten können, so thun sie's ohne Zweifel.

Sehr unwürdig und demoralisirend ist das Spioniren und Denunciren innerhalb der Loge selbst. Einer überwacht und controlirt den Andern, und müssen sich Diejenigen, welche sich gegen die Statuten verfehlt haben, sehr derbe Wischer, Riffel und Nasen gefallen lassen; sie werden wie Schulkinder abgekanzelt und bekommen die schärfsten Capitel aus dem Buche Leviticus zu hören. Sonderbar, daß freie Männer sich solche unwürdige, erniedrigende und unter Umständen empörende Behandlung gefallen lassen! Mancher abgefallene Katholik, der ehedem den Mund weit aufgerissen über die angebliche Tyrannei der Kirche, die ihren Mitgliedern sogar verbietet, an bestimmten Tagen Fleisch zu essen, unterwirft sich als Logenbruder einem viel strengeren Regiment und läßt sich zehnmal mehr von Vorgesezten gefallen, die oft den Strick nicht werth sind, an welchen man sie henken sollte.

Es kommt selten vor, daß ein Freimaurer sich bekehrt, in den Schoß der Kirche zurückkehrt oder auf dem Todbett die heiligen Sacramente empfängt. Doch gibt es einzelne solcher Fälle, die aber natürlich von den Freimaurern entweder todtgeschwiegen, oder wenn sie durch die katholische Presse veröffentlicht werden, geleugnet oder als Folge des unzurechnungsfähigen Zustandes des Kranken oder Sterbenden hingestellt werden. So starb 1868 in Washington ein gewisser Thaddäus Stevens, der im Leben jede Religion verachtet und verfolgt hatte und ein langjähriges Mitglied der Loge gewesen, aber auf dem Todbett sich bekehrte. Er ließ barmherzige Schwestern rufen, damit sie ihn pflegten, empfing die heilige Taufe und die Sa=

cramente der Sterbenden und ging, ausgesöhnt mit Gott, ruhig und getrost in die Ewigkeit. Das war ein Blizschlag in die Loge; die Brüder kamen in Bewegung, es kam zu einer Balgerei zwischen den Zeitungen verschiedener Richtungen, allein die Thatsache selbst war eben nicht zu leugnen — die Bekehrung eines Freimaurers!

Großen Abtrag thun der Loge die Missionäre. In den größten Städten, sowie in kleinen Dörfern werden häufig Missionen gehalten. Und bei diesen Missionen wird offen, von der Leber weg, geredet. Da werden die Logenmänner in ihrer Scheinheiligkeit und Heuchelei entlarvt, es wird ihr gemeinschädliches Wirken und Treiben für Familie, Staat, Schule und Kirche nachgewiesen, es werden die Mittel namhaft gemacht, durch welche sie Mitglieder gewinnen, täuschen und festhalten, und es wird eindringlich und ernst vor diesen übertünchten Gräbern gewarnt und oft mit großem Erfolg; denn einzelne Freimaurer treten aus der Loge, Unzählige werden vor dem Eintritte in dieselbe bewahrt, und eine große Zahl Akatholiken, die nach Licht und Wahrheit ringt, werden in den Schoß der katholischen Kirche aufgenommen. In größern Städten wird niemals eine Mission abgehalten, ohne daß Akatholiken convertiren. So wurde, um nur Ein Beispiel anzuführen, 1870 eine Mission in der St. Franziscus Xaverius-Kirche zu New-York gehalten, bei welcher 50 Protestanten und Ungläubige katholisch wurden.

Mittwoch, den 16. September. Endlich, nach einem Aufenthalte von 22 Tagen, gelang es mir, Buffalo valet zu sagen. Während dieser sehr langen Zeit kam ich, leider, nie dazu, das Innere der schönen Kathedrale zu besichtigen, obgleich ich, und zu meiner Beschämung sei's gesagt, einige Male an derselben vorüberging. Ich verschob den Besuch dieser interessanten Kirche, die in neuester Zeit auch ein Glockenspiel er-

halten hat, immer auf später, auf gelegenere Zeit, und endlich hieß es: „Aufgeschoben ist aufgehoben.“ Vom Centralbahnhofe fuhren wir morgens 1/27 Uhr ab, zunächst nach Cleveland. Die Bahn, lac shore railroad, fährt hart am Ufer des Erie-Sees hin, durch gut cultivirtes Land, an vielen Dörfern und 2 größeren Städten vorüber. Diese Städte sind Dünkirk und Erie. In Dünkirk ist eine katholische deutsche Pfarrei von 900 Seelen; Erie ist Siz eines Bischofes (Tobias Müller ist gegenwärtig Bischof dort), und befinden sich in der Stadt 2 katholische deutsche Pfarreien, die St. Mary's-Pfarrei, mit 2500 Seelen, und die St. Josephs-Pfarrei, mit 1500 Seelen. Der Erie-See ist sehr wild und der Schifffahrt gefährlich. Es entstehen oft plözlich furchtbare Stürme, ähnlich wie auf dem Wettersee in Schweden, und sind Schiffbrüche gar nichts Seltenes. Wir hätten auch per Dampfboot auf dem Erie-, St. Clair-, Huron- und Michigan-See die Reise nach Milwaukee machen können, allein man rieth uns sehr ab, den gefährlichen Erie-See zu passiren. Und in Wirklichkeit; wenn man bedenkt, daß anno 1869 nicht weniger als 416 größere amerikanische Schiffe, die einen Werth von 16,205,600 Dollars repräsentiren, auf dem Meere, den Seeen und Flüssen zu Grund gegangen; verspürt man wenig Lust, sein Leben einem so gebrechlichen Fahrzeug anzuvertrauen. Es war prachtvolles Wetter, als wir mit der Eisenbahn längs des Erie-Seees hinfuhren, das Luftmeer war vollständig ruhig, und doch gingen die Wellen auf dem tückischen See sehr hoch.

Erie liegt prachtvoll am Ufer des Seees auf einer Anhöhe, von der man eine reizende Fernsicht auf die Umgegend und den See genießt. Die Stadt zählt nach dem neuesten Census von 1870: 19,742 Einwohner. Der Boden ist sehr fruchtbar und darum auch sehr theuer. Wir besuchten hier Reverend Stumpe, einen geborenen Hannoveraner, Pfarrer der St. Joseph's-

Pfarrei. Die Pfarrschule befindet sich in der untern Etage des Pfarrhauses; die Kirche ist von Holz gebaut und sehr groß. Ich sah hier prächtige Meßgewänder und Kirchenornate, obgleich die Pfarrei erst seit 2 Jahren gegründet war. Da der Tag unseres Besuches gerade ein Fasttag war (Quatemper), aßen wir einen delikaten Seefisch, deren der Erie in großer Menge birgt. Der Ohio-Wein, mit dem uns Herr Stumpe regalirte, war vortrefflich, voll Feuer, süß und von sehr angenehmem Bouquet.

Um 2 Uhr fuhren wir mit der Eisenbahn ab nach Cleveland. Wir hatten Gelegenheit, auf dem Bahnhofe von Erie zu erfahren, wie willkürlich der Preis für den Transport des Gepäckes angesezt wird. Am Billet-Schalter declarirte ein Passagier einen kleinen Koffer als sein Gepäck, das er bis Toledo mit sich nehme. Der Billetausgeber forderte für den Transport 1 Dollar. Der Passagier remonstrirte, indem er den Preis für zu hoch fand. Hierauf sagte der Eisenbahnbedienstete: „Nun, da zahlen sie einen halben Dollar." Sogleich nachdem der Zug abgefahren war, hatten wir einen unangenehmen Auftritt mit dem Conducteur. Father Keck, von dem ich bisher zu erwähnen vergaß, daß er die ganze Reise von Buffalo nach Chicago, Milwaukee, Pittsburg, Baltimore, Washington, Philadelphia und New-York mitmachte, hatte ein s. g. Priester-Ticket und darum bis Chicago nur die Hälfte der Fahrtaxe zu bezahlen. Er präsentirte also dem Conducteur seinen Ausweis und verlangte, auf Grund desselben, ein Half-Ticket. Der Schwindler gab ihm ein Billet, bezahlte ihm aber auf eine größere Banknote blos so viel heraus, daß Father Keck die volle Taxe hätte erlegen müssen. Natürlich zählte Herr Keck sogleich das Geld nach und wies dem Conducteur nach, daß er den vollen Fahrpreis in Abzug gebracht. Derselbe konnte Solches nicht in Abrede stellen, weigerte sich aber,

unter einem Wortschwall von Redensarten, den zu viel erhobenen Betrag herauszuzahlen. Father Keck hielt aber an seiner gerechten Forderung fest und drohte dem Conducteur, auf der ersten bedeutenden Station, wo der Zug einige Minuten anhalten würde, die Anzeige wegen Betrugs zu erheben. Der Conducteur verharrte aber Dessen ungeachtet auf seiner Weigerung. Bei der nächsten Station nun, wo der Zug aber blos 2 Minuten anhielt, und daher Father Keck seine Klage nicht erheben konnte, nahm der Conducteur mit dem dortigen Billetausgeber Rücksprache wegen dieses Vorfalls, der möglicher Weise schlimme Folgen für ihn haben konnte; und Jener scheint ihm den Rath gegeben zu haben, den schuldigen Betrag an Father Keck zu bezahlen; denn als der Zug sich wieder in Bewegung sezte, kam der Conducteur ganz devot zu uns und bezahlte das bisher zurückbehaltene Geld unter dem Vorgeben, er habe geglaubt, Father Keck würde generös und nicht mit einem Half-Ticket reisen wollen. O du Spizbube!

Abends kamen wir nach Cleveland, im Staate Ohio. Die Stadt ligt auf einer Hochebene in anmuthiger Gegend, an der Mündung des Cuyahoga in der Erie-See. Der Seehafen ist sehr groß und ligt äußerst günstig. Die Stadt hat einige sehenswerthe Gebäude, über 20 Kirchen und 5 Academieen. Mit Ohio-City, das jenseits des Flusses ligt, zählt sie gegen 40,000 Seelen. Es residirt hier ein Bischof (gegenwärtig: Amadeus Rappe), und befinden sich 3 katholische deutsche Pfarreien in der Stadt, die St. Peters-Pfarrei, mit 1800 Seelen, die St. Josephs-Pfarrei, mit 1400 Seelen, und die Himmelfahrts-Kirche, mit 4000 Seelen.

Es war Nacht, als wir Toledo, das ebenfalls eine katholische deutsche Pfarrei (St. Mary) besizt, die 2200 Seelen zählt, und wo die Linie nach Detroit sich abzweigt, passirten. Morgens um 10 Uhr, am

Donnerstag, den 17. September, kamen wir in

Chicago

an. Da Father Keck mit Reverend Riordan, Pfarrer an der St. Patriks-Kirche befreundet ist, so war es unsere erste Sorge, diese Kirche aufzusuchen. Das ist aber in einer Stadt wie Chicago keine Kleinigkeit. Um uns zu erkundigen in welchem Stadttheile die St. Patriks-Kirche liege, gingen wir in ein in der Nähe desjenigen Bahnhofes, auf dem wir angekommen waren, sich befindendes Institut. Dort trafen wir einen Irländer im Sprachzimmer, der uns nicht nur Bescheid ertheilte, sondern sich erbot, uns zur St. Patriks-Kirche zu führen. Wir nahmen das Anerbieten dankbarst an. Vor dem Instituts-Hause stund das Buggy des Irländers, bei dessen Anblick ich aber nicht begriff, wie wir 3 Personen auf demselben Plaz finden und fortgeschafft werden sollten. Father Keck und ich sind corpulent, weßwegen wir uns nur mit harter Mühe in den Siz zwängen konnten. Wo sollte aber der Irländer Plaz finden, da auf dem zweirädrigen Buggy kaum 2 Personen Raum genug hatten. Doch der Sohn der grünen Insel wußte Rath. Er schwang sich hinauf, stellte sich zwischen unsere Beine und trieb das Pferd an. Der Weg war aber gerade in jener Straße sehr schlecht, da man dort die Häuser und Straßen 10′ erhöhte, weßwegen das, zum Glück kleine und magere, Männlein bedenklich hin- und herschwankte. Um einem Unglück vorzubeugen, nahm ich dasselbe und sezte es wie ein Kind auf meinen Schoß, unbekümmert um den drolligen Anblick, den unsere Carriage den Neugierigen darbieten mußte. Bald kamen wir an eine drehbare Brücke, die über den Chicagofluß führt. Sie war gerade für die Passage abgedreht, weßwegen eine Masse Fuhrwerke aller Art, nebst Fußgängern, sich dort angehäuft hatten. Eine ungeheuer widerwärtige Einrichtung

in Chicago, denn bei dem enorm starken Verkehr mit Schiffen auf dem Chicago-Flusse, sind diese Brücken in beständiger Bewegung, und kann man zuweilen eine halbe Stunde warten müssen, bis die Passage wieder ermöglicht ist. Besonders wenn man gerade im Begriffe steht, sich auf die Eisenbahn oder auf's Dampfboot zu begeben und ohnehin keine Zeit zu verlieren hat, und dann an eine solche Brücke kömmt, die Einem gerade vor der Nase abgedreht wird, ist dieser Aufenthalt nicht nur ekelhaft, sondern oft mit großem Nachtheile verknüpft. Auch wir mußten gleich das erste Mal eine starke halbe Stunde warten, bis die Brücke wieder zu passiren war. Jenseits hatten wir aber sehr bald die St. Patriks-Kirche erreicht. In der Nähe derselben begegnete uns ein Irländer, der mit unserem Kutscher, meinem Schoßkinde, befreundet sein mußte, denn voller Freude und triumphirend rief dieser jenem zu: „Two priests!" (lese: tuh priest) d. h. 2 Priester. Eine eigene Nation diese Irländer! Von England geknechtet, zertreten und ausgesogen, hat sich dieselbe der Kirche gänzlich in die Arme geworfen. Es gibt kein Volk, das mit solcher Begeisterung, Liebe und Treue am Katholicismus hängt wie die Irländer. Es gibt kein Volk, das so hohe Verehrung des Priesterstandes im Herzen trägt wie die Irländer. Kirche und Priester sind ihnen eine unbedingte Autorität, der Kirche und dem Priester unterwerfen sie sich unbedingt, für Kirche und Priester bringen sie jedes Opfer. Wenn es z. B. zu einer Schlägerei kommt, und Niemand im Stande ist, die Streitenden zu trennen, und ein Priester erscheint; so ist augenblicklich die Ruhe hergestellt. Wenn die Irländer eine Kirche bauen, so ist dieselbe sicherlich in kürzerer Zeit bezahlt als bei jeder andern Nation, obgleich die Irländer keineswegs zu dem vermöglicheren Theile der Amerikaner gehören. Es gibt unter ihnen sehr viel Arme und Dürftige, s. g. kleine Leute und Mittelleute, die Reichen unter

ihnen sind Raritäten, und doch leisten sie für Kirchen und Klöster das Meiste. Ein Irländer gibt den lezten Cent für religiöse Zwecke hin; er hungert und darbt, um am Sonntag eine namhafte Gabe in die Box legen zu können. Die Pfarrhäuser der irländischen Geistlichen sind durchschnittlich sehr comfortable eingerichtet; denn der Irländer wünscht, daß sein Father an Nichts Noth und Mangel leide. Die Irländer halten zusammen in Leid und Freud, in Noth und Gefahr.

Wir traten einst in Chicago in einen Beersaloon, um ein Glas Lagerbier zu trinken. Der Wirth war ein Irländer. Kaum war er unser ansichtig geworden, als er hinter der Bar hervorkam, uns die Hand reichte und willkommen hieß. Da er gerade kein frisches Lagerbier vorräthig hatte, erbot er sich, in der Nachbarschaft solches zu holen. Wir lehnten dieses Anerbieten jedoch ab. Nun wollte er uns mit Wein oder Schnaps regaliren, was wir aber ebenfalls nicht zuließen. Unsere Weigerung beelendete ihn sichtlich, und um jeden Preis wollte er uns in seinem Saloon festhalten, weil er sich durch unsere Anwesenheit sehr geehrt fühlte. Endlich verfiel er auf die Vermuthung, wir möchten vielleicht für einen kirchlichen oder wohlthätigen Zweck sammeln wollen, weil wir seinen Saloon betreten, was in Amerika sonst kein einheimischer Priester thut. Er erbot sich daher für diesen Fall, beizusteuern, so viel in seinen Kräften stünde. Father Keck versicherte ihn, daß wir nicht in dieser Absicht gekommen seien, was ihm sehr leid that. Als wir gingen, sah er uns lange und wehmüthig nach.

Einst mußten wir auf einem Bahnhofe längere Zeit auf die Abfahrt des Zuges warten, weßwegen wir in der großen Halle, welche die Stelle des Wartsaales vertrat, auf- und abgingen. Plözlich steht ein blinder Irländer vor uns, geführt

von einem sehenden Landsmann, und bittet uns mit flehentlicher Miene, ihm den priesterlichen Segen zu ertheilen. Er fiel nieder, faltete die Hände und empfing mit solcher Andacht und mit so großem Vertrauen den Segen, als spräche Jesus Christus selbst zu ihm: Sei sehend, dein Gläube hat dir geholfen! Er dankte uns in so rührenden Ausdrücken für das ihm bezeigte Mitleid, als hätten wir ihm wirklich das Licht der Augen wiederum geschenkt.

Ein irländischer Geistlicher, der bei seinen Pfarrkindern ganz außerordentlich beliebt war, brachte sich, in Folge eines Anfalles von Melancholie und Geisteskrankheit, um's Leben. Groß war der Schmerz der Pfarrkinder über das tragische Ende des in seinem Wandel musterhaften Geistlichen und noch größer ihre Sorge, es könne ihm die Beerdigung auf dem geweihten Pfarr-Gottesacker verweigert werden. Was thaten sie deßwegen? Sie legten, nach vorgenommener Leichenschau durch den Coroner den Leichnam in einen Sarg, führten denselben auf den katholischen Friedhof, bildeten dort 3 Mann hoch einen Kreis um die Stelle, wo sie den Leichnam beerdigen wollten, machten schnell ein Grab, senkten den Sarg hinab, bedeckten denselben mit Erde, pflanzten ein Kreuz auf demselben auf und verrichteten dann das übliche Grabgebet. Selbstverständlich verblieb es bei diesem fait accompli.

Schade nur, daß dieser Nation 2 große Fehler ankleben: die Gleichgiltigkeit gegen die Schule, gegen den Jugendunterricht und die Trunksucht. Beides ist leicht erklärlich. In England herrscht kein Schulzwang, und war's daher der Irländer in der alten Heimath nicht gewohnt, die Schule viel zu besuchen. Die Trunksucht aber anbelangend, ist dieselbe offenbar eine Folge der unwürdigen Behandlung der Irländer in ihrer Heimath. Die Flasche bietet ihm nämlich dort einigermaßen Ersaz für die auszustehenden Leiden und Quälereien, sie läßt

ihn seine Noth und seine erbärmliche Lage vergessen, und sie ist's, die ihm sinnlichen Genuß verschafft, den er sich, wegen seiner Armuth und Unterdrückung auf keine andere Weise verschaffen kann. Die Erfahrung lehrt ja, daß Armuth und Schnaps sich sehr leicht verbrüdern. Der Arme hat nicht minder als der Reiche das Bedürfniß, sich von Zeit zu Zeit zu erholen und eine Freude zu genießen. Dem Reichen bietet sich, in Folge seines Geldes, eine große Auswahl von Vergnügen, Freuden und Genüssen dar, nicht so dem Armen. Er kann sich für seine 6—12 Kreuzer, die er dem Vergnügen zu opfern hat, blos ein Getränk verschaffen, das ihn aufregt, das Blut in Wallung bringt, die Zunge löst und das Gehirngas lebhafter phosphoresciren läßt. Dann begünstigt auch die feuchte Luft, das ewige Kartoffeln- und Roggen-Brod-Essen anerkanntermaßen das Schnapstrinken. Je näher dem Meer, je schwärzer das Brod, je häufiger die Kartoffel auf dem Tisch erscheint, desto mehr wird der Brandy-Bottle zugesprochen. Und hat sich der Mensch, besonders in der Jugend, an solch einen Genuß gewöhnt, so hält es äußerst schwer, sich desselben später zu enthalten. Es gibt allerdings auch ehrenwerthe Ausnahmen unter den Irländern, die dem Trunke nicht ergeben sind, allein Das ist eben das Traurige, daß es nur Ausnahmen sind. Es gibt auch irländische Pfarreien mit Pfarrschulen, aber der Geistliche hat seine liebe Noth, die Kinder und Eltern an den Schulbesuch zu gewöhnen, die lezten daran, daß sie sich von der Nothwendigkeit überzeugen, ihre Kinder zur Schule zu senden; die ersten aber daran, daß sie in der Schule ausharren und nicht kopfüber durchbrennen.

Ein ächter Irländer schickt aber seine Kinder auf keinen Fall in eine Public-Schule, sofern keine Pfarrschule vorhanden ist.

Ein dritter Vorwurf, den man den Irländern macht, besteht darin, daß sie unordentlich, unreinlich und unsauber seien, wovon man sich auch sehr leicht in den Häusern der ärmeren

Classe, besonders der Fabrik= und Eisenbahnarbeiter, überzeugen kann. Ein vierter Vorwurf bezieht sich darauf, daß sie roh und streitsüchtig seien und gerne zuschlagen — er ist, leider, auch nicht aus der Luft gegriffen. Diese Rohheit ist eben die nothwendige Folge vom Mangel an Schulunterricht, Schul=Bildung und Erziehung, sowie auch der Liebhaberei für die heillose Bottle. Die gebildeten Irländer aber sind äußerst feine, noble Leute, die ihren Kindern eine sehr gute Erziehung geben und sie fleißig zur Schule schicken.

Father Riordan war gerade verreist, als wir ihn besuchen wollten, allein die 2 reverends assistants priests (Capläne) luden uns in dessen Namen ein, im Pfarrhause zu logiren, was wir mit Dank annahmen. Unsere nächste Aufgabe bestand nun darin, Chicago kennen zu lernen, weßwegen wir einen mehrstündigen Spaziergang in die Stadt unternahmen.

Chicago ist eine der merkwürdigsten Städte der Union, die an raschem Aufblühen, an Eleganz, Unternehmungsgeist und Reichthum keiner anderen Stadt der Union nachsteht. Im Jahre 1832 wohnte da, wo jezt die Stadt steht, noch kein weißer Mann. Urwald und Prärie bedeckten die ganze Gegend. In dem genannten Jahre wurde hier eine Militärstation gegen die Indianer errichtet. Ein Dorf bildete sich um dieselbe, das 1840 schon eine Stadt von 4,470 Einwohnern war. 1850 zählte sie 28,269, 1860: 109,000 und gegenwärtig: 370,000 Einwohner. Schreitet die Bevölkerung in demselben Verhältnisse fort, so wird Chicago 1880: 1,000,000 Einwohner zählen. Die Lage ist für Schifffahrt, Handel und Verkehr nach allen Himmelsgegenden sehr günstig. Eine Menge Eisenbahn= und Dampferlinien verbindet die Stadt mit dem Norden, Süden, Osten und Westen. Die Stadt selbst hatte aber eine sehr ungünstige Lage, weil hier die Ufer des Michigan=Seees sehr nied=

rig, und in Folge Dessen der Boden sehr sumpfig war. In die Keller drang das Seewasser ein, und die Magazine waren feucht. Der Stadtrath faßte daher den grandiosen Beschluß, die ganze Stadt um 10′ zu heben, und dieser Beschluß wurde wirklich ausgeführt. Vermittelst hydraulischer Pressen wurden ganze Häuser-Quadrate, Kirchen, Hotels, Fabriken und Magazine Zoll für Zoll in die Höhe gehoben. Und dieses kolossale Unternehmen ging so ruhig und unvermerkt von Statten, daß die Leute schliefen, arbeiteten und ihrem Geschäfte nachgingen, ohne von der Emporhebung ihrer Häuser auch nur die leiseste Erschütterung zu verspüren. Waren dieselben erhöht, dann wurden die 10′ tiefer liegenden Straßen mit Steinen ausgefüllt und mit einem soliden Pflaster versehen. Die Wabash-Avennüe hat wohl das solideste Pflaster, das es geben kann, das Nicholson-Pflaster, das aus Holz besteht. — Jezt hat die Stadt trockene Keller und Magazine, sowie sehr gesunde Quartiere. Als wir uns in derselben befanden, waren ganze Straßen aufgerissen und unfahrbar, blos längs der Häuserfronte war eine schmale Passage, die aber oft über Balken und Bretter, über Treppen und Gräben führte. Es war wirklich lebensgefährlich, bei Nacht solche Straßen zu passiren.

Ein anderer, nicht minder fühlbarer Mißstand war der Mangel an gutem Trinkwasser. Auch diesem Mangel wurde abgeholfen. War doch der See mit seinem krystallhellen Wasser in der Nähe, und handelte es sich nur darum, dieses Element auf eine Art und Weise in die Stadt zu leiten, die der Schifffahrt nicht hinderlich war. Darin aber bestand eben die Schwierigkeit. Es mußte ein 2 englische Meilen langer Tunnel unter dem Bette des Seees gebaut und dieser in einen Schacht geleitet werden, der das Wasser an den Tunnel abgab. Aber wie diesen Schacht anbringen, da im See keine Insel ligt? Die geschicktesten Ingenieurs zweifelten an der Möglichkeit, einen

solchen anlegen zu können. Allein den Amerikanern ist in dieser Beziehung Nichts unmöglich. Auf den Kostenpunkt kommt es ohnehin bei ihnen nicht an. Wenn nur das Werk gelingt, die Dollars zur Bestreitung der Kosten desselben finden sich schon. Und es gelang. Es wurde ein 40′ hoher, fünfseitiger Thurm aus 12zölligen Balken gebaut. Jede Seite war 58′ breit und der Durchmesser 50′. Die Balken waren wasserdicht zusammengefügt und die Außenseite mit 2 1/2″ dicken Eisenplatten gegen den Anprall der Eisschollen geschüzt. Das Ungethüm, Crib genannt, wurde im Juni 1865 zwei Meilen weit in den See hinausbuxirt, dort in den 36′ tiefen See hinabgelassen, mit Steinen beschwert und überdieß an Anker gelegt. Nun wurde in diesen Thurm ein 64′ hoher, eiserner Cylinder hinabgelassen, der 2030 Centner wiegt, in Folge seiner Schwere die Sandschichte durchdrang und dann auf dem festen Thon aufsaß. Um diesen Cylinder aber so tief in den Thon zu senken, daß der von ihm ausgehende Tunnel mit jenem, der von der Stadt aus ihm entgegengegraben wurde, in dieselbe horizontale Linie zu liegen kam, mußte zuerst das Wasser aus demselben ausgepumpt und dann die Luftpumpe in Anwendung gebracht werden. Das geschah vermittelst einer Dampfmaschine, die das Wasser und die Luft auspumpte, worauf der Cylinder durch den Druck der Atmosphäre so tief in den Thon hinabsank, daß der Tunnel, der von hier aus angelegt werden mußte, in gleiche Linie mit jenem, der vom Lande aus herzustellen war, zu liegen kam. In 2 3/4 Jahren war das Werk vollendet, und erfreut sich Chicago jezt eines Trinkwassers wie keine Stadt der Welt. Später wurde um den Crib ein solider Thurm aus Granitquadern gebaut, der ziemlich hoch über dem Wasserspiegel hervorragt und eine Laterne trägt, die des Nachts den Schiffen den rechten Fahrweg bezeichnet. Das Wasser strömt durch eine künstlich angebrachte Thüre in den Cylinder, ergießt

sich in den Tunnel, wird in der Stadt durch Dampfpumpen in die Höhe gehoben und durch eiserne Röhren allen Stadttheilen und Häusern zugeführt.

Ein weiterer Mißstand ist der Abfluß der Cloaken in den Chicago-River, wodurch derselbe theils das Aussehen eines Closet erhält, theils die Luft mit schädlichen Miasmen erfüllt. Es wird darum gegenwärtig der Illinois und Michigan-Canal auf einer Strecke von 26 englischen Meilen 10′ tiefer gelegt, damit das Seewasser sich in denselben ergießen und den Unrath mit sich in den Mississippi führen kann. Dieses Unternehmen wird blos $2\frac{1}{2}$ Millionen Dollars kosten, für Chicago eine Bagatelle!

Ein weiterer Mißstand ist die durch den Durchlaß der Schiffe, resp. durch das Abdrehen der Brücken über den Chicago-River, sehr häufig unterbrochene Communication. Diesem Uebelstande wird dadurch abgeholfen, daß unter dem Flußbett Tunnels für Fußgänger und Fuhrwerke gebaut werden, die auf einer schiefen Ebene von 5 % Steigung auf der einen und von 5 % Fall auf der andern auf die beiderseitigen Ufer führen. Der erste dieser Tunnels (Washington-Street-Tunnel) wird wohl gegenwärtig schon vollendet sein. Er hat 1000′ Länge und und 35′ Breite, wovon 25′ für Fuhrwerke und 10′ für Fußgänger bestimmt sind.

Der Grundbesitz in Chicago ist fabelhaft theuer. Nicht selten kostet der Quadratfuß von einem *acre* Land, der ehedem um 50 Dollars gekauft wurde, jezt 50 Dollars. Es gibt Privatleute, die per Jahr für ein anständiges Logis 12—15,000 Dollars zahlen müssen. Die Compagnie der Illinois-Centralbahn beabsichtigte, einen zweiten Bahnhof, nebst Werkstätten, in der Stadt zu errichten, wozu sie ein verhältnißmäßig kleines Grundstück gebraucht hätte. Sie bot dem Stadt-

rathe 2,000,000 Dollars, also 5,000,000 Gulden dafür, konnte es aber nicht erhalten, weil die Bewohner der Michigan-Avennüe Einsprache erhoben.

Die Stadt selbst hat herrliche Straßen und Häuser, ja weite Strecken lang reiht sich Palast an Palast. Die schönste Straße ist die schon erwähnte Wabash-Avennüe, die mit den nobelsten Straßen jeder Residenz in Europa die Concurrenz bestehen kann. Sie ist sehr breit, hat Nicholson-Pflaster, herrliche Verkaufslocale, Hotels und Paläste, 6—7 Stockwerke hoch, Alles aus Marmor in den verschiedensten Dessins aufgeführt, mit Säulen und Capitälern aller Baustyle. Der seit einigen Jahren zu kostspieligen Bauten verwendete Marmor ist der s. g. Joliet-Marmor, der von prachtvoller Zeichnung ist. Ein ganz merkwürdiger Stein, der ebenfalls als Baustein verwendet wird, ist der s. g. Petroleumstein, aus welchem die Sonne während des Sommers das Oel zieht, das dann in den verschiedensten Figuren die Oberfläche bedeckt und den Gebäuden ein pittoreskes und antikes Ansehen gibt.

Die Schulen zählen zu den schönsten und großartigsten Gebäuden der Stadt; es sind deren 22 ohne die höheren Lehranstalten und Privat-Institute. 20,000 Kinder genießen unentgeldlichen Unterricht, und wurde anno 1868 eine halbe Million Dollars für Errichtung neuer Schulhäuser ausgegeben. Längs des Michigan-Ufers ist ein herrlicher Spaziergang, mit der großartigsten Fernsicht auf den See, der durch die Schifffahrt sehr belebt ist.

Chicago ist der Siz eines Bischofes. 1844 wurde derselbe errichtet. Der erste Bischof war: Wm. Quarter, der zweite: James Vandevelde, der dritte: Anton O'Reagan, der vierte: James Duggan, der noch am Leben, aber geisteskrank ist. Der gegenwärtige Bischof heißt Foley. Die Diöcese zählte 1868: 112 Kirchen, 125 Priester, worunter 42 Deutsche, und 150,000

Katholiken, worunter 46,830 Deutsche sind. Die Stadt selbst zählt 18 katholische Pfarreien, von welchen folgende deutsch sind:

Die St. Peters-Kirche	mit	5250	Seelen
„ St. Michaels-Kirche	„	7000	„
„ St. Franciscus-Kirche	„	4500	„
„ St. Josephs-Kirche	„	4000	„
„ St. Bonifacius-Kirche	„	1800	„

Die Herren Pfarrer an der Holy Family- und St. Wenceslaus-Kirche sprechen übrigens auch deutsch.

Manche der katholischen Kirchen sind sehr groß, geschmackvoll und reich; so die Holy Family-Kirche, die von Jesuiten pastorirt wird. Sie ist ein wahrer Dom an Größe und Eleganz. Sie hat 3 Schiffe, gothische, reich vergoldete Altäre, die ein badischer Bildhauer, Namens Buscher, verfertigte, und Glasmalerei, welch leztere aber, was Zeichnung und Colorit betrifft, Vieles zu wünschen übrig läßt.

Die St. Patriks-Kirche ist einfach, aber edel und würdig. Die Kathedrale ist ein gothischer, dreischiffiger Bau, mit gothischen Altären von Eichenholz ohne Vergoldung. Es ist kein eigentlicher Chor vorhanden. An den Fenstern über dem Hochaltare sind 3 kleine unbedeutende Glasgemälde. 7 Säulen tragen die Gewölbe der Schiffe, dieselben sind aber im Verhältniß zu ihrer Höhe viel zu schmächtig und dünn, überdieß sind sie von Holz und mit einer Steinmasse überzogen. Auch die Kirchenwände sind von Holz und dermaßen täuschend mit Imitation von Steinquadern angestrichen, daß man sie für massives Mauerwerk hält. Die Orgel hat vergoldete Pfeifen, die zu den Holzwänden in schreiendem Mißverhältnisse stehen.

Die Josephs-Kirche wird von Benedictinern pastorirt. Der

Chor ist an und für sich geschmackvoll, allein der Hochaltar zu niedrig, einfach und schmucklos, welches Mißverhältniß besonders im Vergleiche mit den hohen und reichen Seitenaltären hervortritt. Ueber dem Chore wölbt sich eine kolossale Muschel, und sind die Fenster in demselben, sowie in den Seitenschiffen mit Glasgemälden verziert. Die 6 Säulen, die das Gewölbe tragen, sind von Holz, aber mit meisterhafter Marmorirung und prächtigen Kapitälern versehen. Die 14 Stationen sind sehr gut ausgeführt, aber die Galerie der Orgelempore armselig und roh.

Freitag, den 18. September. Wir fuhren auf dem Dampfboote „Alpena" nach Milwaukee. Das Boot hat über dem Wasser 2 Etagen, von denen die obere sehr nobel und fein eingerichtet ist. Das Wetter war sehr günstig, kein Luftzug wehte, der See glich einem Spiegel, der Himmel lächelte, und der erfrischende, angenehme Duft von einer Masse Pfirsiche, mit denen unser Dampfer befrachtet war, stieg zu uns empor. Ich bin selten so angenehm auf einem Schiffe gefahren, wie auf der Alpena nach Milwaukee. Eine Menge Möven begleiteten uns, wiederholt sah ich wilde Enten und ein Mal auch eine große wilde Gans, die einem purpurrothen Schnabel hatte. Das linke Ufer blieb stets in Sicht, und Wald und Feld, kleine Hügel und Wälder, Dörfer und Kirchen boten dem Aug eine reiche Abwechselung. Es dunkelte bereits, als wir bei

Milwaukee

landeten. In dem ersten Beersaloon tranken wir vorzügliches Lagerbier, was um so mehr mundete, da die reine Seeluft uns ziemlich ausgetrocknet hatte. Die Beleuchtung der Stadt ist spärlich, und brennen die Lampen sehr trübselig. Die Trottoirs bestehen, wie fast überall in Amerika, von Holz, leiden hier aber in der sehr uneben gebauten Stadt an dem Gebrechen, daß sie durch un-

zählige Treppen unterbrochen sind. Man schwebt deßwegen bei Nacht stets in Gefahr, auf einem Gang durch abgelegene, finstere Gassen ein Glied zu brechen. Ich selbst bin, sogleich nach unserem Eintritt in die Stadt, nachdem wir eine kurze Strecke zurückgelegt hatten, sehr unsanft über eine Treppe hinabgestürzt. Wir wollten uns in der Nähe des Mutterhauses der Schulschwestern einlogiren, konnten aber in den angrenzenden Blocks kein Hotel erspähen. Wir fragten daher endlich einen Burschen, wo ein solches zu finden sei, worauf er uns in dasjenige seines Vaters wies, das aber eher jeden andern Namen, als den eines Hotels verdient; denn es war weiter Nichts als ein Beersaloon, der Wirth versicherte uns aber, daß wir bei ihm sehr comfortable logiren könnten. Wir legten also unsere Reisetaschen ab und bestellten ein Nachtessen. Wir bekamen warme Würste und geröstete Kartoffeln. Das Bier war delikat. Um zehn Uhr wünschten wir zu Bett zu gehen. Der Wirth führte uns in die II. Etage und hier in ein langes schmales Zimmer, in welchem 4 Betten standen. 2 derselben waren schon besezt, das dritte wurde uns angewiesen, und das vierte war 2 Arbeitern reservirt, die erst um Mitternacht sich einfinden sollten. Je 2 Personen hatten einen Stuhl, um ihre Kleider darauf zu legen. Alle 8 Personen hatten ein gemeinsames Waschbecken von Holz und eine große Blechkanne, die mit Wasser gefüllt war. Ferner Ein Handtuch, das an der Thüre hing, und einen großen Kamm, der an einer Schnur befestigt war. Ein weiteres, in jedem Schlafgemach ordonnanzmäßig sich befindendes Gefäß war ebenfalls gemeinschaftlich. Father Keck und ich sahen einander verduzt an, und die 4 bärtigen Gesichter der hier schon Einquartirten betrachteten uns aus ihren Betten neugierig, denn es mochte ihnen räthselhaft erscheinen, wie 2 Gentlemen und Priester sich in dieses ordinäre Quartier verirren konnten. Sollten wir bleiben oder uns aus dem Staube machen

und ein anständiges Hotel aufsuchen? Father Keck wollte gehen, ich aber war für's Bleiben, da wir's wohl Eine Nacht prästiren könnten. Father Keck änderte schließlich auch seinen Entschluß, und so legten wir uns halb ausgekleidet in das malpropre Bett. Da der Wind aber durch die Oeffnung einer zerbrochenen Fensterscheibe sehr unangenehm über unser Bett hinstrich, stand ich wieder auf, bohrte den Pfropfenzieher in das Kreuz der Fensterrahme und hing meinen Rock zu unserem Schuz daran. Nach 12 Uhr kamen die 2 Lezten und legten sich, einen lauten Discours führend, auch in's Bett. Morgens 4 Uhr stunden 2 Arbeiter auf, wuschen sich, kämmten das Haar mit dem gemeinsamen Striegel und zogen dann ab. Um 5 Uhr Aufführung desselben Manövers, um 6 Uhr ditto, und um $1/4$ auf 7 Uhr waren wir endlich allein. Eine herrliche Nacht! Welcherlei Insecten während der paar Stunden, die ich gerne schlafend zugebracht hätte, mich so mörderlich angefallen und jämmerlich stigmatisirt hatten, kann ich nicht genau angeben, da es mir durchaus nicht gelang, einen der infamen Ruhestörer zu erwischen. Wahrscheinlich waren es aber Wanzen, da bekanntlich die amerikanischen Flöhe sich nicht an den Menschen vergreifen; daß es aber auch Läuse sein konnten, will ich nicht in Abrede stellen. Wir erhoben uns, herzlich froh, um eine solche Nacht älter zu sein. Wir riefen sodann Bedienung herbei, begehrten frisches Wasser, ein reines Handtuch und übergaben dem dienstbaren Geist unsere Stiefel, damit sie gewichst würden; denn gewichst wurde hier nur auf besonderes Verlangen.

Samstag, den 19. September. Zum Caffee erhielten wir einen mächtigen Schweinebraten, Würste, Butter, Gélée und geröstete Kartoffeln — Alles sehr gut zubereitet, und kostete die ganze Zeche für Nachtessen, Bett und Frühstück blos, à Person, einen Dollar. Ich hab allerdings in Amerika nie wohl-

feiler gezehrt und übernachtet, allein nicht für 5 Dollars Entschädigung möchte ich je wieder in solcher Boutique campiren.

Morgens um 8 Uhr gingen wir in das nahe Mutterhaus der Schulschwestern, wohnten einer heiligen Messe in der sehr schönen Klosterkirche bei und ersuchten dann den geistlichen Vorstand des Instituts, Herrn Krautbauer, uns gefälligst das sehr sehenswerthe Gebäude und seine Einrichtung zu zeigen. Das Institut ist ein kolossales vierstöckiges Gebäude, das 3 Straßen begrenzt, und mit seinem geräumigen Garten und einer bedeckten Galerie an die vierte Straße stößt. Das Ganze nimmt also einen Block ein und bedeckt 2 acres Land. Dieses großartige Institut, dem Amerika in religiös-sittlicher Beziehung sowohl, als auch, was ausgezeichnete Erziehung und Unterricht des weiblichen Geschlechtes anbelangt, unendlich Vieles zu verdanken hat, ist auf folgende Weise entstanden. Im Jahre 1848 kam der Hochwürdige Bischof Henni von Milwaukee, damals der einzige deutsche Bischof der Union, nach München, und stattete dem nunmehr in Gott ruhenden König von Baiern, Ludwig I., einen Besuch ab. Hiebei äußerte der für das Missionswesen und die Erziehung der Jugend sich angelegentlichst interessirende König den Wunsch, die Schulschwestern von München möchten in Amerika eine Filiale gründen. Bischof Henni ging mit Freuden auf diesen Wunsch des hochherzigen Königes ein und verwirklichte denselben nach seiner Rückkehr nach Milwaukee. Er ließ 1850 von Baltimore 4 Schulschwestern, die unter der Oberin Carolina Fries standen, nach Milkwaukee kommen. In Baltimore war nämlich durch die Bemühung der Väter Redemptoristen schon früher ein Kloster der armen Schulschwestern gegründet worden. Auf einem Hügel, der zwischen dem Michigan-See und dem Milwaukee-River ligt, in der freundlichsten und gesundesten Lage der Stadt, wurde das

Haus eines Methodistenpredigers gekauft und dasselbe für den Anfang zu einer Wohnung für die Schwestern eingerichtet. König Ludwig hat den Kaufpreis für dieses Haus und 2 weitere Lots bezahlt. Die Schwestern errichteten nun eine Schule und ein Pensionat. Der Andrang von Candidatinen und Schülerinen wurde aber in kurzer Zeit so groß, daß eine Lot um die andere angekauft und das Haus endlich in der Größe aufgeführt werden mußte, daß es einen ganzen Block einnimmt. Die Fronte desselben beträgt 360′, und gewährt der solide Bau mit den hohen Fenstern des Mittel-Gebäudes und der Flügel einen imposanten Anblick. Die Zahl der Profeßschwestern war damals, als ich mich in Milwaukee befand, 509, die der Novizinen 70, und die der Candidatinen über 200. Am 20. August dieses Jahres (1870) legten 28 Schwestern die Gelübde ab, und am 28. desselben Monates schon wieder 46, und am 22. und 23. desselben Monats traten 73 Candidatinen in's Noviziat. Der Andrang in dieses Kloster ist also sehr groß. Die Schwestern besorgen in 75 Pfarreien der Union den Unterricht der Mädchen, deren Zahl 20,557 beträgt. Sie unterrichten 1221 Schülerinen in Pensionaten und höheren Töchterschulen und 1400 Waisenkinder in 9 Waisenhäusern. In Milwaukee selbst haben sie im Institutshause eine Schule für 1200 Mädchen, und ein Pensionat mit 520 Schülerinen. Unterricht und Erziehung sind so vortrefflich, daß auch viele Akatholiken und selbst Juden ihre Töchter den Schulschwestern anvertrauen. Das Kloster und Institut erhalten sich selbst durch das für die Zöglinge zu bezahlende Schulgeld und durch Stickarbeiten, welche die Schwestern in einer Vollendung liefern, wie ich sie sonst noch nie gesehen. Die Correctheit der Zeichnung, der Geschmack in den Dessins und die Ausführung sind unübertrefflich. Der ausgezeichnete Bischof Henni hat sich in diesem großartigen und verdienstvollen Institut ein unvergängliches Monument in allen

Staaten der Union gesezt. Der erste geistliche Vorsteher und Beichtvater, der sich hohe Verdienste um diese Anstalt erworben, war Reverend Anton Urbaneck, ein Mann von ächter Frömmigkeit, allseitiger wissenschaftlicher und practischer Bildung, namentlich auch in der Musik, von großem Unternehmungsgeist und unbeugsamem Muth. Leider ist er auf eine traurige Weise um's Leben gekommen. Am 13. Juni 1858 fand er, in Folge der Explosion des Dampfkessels auf dem Steamboot „Pennsilvania“ in den Wellen des Missisippi ein frühes Grab.

Von hier begaben wir uns in das Pfarrhaus der Trinitatis-Kirche zu Father L. Conrad, aus der Diöcese Würzburg stammend, der uns sehr gastfreundlich aufnahm und sogleich für den folgenden Tag engagirte. Father Keck mußte predigen, und ich das Amt und die Christenlehre halten.

Nachmittags besuchten wir die Kathedrale, die auf einer Anhöhe ligt und die ganze Gegend beherrscht. Sie ist groß, einfach und würdig in ihrem Baue und in ihrer Einrichtung. Als Bischof Henni, ein geborener Schweizer, aus Obersaxen im Bisthum Chur, 1844 hierher kam, gab es in Milwaukee noch keine katholische Pfarrei, geschweige denn eine Kathedrale oder ein Bischofshaus, und jezt zählt die Stadt 9 Pfarreien, von denen 3 den Deutschen gehören, die St. Mary's-Kirche, mit 3000 Seelen, die Dreifaltigkeits-Kirche, mit 2500 Seelen, und die St. Josephs-Kirche mit 3500 Seelen. Das ganze Bisthum Milwaukee zählte 1867: 177 Priester, von denen 96 Deutsche waren, 336 Kirchen, 91 Capellen und 300,000 Seelen. In neuester Zeit wurden aber im Staate Wisconsin 2 weitere Bisthümer: Greenbay und Lacrosse errichtet, denen einzelne Theile des Bisthums Milwaukee incorporirt wurden, weßwegen dieses Bisthum gegenwärtig nicht mehr so viele Seelen, Kirchen und Priester zählt; in kurzer

Zeit werden aber die oben angegebenen Zahlen für die Diöcese Milwaukee wieder Geltung haben.

Von der Kathedrale begaben wir uns auf die andere Seite des Milwaukee-River, um einen Totalüberblick über die prächtig gelegene an den Ufern des genannten Flusses hinangebaute Stadt zu erhalten. Allein ein dichter Nebelschleier, der seine wässerigen Stoffe sehr freigebig auf uns herabträufelte, entzog dieselbe unseren Blicken.

Auf der Höhe steht die St. Josephs-Kirche, die an und für sich keinen übeln Eindruck macht, allein 2 Statuen am Chorbogen, Petrus und Paulus darstellend, beleidigen jedes kunstverständige Aug, indem dieselben wahre Caricaturen sind, die überdieß in den schreiendsten Farbentönen ohne allen Geschmack angestrichen wurden. Möchte es doch Herrn Pfarrer Holzhauer dort gefallen, jene Mißgeburten der Kunst aus seiner Kirche zu entfernen!

Anno 1835 stand da, wo jezt Milwaukee erbaut ist, blos eine elende Hütte, die ein Pelzhändler bewohnte. Anno 1850 zählte die Stadt schon 20,000, anno 1860: 45,000 und jezt wohl 60,000 Einwohner. Die Hälfte derselben sind Deutsche, und trifft man hier mehr als sonst irgendwo gesellschaftliches Leben, deutsche Casino's, Sängervereine u. dgl. 1835 trieb der erwähnte Pelzhändler mit den Huronen-Indianern einen Tauschhandel, der von seiner Seite vielleicht 100 Dollars per Jahr repräsentirte, und schon 1849 lieferte Milwaukee Manufacturwaaren im Werthe von 1,714,200 Dollars, und belief sich die Einfuhr auf 3,828,650 und die Ausfuhr auf 2,098,469 Dollars. Welch ein ungeheuerer Fortschritt!

Durch die großartige East-Water-Street kehrten wir in's Pfarrhaus von Holy Trinity zurück. Der Abend verfloß in angenehmer Unterhaltung. Father Conrad erzählte, wie er

vor etlichen Jahren von Bischof Henni in eine Wildniß geschickt worden sei, um dort eine Pfarrei zu gründen. Von einem Weg, der an den Ort seiner Bestimmung führte, war keine Spur vorhanden. Es wurde ihm blos die Himmelsgegend bezeichnet, in deren Richtung er einige Tagmärsche weit in den Wald und in die Prärie eindringen sollte, wo er einige Farmen katholischer Ansiedler antreffen würde. Muthig und in festem Gottvertrauen ging der würdige Nachfolger der Apostel zu Fuß in den Wald. Er kam am ersten Tage zu 2 Farmen, ruhte aus, stillte seinen Hunger und kündigte den Colonisten an, daß er gekommen, in dieser Gegend eine Pfarrei zu gründen. Des andern Tages sezte er seine gefährliche und mühevolle Reise fort. Damals gab es nämlich dort noch viele Wölfe, giftige Schlangen und bisweilen selbst noch Bären. Er fand an diesem Tag keine Farm, wo er hätte übernachten können. Hunger und Durst quälten ihn, Wölfe heulten und ganze Schwärme blutgieriger Moskitos fielen über ihn her. Unter einem Baume mußte er sein Nachtlager aufschlagen. Am Abende des dritten Tages erreichte er ein großes Blockhaus und wurde von der zahlreichen Familie des Farmers gastfreundlich aufgenommen. Sie theilten mit ihm, was sie besaßen. In dem großen zur Noth bewohnbaren Raume des Blockhauses wurde ihm ein Winkel eingeräumt, der mit Büffelfellen umhängt und abgegrenzt wurde. Moos war sein Lager, ein Fell seine Decke, ein Kloz sein Stuhl, geräucherter Speck, Kartoffeln, Milch und schwarzes Brod seine Nahrung. In dieser Stube brachte er das heilige Meßopfer dar und predigte dem kleinen Häuflein Colonisten, die an den Sonntagen aus weiter Ferne sich hier einfanden. Hier baute er eine Kirche unter Mitwirkung der Farmer, die an bestimmten Tagen zusammenkamen, Bäume fällten, sägten, zimmerten, die Balken in Form eines Quadrates auf einander schichteten und dann den

dadurch gewonnenen Raum mit Brettern belegten. Damit war die Kirche fertig. Dann wurde das Pfarrhaus auf ähnliche Weise hergestellt, und die Pfarrei war gegründet. Father Conrad erzählte uns auch, daß es in jener Gegend Schlangen gegeben habe, die zwar nicht giftig gewesen, aber dennoch den Farmern verhaßter waren als Vipern und Klapperschlangen, weil sich dieselben an die Euter der Kühe hingen und die Milch aussogen. Sobald diese Milchdiebe von ferne die Schellen der weidenden Kühe oder deren Gebrüll hören, kriechen sie eilig heran, rollen sich unter den Kühen zusammen, heben den Kopf empor, hängen sich an einen Strich des Euters und saugen sich voll Milch. Sie folgen dann den Kühen und melken sie so oft und so lange, als sie deren Milch zu sich nehmen können.

Sonntag, den 20. September. Father Keck predigte über das Evangelium des XVI. Sonntags nach Pfingsten, das die Heilung eines Wassersüchtigen durch Jesum Christum erzählt. Keck's Predigt war aber nicht wassersüchtig, sondern voll Geist und Wahrheit, voll Feuer und Wärme. Den Zuhörern aber sah man es deutlich an, daß sie durch diese ansprechende und praktische Predigt sehr ergriffen wurden und in hohem Grade befriedigt waren. Ich hielt das Hochamt und nachmittags die Christenlehre. Es waren sehr viele Kinder, Jünglinge und Jungfrauen, gegenwärtig, obgleich keinerlei Zwang angewendet wird, um die Jugend zum Besuch der Christenlehre anzuhalten. Es waren Alle ohne Ausnahme sehr still und aufmerksam und gaben mir, besonders die Mädchen, rechte gute Antworten. Es war wirklich hocherfreulich, den religiösen Eifer, die gute Schulbildung und die solide Erziehung aus der ganzen Haltung, aus dem Betragen und den Antworten dieser Christenlehr-pflichtigen Jugend wahrzunehmen.

Nach der Christenlehre, der auch Erwachsene, Männer und

Weiber anwohnten, hielt Reverend Francis Schraudenbach, der Diöcese Würzburg entstammt und Pfarrer zu Chilton in der Diöcese Greenbay, die Vesper. Dieser in Jahren schon etwas vorgeschrittene Herr lebte viele Jahre theils in nächster Nähe der Indianer theils unter denselben. Er hat viele Erfahrungen gesammelt und um die Ausbreitung des Christenthums reiche Verdienste sich erworben.

Nachdem wir nochmals in dem äußerst wohnlichen und sehr praktisch gebauten Pfarrhause übernachtet hatten, fuhren wir mit der Eisenbahn nach Chicago ab. Dächer, Feld und Flur waren in einen weißen Schleier gehüllt, denn ein heftiger Reif hatte sich angesezt. Eine kurze Strecke, nachdem man Milwaukee verlassen und südlich längs des Seees gefahren, sieht man zur Rechten ein hübsch gelegenes großes Gebäude, umgeben von einem Parke — es ist das Salesianum, das Priesterseminar der Diöcese Milwaukee, vor 15 Jahren von dem rastlosen Bischof Henni gegründet. Es zählt in der Regel 200 Seminaristen und 8 Professoren, ist somit eine der besuchtesten und wichtigsten Pflanzstätten seeleneifriger Priester.

Da die Seminarien in der Union für deren Bedarf an Priestern nicht ausreichen, wurde in Belgien und in Deutschland je ein weiteres gegründet. Das belgische befindet sich in Löwen, und wurde vor 13 Jahren von einigen amerikanischen Bischöfen, besonders durch das Bemühen des Bischofes Lefevre von Detroit, gegründet. Es wird durchschnittlich von 40—50 Studenten benützt, die das Abiturienten-Examen bestanden haben sollen und dann noch 3 Jahre Theologie studiren. Die meisten theologischen Fächer hören sie an der Universität Löwen und empfangen die Priesterweihe in Mecheln von dem dortigen Erzbischof. — Das deutsche befindet sich in St. Mauriz, bei Münster in Westphalen, und besteht seit 1867. Die Zeit des Studiums umfaßt 4 Jahre. Eines wird den philosophischen

Studien und 3 der Theologie gewidmet. Die Studenten besuchen die Universität Münster. Auf die Erlernung der englischen Sprache wird, und zwar mit Recht, große Sorgfalt verwendet. Die Anstalt gedeiht sehr unter dem vortrefflichen Pfarrer Witte, der Director derselben ist. — Auch in Rom werden Priester für Amerika herangebildet, allein trozdem ist der Mangel an solchen noch sehr groß.

Ganz in der Nähe des Salesianum's wird gegenwärtig das erste katholische Lehrer-Seminar gegründet, das schon mit dem 1. Januar 1871 eröffnet werden soll.

Die Fahrt von Milwaukee bis Chicago ist nicht ohne Abwechselung und Naturschönheiten, doch merkt man dem ganzen Landstrich die Jugend noch allzusehr an. Einen auffallenden Unterschied bemerkt man in den Gärten: mancher Garten vor dem Haus oder rings um dasselbe ist sehr sorgfältig mit Küchekräutern, Gemüsen, Blumen, Stachelbeeren, Johannisbeeren und Ziersträuchern angepflanzt und gut unterhalten, mancher dagegen gleicht einer Einöde oder Wildniß. Die Gärten der ersten Art werden von der fleißigen Hand deutscher Frauen angepflanzt und gepflegt, die der zweiten Art aber legen Zeugniß ab von der Faulheit der Amerikanerinen und ihrem verschrobenen Ehrgefühl, Handarbeit für Schande zu halten. Man macht dieselbe Wahrnehmung in der ganzen Union.

Mittags waren wir wieder in Chicago, wo es mir zum ersten Male auffiel, daß kein Mann einen Spazierstock trägt — ein auffallendes Charakteristicum Amerika's. Man sieht auch niemals, daß Herren Arm in Arm spazieren gehen. Als ich in New-York mit einem Amerikaner eine Strecke weit auf der Bowery Arm in Arm spazieren ging, waren wir der Gegenstand neugieriger Gafferei. Man sollte meinen, der Amerikaner habe keine Zeit oder nehme sich keine Zeit, auf derlei Dinge seine Aufmerksamkeit zu richten, allein Dem ist nicht so. Wer

bei kühlem Wetter noch einen weißen Strohhut oder Sommerrock trägt, wie Father Keck und ich thaten, der zieht Aller Blicke auf sich und wird scharf kritisirt. Gewiß höchst kleinlich für eine Großstadt Amerika's, wo alle Hautfarben, Trachten und Moden vertreten sind!

Wehmüthig nahm ich heute das lezte Bad in amerikanischem Gewässer, im Michigan-See; denn die Temperatur der Luft und des Wassers war durch die kalten Nächte schon bedeutend herabgestimmt.

Dienstag, den 22. September. Morgens 8 Uhr fuhren wir ab nach Pittsburg — eine sehr weite Strecke, die uns durch einen Theil des Staates Illinois, quer durch jenen von Indiana und Ohio, und endlich in jenen von Pennsylvania führte. Zuerst südlich und dann südöstlich zieht sich die Bahnlinie viele Meilen weit durch Sumpf, hohes Schilf und Riedgras, wo wir große Heerden von wilden Enten sahen, die sich ohne alle Furcht ganz in der Nähe des Bahnkörpers aufhielten. Nur selten flog eine oder die andere davon und verbarg sich in dem Röhricht. In der Nähe der Station Plymouth sah ich rechts von der Eisenbahn eine erbärmliche Hütte, die einem Ansiedler gehörte, der eine zahlreiche Familie haben mußte; denn ein Duzend Kinder tummelten sich im Hemd oder in zerrissenen Kleidern vor dem Robinsons-Palast. Die Mutter saß im tiefsten Negligé vor der Hütte und machte Toilette, wobei ihr ein Wasserkübel als Spiegel diente; sie betrachtete nämlich wiederholt Antliz und Frisur im Wasser desselben. Einige magere Geisen kletterten an den Felsen umher, und 6 Stück Truthühner spazierten vor der Hütte auf und ab. Die Hütte lehnte mit der Rückseite an einen Felsen und stack zur Hälfte im Boden. Das Dach war mit Schindeln bedeckt, und das Kamin zu ebener Erde durch eine Balkenwand der Stube herausgebaut und mit Stäben aufgeführt, deren Zwischen-

räume mit Lehm verstrichen waren. Unstreitig war auch der hohle, innere Raum des blos 5—6′ hohen Kamins mit Lehm ausgestrichen und dadurch sehr precär gegen Feuersgefahr geschüzt. Nun, ich denke, die ganze Hütte wird wohl in dem Feuerassecuranz-Buch der göttlichen Vorsehung stehen, und wenn sie doch in Flammen aufgehen sollte, mit einem Kostenbetrag von 5 Dollars wieder aufzubauen sein. Ich sah in Amerika eine Menge solcher Hütten, welche die kleineren Farmer ursprünglich und nur für so lange errichten, bis sie im Stande sind, ein großes und solideres Blockhaus zu bauen. Oefters fuhren wir durch Wälder, die schon zur Hälfte gelichtet waren, oft durch halb cultivirte Gegenden, wo die dürren Bäume und die hohen, schwarzen, halbverkohlten Baumstümpfe ein melancholisches Bild darboten. Da das Fällen der Bäume sehr viele Zeit in Anspruch nimmt und überdieß sehr mühsam ist, sucht man dieser Arbeit dadurch sich zu entschlagen, daß man nahe am Boden eine tiefe Rinne rings um den Baumstamm schneidet, in Folge dessen der Baum verdorrt und nach etlichen Jahren vom Sturmwind umgerissen wird. Oder man zündet den Wald an und hebt dann die Stümpfe sammt der Wurzel vermittelst einer Maschine aus dem Boden. Nicht selten dehnt sich aber der Waldbrand weiter aus, als beabsichtigt wurde, und sind dadurch schon ungeheuere Strecken verheert und verwüstet worden. In diesem Jahre (1870), Mitte Mai richtete ein Waldbrand im Staate New-York einen ungeheueren Schaden an. In den Counties Madison, Sullivan, Ulster, Orange und Dutcheß wurden viele Tausende acres angepflanzten Landes, werthvolle Waldungen, gefälltes und schon bearbeitetes Holz, Häuser, Scheunen, Brücken und Eisenbahnen durch denselben zerstört. Der dadurch angerichtete Schaden beläuft sich auf viele Millionen. Das verwüstete Terain ist etwa 100 englische Meilen lang und ebenso breit. Ich führe hier eine

Stelle aus einer amerikanischen Zeitung an, die Dir, werthester Leser, einen Begriff von den Schrecknissen eines amerikanischen Waldbrandes beibringen mag. „Im County Orange haben die Flammen fast alle Waldungen auf den Bergen in Asche verwandelt, das frische Grün auf allen Höhen ist verschwunden, und so weit das Auge reicht, sieht man nur öde Strecken verwüsteten Landes, aus denen noch da und dort Rauchsäulen emporsteigen. Von denjenigen Stellen, wo das Feuer gerade noch wüthet, erheben sich dicke Rauchwolken, die, oft meilenweit vom Luftzuge fortgeführt, sich in ununterbrochener Kette düster und schwer über die Ortschaften lagern. Nicht selten entsteigt ihnen ein glühender Aschen- und Funkenregen, der die Felder versengt und die Wohnungen und Scheunen in Brand steckt, so daß die Bevölkerung in großem Umkreis in stetem Schrecken erhalten wird. Wenn ein Windstoß die Rauchwolken zerstreut, so sieht man das Feuermeer sich mehrere hundert Fuß hoch erheben, und seine gräßliche Lohe spiegelt sich in den Flüssen und Seen, an den Bergen und Häusern wieder. Das Wasser der in der Nähe des Brandes vorüberfließenden Bäche und Ströme wird bis zum Sieden erhizt, und seine Oberfläche ist mit todten Fischen, Schlangen, Vögeln und Eichhörnchen bedeckt. Viele Felswände sind in der Gluth geborsten, und viele Quellen versiegt. Thäler, Schluchten und Felsen hauchen noch Tage lang, nachdem der Brand sich über sie hingewälzt, eine erstickende Gluthhize aus. Die Schienen der Eisenbahn, welche durch jene Strecke führt, haben sich an vielen Stellen geworfen, und die Schwellen sind verbrannt. Die Hize war so groß, daß die Arbeiter, welche die Eisenbahn wieder herstellen sollten, erst einige Tage, nachdem das Feuer erloschen war, die Reparatur vornehmen konnten. Ein Expreßzug wagte es, mit rasender Schnelligkeit durch Feuer und Rauch zu fahren; er kam glücklich hindurch, doch hatte der Lack an den Kars sich

gelöst, und dem Locomotivführer und Heizer wurden die Haare versengt. Viele Menschenleben gingen verloren und fanden Manche in den Flammen einen grauenhaften Tod." Die Vernichtung des Waldes durch Feuer ist also, wenn nicht die äußerste Vorsicht beobachtet wird, ein sehr gefährliches Unternehmen.

Nachdem wir den ganzen Tag und bereits die Nacht hindurch ununterbrochen gefahren waren, kamen wir endlich am

Mittwoch, den 23. September, morgens um $^1/_2$3 Uhr, in

Pittsburg

an. Wenn man der Stadt bei Nacht sich nähert, glaubt man nicht anders, als sie brenne an verschiedenen Orten; denn hoch züngelt die Flamme aus den Schloten der vielen Eisenhütten empor, und ein erstickender Rauch umhüllt die ganze Gegend. Wir logirten uns zuerst im Hotel „James" ein, das sich in der Nähe des Bahnhofes befindet.

Pittsburg ist eine der bedeutendsten Städte der Union, berühmt durch seine Eisenindustrie und seine unerschöpflichen Kohlengruben. Man nennt es mit Recht das „amerikanische Sheffield;" aber dafür ist es auch das ganze Jahr über in Rauch gehüllt, weßwegen es gewöhnlich „Smoke-Stadt" genannt wird. Der Pittsburger gewöhnt sich übrigens so sehr an diesen stinkenden Rauch, daß es ihm in frischer, reiner Luft gar nicht wohl ist, und er sich alsbald wieder in den großen Stadtkamin zurückversezt wünscht.

Die Stadt ligt in einem anmuthigen Thale des Alleghany-Gebirges, am linken Ufer des Alleghany-River, in den sich hier der Monongahela-River ergießt. Von der Vereinigung dieser Flüsse, nimmt das Gewässer den Namen Ohio an. 3 ausgezeichnete Brücken führen über den Alleghany-River und ver-

binden Pittsburg mit der gegenüber liegenden Stadt Alleghany-City. Beide Städte, die so eng in Handel und Wandel mit einander verbunden sind, daß sie als Eine Stadt betrachtet werden, zählen über 150,000 Einwohner, von denen viele Deutsche sind. Die Deutschen hatten hier ursprünglich eine sehr unangenehme Stellung, indem sie von den Amerikanern überall in den Schatten gestellt und von allen Gebieten verdrängt wurden; allein seit etlichen Jahren sind dieselben wegen ihrer Rührigkeit, ihres Fleißes und ihrer Geschäftsgewandtheit allgemein geachtet. Viele Deutsche besizen in Pittsburg und Alleghany bedeutende Geschäfte und haben sich ein großes Vermögen erworben.

Der Weinstock gedeiht in dem milden Clima des Thales, an dessen sonnigen Halden, vorzüglich. Die Hauptsorte, die hier angepflanzt wird, ist die Catawba-Rebe, deren Traube große, längliche, röthlich braune Beeren hat. Die Haut der Beere ist dick, die innere Substanz schlüpferig, gallertartig und von eigenthümlichem Geruch und Geschmack. Der Wein enthält weder viel Zuckerstoff noch Alkohol. Es werden auch Concord-, Nortons-, Virginia-, Joes-, Clinton-, Harbemont-, Ruländer-, Delaware-, Martha- und Maxatawney-Sorten gepflanzt.

Pittsburg ist seit 1843 der Siz eines Bischofes. Der jezige Bischof ist Michael Domenec. Die Diöcese zählt 110 Kirchen, ebenso viele Priester, von denen 53 Deutsche sind, und 115,000 Seelen. In Pittsburg (Alleghany-City inbegriffen) sind 7 Pfarreien und davon 3 für die Deutschen, nämlich: die St. Philomena-Pfarrei mit 4000 Seelen. Sie wurde schon 1838 errichtet. Die Dreifaltigkeits-Pfarrei mit 1200 Seelen, 1857 errichtet, und die St. Mary's-Pfarrei mit 6000 Seelen, 1844 errichtet.

Wir quartirten uns des andern Tags im Hotel „Stadt Ken-

zingen" ein, das einer Landsmännin, der Wittwe Keck, gehört, die von Endingen gebürtig ist, und deren Tochter an einen wackeren Katholiken, Namens Fink, verheirathet ist, der in demselben Hotel logirt. Wir waren hier sehr wohl aufgehoben und befanden uns wie zu Hause. Zuerst besuchten wir die Philomena-Kirche, ganz in der Nähe des Bahnhofes — eine prächtige, aus rothem Sandstein, in gothischem Styl erbaute Kirche. Sie hat einen hohen Thurm, dessen gothische Pyramide aus Eisenguß besteht. Die Altäre sammt und sonders sind luftig, reich und sehr geschmackvoll. 14 herrliche Glasgemälde schmücken das würdige Gotteshaus, und stimmt sein geheimnißvolles Dunkel, mit dem der Farben magisches Licht sich vermählt, zu Andacht und Frömmigkeit.

Hierauf besuchten wir die St. Mary's-Kirche in Alleghany-City, deren Kuppelbau aber keinen großartigen Effect hervorbringt, weil er der Pfarrschule zu nahe gerückt ist. Das Predigen in diesem sonst würdigen Tempel mag für jeden Priester lungenmörderisch sein, da die Kuppel eine günstige Akustik unmöglich macht und die Kanzel zu nahe beim Hochaltare (an der ersten Säule) steht. Diesem Uebelstande wäre leicht dadurch abzuhelfen, daß die Kanzel an die zweite Säule postirt und mit einem weit vorspringenden Deckel versehen würde.

Nachmittags besuchten wir in Gesellschaft des Herrn Fink einen Landsmann, der das Amt des heiligen Mathäus, vor seiner Berufung als Apostel, bekleidet, er sizt nämlich in einem Zollhäuschen an der Straße und erhebt Passage-Tribut. Auch er stand sogleich auf, als wir ihm riefen, kleidete sich um und schloß sich unserer Gesellschaft an. Aber nun ging das amerikanische Elend an: die berauschende Liebenswürdigkeit! Ueberall trafen wir Bekannte und Verwandte; beim Umbiegen um jede Straßenecke begegnete uns ein Landsmann, der seine Freude über unseren Besuch durch Treaten an den Tag legen wollte.

Mir stunden bald die Haare zu Berg. Allein da hilft kein Sträuben, kein Remonstriren, Protestiren und Excusiren — es muß getreatet sein! Und dabei ging's hoch her; da flogen die Papierdollars, als wären's Fidibus. Ich verkostete während den 2 Tagen meines Aufenthaltes mehr Sorten Wein als sonst in 2 Jahren — deutsche, besonders Markgräfler und Rheinwein, französische, spanische und amerikanische, besonders den unübertrefflichen California-Wein. Unter steten Abstechern, Barständchen, Bekanntschaftserneuerungen und kurzen Besuchen bei Landsleuten, gelangten wir endlich über die eiserne Brücke nach Allegheny und Woods-Run, wo ich eine Commission zu besorgen hatte. Nach Pittsburg zurückgekehrt, hatten wir nachts Gelegenheit, vom Hause der Herren B. und L. Schmid aus, — 2 Endinger Sprößlingen, die in Pittsburg ein renommirtes Weingeschäft betreiben — eine politische Demonstration für den Präsidentschafts-Candidaten Grant mit anzusehen. Eine solche Demonstration in Amerika ist wirklich großartig, und läßt sich nichts Aehnliches in Europa auch nur von fern damit vergleichen. Ein unübersehbarer Zug von Theilnehmern bewegte sich während einer Stunde an uns vorüber, zu Pferd, zu Wagen und zu Fuß. Es waren Abtheilungen von Academikern, Turnern, Sängern, Feuerwehrmännern in dem Zuge, dann die republikanischen Parteimänner, Clubisten, Vereine und Bürger aus allen Schichten der Gesellschaft. Alles war costümirt und oft recht phantastisch costümirt. Besonders theatralisch feierlich erscheinen die Krägen, welche Tausende über den Schultern tragen. Diese Krägen sind nicht viel kleiner als ein spanischer Mantel, und glänzen dieselben, je nach den Vereinen, denen die Träger angehören, in verschiedenen schreienden Farben. So können z. B. 100—200 junge Männer bronzefarbige, zinnoberrothe, schwefelgelbe, grasgrüne 2c. Mäntel tragen. Der Stoff derselben besteht, wie es mir schien, aus Wachstuch.

Die Kappen, welche die Form des französischen Käppi's haben, sind stets von derselben Farbe wie der Mantel. Jeder Theilnehmer trägt auf dem Rücken einen 6′ langen Stab, der am obern Ende mit einer eisernen Gabel versehen ist, zwischen welcher ein Blechgefäß hängt, das mit Spiritus gefüllt ist, der dem angezündeten Dochte zur Nahrung dient. Manche Abtheilungen tragen auch Fackeln. Jeder Verein hat seine Fahne. Die Wägen sind bekränzt und reich verziert. Neun Musikbanden befanden sich im Zuge. Es wird geschossen, kanonirt und Feuerwerk abgebrannt. Zahllose Raketen steigen in die Luft; Transparente und chinesische Laternen, strahlend in allen Farben, begleiten den Zug. Ohne Unglück geht eine solche Demonstration niemals ab; entweder fahren einige Raketen in Zimmer, auf Betten oder anderweitige leicht entzündliche Gegenstände, oder sie fahren dem oder jenem Zuschauer in's Gesicht, oder es stürzen Etliche von den Wagen, oder es scheuen einige Pferde, bäumen sich, werfen die Reiter ab oder gehen im Galope durch, wobei einige Personen verlezt werden. Das Hurrahschreien ist betäubend und ohrenzerreißend. Man darf aber ja nicht glauben, daß alle Theilnehmer an einer solchen Demonstration für die betreffende Person oder Sache eingenommen sind, daß sie für dieselbe stimmen oder agitiren — bewahre! Hunderte und Tausende sind erkauft; für einen Dollar machen sie Alles mit, schreien Hurrah, wie der Zahlende befiehlt, lassen sich treaten, von der Gegenpartei ebenfalls engagiren, stecken den Dollar ein, wischen sich den Schnabel nach dem Treat, und brüllen für X, Y und Z Hurrah! Auch die Feuerspritzen nebst Mannschaft paradiren bei diesen Zügen. Den Höhepunkt allen Pompes und aller Festivität erreichen derlei politische Demonstrationen aber alljährlich am 4. Juli, dem Gedächtnißtag der Unabhängigkeits-Erklärung anno 1776. Da geht es wahrhaft toll und bacchantisch zu, fabelhafte Summen werden geopfert,

und wird mehr Pulver verschossen als in einem dreijährigen Feldzuge. Und wenn es recht darunter und darüber geht, Lagerbier und Whisky in Strömen fließen, ein Duzend Musikbanden die Nationalhymne: „Yankee doodle" dudeln, die Kanonen donnern, die Raketen zischen, und Alles wankt und jolt; dann reibt sich der Amerikaner in höchster Begeisterung die Hände und sagt: „It was a glorious day!", d. h. das war ein glorioser Tag!

Die Agitation für Grant und Seymour hatte gerade damals den Siedpunkt erreicht, als wir unsere Reise ausführten. Ueberall Demonstrationen, Meetings, Proclamationen, provisorische Abstimmungen im Omnibus, auf den Eisenbahnen und in den Street-Kars, Kannegießerei, Zeitungsgefechte, Tableaux aus Leinwand, so groß wie Segel, die an Seilen in den Straßen hingen, und auf denen entweder Grant's und Colofax's oder Seymour's und Blair's Bildnisse paradirten. Ueberall waren entweder Eschen oder Hickories aufgepflanzt, zum Zeichen, daß da, wo eine Esche aufgerichtet war, Republikaner, und da wo ein Hickory stand, Demokraten wohnen. Hickory ist ein sehr schlanker amerikanischer Nußbaum, der kleine, eßbare Nüsse trägt. Wo man ging und stand, wurde über Grant und Seymour debattirt, und wo man sich niederließ, wurde man von einem Politicus belästigt, der für Grant oder Seymour Stimmen sammelte, dieselben abzählte und dann den einen oder andern Präsidentschafts-Candidaten als Sieger proclamirte. So sehr mir auch dieses Getriebe lächerlich vorkam, so freute mich doch die Wahrnehmung, daß dabei sich keine Polizei, kein Bürgermeister, kein Amtmann, kein Deputirter, kein Bezirksrath und kein Minister einmischte, was bei uns in allen möglichen Formen geschieht und ungemein widerwärtig und ekelhaft, büreaukratisch und heuchlerisch, rechtswiderig und niederträchtig, terroristisch und macchiavellistisch ist.

Donnerstag, den 24. September. Wir celebrirten in der prachtvollen Philomena-Kirche und besuchten dann die Kathedrale, die auf einer Anhöhe ligt. Sie ist in bycantinischem Style aufgeführt, hat rechts und links vom Portal 2 schlanke Thürme und zwischen Chor und Langhaus eine ziemlich hohe Kuppel. Sie hat fünf Schiffe, deren Gewölbe von massiven Säulen getragen werden, die mit prächtigen, vergoldeten Capitälern gekrönt sind. Die 6 Altäre sind gothisch; 5 davon stehen, was ihre Größe anbelangt, im Verhältniß zur kolossalen Kirche, der Hochaltar aber ist um ein Beträchtliches zu niedrig. Die große Orgel hat vergoldete Pfeifen. Die Kuppel ist leider baufällig und droht mit dem Einsturze, weßwegen dieselbe abgetragen und neu aufgebaut werden muß — ein in Amerika häufig vorkommender Uebelstand, der daher rührt, daß viel zu schnell und gar oft ohne Solidität gebaut wird.

Es regnete heute den ganzen Tag, was uns hinderte, den auf dem linken Ufer des Alleghany-River liegenden Hügel zu besteigen, von dem aus man eine schöne Uebersicht der beiden Städte genießen soll. Der Aufenthalt in Pittsburg während regnerischer Tage ist äußerst unangenehm, da die ohnehin rußige und in Rauch gehüllte Stadt bei bedecktem Himmel eine sehr trübselige, düstere Physiognomie annimmt, und die Straßen mit schwarzen Kothlachen bedeckt werden. Mit diesem trübseligen Bilde harmonirt der Ohio-Fluß, dessen schmuziges Wasser mit Ruß und Kohlenstaub bedeckt ist, und auf dessen Oberfläche Petroleum schwimmt.

Als wir nach Hause kamen, waren unsere Kleider durchnäßt. Der liebenswürdige Herr Fink schaffte daher ein großes mit Kohlen gefülltes Becken herbei, machte in dem französischen Kamin Feuer an, rückte 2 Rocking-Chairs (Schaukelstühle) in die Nähe des lustig brennenden Feuers und hieß uns Plaz

nehmen. Die freundliche und um uns sehr besorgte Wirthin aber placirte auf ein Tischchen, zwischen Father Keck und mich, einen Krug Lagerbier und Cigarren, wodurch unsere Existenz sehr behaglich und angenehm wurde.

Es hätte heut eine der gestrigen ähnliche Demonstration für Seymour stattfinden sollen, allein durch das anhaltende und heftige Regenwetter wurde das Project zu Wasser.

Freitag, den 25. September. Morgens 8 Uhr fuhren wir ab. Zwischen Pittsburg und Blairsville steigt die Eisenbahn mehrere hundert Fuß und windet sich um Berge und Hügel des Alleghany-Gebirges. Bald ligt rechts bald links ein lachendes, freundliches Thal mit smaragdgrünen Triften und rieselnden Quellen. Urwald und reizende Gefilde, Wiesen und Felder, Dörfer und Farmen wechseln in bunter Fülle und bieten einen freundlichen Anblick dar. Es war sehr zu bedauern, daß die Sonne den ganzen Tag über hinter aschgrauem Gewölke verborgen war, und der Regen in Strömen sich ergoß. Nachts 9 Uhr langten wir in Harrisburg an. Harrisburg ist die politische Hauptstadt von Pennsylvania, da hier der Siz der Staatsregierung ist. Seit kurzer Zeit residirt hier auch ein Bischof, Jeremias Shanahan, dessen Diöcese aber sehr klein ist. Sie zählt blos 23 Priester, von denen 12 Deutsche sind, und 11,900 deutsche Katholiken. Nach halbstündigem Aufenthalt dampften wir weiter 'gen Baltimore, wo wir morgens um 2 Uhr ankamen.

Baltimore.

Wir waren so fest eingeschlafen, daß wir weder in Folge des Stillstehens der Kars, noch des Aussteigens der Passagiere erwachten, und wahrscheinlich wären wir dort vollends übernachtet, wenn uns der Conducteur nicht aus dem Schlafe aufgerüttelt hätte. Als wir um uns blickten waren wir allein,

die Mitreisenden waren längst ausgestiegen, und Todesstille herrschte. Wir rafften uns also auf, wischten den Schlaftaumel aus den Augen, warfen die Reisetaschen über die Schulter und verließen die Kar. Aus der Einsteigehalle traten wir in den Wartsaal, um, wo möglich bis zum Tagesanbruch hier zu bleiben. Allein 3 Polizeidiener pflanzten sich vor uns auf — gravitätisch, ernst, imponirend, während der vierte den Ausgang bloquirte, um ein Entkommen zu vereiteln. Die 3 Männer der öffentlichen Gewalt musterten uns von Kopf bis zu Fuß. Sie waren offenbar auf der Spizbubenjagd und glaubten in uns die rechten erwischt zu haben. Nun begann das Verhör. Trozig und im reinsten Polizei=Kanzlei=Ton fragte mich Einer derselben Etwas englisch. Ebenso trozig, weil aus dem Schlafe aufgerüttelt und mich für einen Spizbuben verzollt sehend, antwortete ich: „J can't understand, J am German," d. h. Ich verstehe nicht, ich bin ein Deutscher. Hierauf wendete er sich an Father Keck, dessen Laune auch nicht rosig war, und fragte ihn: „Woher kommen Sie?" Keck antwortete: „Von Buffalo." — „Wohin reisen Sie?" inquirirte der Wißbegierige weiter. Keck antwortete: „Zunächst in ein Hotel, um dort zu übernachten." Auf diese drastische Antwort sezten alle 4 Polizeidiener ihre wuchtigen Prügel in perpendiculäre Schwingung, wahrscheinlich um uns Furcht einzuflößen. Diese Manipulation verfehlte aber gänzlich ihre Wirkung auf uns, denn mit fester Stimme sagte ich, um der peinlichen Situation ein Ende zu machen, zu den Polizeidienern: „Good night, masters!" d. h. Gute Nacht, meine Herrn, worauf wir ebenso gravitätisch und militärisch wie sie vor uns standen, an ihnen vorbei defilirten. Sie ließen uns abmarschiren, keiner hatte den Muth, Hand an uns zu legen. Wir richteten unser nächstes Augenmerk auf einen Beersaloon, um uns dort nach einem nahen, anständigen Hotel zu erkundigen; denn wir hatten keine Lust, uns à la Milwaukee

einzuquartiren. Ganz in der Nähe des Bahnhofes erspähten wir einen Saloon, der noch beleuchtet war, und in dem wir reden hörten. Wir traten ein, aber — o tückisches Verhängniß — wir standen abermals der Polizei gegenüber! Der Brummbär schnauzte Father Keck sogleich an: „Woher?“ Keck antwortete: „Von Endingen am Kaiserstuhl.“ Jener knurrte weiter: „Wohin?“ Keck antwortete: „In's Bett.“ Der Brummbär schüttelte unwillig den Kopf über diese despectirliche Antwort, doch fragte er weiter: „Geschäfte?“ Keck antwortete „Reisen.“ Empört ob solcher indirecten Verhöhnung seiner obrigkeitlichen Würde, faßte der Gewalttige fester seinen Commandostab und fragte ein viertes Mal mit noch größerer Prägnanz: „Stand?“ Keck antwortete tragikomisch-feierlich: „Demokrat.“ Unterdessen hatte Jeder von uns einen Schoppen abgestandenen Biers getrunken und vom Wirthe erfahren, daß an der nächsten Ecke ein respectables Hotel sei, worauf wir den Saloon verließen. Der Watchman aber warf uns einen unbeschreiblich giftigen Blick nach.

Unser neuer Wirth stand noch hinter der Bar und schlürfte mit Wohlbehagen einen kräftigen Schlaftrunk — Brandy. Da sein Bierfäßchen auf dem Kopfe stund, und wir kein Verlangen nach Brandy hatten, verlangten wir ein Glas Punsch, den er uns in guter Qualität servirte. Auf Befragen erklärte er sich herzlich bereit, uns ein Logis zu geben. Keck erzählte ihm kurz unseren zweimaligen Auftritt mit der Polizei und äußerte sein großes Befremden über dieses in Amerika unerhörte Benehmen von Polizeidienern gegen respectable Gentlemen. Der Wirth klärte diese räthselhaften Auftritte mit der Mittheilung auf, daß die Polizei offenbar 2 recht durchtriebenen Gaunern oder gefährlichen Verbrechern auflauere, und daß es schon vorgekommen sei, daß sich Verbrecher der geistlichen Kleidung bedient hätten, um die Polizei zu täuschen und unangefochten entwischen

zu können. Wahrscheinlich hätten die Polizeidiener den Verdacht gehegt, Father Keck möchte ein also verkleideter Gauner, Spizbub, Räuber oder Mörder sein. Er versicherte uns, daß er sich darüber wundere, daß die Polizeidiener uns nicht verhaftet und in Numero Sicher ein Nachtquartier angewiesen hätten. Bei Tag würde sich der Irrthum und Mißgriff dann allerdings herausgestellt haben, und wir hätten dann auf Schadenersaz klagen können. Mein Gott, wenn ich, ein ehrliches badisches Landeskind, in Amerika als Rowdy verhaftet und auf dem Station-House oder gar in der Jail incarcerirt worden wäre! Wenn ich auf der Pritsche, auf dem bed of board, mitten unter Lumpen und Vagabunden, unter Whores (läßt sich nicht übersezen) und ähnlichen Nachtvögeln, gepeinigt von Wanzen und Läusen, hätte campiren müssen! Da wären die schönen Tagen von Aranjuez auch für mich vorüber gewesen, und ein großer schwerer Tropfen, herb und bitter wie Wermuth und Galle, wäre in den amerikanischen Freudenpokal gefallen.

Samstag, den 26. September. Schon bevor ich aufstand, hatte ich wiederholt eine zitternde, schwankende Bewegung, ähnlich wie bei einem Erdbeben, verspürt. Ich konnte mir diese Erscheinung nicht sogleich erklären; als ich aber aufgestanden war und im Zimmer auf- und ablief, da ging mir ein Licht auf: das Haus war nämlich sehr hoch und schmal, alle Mauern und Wände bestanden aus Backsteinen und waren ungemein dünn und leicht, was Wunder also, wenn bei jedem Schritt und Tritt, besonders in den oberen Etagen, und wenn ein corpulenter Mann fest auftrat, der ganze zarte, ephemere, luftschloßähnliche Bau wankte und zitterte. Ich zweifle nicht im geringsten daran, daß, wenn Father Keck und ich uns a tempo und in derselben Richtung, einem Perpendikel ähnlich hin und her bewegt haben würden, das ganze Hotel über

den Haufen gefallen wäre. So wird vielfach gebaut in Amerika! Speculanten oder Compagnieen lassen ganze Blocks mit derlei Kartenhäusern überbauen, wobei ganz besonders auf Schnelligkeit und Wohlfeilheit Rücksicht genommen wird. Es wird Alles für's Aug gefällig hergerichtet und überkleistert, und dann jedes einzelne Haus zu hohen Preisen verkauft. Stürzt es nun auch schon am ersten Tag oder im ersten Monat oder Jahre ein — was ligt dem Bauunternehmer, dem Speculanten oder der Stadtbehörde daran!

Wir hatten vergessen, unsere Stiefel vor die Zimmerthüre zu stellen, damit sie gewichst würden. Da Solches also bis jezt nicht geschehen war, so mußte es nunmehr nachträglich noch geschehen. Ich schellte behufs Dessen und trat dann an die Wendeltreppe, durch deren weite Centrumöffnung man bis auf den Floor (Erdgeschoß) hinabsehen konnte. Kaum waren die Töne verklungen, als ein Mohrenkind schnell wie ein Vogel die Treppe herauffliegt. Ich konnte den Bewegungen desselben kaum mit den Augen folgen. Es war ein Mädchen von etwa 10 Jahren, von ächter Negerrace, nur mit einem kurzen, dünnen, vielfarbigen Röcklein bekleidet. Es machte seinen obligaten Knicks und grinste mich an, wobei es zwei Reihen blendend weißer Zähne sehen hieß — offenbar ein mißglückter Versuch von Mohrenfreundlichkeit. Ich reichte ihm die Stiefel hin, es ergriff sie hastig, sezte sich dann rittlings auf die innere Lehne der Wendeltreppe und fuhr wie ein Bliz in die Tiefe. Man hätte glauben sollen, es müßte, mit so ungeheuerer Schnelligkeit in der Tiefe angekommen, an die Wand oder auf den Boden geschleudert werden, weßwegen ich mit verhaltenem Athem der in den Abgrund fahrenden Diavola nachsah; allein keine Spur von Sturz und Schleuderung! Leicht wie eine Feder hüpfte es auf den Boden und verschwand. Bald erschien es wieder mit den gewichsten Stiefeln und lud uns, zähnefletschend, zum Frühstück

ein. Wir stiegen hinab und begaben uns in's Speisezimmer. Eine Mohrin von etwa 20 Jahren erschien, trug Caffee und Beefsteaks auf, machte dann eine tiefe, tiefe Referenz und wünschte uns guten Appetit. Während wir uns die Erzeugnisse der Mohren-Küche belieben ließen, stand die Negerin hinter unsern Sesseln und wehrte mit einem riesigen Fliegenwisch, der aus lauter Pfauenfedern mit Augen bestand, den zudringlichen Schmarozern, und zugleich fächelte sie uns mit dem ächt orientalischen Instrumente Kühlung zu. Die kleine Negerin aber präsentirte die Zuckerdose, Caffee, Rahm, Brod, geröstete Kartoffeln und Beefsteaks. Da ward es mir erst recht klar, daß ich mich fern vom Heuberg, in einem anderen Welttheil befand.

Wir gingen aus, um die Stadt zu besichtigen. Baltimore ist eine prachtvolle Hauptstadt von 300,000 Seelen, von denen 200,000 Katholiken sind. 1729 stand hier ein Blockhaus, 1745 ein Dörfchen, Namens Johnstown, das 25 Häuser zählte, 1775 eine Stadt von 6000 Seelen. 1847 wurden 2006, 1848: 1920 und 1849: 1894 Häuser in der Stadt aufgebaut.

Baltimore ist an mehreren Hügeln, welche die Patapsco-Bucht umgeben, hinangebaut und rings von waldgekrönten Bergkuppen gekrönt. John's Falls, ein reißender Waldbach, theilt die Stadt in eine östliche Seite, Falls Point und Old-town genannt, und in eine westliche City proper und Spring-Garden genannt. Die Hauptstraße, die zugleich eine prachtvolle Promenade ist, heißt Market- oder Baltimore-Street. Sie läuft 2 englische Meilen weit von Osten nach Westen.

Baltimore heißt großsprecherisch „die Stadt der Monumente", weil es 2, sage: zwei Monumente besizt, das Washington- und Battle-Monument. Beide stehen auf Anhöhen und beherrschen die Stadt. Das Washington-Monument wurde 1815 errichtet. Es ruht auf einem Piedestal von weißem Marmor,

das mehrere Stufen bildet, 20′ hoch ist und 320′ im Umfang hat. Auf einem hohen Socco erhebt sich eine dorische Säule, auf welcher die Statue Washington's steht. Das ganze Monument ist 180′ hoch. Washington's Statue allein mißt 16′ und wurde von dem Bildhauer Causica gefertigt. Den Plan zu dem ganzen Monumente lieferte der Architect Robert Nills, und kostete dasselbe 200,000 Dollars. Ein schönes, 6′ hohes Eisengitter umgibt dasselbe. Die Inschriften über den 4 Thüren des Socco's heißen: „To George Washington, by[1]) the State of Maryland.“ „Born[2]) 22 of Febr. 1732. Died[3]) 14 Dec. 1799.“ „Commander in Chief[4]) of the American Army 15 of June 1775. Commission resigned at Annapolis 23 Dec. 1783.“ „Trenton, 25 Dec. 1776. York Town, 19 Oct. 1781.“ „President of the United States, 4 March[5]) 1789. Retired to Mount Vernon, 4 March 1797.“ Im Piedestal steht eine 7′ hohe Statue Washington's, das Model jener, welche die Säule schmückt, und eine kolossale Büste desselben, von Canova geliefert. Eine Wendeltreppe von 200 Stufen führt im Innern der Säule auf das Capitäl derselben, die mit einer Galerie umgeben ist, von der aus man eine entzückende Aussicht über Baltimore, die malerisch schöne und großartige Umgebung, auf die Chesepeake-Bai und das ferne Meer genießt. Möge es sich Niemand gereuen lassen, diese Säule zu ersteigen! Das Battle-Monument wurde zum ehrenden Andenken jener Bürger Baltimore's errichtet, die bei der Vertheidigung der Stadt gegen die Engländer 1814 fielen. Es ist blos 52′ hoch und besteht aus Marmor; es ist mit den Sinnbildern der Tapferkeit und des Ruhmes geschmückt. Der Hafen mit seinen 3 Abtheilungen, von denen die eine tief in die Stadt hinein sich erstreckt, ist vortrefflich angelegt und der Schifffahrt sehr

1) Durch. — 2) Geboren. — 3) Gestorben. — 4) Oberfeldherr. — 5) März.

günstig. Er kann 2000 Schiffe fassen und ist durch das Fort M'Henry gegen einen Angriff von Außen geschützt. Baltimore ist der größte Tabaksmarkt der Union und der größte Mehlmarkt der Welt, was gewiß viel sagen will.

In kirchlicher Beziehung ist Baltimore das amerikanische Rom, denn nirgends in den Vereinigten Staaten leben verhältnißmäßig so viele Katholiken, Ordenspersonen und Weltpriester, wie hier; nirgends gibt es verhältnißmäßig so viele Kirchen und Klöster wie hier, und nirgends herrscht ein so reges kirchliches und Vereins-Leben wie hier.

Das Erzbisthum Baltimore wurde 1789 errichtet und war während einer langen Reihe von Jahren die einzige Metropole der Union. Der erste Erzbischof war John Carroll, ein würdiger Priester, ein erleuchteter Kirchenfürst und ein ächter Patriot. Er wurde in Maryland geboren und in Europa zum Priester geweiht, da es damals (1774) noch keinen Bischof in Amerika gab. Als er nach Amerika zurückkehrte, mußte er in einem Wohnzimmer des elterlichen Hauses die heilige Messe lesen, denn es bestand noch keine einzige katholische Kirche im Staate Maryland. Die Errichtung katholischer Schulen, Institute und Kirchen war durch die Geistlichkeit der englischen Hochkirche bei schwerer Strafe verboten. Nach einiger Zeit erbaute Carroll eine kleine Capelle und pastorirte als erster Pfarrer die Katholiken Baltimore's. Als der Freiheitskampf gegen das englische Joch ausbrach, nahm Carroll durch Wort und Schrift eifrigen Antheil an demselben und wurde vom Congreß ersucht, sich einer Gesandtschaft von Patrioten nach Canada anzuschließen, um die dortigen Katholiken für die Losreißung von der englischen Gewaltherrschaft zu gewinnen. Bei diesem Anlaß lernte er den edlen Benjamin Franklin kennen, der sich bald von den gediegenen Kenntnissen, von dem fleckenlosen Charakter und Lebenswandel, sowie von der Begeisterung Carroll's

für die Freiheit seines Vaterlandes überzeugte. Nachdem die politische Freiheit erkämpft war, bot Carroll all seine Beredtsamkeit auf, um auch die Religionsfreiheit den Vereinigten Staaten zu erringen und zu sichern. Als der heilige Stuhl 1790 das erste amerikanische Bisthum errichtete, wurde Carroll, besonders auf Verwendung B. Franklin's, der öffentlich erklärte, Carroll sei unter allen Vorgeschlagenen der Würdigste und Tauglichste, zum Bischof erwählt. Nach Errichtung 4 weiterer Bisthümer durch Papst Pius VII. im Jahre 1808, wurde Carroll zum Erzbischof erhoben. Unermüdet war sein Eifer für Kirche und Schule, für Errichtung gelehrter und wohlthätiger Anstalten, für Heranbildung eines musterhaften Clerus und das Heil der ihm anvertrauten Seelen. Reich an unsterblichen Verdiensten starb der große Kirchenfürst, 80 Jahre alt, 1815, betrauert von ganz Amerika, das ihm ein dankbares Andenken bewahrt.

Der zweite Erzbischof war Leonard Neale, der 1817 starb; der dritte: Ambrose Mareshal, der 1828 starb; der vierte: James Whitfield, der 1834 starb; der fünfte: Samuel Eccleston, der 1851 starb; der sechste: Francis Patrik Kenrick, der 1863 starb; der siebente: Martin John Spalding, der noch lange leben möge.

Das Bisthum Baltimore zählte 1867: 124 Kirchen, 30 Capellen und 187 Priester. Gegenwärtig zählt es 193 Priester, von denen 42 Deutsche sind. Die Stadt selbst hat 23 katholische Kirchen, von denen die meisten Pfarrkirchen sind. 5 dieser Kirchen gehören den deutschen Katholiken, nämlich: die St. Alphonsus-Kirche; die dazu gehörende Pfarrei zählt 5000 Seelen. Die St. James-(Jakobs)-Kirche; die dazu gehörende Pfarrei zählt 3500 Seelen. Die St. Josephs-Kirche (theilweise englisch). Die St. Michaels-Kirche; die dazu gehörende Pfarrei zählt 10,000 Seelen. Die Vierzehn Nothhelfer-

Kirche, die sammt Pfarrei erst in diesem Jahre (1870) errichtet wurde. Die 4 erstgenannten Pfarreien werden von Redemptoristen pastorirt, die zulezt genannte aber steht unter Weltpriestern. Baltimore hat über 100 Kirchen, mehrere Prachtbauten, z. B. das Stadthaus, sehr vortheilhaft auf einer Anhöhe gelegen, das Court-House und die Börse, dann eine Universität, für den Staat Maryland 1812 errichtet, ein großes Staatsgefängniß und eine Menge Volksschulen, Armen-, Waisen- und Rettungshäuser. Katholische Institute sind: das St. Mary's College und Seminar, schon 1805 gegründet, mit einer Bibliothek von 20,000 Bänden, das Erziehungs-Institut der Nonnen von der Heimsuchung, ein solches der Schwestern von der Heimsuchung für Negermädchen, ein hochverdienstliches Unternehmen, auf dem sichtbar Gottes Segen ruht; ein Kloster der Schulschwestern, der Jesuiten mit College, der Redemptoristen u. s. w.

Baltimore ist die gesundeste Stadt der Union. Clima und Luft sind äußerst mild, die Lage geschüzt und das Wasser frisch und chemisch möglichst rein. Gar viele reiche Leute ziehen sich daher aus allen Theilen der Vereinigten Staaten hierher zurück, um ihr Geld nicht mit dem Arzt und Apotheker theilen zu müssen.

Man sieht hier eine Menge Neger, Mulatten, Chino's, Zambo's — kurz: Mischlinge und Varietäten aller Racen. Da wohl der eine und andere meiner Leser daran Interesse finden dürfte, welche Resultate die Vermischung der verschiedenen Racen ergibt, füge ich nachstehende Tabelle an. Dabei muß ich aber bemerken, daß das in derselben gebrauchte Wort Creole, das in Amerika zur Bezeichnung gar vieler Racenmischungen gebraucht wird, hier jene Abkömmlinge bezeichnet, die von in Amerika eingewanderten Europäern herstammen. Die Creolen sind in der Regel kleiner als ihre Eltern, haben dunkles Haar, schwarze feurige Augen, verhältnißmäßig kleine Hände und Füße und

matten Teint. Ihr Temperament ist lebhaft, reizbar, feurig. Sie sind im Allgemeinen mäßig und nüchtern, unternehmend und tapfer, gastfreundlich und höflich. Sie besitzen einen klaren Verstand und sehr oft tiefes Gemüth.

Vater.	Mutter.	Kinder.	Farbe.
Europäer	Europäer	Creole	Weiß.
Creole	Creole	Creole	Weiß.
Weiß	Indianerin	Mestiso	$^6/_8$ Weiß, $^2/_8$ Kupferfarbig.
Indianer	Weiß	Mestiso	$^4/_8$ Weiß, $^4/_8$ Kupferfarbig.
Weiß	Mestiso	Creole	Weiß.
Weiß	Negerin	Mulatte	$^7/_8$ Weiß, $^1/_8$ Neger, oft weiß
Neger	Weiß	Zambo	$^4/_8$ Weiß, $^4/_8$ Neger, schwärzlich kupferfarbig.
Weiß	Mulatte	Quarteron	$^6/_8$ Weiß, $^2/_8$ Neger.
Mulatte	Weiß	Mulatte	$^5/_8$ Weiß, $^3/_8$ Neger.
Weiß	Quarteron	Quinteron	$^7/_8$ Weiß, $^1/_8$ Neger.
Neger	Indianerin	Chino	$^4/_8$ Neger, $^4/_8$ Indianer.
Indianer	Negerin	Chino	$^2/_8$ Neger, $^6/_8$ Indianer.
Neger	Mulatte	Zambo	$^5/_8$ Neger, $^3/_8$ Weiß.
Mulatte	Negerin	Zambo	$^4/_8$ Neger, $^4/_8$ Weiß.
Neger	Zambo	Zambo	$^{15}/_{16}$ Neger, $^1/_{16}$ Weiß.
Zambo	Negerin	Zambo	$^7/_8$ Neger, $^1/_8$ Weiß.
Neger	Chino	Zambo-Chino	$^{15}/_{16}$ Neger, $^1/_{16}$ Indianer.
Chino	Negerin	Zambo-Chino	$^7/_8$ Neger, $^1/_8$ Indianer.
Neger	Negerin	Neger.	

Die in obiger Tabelle angeführten Quarteronen und Quinteronen sind Abkömmlinge von Mulatten oder Mestizen und Europäern im 1. und 2. Grad der absteigenden Linie. Bei

den Quarteronen, und noch mehr bei den Quinteronen, sind die charakteristischen Kennzeichen der Racen schon so verwischt, daß man dieselben kaum mehr erkennen kann. Vielleicht entsteht bis in hundert Jahren aus der fortwährenden Vermischung der 3 Racen eine eigene neue, die dann wohl die aschgraue genannt werden wird.

Wir besuchten zuerst die Jesuiten-Kirche, die mit der St. Madeleine in Paris viele Aehnlichkeit hat, also in Renaissance-Style erbaut ist. Es ist Alles elegant, reich und geschmackvoll, wie Das in einer Jesuiten-Kirche nicht anders zu erwarten ist. Die 3 Altäre sind von weißem Marmor. Das Licht fällt durch einen Baldachin auf den Hochaltar. Die Kanzel ist über dem linken Seitenaltare angebracht und hat einen eigenthümlichen Deckel, dessen Form ein hebräisches ר bildet. Derselbe ist bemalt, und sind auf ihm mit Engelsköpfen eingerahmte Wolken abgebildet, in deren Mitte der heilige Geist schwebt. Der Plafond ist in Felder eingetheilt und luxuriös mit Stucco verziert. An der rechten Kirchenwand, vis-à-vis der Kanzel, hängt ein großes Crucifixbild, das sehr gut gefaßt ist und einen ergreifenden, erschütternden Eindruck auf den Beschauer macht. Brust, Arme, Kniee und linkes Schienbein zeigen tiefe, klaffende Wunden, die jedoch mit großer Kunstfertigkeit derart dargestellt sind, daß sie keinen abstoßenden, grauenhaften Anblick gewähren.

Von hier gingen wir zur Kathedrale, die von außen einen schlechten Eindruck macht. Die doppelte Säulenreihe des Porticus harmonirt durchaus nicht mit den 2 armseligen Thürmen, welche die Fronte flankiren, und ebenso wenig mit der niedrigen Kuppel, die sich über dem Kreuzdurchschnitt erhebt. Die Kuppel soll eine Nachahmung jener des Pantheons in Rom sein. Die Kirche ist 190′ lang, 177′ breit, 127′ hoch und in Form eines Kreuzes erbaut. Das obere Ende des längeren Kreuzbalkens,

wo der Hochaltar sich befindet, hat 5 halbkreisförmige Ausweitungen oder große Nischen. In den 3 vorderen stehen der Hochaltar und 2 Seitenaltäre, in denjenigen aber, die an den Querkreuzesbalken anstoßen, ist die Orgel einerseits, und anderseits die Sängerempore angebracht. Der Hochaltar ist von sechs mächtigen Säulen umgeben und wurde gerade von mehreren Frauen festlich geschmückt. Eine sonderbare Bedienung für eine Kathedrale! Rechts vom Hochaltar sind auf einem Strebepfeiler die Epitaphien der 6 ersten Erzbischöfe Baltimore's angebracht. Auf dem linken Seitenaltar steht Jesus Christus als guter Hirt, und auf dem rechten Maria immaculata. Rechts und links vom Eingang sind 2 sehr große Oelgemälde angebracht, von denen das auf der rechten Seite den vom Kreuze herabgenommenen Heiland darstellt. Die ganze Gruppe enthält 8 Figuren über Lebensgröße. Es stammt von dem Maler Paulin Guerin und wurde 1821 von Ludwig XVIII. der Kirche geschenkt. Das auf der linken Seite stellt den heiligen Ludwig IX. dar, wie er in Afrika an der Pest gestorbene Soldaten beerdiget. Beide Bilder hängen nicht in vortheilhaftem Lichte und sind im Colorit viel zu dunkel gehalten. Sie sollen hohen Kunstwerth besizen, was ich aber bei der schlechten Beleuchtung nicht beurtheilen konnte. Ueber dem Eingang sind 2 Emporen angebracht. Die Kirche macht im Innern einen sehr guten Eindruck durch ihre Raumverhältnisse und würdige Ausstattung. Hier wurden schon mehrere Provinzial-Concilien von dem ganzen Episcopat der Vereinigten Staaten abgehalten.

Von hier gingen wir zur St. Alphonsus-Kirche. Ein herrlicher, rein gothischer Bau mit hohem, schlankem Thurm und einer Pyramide von durchbrochener Arbeit. Am 1. Mai 1842 wurde der Grundstein gelegt, und am 14. März 1845 die vollendete Kirche benedicirt. Sie ist 150′ lang, 64′ breit und 80′ hoch. Der Thurm erreicht die Höhe von 205′; er ist der

höchste Thurm der Stadt und präsentirt sich herrlich von der Chesapeake-Bai aus. Der ganze Bau kostete 100,000 Dollars. Der Thurmhelm kostete allein 10,000 Dollars, die Orgel 5000, die Altäre, Kanzel, Beichtstühle ꝛc. 10,000, und der Chor sammt den 3 Schiffen 75,000 Dollars. Das Innere der Kirche ist wunderbar schön, erhaben und entzückend. 10 freistehende Säulen tragen die 3 Schiffe. Die 3 Altäre harmoniren vollständig mit dem Prachtbau der Schiffe. Sie sind gothisch, kühn anstrebend, meistermäßig gearbeitet und reich vergoldet. Die Kirchenstühle tragen gestochene Arbeit. Zu beiden Seiten der Nebenaltäre befinden sich 20 Heiligenstatuen unter prächtigen Baldachinen, was der Kirche einen ungemein feierlichen und himmlischen Charakter verleiht. Die Akustik ist ausgezeichnet und die Orgel ein Meisterstück an Reinheit, Zartheit und Tonfülle.

Das Redemptoristenkloster befindet sich neben der Kirche; es ist das älteste der Union. Der Hochwürdige Pater Franz Xaver Tschenhens, aus der Diöcese Rottenburg, nunmehr ein ehrwürdiger Greis, war der erste Redemptorist, der in Amerika pastorirte. Das Kloster existirt seit 1837. Wir besuchten dasselbe und wurden von dem Hochwürdigen P. Provincial Helmprächt und Rector Wissel äußerst zuvorkommend und herzlich empfangen. Sie luden uns sogleich mit der größten Zuvorkommenheit ein, in ihrem Kloster zu logiren, was wir mit verbindlichstem Danke annahmen. Ich kann nicht genug anerkennen und rühmen, wie gastfreundlich, liebenswürdig und ächt priesterlich die Hochwürdigen Herrn P. P. Kleriker behandeln. Keine Spur von einem steifen, zugeknöpften, blos die Regeln der strengen und strengsten Convenienz beobachtenden Benehmen, welches fremde Priester nicht selten in manch anderen Ordenshäusern finden. Ohne im Geringsten indiscret zu sein, darf ich wohl erwähnen, daß man uns in dem und jenem

Ordenshaus ungemein vornehm, von oben herab und kalt begegnete, daß man höchst einsilbig unsere nicht der Neugier, sondern der Wißbegierde entstammten Fragen beantwortete, uns keinen Stuhl anbot und sichtlich froh war, uns wieder vor der Schwelle zu wissen, um die Thüre unsanft in's Schloß werfen zu können. Es mögen die Ordenshäuser, das geb ich gerne zu, oft hart mitgenommen und deren Gastfreundschaft mißbraucht werden. Ich weiß, daß dieselben oft von suspendirten Klerikern angeschwindelt und angepumpt werden, allein darob jeden fremden Priester, der überdies seine unverdächtigen literas commentitias und sein celebret vorweisen kann, mit Jenen in Einen Topf zu werfen, ist ungerecht, kränkend und beleidigend.

Wir aßen noch zu Mittag in unserem Hotel, und hatte uns der Wirth, ein Irländer, hiezu eines seiner schönsten und bestmöblirten Zimmer angewiesen. Er und die schon erwähnte Diavola bedienten uns mit aller Aufmerksamkeit und Accuratesse. Nach dem dargereichten Trinkgeld haschte sie gierig, wie eine Hyäne nach dem hingehaltenen Brocken Fleisch, und fuhr dann per Hexenritt wieder in die Tiefe. Sie war noch nicht getauft, konnte weder lesen noch schreiben und war vor der Emancipation in der Sclaverei geboren.

Auf unserem Ausquartierungs-Gang traten wir in eine noble Weinhandlung, um dort ein Glas California-Wein zu trinken, da das Bier unseres Wirthes ziemlich dünn und übernächtig war. Ich fragte nach dem Preis einer Gallone. Der Weinhändler verlangte 4 Dollars, sage: 7 Gulden nach dem damaligen Werth des Papierdollars. Ich gab mir den Anschein, als wollte ich sogleich eine Gallone kaufen und mitnehmen. Da wurde der Weinfabrikant ganz verlegen und sagte etwas befangen: „Well, wenn Sie den Wein *sogleich* haben wollen, so kann ich denselben nicht *unter* 6 Dollars verkaufen.“

Natürlich: der Wein wird eben vor der Ablieferung gemischt oder gewässert; will man ihn aber ungemischt, ungewässert und unverfälscht, so kostet er eben auch mehr. Das heißt in Amerika Routine, Geschäftsgewandtheit oder Smartneß!

Sonntag, den 27. September. Ich hielt in der herrlichen St. Alphonsus-Kirche das Hochamt. Alle Räume derselben waren gedrängt voll, übrigens kein Wunder bei einer so prachtvollen Kirche, bei der gediegenen Kirchenmusik und dem feierlich gehaltenen Gottesdienst. Es ist eine Freude und Lust, solch eine Kirche zu besuchen, es ist ein hoher geistiger Genuß und eine Wonne, in einem so majestätischen Tempel Gott zu lobpreisen. Man glaubt sich hier dem Himmel näher und dem Dunstkreis der Erde entrückt zu sein.

Den Nachmittag verbrachten wir in der Gesellschaft des Herrn Kreuzer, Redacteur der „Katholischen Volkszeitung“, eines Mannes, der mit vielem Talent und Geschick, mit Eifer und Muth die Interessen der Katholiken, der Kirche, der Schule und Gesittung fördert und vertheidigt, eines Mannes, der eine große Gewandtheit als Redacteur, Scharfsinn und eine feine Beobachtungsgabe besizt, der correct in seinem Urtheil, objectiv in der Polemik und unparteiisch in der Kritik ist, weßwegen er auch die Achtung Aller besizt, die ihn entweder persönlich oder aus seinem gediegenen Blatte kennen. Wir trafen zu unserer großen Freude auch Herrn Chr. Bitter, den Vertrauensmann des deutschen-römisch-katholischen Centralvereins für die Einwanderer, einen Mann, der durch sein biederes, schlichtes und offenes Wesen auch sogleich Vertrauen erweckt. Wir besuchten die St. Michaels-Kirche, sowie die St. Jakobs-Kirche, die wohl große, geräumige und theilweis hübsche Kirchen sind, sich aber durch nichts Besonderes auszeichnen. Um aber doch von einer jeden Etwas zu erwähnen, führe ich an, daß die erste schöne Fresco-Malerei, und die zweite Glasgemälde besizt, die von

ferne sehr brillant sind, aber in der Nähe vor dem prüfenden Blicke eines Kenners keiner günstigen Kritik sich würden zu erfreuen haben. Im katholischen Schulhause der St. Jakobs-Pfarrei wohnten wir einem Meeting von Männern bei, die katholischen Unterstüzungsvereinen angehörten und sich darüber beriethen, ob sie in corpore der Grundsteinlegung der St. Josephs-Kirche in Washington beiwohnen sollten, was denn auch beschlossen wurde und von dem einmüthigen Zusammenhalten der amerikanischen Katholiken rühmliches Zeugniß ablegt.

Hierauf besuchten wir einen Beersaloon, troz dem strengen polizeilichen Verbot, an Sonntagen etwas Anderes als Wasser zu trinken. Unter Anführung des stämmigen und ritterlichen Herrn Bitter schlüpften wir durch ein Contreband-Gäßchen und gelangten in einen sehr anständigen Saloon, dessen 2 Abtheilungen mit Refractärs dicht besezt waren. O diese heuchlerische Mückenseiherei neben dem notorisch und mit Eclat betriebenen Kameel-Verschlucken der gottseligen Yankee's in den Legislaturen! Nachdem wir unseren Durst vermittelst des feinen Stoffes gestillt hatten, besichtigten wir das dem Beersaloon gegenüber liegende Waisenhaus, das unter der Leitung der Schwestern de notre Dame steht. Dieses große, geräumige und sehr solid gebaute Waisenhaus gehört den Katholiken Baltimore's und beherbergte damals 128 Waisenkinder, welche die guten, freundlichen Schwestern uns sämmtlich vorstellten. Die Kinder sahen gesund und frisch, heiter und lebensfroh aus, sangen wie die Nachtigallen und declamirten wie geschulte Acteurs. Es muß aber eine sehr schwierige, müheselige Aufgabe sein, Kinder jeden Alters und aus allen Classen der Bevölkerung zu erziehen, zu unterrichten, zu bilden, zu frommen Christen und brauchbaren Gliedern der menschlichen Gesellschaft heranzuziehen. Das ist ein Opfer, das man nur um Christi und des Himmelreiches willen, mit gänzlicher Verzichtleistung auf sich selbst und unter

stetem Gebet und Beistand Gottes bringen kann. Als wir uns entfernen wollten, baten die liebenswürdigen Kinder um den priesterlichen Segen, den ich ihnen mit tief gerührtem Herzen ertheilte, und den sie knieend empfingen. Dann umringten sie mich, um die Hand zu küssen, die sie gesegnet. O, ihr lieben Kinder, möge Gottes heiliger Engel nie durch euere eigene Schuld von euch weichen, nie das Paradies eueres Herzens verwüstet und der süße Frieden euerer Seele nie von quälenden Gewissensbissen verscheucht werden!

Bei Herrn Kreuzer aßen wir zu Nacht und zogen uns dann in's Kloster zurück.

Montag, den 28. September. Nach 8 Uhr fuhren wir per Eisenbahn nach Washington, der Bundeshauptstadt. Auf dem Weg zur Eisenbahn machte ich die nicht uninteressante Wahrnehmung, daß in Baltimore die größten und schönsten Gänse der Union sind. Sie haben hohe Beine, einen langen Hals, eine sehr breite und volle Brust und prächtiges Gefieder, fast ausschließlich von blendend weißer Farbe. Aber sie scheinen's auch zu wissen, daß sie die Elite und das Gardecorps des Schnattergeschlechtes sind; denn sehr gravitätisch schreiten sie einher, tragen hoch die Krägen und weichen keine Linie aus, wenn man das Vergnügen und das Glück hat, ihnen zu begegnen. Wenn sie aber erst wüßten, daß ihre Ahnen das Capitol gerettet; ich glaube, sie würden nicht anders als mit ausgebreiteten Flügeln einherflattern; doch, die Welt weiß es, sie kennt dieses unsterbliche Verdienst der Gänse, und trozdem hat sie den Namen derselben für ewige Zeiten gebrandmarkt, indem sie denselben als Sinnbild der Dummheit gewählt. „Du dumme Gans!" diese tief verlezende und empörende Ehrenkränkung legt Zeugniß ab von der Welt schwarzem Undank. O du schnöde, verleumderische Welt! Wie: dieser fürtreffliche Vogel, der selbst mit dem Christenthum in naher

Beziehung steht; denn wer kennt nicht die Martinsgans?, dieser exemplarische Vogel, der ein Sinnbild strenger Monogamie und Gattenliebe, sowie zärtlicher Elternliebe ist, dieser unschätzbare Vogel liefert dir seit Jahrhunderten den Federkiel, damit du die Schöpfungen deines Geistes zu Papier bringen, dich verewigen und dir Ruhm erwerben kannst; er bettet dich weich und warm, und behaglich reckst und streckst und dehnst du dich in seinem Flaum; er liefert dir das feine, wohlschmeckende und selbst officinelle Gänsefett, seine Brust zu den jottvollen Jänsebraten und seine Leber zu den Straßburger berühmten Pasteten; er schmückt den Hut so mancher stolzen Dame und bietet der Köchin seinen Flügel zu einem sehr praktischen und beliebten Herdwisch; ja er hat selbst um die Kriegswissenschaft ein großes Verdienst sich erworben, indem er sie den anmuthigen Gänsemarsch lehrte — und all diese Verdienste und Leistungen, diese Güter und Opfer, diesen Schmuck und Genuß lohnt die Welt mit Schimpf und Schmach, mit Beleidigung und Ehrenkränkung! Wer sollte über solche Perfidie nicht blutige Thränen weinen? Doch zuweilen findet das unterdrückte Recht, die verfolgte Unschuld und das verkannte Verdienst auch wieder einen Vertheidiger, und nicht wenig schmeichle ich mir, hier die Ehrenrettung der verkannten und gelästerten Gänse öffentlich und ritterlich unternommen zu haben. Mag sie euch trösten in euerem gerechten Schmerz, und mag euch überdieß auch Das zur Satisfaction dienen, daß gerade das schöne Geschlecht, unter Anwendung der poetischen Bildersprache, euern rühmlichen Namen trägt. Doch nun nach Washington, wo das Capitol steht, dessen Vorbild in Rom ihr einst muthvoll gerettet, und das durch eine ganz natürliche Gedankenverbindung stets unwillkürlich an euch erinnert. Und wahrlich: wo wäre ein Capitol ohne etliche Gänserich'!

Washington.

Die Bundeshauptstadt Washington ligt im Districte Columbia, am linken Ufer des Potomac, zwischen den Flüßchen Tiber, Xeedy und Rock=Creek einerseits und dem Ostarme des Potomac oder Anna=costia andererseits. Der District Columbia wurde 1789 von den Staaten Maryland und Virginien zum Size der Bundesregierung abgetreten, im Jahre 1846 wurde aber der auf der rechten Seite des Potomac gelegene Theil desselben an Virginien wieder zu=rückgegeben. Er umfaßt 2 1/3 □ Meilen, ist hügelig und wel=lenförmig, und besteht sein Boden aus Lehm, der mit Sand vermischt ist. Der ganze District zählt 100,000 Einwohner, die sich auf 2 Städte, Washington und Georgetown, und meh=rere kleine Ansiedelungen und Farmen vertheilen. Schon 1850 wurde in diesem Districte die Einfuhr und der Verkauf von Sclaven verboten, und 1861 die Sclaverei selbst aufgehoben. Am 18. September 1793 legte Washington den Grundstein zum Capitol der Bundeshauptstadt, die noch zu seinen Lebzeiten seinen Namen erhielt. Der District selbst wurde zu Ehren des Columbus Columbia genannt. Um die Mitglieder der Central=behörden der Union dem Einflusse der einzelnen Staaten zu entziehen, ward eben ein besonderer District ausgeschieden, der zu keinem Staat gehören sollte, und dessen Bewohnern kein Stimmrecht bei der Wahl des Präsidenten und der Congreß=mitglieder zugestanden wurde. Der District steht unter der unmittelbaren Aufsicht des Congresses.

Washington ist sehr großartig und regelmäßig angelegt. Die Straßen sind sehr breit, 100—160′, und auf beiden Sei=ten mit Bäumen bepflanzt. Viele Wards und Blocks sind noch gar nicht überbaut, viele Straßen noch nicht gepflastert und viele Trottoirs noch nicht hergestellt. Viele Häuser stehen mitten in großen Parks und sind mit hoher Stacketeneinfassung umge=ben. Washington heißt darum auch „the city of magnificent

distances," und um seiner Alleen willen „die Stadt der Alleen."

In kirchlicher Beziehung gehört Washington zur Diöcese Baltimore. Es hat 8 katholische Kirchen und 2 Capellen, die neunte, die St. Josephs-Kirche, ein prachtvoller gothischer Bau, ist noch nicht vollendet. Von diesen 8 Kirchen gehört eine den Deutschen, die Muttergotteskirche, an welcher Reverend M. Alig Pfarrer ist. Diesem Herrn machten wir einen Besuch, mit der Bitte, uns Anleitung geben zu wollen, die Merkwürdigkeiten der Bundeshauptstadt kennen zu lernen, welcher Bitte Herr Alig nicht nur bereitwillig entsprach, sondern er lud uns in zuvorkommendster Weise ein, seine Gäste zu sein. Dieses Anerbieten war um so großmüthiger, als die Pfarrwohnung sehr beschränkt in ihrer Räumlichkeit ist. Allein mit der Jovialität und Genügsamkeit eines langjährigen Missionärs, der Herr Alig in Wirklichkeit ist, erklärte er sich bereit, mit seinem Canapée als Nachtlager fürlieb zu nehmen, was wir freilich um keinen Preis zugeben wollten; der bejahrte, freundliche Herr bestand aber darauf, und darum mußten wir uns seinem Ausspruche fügen. Herr Alig kennt Amerika in jeder Beziehung aus dem Fundament, er hat reiche Erfahrungen gesammelt und Vieles erlebt, er wirkt schon 31 Jahre lang als Missionär in den Vereinigten Staaten und pastorirt schon 24 Jahre die Katholiken in Washington. Er theilte uns mit dankenswerther Offenherzigkeit Vieles aus dem reichen Schaze seiner Erlebnisse mit.

Wir besuchten am Nachmittag die St. Aloysius-Kirche. Sie ist ein eleganter, im Styl eines fürstlichen Redoutensaales oder eines Opernhauses angelegter und ausgeführter Bau. Würde man den Chor und die beiden Seitenaltäre verhängen, so ahnete man nicht, in einer Kirche zu sein. Der Plafond ist von Eisen und in 28 Felder getheilt, die blau bemalt sind.

Die Altäre sind von Marmor und reich ausgestattet. Das Oelgemälde des Hochaltars stellt den heiligen Carolus Borromäus dar und stammt von kunstfertiger Hand. Unter der Hauptkirche ist eine zweite, in welcher der Schülergottesdienst gehalten wird. Es kommt in Amerika sehr häufig vor, daß im Basement der Kirchen ein großer Raum zur Abhaltung des Gottesdienstes im Winter oder für Kinder oder zur Ertheilung des Religionsunterrichtes oder zum Schulunterricht oder zur Abhaltung von Vereinsversammlungen sich befindet. Eine practische und große Kosten ersparende Einrichtung. — Abends gingen wir in der weitläufigen Stadt spazieren. Da wo wirklich ein Stadttheil aufgebaut ist, herrscht ein reger Verkehr auf den Trottoirs, man begegnet vielen Negern, eleganten Herren und Damen, reichen Carriagen und nur selten einer zerlumpten Gestalt. Große, geschmackvoll gebaute Häuser und prunkende Läden zieren die Straßen. Es trägt Alles ein aristokratisches Gepräge, herrührend von den Centralbehörden, die hier ihren Siz haben.

Washington gilt als ungesunde Stadt, und sind jene Straßen als Fieberquartiere gefürchtet und gemieden, wo die Abzugskanäle der Stadt in ein sumpfiges, tiefliegendes Gebiet münden.

Dienstag, den 29. September. Wir besuchten zuerst das Patent-House, ein massives Prachtgebäude mit 4 Etagen. In sehr geräumigen Sälen, von denen manche in griechischem Style gebaut sind und rings an den Wänden hinlaufende, breite Galerieen haben, befinden sich viele Tausende patentirter Gegenstände aus allen Welttheilen. Dieselben sind in Glasschränken aufbewahrt. Ein großer Saal enthält viele Hunderte nicht patentirter Gegenstände. Es gibt wohl kein Fach auf dem unermeßlichen Gebiete des menschlichen Lebens und Treibens, das hier nicht vertreten wäre. Ueberall neue Entdekun-

gen, Erfindungen und Verbesserungen. Man kann sich des Staunens nicht erwehren über die großen Erfolge des rastlos ringenden und schaffenden Menschengeistes auf dem Felde der Wissenschaft und Kunst, der Technologie und Industrie, der Mechanik und Chemie, der Architektur und Agricultur. Wie viel jahrelanges Kopfzerbrechen, Studiren und Probiren ist in diesem Patent-House repräsentirt! Dieses höchst merkwürdige Haus ist gleichsam der verkörperte, versinnbildlichte Menschengeist. Es ist die berühmteste Bibliothek der Welt, in welcher die Gedanken nicht durch Lettern ausgedrückt, sondern mechanisch in Holz, Stein, Eisen, Rädern, Federn u. s. w. dargestellt sind. Es ist ein Triumphbogen, den der forschende, erfinderische Verstand sich gesezt, herrlicher als der arco della pace in Mailand und der arc de triomphe de l'étoile in Paris. Es ist das großartigste Monument, das der Erfindungsgeist sich selbst gesezt, großartiger als St. Petersburg, das Peter, der Große, von Rußland sich selbst gesezt, ja großartiger als selbst Karlsruhe am Landgraben, das ein gewisser badischer Karl, von dem die Geschichte sonst nichts Denkwürdiges zu erzählen weiß, seinem unrühmlichen Andenken gesezt.

Als ich im Patent-House in Washington die unzähligen Zeugen der Anstrengung, des Fleißes, der Beharrlichkeit, der Geduld und des Heldenmuthes anstaunte, drängte sich mir öfters der Gedanke und der Wunsch auf: möchten doch die Menschen in religiös-sittlicher Beziehung auch so fortschreiten, wie in weltlicher, zeitlicher Beziehung! Möchten sie für ihr Seelenheil auch so besorgt sein, wie für ihren Leib, für dessen Existenz und Pflege sie so Wunderbares leisten! Möchten sie auch so sehr geizen nach dem himmlischen Ruhm, wie nach dem irdischen! Möchten sie auch so rennen und jagen nach den unvergänglichen, ewigen Gütern, wie nach den vergänglichen, eiteln dieser Welt!

In eben diesem Hause werden in 2 großen Schränken Kleider, Waffen, Instrumente, Bücher, Necessairs von Washington, sowie die Original-Urkunde der Unabhängigkeits-Erklärung von 1776 aufbewahrt.

Von hier besuchten wir die Post-Office, ein ebenso massives, kolossales Gebäude wie das Patent-House. In den breiten, langen Gängen befindet sich ein in Amerika höchst seltener Artikel: Aktenkästen, bei deren Anblick gewiß jedem Büreaukraten das Herz im Leibe lacht, denn:

Ihr Himmelreich — Papier,
Ihr Geist — die Gänsefeder,
Die Akten — ihr Revier,
Ihr Herz — ein zähes Leder.

Für den Fremden ist die s. g. Todtenkammer in diesem Gebäude von hohem Interesse. Dieselbe ist ein großer Saal, in welchem die unbestellbaren Briefe der ganzen Union geöffnet und gelesen werden, um die Schreiber derselben zu ermitteln. Können dieselben nicht ermittelt werden, so werden die Briefe vernichtet, d. h. verbrannt. Daher der Name „Todtenkammer". Kann aber der Schreiber aus dem Briefe ermittelt werden, so wird derselbe (der Brief), in einer Couverte verschlossen, an den Absender adressirt und franco an denselben zurückgesendet. Diejenigen männlichen Personen, welche die unbestellbaren Briefe lesen, sind zum Stillschweigen eidlich verpflichtet, und sind ihrer so Viele in dem Saal, daß Einer den Andern controlirt und eine Unterschlagung nicht leicht möglich ist. Befinden sich Gegenstände in den unbestellbaren Briefen oder Packeten, so werden dieselben, wenn der Absender nicht zu ermitteln ist, in einem eigens dazu bestimmten Glasschranke außerhalb der Thüre der Todtenkammer ausgestellt, und überdieß die Eigenthümer derselben in mehreren Zeitungen aufgefordert, sich zur Empfangnahme derselben zu melden. Meldet sich der Eigen-

thümer nicht, so werden die Gegenstände nach längerer Frist versteigert. In der Höhe von etwa 10′ läuft an den Wänden des genannten Saales eine breite Galerie hin, auf welcher eine ziemlich große Anzahl von Ladies damit beschäftigt ist, die rückzusendenden Briefe in Couverte zu stecken und an die Absender zu adressiren. Es läßt sich leicht denken, daß es in keinem Staate der Welt so viele unbestellbare Briefe gibt als in der Union; denn für's Erste wimmelt jede Stadt von Personen, die aus allen Welttheilen zusammenströmten und viele verschiedene Sprachen sprechen und schreiben. Für's Zweite gehört eine große Masse derselben der Hefe des Volkes an, deren Angehörige in der Heimath gerade so schlecht und uncorrect schreiben wie sie selbst. Wie sollte ein Brief bestellt werden können, der die Adresse trägt: „An meinen Sohn in Amerika," oder „An meinen Schaz in der Union," oder „An N. N. in Pennsylvanien," oder „An John Smith in New-York?" Für's Dritte haben gar viele Einwanderer, besonders die Deutschen, die lächerliche und kindische Eigenheit an sich, ihren Namen zu englisiren, in Folge Dessen die an sie mit dem früheren Namen adressirten Briefe unbestellbar werden. Für's Vierte erschwert der ewige Wechsel des Ortes sehr die Bestellbarkeit der Briefschaften, und für's Fünfte gibt es in Amerika eine Menge Städte und Dörfer, die denselben Namen führen. Ist also dem Ort keine nähere Bezeichnung (Staat und County) beigefügt; so kann der Brief in den meisten Fällen nicht in die Hände des Adressaten gelangen. Im Allgemeinen sollen die bei der Post Bediensteten zuverlässige und ehrliche Leute sein.

Im Jahre 1869 wurden an die Central-Post-Office in Washington 4,162,144 unbestellbare Briefe gesendet. Davon waren 3,905,066 einheimische. 84 % der unbestellbaren nicht mit Geld beschwerten Briefe, und 89 % Geldbriefe wurden den

Absendern zurückgeschickt. Der Werth dieser Geldbriefe belief sich auf 3,609,291 Dollars und 80 Cents in Grünbäcks, Wechseln und Coupons. Im Jahre 1868 betrug die Zahl der unbestellbaren Briefe: 3,952,862.

Die Einnahmen für Postmarken und gestempelte Briefcouverten belaufen sich jährlich sehr hoch und sind eine bedeutende Staatsrevenüe. Das Postdepartement verkaufte z. B. 1868 für 14,066,139 Dollars Postmarken und gestempelte Briefcouverten.

Nachmittags besuchten wir das Capitol, das größte und prachtvollste Gebäude der Union. Es ist in corinthischem Style aufgeführt, besteht aus einem Mittelbau mit kühner, herrlicher Kuppel, und aus 2 Seitenflügeln. Es ist 352′ lang und die Flügel 121′ breit. Es hat 3 großartige Freitreppen, die zu 3 prunkenden Säulenporticus hinanführen. Im untern Raume des Kuppelbaues sind 8 Oelgemälde, in Auffassung, Ausführung und Colorit künstlerisch und von großer Wirkung auf den Beschauer. Das erste stellt die Abreise des Columbus dar. Das zweite: seine Landung in Amerika. Das dritte: die Entdeckung des Mississippi. Das vierte: die Taufe der Pocahontas. Das fünfte: die Unabhängigkeitserklärung. Das sechste: die Uebergabe der Engländer an Washington 1777. Das siebente: die zweite Uebergabe der Engländer 1781. Das achte: die freiwillige Abdankung Washingtons 1783. Sieben dieser historischen Vorgänge sind allgemein bekannt, nicht so der achte, die Taufe der Pocahontas. Ich will darum Einiges darüber anführen. Die erste englische Niederlassung war Jamestown, im Staate Virginien, am James-River, 1606 gegründet, und der erste Befehlshaber von Jamestown war Capitän John Smith, ein kühner, unternehmender Mann, der, um das Land zu erforschen, mehrere Streifzüge in das Innere desselben unternahm. Auf einem solchen Streifzuge wagte er

sich aber zu weit vor und fiel dadurch in die Hände der Indianer. Diese führten ihn im Triumphe durch das Gebiet der verschiedenen Stämme und endlich vor ihren Häuptling Powhatan. Dieser empfing den Gefangenen seines Ranges würdig, veranstaltete ihm zu Ehren Festlichkeiten und Gastmähler, allein trozdem verurtheilte er den gefährlichen weißen Mann zum Tode. Powhatan hatte eine dreizehnjährige Tochter, Namens Pocahontas, die eine heftige Neigung zu dem weißen Fremdling faßte, und aus Liebe ihn zu retten beschloß. Sie schwamm in einer stürmischen Nacht über den James-Fluß, um ihn vor den verderblichen Anschlägen der Indianer zu warnen, und als die Flucht zur Unmöglichkeit geworden und Smith zum Tod verurtheilt worden war, rettete sie ihm das Leben unter Gefährdung des eigenen. Als nämlich Capitän Smith zum Tod geführt wurde und schon sein Haupt auf den Opferstein legte, um den Keulenschlag zu empfangen, warf sie sich ihrem Vater zu Füßen, beschwor ihn unter Thränen, den Fremdling zu begnadigen und bot ihr eigenes Leben für das seinige an. Diese Großmuth rührte ihres Vaters und der Wilden Herz — der Capitän war gerettet. Powhatan schenkte ihm Leben und Freiheit und ließ ihn unter sicherer Bedeckung nach Jamestown zurückbringen. Pocahontas folgte ihm, ließ sich taufen und ehelichte ihn. Später kehrte Smith, der sich schon früher in England verheirathet gehabt hatte, dorthin allein zurück und ließ Pocahontas nach einiger Zeit seinen Tod melden. Diese verehelichte sich bald nachher mit Smith's Nachfolger, Namens Ralph, und begleitete diesen einige Zeit darauf nach England. Hier begegnete sie nun dem todt geglaubten Smith und wurde durch die schreckliche Enttäuschung dermaßen in ihrem Gemüthe erschüttert, daß sie in Schwermuth versank. Sie wollte bald darauf nach Amerika zurückkehren, erlag aber auf der Reise ihrem Schmerz. Das die traurige Geschichte der unglücklichen

Pocahontas. — Mitten in der Rotunde unter der Kuppel steht Washington's kolossale Statue. In der Kuppel selbst ist eine Apothese desselben Helden und Staatsmannes, ähnlich jener im Pantheon zu Paris, die Napoleon zum Gegenstande hat. Die Kuppel ist von Eisen und kann bestiegen werden. Die Aussicht bei der s. g. Laterne, auf welcher die Göttin der Freiheit aufgestellt ist, gehört zu dem Großartigsten, was Amerika bietet. Es wurden zur Kuppel 82,000 Centner Eisen verwendet, und wiegt die Göttin der Freiheit allein 149 Centner und 85 Pfund. Wie hoch die Kuppel, vom Boden an gerechnet ist, konnte ich nicht mit Bestimmtheit in Erfahrung bringen, da die Angaben hierüber sehr von einander abweichen. Nach meiner unmaßgeblichen Schäzung ist sie aber sicherlich nicht unter 350′ hoch. Die Säle der Repräsentanten und des Senates sind sehr groß und reich geschmückt. Beide haben breite Galerien, die in der Höhe im Halbkreis an der Wand hinlaufen und für das Publikum bestimmt sind. Besonders prachtvoll, mit Ornamentik und Gold überladen, sind die kleinen Berathungszimmer der Senatoren. Man vermißt hier sehr die republikanische Einfachheit und Glanzlosigkeit; denn Decken, Wände, Candelabers und Spiegel strahlen von Farben und Gold, und herrscht hier ein fürstlicher, kaiserlicher Luxus. Im Basement sind unzählige Gewölbe, Kammern und Gänge, und war dort zur Zeit unseres Besuches ein buntes Leben und Treiben, indem eine Masse Arbeiter Flugschriften falzte und verpackte, die nach allen Himmelsgegenden in die verschiedenen Staaten versendet wurden, um für Grant und Seymour Propaganda zu machen. Man gab uns unaufgefordert einen großen Pack solcher Pamphlete.

Ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, als diene das unermeßliche und majestätische Haus einem ebenso unermeßlich großen, pompösen Schwindel und Humbug, denn wenn

man weiß, welche Corruption, welche Umtriebe und Intriguen hier sich eingenistet haben, so erscheint die domartige Kuppel, die Göttin der Freiheit auf derselben und Washington's Bild als eine bittere Ironie Dessen, was sie verherrlichen sollen. Wie viele Millionen wurden hier schon vergeudet und dieser Vergeudung der Stempel des Rechts und des Gesezes aufgedrückt! Wie viele Millionen acres Land sind hier nicht schon der Bestechlichkeit zum Opfer gefallen! Wie viele Geseze gegen Recht und Gerechtigkeit wurden hier nicht schon fabricirt! Von wie vielen Stellenjägern, Aemterschnappern, Hetären und Sykophanten werden diese Porticus, Colonnaden, Säle und Senatorensessel umlagert!

Es wurde schon öffentlich gerügt, wie sehr die Repräsentanten das Portofreithum mißbrauchen, und zwar in dem Grad, daß sie selbst ihre schwarze Wäsche portofrei nach Haus schicken und sie gereinigt wieder portofrei zugeschickt erhalten. Wie oft wurde schon gerügt, daß sie die kostbaren Teppiche, mit denen der Boden des Congreßsaales belegt ist, muthwillig verderben und ganze Lachen des ekelhaften Kautabakes darauf spucken; daß sie alljährlich mehrere Tausend Dollars für Federmesser in Anspruch nehmen, ja daß selbst Duzende von Corsetts auf den Rechnungen des Congreß-Etats figuriren. Das Stärkste aber in dieser Beziehung dürfte Das sein. Sehr oft brennen die Congreßmänner aus der Sizung durch und lassen sich in einem Caffeehause oder in einem Hotel nieder. Kommt es nun zur Abstimmung, so hat der Sergeant die Durchgebrannten zusammen zu holen und erhält Stück für Stück 5 Dollars aus der Congreß-Kasse. Derselbe soll an manchem Abend schon 500 Dollars verdient haben! Warum läßt man die durstigen Sizungsschwänzer diese Gebühr nicht aus ihrer eigenen Börse bezahlen? Das wäre sicherlich das probateste Mittel ihnen Sizleder zu verschaffen.

Und diese heillose Gesezmacherei, diese epidemische Jusdiarrhoe, an der alle modernen Staaten krank darniederliegen — sie ist eine wahre Länder= und Völkerplage geworden! Die rapide Gesezesfabrikation bringt Geseze, Gesezgeber und Obrigkeit um allen Credit und schafft einen unsichern, schwankenden Rechtszustand. Nicht Gesezmacherei und Vielregiererei, nicht ewiges Rütteln an dem bestehenden Rechtszustand und Abändern desselben, nicht Experimental=Legislation und Codexkünstelei begründen das Wohl des Staates und das Glück der Völker, sondern eine unparteiische, auf Wahrheit und Recht sich stüzende Regierung. Allregiererei und Gesezmacherei ertödten die Achtung der Unterthanen vor dem Gesez überhaupt und das Rechtsgefühl und Rechtsbewußtsein derselben. Ist aber einmal die Achtung vor Recht, Gerechtigkeit und Gesez dahin und das Gewissen untergraben, dann sind alle Codices nur noch Papierfezen ohne Werth und ein Popanz ohne Leben und Kraft. Der Geschichtschreiber Polybius sagt: „Soll der Staat gut eingerichtet und glücklich sein, so muß der Bürger unbescholtene Sitten und der Staat heilige Geseze haben." Der Geschichtschreiber Tacitus sagt: „Je mehr Geseze, desto verdorbener der Staat." Und von den Deutschen sagt er: „Bei ihnen vermögen die guten Sitten mehr als anderswo Geseze." Der Geschichtschreiber Livius sagt: „Das erste Geschäft eines guten Fürsten ist, die Religion zu befestigen." Geseze ohne Religion und Gott machen aus den Menschen Heuchler und Rabulisten. Der Philosoph Plato hielt den Untergang eines Staates dann für nahe bevorstehend, wenn die Magistraten nicht mehr den Gesezen, sondern die Geseze den Magistraten untergeordnet sind. Der gelehrte Seneca sagt, daß der Staat dann seinem Zerfall entgegengehe, wenn das Laster mit dem Mantel des Rechts sich deckt, und dadurch das Laster zur öffentlichen Sitte wird; wenn der erste Grundsaz der falschen

Staatskunst: die Rache, der zweite: der Raub, der dritte: die Lüge, und der vierte: die Verleugnung der Religion ist. Der Geschichtschreiber Sallust sagt: „Wir haben die Bedeutung der Worte verloren. Vermessenheit heißt Starkmuth, und fremdes Gut verschenken Freigebigkeit.“ Und wäre damals schon das Säcularisiren, Annexiren und Arrondiren im Schwang gewesen, so hätte er auch dieses würdigen Kleeblattes sicherlich nicht vergessen und gesagt: „Diebstahl und Raub nennt man Säcularisiren, Annexiren und Arrondiren.“ Es dürfte dem Congreß in Washington angelegentlichst zu empfehlen sein, sich aus den angeführten Aussprüchen anerkannter Autoritäten des classischen Alterthums den einen oder andern auszuwählen, ihn in goldenen Buchstaben in dem Frontispice des Capitol's einzugraben und während jeder Legislaturperiode sehr zu beherzigen. Die angeführten Autoritäten sind ja völlig unverdächtig und glaubwürdig, und werden ihre Aussprüche durch die Geschichte des griechischen und römischen Staates bewahrheitet und erhärtet, und am Allerwenigsten stehen sie im Geruch und Verdacht des Ultramontanismus und Jesuitismus, deren Name schon, leider, heut zu Tag das untrüglichste Axiom über den Haufen werfen.

Man sollte meinen, im Capitol herrsche tiefe Frömmigkeit und Gottesfurcht, Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit, Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit; denn vor jeder Congreß- und Senatssizung spricht ein Geistlicher ein Gebet, allein was nüzen leere Formen, nachdem der Geist aus ihnen gewichen! Sind doch viele der Repräsentanten und Senatoren nicht einmal getauft! Wie könnte also ein christliches Gebet in ihrem Herzen und Gewissen einen Wiederhall finden!

Unser nächster Besuch galt dem „weißen Hause,“ der Amtswohnung des Präsidenten. Es ist aus weißem Sandstein in jonischem Style erbaut, hat 2 Etagen und steht mitten in

einem großen Park. Der Porticus wird von 12 hohen Säulen getragen, die 4 Reihen bilden; in der ersten und vierten Reihe stehen je 4, und in der zweiten und dritten je 2 Säulen. Das Prunkgemach, ein großer Saal, 68′ lang, der zum Empfang von Gesandten, Gesandtschaften, Congreßmitgliedern und Abhaltung von Festivitäten dient, ist sehr reich und kostbar ausgestattet. 3 große, vergoldete Kronleuchter hängen von der Decke herab, und 8 riesige Spiegel mit Roccoco-Rahmen zieren die Wände.

Schließlich besuchten wir noch Treasury-Building, das Schatzamts-Gebäude, wo Millionen in Gold und Grünbäcks in feuerfesten Gewölben aufgehäuft sind. Auch ein respectabler, sehr großer, würdiger Bau, im Style des Parthenon, des Tempels der Minerva in Athen, aufgeführt. 10 herrliche Monolithen aus geschliffenem Granit zieren den Porticus.

Mittwoch, den 30. September. Wir lasen zuerst die heilige Messe in der deutschen Pfarrkirche, die groß und schön gebaut ist. Die Altäre sind einfach und würdig gehalten. Die Akustik ist sehr günstig. Ich sah hier das Eigenthümliche, daß auf dem Nebenaltare (auf der Epistelseite) ein großes, weißes Muttergottesbild, das Jesuskind auf den Armen, und trotzdem ein zweites, ebenfalls großes und gefaßtes Muttergottesbild, das aus München zu stammen scheint, aufgestellt sind. Die deutsche Pfarrei zählt 2500 Seelen. Nach der heiligen Messe besuchten wir die Navy-Yard, das Marinearsenal, wo eine Menge Kanonen verschiedenen Calibers lagern. 2 monströse, von den Franzosen erbeutete, Feldschlangen, befinden sich ebenfalls hier, die in Metallprägung die Aufschrift tragen: „Ultima ratio regum“ — traurig aber wahr! Und die Unterthanen müssen im Interesse der Fürsten mit ihrem Gut und Blut die Kriege führen! Ob die Welt je das Ende dieser Barbarei erleben wird? Ich zweifle sehr daran; denn Vernunft ist nur

bei Wenigen zu finden, sagt ein großer Denker unserer Nation, die Vernunft allein, einschließlich der Religion, die ja die höchste Blüthe der Vernunft ist, könnten den Krieg abschaffen. Im Hafen lag auch der berühmte Monitor, dessen ich weiter oben Erwähnung gethan. Er ragt nur etwa 1′ aus dem Wasser und hat in der Mitte einen Thurm, der mit 2 Kanonen armirt ist, in dessen Oeffnung hinein ganz bequem ein Mann kriechen könnte. Das furchtbare Geschüz hat keine Züge, sondern ein glattes Rohr. Nach Aussage eines Marinesoldaten schleudert es Kugeln von 480 Pfund, bei einer Pulverladung von 30 Pfund. (Das amerikanische Pfund ist etwas leichter als das süddeutsche.) Es scheint mir aber das Gewicht der Kugel in keinem richtigen Verhältnisse zu jenem der Pulverladung zu stehen, indem nach meiner Meinung zur wirksamen Fortschleuderung einer 480pfündigen Kugel sicherlich 50 — 60 Pfund Pulver erforderlich sind. Wahrscheinlich hat aber der Matrose bei der Angabe des Gewichtes der Kugel nach amerikanischer Sitte aufgeschnitten. Ich übernehme daher bezüglich obiger Angaben durchaus keine Verantwortlichkeit. Der Panzer des Schiffes besteht aus 5, und der des Thurmes aus 11 eisernen Platten. Eine feindliche Kugel hatte an dem über das Wasser hervorragenden Rand ein Stück des Panzers, in der Größe von 2 Fäusten hinweggerissen, und sah man am Thurm mehrere Spuren feindlicher Kugeln, die aber blos Vertiefungen in Gestalt einer Hirnschale in dem Panzer hervorgebracht. Neben diesem Ungeheuer lag noch ein anderes, ähnlich gebautes Panzerschiff, das einen beweglichen Thurm hatte, der mit einer kolossalen Kanone armirt war. Ich wäre gar zu gern in den Bauch eines dieser Ungethüme hinabgestiegen; um die innere Construction und Einrichtung kennen zu lernen, allein Solches ist durchaus nicht erlaubt. Der Matrose, der uns mit einer Gondel auf die Schiffe gerudert hatte, gab als

Grund des Verbotes, in das Innere hinabzusteigen, an: es sei vor einiger Zeit in Folge des Besuches von Fremden, die im Innern der Kriegsschiffe Cigarren geraucht hätten, ein Brand ausgebrochen, weßwegen die Marineverwaltung strengstens verboten habe, einen Fremden in das Innere eines Panzerschiffes hinabsteigen zu lassen. Es sind in dieser Navy-Yard eine Menge Schuppen, Werkstätten und Wohnhäuser von Beamten, auch eine Kaserne für Marinesoldaten und Matrosen befindet sich dort. Hohe Berge von Steinkohlen bedecken da und dort weite Flächen, stellenweise lagern lange Reihen von Ankern für die größten Seeschiffe, und sind an einem Schuppen mehrzöllige eiserne Platten aufgestellt, an denen die Wirkungen der Kugeln erprobt wurden. Manche derselben sind jämmerlich zerschossen.

Als wir per Street-Kar nach Hause fuhren, benuzte auch ein frecher Judenbub denselben, der hinter Father Alig's und Keck's Rücken durch Grimassen sowohl, als auch durch gehässige Bemerkungen beide Geistliche verspottete. Da ich einen weltlichen Rock trug, hielt er mich für keinen Priester und glaubte, vor mir seinem impertinenten Benehmen keinen Zwang anthun zu dürfen. Ich hab aber, trozdem die Kar besezt war, dem unverschämten Wicht dermaßen den Leviten gelesen, daß er es gerathen fand, kein Wort zu erwiedern und sich schleunigst aus dem Staub zu machen. Jeder Bub und Dummkopf, jeder Strolch und Galgenvogel, jeder Schurk und Halunk glaubt, ein Recht zu haben, jeden Priester verspotten und verhöhnen zu dürfen, ja er rechnet sich diese Flegelei und Bengelhaftigkeit zum Verdienste an. Es ist bereits so weit gekommen, und die öffentlichen Blätter haben es, in Verbindung mit Freimaurern, sowie mit den Kammermajoritäten der modernen Staaten und den s. g. liberalen Ministern so weit gebracht, daß es als ein Zeichen der Aufklärung und Bildung gilt, Priester zu höhnen und zu hezen, und daß die Welt nur noch Ein infamirendes

Verbrechen kennt: den Glauben an Gott und Christus, an Unsterblichkeit der Seele und jenseitiges Gericht, an Himmel und Hölle. Dieser Ansicht huldigte jedenfalls auch der freche Judenbub in der Street-Kar, und mag er dieselbe aus einem Wiener Knoblauchblatt, aus der Gartenlaube, aus der alten Badischen Landeszeitung oder aus einem schäbigen Amtsverkündiger in sich gesogen haben. Der Strolch sprach nämlich sehr gut deutsch und stammte offenbar aus Oesterreich, Baiern oder Baden, denn in diesen 3 Ländern wucheren: Gottesleugnung, Pfaffenhaß und Tollwuth gegen Religion und Kirche am Ueppigsten.

Nach dem Mittagessen fuhren wir ab nach Philadelphia. Zwischen Baltimore und Perryville passirt die Eisenbahn 3 Meeresbuchten der Chesapeake-Bai vermittelst dreier Brücken, von denen die dritte die längste ist. Sie ist aus Holz und Eisen construirt und so lang, daß, wenn man an einem End derselben durch ihren Bogengang nach dem andern sieht, jene Oeffnung, nach den Gesezen der Perspective, nur noch so groß erscheint, daß man glaubt, blos ein Kind fände in derselben Raum.

Bevor wir die Delaware-Bai erreichten, hielt der Zug mitten in einer Zuckerplantage, die erste die ich in Amerika zu Gesicht bekam. Das Zuckerrohr (saecharum officinarum) gedeiht nur in heißem Clima und kann deßwegen in Amerika nur unterhalb des 40 Grades nördlicher Breite gepflanzt werden. Es bedarf 1 1/2 Jahre zu seiner Entwickelung. Das Rohr wird bei der Anpflanzung des Feldes in Furchen gelegt, die 3—4′ von einander entfernt sind, und mit Erde bedeckt werden. Aus den Knoten des Rohres entwickeln sich die Schößlinge, die vollständig ausgebildet, 10—12′ hoch werden. Auf den westindischen Inseln erreichen sie jedoch eine Höhe von 20′. Die Dicke des Stengels oder Halmes erreicht 1″ 5‴, nimmt aber gegen die Rispe immer mehr ab. Auf je einem Fuß

Länge kommt ein Knoten, aus dem 3″ breite und 2—3′ lange, schilfartige Blätter wachsen. Der Blüthenbüschel ist silbergrau, die Samen sind schwärzlich und in keiner Hülse oder Kapsel eingeschlossen, sondern frei an einem Stiele angewachsen. Der Halm hat sehr viele Aehnlichkeit mit dem Stengel des Welschkorns, nur ist jener etwas dünner und höher als dieser. Der Halm enthält ein schwammiges, süßes Mark, in welchem sich der Zuckerstoff befindet. Derselbe wird aus dem Halm oder Rohr gepreßt und der gewonnene Saft in's Siedhaus geleitet. Dort wird er geklärt und gesotten; dann geht die Krystallisirung vor sich, worauf der Zucker raffinirt wird. Je heißer das Clima, desto höher hinauf enthält das Rohr Zuckerstoff, je temporirter dagegen, desto ärmer sind die höheren Abtheilungen zwischen den Knoten an zuckerhaltigem Marke.

Oft reicht der Zuckerstoff im Rohre blos 3—4′ aufwärts, und muß dann alles Uebrige als unbrauchbar hinweggeschnitten werden. Die Wurzel treibt in magerem Boden blos im zweiten und dritten Jahre abermals und bringt eine zweite und dritte Ernte; dann aber erstirbt sie. In fetten, feuchten Feldern dagegen verliert die Wurzel ihre Triebkraft erst nach etwa 20 Jahren. Oft wird zwischen die Reihen des Zuckerrohres noch Mais gepflanzt, wodurch der Boden aber in etwa 3 Jahren so sehr ausgesogen wird, daß man ihn das vierte Jahr brach liegen lassen muß. Erst 13 Monate nach der Anpflanzung oder dem Keimen der alten Wurzeln blüht das Zuckerrohr und ist mit 14—18 Monaten reif. Das Zuckerrohr stammt aus Asien, von dort wurde es nach Cypern und von Cypern nach Sicilien gebracht, wo es um's Jahr 1148 massenhaft gebaut wurde. Nach dieser Zeit verpflanzte man es auch nach Madeira und den canarischen Inseln, sowie nach Afrika und Brasilien. Nach der Einführung des Sclavenhandels wurde es auch in Westindien eingeführt und kam von dort

im achtzehnten Jahrhundert nach Nordamerika. Es hat sehr viele Feinde, vor Allem das Unkraut, weßwegen die Felder sehr fleißig gejätet werden müssen. Das schädlichste Unkraut ist das Cocogras oder die Erdmandel. Dieses heillose Unkraut besizt eine so große Triebkraft, daß es in kurzer Zeit große Flächen überwuchert. Es saugt den Boden aus, wodurch die Culturpflanzen verkümmern oder absterben. Es treibt kleine Knollen, die geröstet als Ersazmittel für Caffee dienen. Hat dieses Unkraut sich einmal eingenistet, so ist es kaum mehr zu vertilgen. Ein zweiter, ebenso schlimmer Feind des Zuckerrohrs sind die Ratten, ein dritter die Schweine, ein vierter die Hunde, ein fünfter die Pferde und Kühe, ein sechster eine Art Blattläuse, ein siebenter eine Raupe, der Bohrer genannt, und ein achter die Zuckerameise. — 200 Pfund Zuckerrohr geben 100 Pfund Saft, woraus 25 1/2 Pfund Zucker gewonnen wird. Ein acre Land, das mit Zuckerrohr angepflanzt ist, erträgt in heißem Clima circa 60 Dollars.

Es war bereits Nacht, als wir in

Philadelphia

ankamen. In einem Hotel der Market-Street logirten wir uns ein. Nach dem Nachtessen machten wir einen ausgedehnten Spaziergang durch die schönsten Straßen der Stadt und ließen uns dann in der deutschen Brauerei von Valer nieder, wo musikalische Production stattfand. Bier und Musik waren preiswürdig.

Die Betten in unserem Hotel waren aber sehr armselig, und leider hatte ein zahlreiches Heer von Wanzen dieselben occupirt, die uns hartnäckig das Schlafen verweigerten. Zu ihnen gesellten sich sehr lästige Musikanten, einige Duzend Moskitos, die es darauf abgesehen hatten, uns einer chirurgischen Operation, dem Schröpfen, zu unterwerfen. Ich gebe einem jeden,

der die Seestädte Amerika's bereist, den wohlmeinenden Rath, einen Flor zu kaufen, um sich wenigstens vor diesen blutdürstigen Blutsaugern schüzen zu können. Gegen die Wanzen aber weiß ich keinen anderen Rath, als des anderen Tags sich auszuquartiren und den Versuch zu wagen, ob sich in einem andern Hotel keine befinden.

Donnerstag, den 1. October. Endlich graute der Morgen, und man begrüßt nie freudiger den jungen Tag, als in einem Wanzenbett und während einer Krankheit. Ich stund auf und kühlte die brennende Stirne nebst den Hautanschwellungen, welche die Moskitos auf meinem Gesicht hervorgebracht, mit frischem Wasser. Das Handtüchlein war aber so klein, daß es kaum für einen Säugling, geschweige für uns Beide Stoff genug zum Abtrocknen darbot. Ueberdieß war es sehr blöde und zerrissen. Man hätte es füglich mit einem Stickmuster von großem Dessin vergleichen können. Ich behalf mich mit dem Aermel meines Hemdes, aus dem man jedenfalls 2 Handtücher nach dem Muster des unserigen hätte anfertigen können. Dann hielten wir Kriegsrath gegen Wanzen und Moskitos, dessen Beschluß dahin laute, uns auszuquartiren. Wir nahmen also unsere Reisetaschen mit in den Speisesaal und bestellten Caffee. Nie und nirgends sind mir unfreundlichere, brutalere Kellnerinen vorgekommen als in diesem Hotel. Ihr Gesicht war eine bittere Ironie auf den schönen Namen Philadelphia, der so viel heißt als Bruderliebe, und ein würdiges Seitenstück zu den Moskitos, den Wanzen und dem erbärmlichen Handtüchlein in unserem Zimmer. Wenn wir die ärgsten Fechtbrüder und Vagabunden, wenn wir dem Zuchthaus entsprungene Verbrecher und vom Galgen gefallene Delinquenten gewesen wären; so hätten sie uns kaum sauerer, bitterer, schneidiger und wegwerfender begegnen können. Und dieses Benehmen galt jedenfalls unserem Stande, da sie sich freundlich und herab=

lassend gegen die übrigen Gäste zeigten. Es ist meine Sache nicht, auf Rache zu sinnen und finstere Pläne auszubrüten, aber dennoch hab ich damals den 4 Kreuzspinnen des schönen Geschlechts eine Pönitenz gewünscht, nämlich: die Wanzen unseres Bettes und die Moskitos unseres Zimmers auf volle 14 Tage. — Die Zeche war billig, und der Wirth, welcher aber in der unteren Etage den Beersaloon besorgte, ein freundlicher Mann. In der Nähe der St. Peters-Kirche traten wir in einen Beersaloon, um uns nach einem anständigen Hotel zu erkundigen. Der Wirth war zufällig Badenser und bot uns sogleich in seinem Hause ein Logis an. Er räumte uns sein eigenes geräumiges, comfortabel möblirtes Wohnzimmer ein, vor dessen Fenstern eine der schönsten Straßen Philadelphia's, die Girard-Avennüe, ligt. Er war Mitglied eines katholischen Unterstüzungs-Vereins, hielt die Central-Zeitung, schickte seine Kinder in die Pfarrschule, hielt Zucht und Ordnung in seiner Familie und war ein ehrlicher, gemüthlicher und jovialer Mann. Nachdem wir uns zum zweiten Mal einquartirt hatten, zogen wir aus, Philadelphia kennen zu lernen. Es ist eine schöne, reinliche, regelmäßig gebaute, ungeheuer große Stadt von 800,000 Einwohnern. Sie bildet ein großes Quadrat, das durch 2 Hauptstraßen, die Broad-Street, die 113′ breit ist und sich von Osten nach Westen zieht, und die Market-Street, die 100′ breit ist und sich von Norden nach Süden zieht, in 4 Viertel getheilt wird. Jedes Viertel zerfällt wieder in eine Menge kleinerer Quadrate. Nur wenige Straßen sind sehr breit, bei den meisten beträgt die Entfernung der einander gegenüberstehenden Häuser blos 30—40′ was für die Bewohner sehr vortheilhaft ist, da die im Sommer über der Stadt brütende Hize erträglicher ist bei engen als bei breiten Straßen. Die Stadt zerfällt, außer der eigentlichen City, in 6 Districte, von denen ein jeder eine eigene Verwaltung hat. Die 6 Di-

stricte sind: Northern Liberties, Kensington und Spring-Garden in Norden, und Southwark, Moyamensing und Passyunk im Süden. Eine große Annehmlichkeit für die Bewohner der großen Stadt sind die Parks, deren die Stadt mehrere besizt. Die Bäume aber längs den Trottoirs verschwinden mehr und mehr, da sie von den Kaufleuten aus dem Grunde entfernt werden, weil sie deren Schilde verdecken. Im Osten wird die Stadt begrenzt von dem Delaware, einem sehr breiten, tiefen mächtigen Strom, auf dem die größten Seeschiffe bis zur Stadt kommen. Die Ebbe und Fluth erstreckt sich noch stromaufwärts über Philadelphia hinaus. Philadelphia gegenüber ligt Camden, eine rasch emporblühende Stadt, von wenigstens 25,000 Einwohnern. Im Westen wird Philadelphia vom Schuylkill-River begrenzt, an dessen jenseitigem Ufer West-Philadelphia ligt. Ein großer Wechsel der Temperatur macht den Aufenthalt in Philadelphia unangenehm und selbst ungesund. Im Winter sind der Delaware und der Schuylkill oft wochenlang zugefroren, während im Juli und August eine erdrückende Hize herrscht. Die Häuser sind nicht so hoch wie in New-York oder Chicago und durch die Bank von Stein erbaut. Es dürfen nämlich keine hölzernen mehr errichtet werden. Man sieht blos am äußersten Umkreise der Stadt nicht überbaute Lots.

In kirchlicher Beziehung ist Philadelphia der Siz eines Bischofes. Das Bisthum wurde 1809 errichtet, und trugen hier folgende Prälaten die Mitra:

1. Michael Egan, gestorben 1814.
2. Henry Conwell, gestorben 1842.
3. Fr. Patrick Kenrick, der 1851 auf den erzbischöflichen Stuhl zu Baltimore erhoben wurde und 1863 starb.
4. Joh. Nepom. Neumann, gestorben 1860, und
5. James Frederik Wood.

Das Bisthum zählt 275,000 Seelen, und darunter sind

34,300 Deutsche, 191 Kirchen, 136 Capellen, 157 Priester, und darunter sind 29 Deutsche.

Die Stadt selbst hat 34 katholische Kirchen, von denen die meisten Pfarrkirchen sind, und mehrere Capellen.

Die Deutschen besizen folgende Kirchen:

1. Die heilige Dreifaltigkeits-Kirche (Holy Trinity); die dazu gehörende Pfarrei zählt 2300 Seelen.

2. Die St. Bonifacius-Kirche; die dazu gehörende Pfarrei zählt 4000 Seelen.

3. Die St. Alphonsus-Kirche; die dazu gehörende Pfarrei zählt 1800 Seelen.

4. Die St. Peters-Kirche; die dazu gehörende Pfarrei zählt 11,000 Seelen und wird von Redemptoristen-Vätern pastorirt.

An der St. Josephs- und St. Marys-Kirche sind Geistliche angestellt, welche deutsch sprechen, die zu diesen Kirchen gehörenden Pfarreien bilden aber englisch redende Katholiken.

Ganz in der Nähe Philadelphia's sind noch 2 deutsche katholische Pfarreien, die zu Bridesburg, mit der Allerheiligen-Kirche, und die zu Manayunk, mit der Mariä Himmelfahrts-Kirche, an welcher ein badisches Landeskind, Rudolph Kuenzer, gebürtig von Altbreisach, angestellt ist.

Philadelphia hat gegen 400 Kirchen und Capellen.

Wir besuchten zuerst die St. Peters-Kirche, die sehr groß und in allen Stücken sehr würdig gehalten ist. Ich habe nirgends eine schönere Communionbank gesehen als in dieser Kirche. Sie birgt des würdigen Bischofes Neumann Grab. Wir trafen in der Kirche einen Hochwürdigen Redemptoristen-Pater, den wir ersuchten, uns dem Herrn Rector Löwekamp vorzustellen, was der Herr Pater bereitwillig versprach. Er führte uns in das Kloster, um unseren Besuch dem Herrn Rector zu melden. Dieser aber war gerade dringend beschäftigt, weßwegen er uns

erst nach einer halben Stunde empfangen konnte. Wir besuchten daher die neben dem Kloster sich befindende Schule, die von Backsteinen erbaut und sehr groß ist. Die Zahl der Schulkinder beläuft sich auf 1720; die von 6 Schulbrüdern und 8 Schulschwestern der Congregation de Notre Dame unterrichtet werden. Wir gingen in mehrere Classen und überzeugten uns von der vortrefflichen Einrichtung dieser Schule, sowie von dem religiösen Geist, von der guten Zucht und Ordnung, die in derselben herrschen. Als wir das Schulgebäude verlassen wollten, ereignete sich ein eigenthümlicher Zwischenfall, der wenigstens mich um die persönliche Bekanntschaft des Reverend Rectors der Redemptoristen-Väter brachte. Unser freundlicher Gastgeber hatte sich nämlich anerboten, uns die Sehenswürdigkeiten Philadelphia's nach unserer Rückkehr von St. Peter zu zeigen. Da diese Rückkehr sich aber verzögerte, suchte er uns in Begleitung eines guten Freundes in dem Schulgebäude von St. Peter auf. Dieser sein Begleiter, den wir weder vorher gesehen, noch überhaupt kannten, war Freimaurer und trug das Abzeichen seiner hervorragenden Stellung in dem geheimen Orden an der Uhrkette — einen viereckigen Klumpen Gold mit dem Freimaurer-Insignien. Ueberdieß war dieser Herr, ein geborener Katholik und zur St. Peters-Pfarrei gehörend, mit den Herren Redemptoristen anläßlich der Beerdigung seiner Mutter in unangenehme Berührung gekommen. Als nun der Reverend Pater den Freimaurer erblickte, war's nicht anders, als habe man ihn mit kaltem Wasser übergossen. Er war natürlich erstaunt, empört, entrüstet darob, daß wir mit einem chargirten Logenbruder Umgang hatten, da er wähnte, wir stünden mit demselben auf freundschaftlichem, vertrautem Fuße. All unser Credit war nunmehr verloren, und gründlich hatten wir die Achtung und das Vertrauen des Herrn Paters verscherzt. Mit kalter Höflichkeit und stummer Verbeugung entließ uns

der schrecklich enttäuschte Mann Gottes. Freilich wären wir sehr zu tadeln gewesen, wenn seine stillschweigende Voraussezung richtig gewesen wäre; allein wir kannten den Logenbruder keineswegs und suchten auch seinen Umgang nicht. Derselbe stund eben mit unserem Wirth in Geschäftsverbindung und wünschte, dessen Gäste kennen zu lernen. Ich habe natürlich dem Herrn Pater sein Benehmen gegen uns durchaus nicht übel genommen, dasselbe vielmehr für gerechtfertigt angesehen, da der Schein gegen uns zeugte. In dem Freimaurer lernte ich aber, abgesehen von seinem Goldklumpen mit Insignien, einen gemüthlichen, heiteren Menschen kennen, der offenbar nicht principiell gegen Religion und Christenthum Stellung genommen, sondern durch besondere Verhältnisse, die er uns ohne allen Rückhalt mittheilte, in den Orden gedrängt worden war. Er ersuchte uns mit größter Zuvorkommenheit, ihn zu besuchen, was wir aber ablehnten, und Father Keck bat er, seine Kinder zu taufen, welcher Bitte derselbe aber, als nicht zuständiger Pfarrer, nicht entsprechen konnte. Es hat mich gar nie gereut, die Bekanntschaft dieses amerikanischen Logenbruders gemacht zu haben; denn um Amerika, seine Bewohner und Verhältnisse kennen zu lernen, bin ich ja über den Ocean gesegelt, nicht um mich unter einer Glasglocke oder mit Scheuledern am Kopf von Stadt zu Stadt transportiren zu lassen. Hätte ich aber die Welt aus todten Büchern kennen lernen wollen, so hätte ich mir schwere Opfer an Geld und Strapazen ersparen und auf dem isolirten Heuberg bleiben können.

Wir besuchten zuerst die Münze, in welcher das meiste Geld in der Union geprägt wird. Das Gebäude ist in dorischem Style, nach dem Muster des Ilyssus-Tempels bei Athen, aus weißem Marmor erbaut. Die Maschinen, welche das Geld prägen, werden meistens von Frauenzimmern bedient. In der oberen Etage ist eine interessante Münzsammlung. Hier sind

auch die größten Klumpen gediegenen Goldes und Silbers aufbewahrt, die in Amerika gefunden wurden.

Von hier besuchten wir das alte State-House, das aus Backsteinen erbaut ist und einen ziemlich hohen Thurm hat, den wir bestiegen, und von dessen Spize aus man eine großartige, entzückende Aussicht über die Riesenstadt und ihre Umgebung genießt. Links vom Eingang, in der unteren Etage, ist der Saal, in welchem 1776 die Unabhängigkeits-Erklärung unterzeichnet wurde. Man hat Alles in dem damaligen Zustande gelassen, und nur die vom Thurm herabgenommene Glocke, die bei der Unabhängigkeits-Erklärung geläutet wurde und dabei zersprang, in demselben Saale aufgestellt. Sie trägt die prophetische Inschrift: „Proclaim Liberty throughout this land, unto all the inhabitants thereof,“ d. h.: Verkündige Freiheit durch dieses Land bis zu Allen, die es bewohnen.

Von hier besuchten wir die St. Alphonsus-Kirche, die einen einfachen Hochaltar und 2 Muttergottes-Seitenaltäre hat. Die Frescomalerei des Plafonds läßt Vieles zu wünschen übrig. Sie stellt den heil. Alphonsus, den vom Kreuz abgenommenen Heiland und die heil. Cäcilia dar. — Hierauf besichtigten wir die Kirche St. Maria immaculata. Sie hat einen gothischen Altar, und mit brauner Farbe übertünchte Gewölbebogen aus Holz. Die Seitenaltäre sind verhältnißmäßig viel zu klein, und wird das Aug dadurch beleidigt, daß der rechte Seitenaltar in einer tiefen Nische steht, während die Rückwand des linken eine kaum bemerkbare Vertiefung hat.

Dann besuchten wir das Zellengefängniß, in welchem Personen detinirt werden, die sich in Untersuchung befinden oder zu einer kürzeren Arreststrafe verurtheilt wurden. Unter den Gefangenen befinden sich sehr viele Neger, die uns frech fixirten, als wir von außen an den schmalen Lucken ihrer Zellen vorüber

gingen. Man hätte glauben können, es seien der weltlichen Justiz in die Hände gefallene Teufel, die grinsend und ingrimmig uns mit ihren Blicken durchbohrten. In einer Ecke der Umfassungsmauer wurde vor noch nicht langer Zeit Anton Brobst, aus Bonndorf in Baden gebürtig, ein Scheusal, das mit größter Kaltblütigkeit 8 Personen ermordet hatte, gehenkt. Es werden hier auch Individuen des weiblichen Geschlechtes verwahrt, die in der Küche, im Back- und Waschhaus beschäftigt werden.

Unser lezter Besuch galt dem Girard-College. Dieser Girard, ein geborener Franzose, kam als armer Junge nach Amerika und bot Cigarren in einem Taschentuche feil. Durch glückliche Unternehmungen und Speculationen sammelte er sich ein ungeheueres Vermögen von 6,500,000 Dollars, dessen Hauptbestandtheil er auf folgende Weise erwarb. Im Krieg der Franzosen gegen St. Domingo flüchteten viele Bewohner der Insel ihre Kostbarkeiten auf ein Schiff Girard's, die ihm dann, in Folge der Wechselfälle des Krieges, anheimfielen. In seinem Testament enterbte er seine Verwandten und vermachte sein kolossales Vermögen der Stadt Philadelphia zu Zwecken des Unterrichtes, der Erziehung und der Armenpflege. Er verfügte namentlich, daß ein großes Waisenhaus errichtet werde, in welchem aber niemals ein Priester von irgend einer Religion oder Confession Unterricht ertheilen oder nur Zutritt erhalten sollte. Stephen Girard war selbstverständlich Freimaurer. Wir versuchten es also gar nicht, in dieses gottlose Haus zu gelangen, obgleich unsere Begleiter sich anheischig machten, wenigstens mich, der ich bürgerliche Kleidung trug, dort einzuschmuggeln. Der gelehrte, berühmte Politiker und Advocat Daniel Webster hat s. Z. alle Beredtsamkeit aufgeboten, Girard's Testament umzustoßen, weil durch dasselbe, d. h. durch dessen Millionen, die Gottlosigkeit befördert werden sollte, allein er vermochte die

geschlossene Phalanx der Feinde des Christenthums nicht zu durchbrechen.

Das Gebäude ist wahrhaft fürstlich und von riesigen Dimensionen. Es wurde 1833 begonnen und im Laufe mehrerer Jahre vollendet. Es ist ein architektonisches Kunst- und Prachtwerk, aus weißem Marmor, in griechischem Style aufgeführt. Das Hauptgebäude ist ein herrlicher Tempel, der mit 34 korinthischen Säulen geschmückt ist. Jede Säule ist 55′ hoch und hat 6′ im Durchmesser. Ein majestätischer Säulengang zieht sich um den ganzen Bau, und breite Marmorstufen führen zu einem imposanten Porticus. Die Länge beträgt 318′, die Breite 218′ und die Höhe 97′. 2 stattliche, symetrisch aufgeführte Nebengebäude, ebenfalls von Marmor, dienen den Professoren zur Wohnung. Es sollen sich 300 Waisenknaben in dem College befinden. Wie schade, daß dieses herrliche Institut nicht von christlichem Geiste beseelt ist, daß es keinen Theil hat an den Segnungen des Christenthums, daß es dem modernen Heidenthum dient und gottlose Menschen heranzieht! Es könnte und würde dann unendlich viel Gutes stiften, so aber ist es zum Fluche der heranwachsenden Generation, und die 3,000,000 Dollar, die darauf verwendet wurden, sind rein verloren.

Freitag, den 2. October. Zuerst besuchten wir die Kathedrale, ein majestätisches Gebäude mit hohem Portal, das von 4 riesigen Säulen aus rothem Sandstein getragen wird. Der Sockel derselben zeigt aber tiefe Risse, die eine baldige Renovirung des Portales wünschen lassen. Der Dom ist in Form eines lateinischen Kreuzes erbaut, hat 3 Schiffe und 10 Kuppeln von ansehnlicher Höhe. Rechts und links sind große Seitencapellen, eine dritte Capelle befindet sich auf der linken Seite, zwischen dem Bischofshaus und der Kathedrale. An den Endflächen des Querkreuz-Balkens sind große, herrliche Gemälde angebracht, rechts: die Epiphanie, und links: die Geburt Christi

darstellend. Auf dem rechten Seitenaltar ist ein Bildniß der heil. Theresia und des Heilandes, der ihr in himmlischer Verklärung erscheint. Auf dem linken ist ein herrliches Muttergottesbild, von Engeln umgeben, auf das durch die Kuppelfenster ein bläuliches Licht von magischer Wirkung fällt. Der Boden ist mit weißen und schwarzen Marmorquadern belegt. Dieser Dom zählt zu den würdigsten und reichsten der Union. Dem Dom gegenüber dehnt sich ein schöner Park über einige acres Land aus, und sind in einem eingehegten Raume desselben mehrere Rehe.

Von hier gingen wir an den Schuylkill-River, in welchem sich Goldfische tummeln, und dessen Fluthen die ganze Stadt, mit Ausnahme von Spring-Garden, das seine eigenen Wasserwerke hat, mit Wasser versehen. Ein Wehr stauet den Fluß, und Wasserräder sezen 6 Pumpen in Bewegung, die täglich 6 Millionen Gallonen Wasser 100′ über den Schuylkill heben und in 3 offene Reservoirs leiten, die 22 Millionen Gallonen Wasser fassen. Aus diesen Reservoirs fließt das Wasser in eisernen Röhren in die Stadt und versieht dieselbe mit einem frischen, gesunden Trank. Die Fairmount-Bassins liegen so hoch, daß das Wasser durch den Druck in die obersten Etagen der Häuser geleitet werden kann. Der Bau der Wasserwerke begann 1812 und kostete bereits 2 Millionen Dollars, die sich aber sehr gut rentiren. Bei diesen Werken sind sehr schöne Parkanlagen, schattige Hütten, Felspartieen und eine gute Restauration, weßwegen die Philadelphier diese Partie zur Hauptpromenade erkoren haben.

Hierauf besuchten wir das Gefängniß für jugendliche Verbrecher — Knaben und Mädchen, die bis zum zwanzigsten Lebensjahre hier verbleiben müssen und unterrichtet und erzogen werden. Ein Jedes hat nach Talent und Befähigung, nach Lust und Neigung ein Geschäft zu erlernen, damit es, in die

Welt zurückgekehrt, sein Brod verdienen kann. In einem großen Saale z. B. werden alle Sorten Bürsten verfertigt, in einem andern Holzarbeiten, in einem dritten Schuhe und Stiefel gemacht. Ich sah hier eine Maschine, vermittelst welcher in Zeit von einer Minute eine Sohle perfect auf einen Schuh genäht wurde. Ein Jedes schläft in einer Zelle, die des Nachts verschlossen wird. Die jugendlichen Verbrecher dürfen mit einander reden, haben einen großen Hof zum Spielen und Turnen zu ihrer Disposition, erhalten Religions-Unterricht und Bücher zum Lesen an den Sonntagen und können sich durch Fleiß einiges Geld ersparen, wenn sie mehr Arbeit liefern als die Vorschrift ihnen auferlegt. Haus, Küche, Arbeitssäle und Zellen sind sehr practisch eingerichtet und musterhaft reinlich. Es befinden sich in der Regel 400 Knaben und 100 Mädchen in dieser Besserungsanstalt. Neben diesem Gefängniß befindet sich ein ähnliches für Negerkinder.

Dann besuchten wir das große, pennsylvanische Staatsgefängniß, die Penitentiary — ein schauerlich-imposantes, in gothischem Style aufgeführtes, einer kolossalen mittelalterlichen Ritterburg nicht unähnliches Gebäude. Es bildet ein regelmäßiges, von einer 30′ hohen Ringmauer umschlossenes Viereck. Jede Seite ist 650′ lang, das Ganze also 2600′ im Umfang messend. 4 Eckthürme von 50′ Höhe flankiren die Seitenmauern. Auf der Frontseite erhebt sich ein 200′ langes Eingangsgebäude, das in der Mitte von einem 80′ und an den Ecken von zwei 50′ hohen Thürmen überragt wird. In diesem Gebäude befinden sich die Wohnungen des Vorstehers und der Aufseher, die Apotheke, die Krankenzimmer und Wirthschafts-Räumlichkeiten. Der einzige Eingang unter diesem Gebäude ist durch doppelte Thorflügel aus dicken Eichenbohlen, die mit eisernen Nägeln bespickt sind, verwahrt. Ueberdieß kann im Nothfall diese Pforte noch durch ein eisernes Fallgitter verwahrt

werden, dessen schwarze Zähne drohend aus einer finsteren Maueröffnung im Spizbogen des Thores hervorsehen. Im inneren Raum, der 10 acres groß ist, befindet sich das eigentliche Zuchthaus, dessen Gestalt sich am Besten entweder mit den Speichen und der Achse eines Rades oder mit einem Spinngewebe vergleichen läßt. Es hat 7 von einem Centralgebäude ausgehende Flügel, von denen die 3 älteren einstöckig und die 4 neueren zweistöckig sind. Das Erdgeschoß dieses Centralgebäudes bildet eine Halle, die 7 Glasthüren hat, welche nach den 7 Flügeln sich öffnen, die man von hier aus bequem übersehen kann. Der Bau der Flügelgänge bietet eine so vortreffliche Akustik, daß die Zuchtmeister in dieser Centralhalle, die zugleich Wachtlocal ist, das leiseste Geräusch, das in einem Gang entsteht, augenblicklich hören. Das Licht fällt von oben in die Flügel. Ein langer, schmaler Gang führt längs der Zellen der oberen Etage hin. Jede Zelle ist durch eine hölzerne Thüre, in welcher sich eine kleine Oeffnung zur Beobachtung des Gefangenen befindet, verschlossen. Durch eine verschließbare Oeffnung in der Thüre werden demselben die täglichen Bedürfnisse verabreicht. Jede Zelle im Erdgeschoß hat 16′ Länge, 7 1/2′ Breite und 9′ 3″ Höhe. Die im oberen Stockwerke aber sind blos 11 1/2′ lang. Die 3 älteren Flügel sind einstöckig, und stößt an jede Zelle ein kleines Spazierhöfchen, das von einer hohen Mauer umschlossen, 15 1/2′ lang und 8 3/4′ breit ist und durch eine Doppelthüre mit der Zelle in Verbindung steht.

Das Licht fällt durch ein kleines, schmales Fenster, das aus gegossenem, dickem, mattem Glas besteht, schräg in die Zelle. Der Fußboden ist dreifach verwahrt, denn er besteht erstens aus dicken, eichenen Dielen, unter denen 1′ dicke Steinplatten liegen, die quer von Mauer zu Mauer reichen und sich noch einige Zoll in diese hinein erstrecken. Diese Steinplatte ligt wiederum auf dickem Mauerwerk auf. Ein gewaltsames Durchbrechen die-

ses Bodens durch einen Sträfling ist also eine absolute Unmöglichkeit. Die Wände sind aus Quadern aufgeführt und darüber solide Gewölbe gesprengt. Für frische Luft und Heizung der Zelle, vermittelst erwärmter Luft, ist bestens gesorgt. Auch ein fest verwahrter Closet, dem keine üble Ausdünstung entsteigt, befindet sich in jeder Zelle. Durch eine sinnige Einrichtung erhält jeder Sträfling sogar hinlänglichen Wasserbedarf. Eine Schlafstätte mit Matraze und 2 wollenen Decken befindet sich an der Wand und ist so eingerichtet, daß sie unter Tags hinaufgeschlagen werden kann. Ein Stuhl, ein Tischchen, Arbeitsgeräth, Besteck, Trinkgeschirr und eine Bibel vervollständigen die Einrichtung der Zelle. Eine reichhaltige Bibliothek, englische und deutsche Bücher enthaltend, steht jedem Gefangenen zu Gebot, und darf derselbe per Woche 3 Bücher aus dem Verzeichniß zu seiner Lectüre auswählen. Das Frühstück besteht aus Roggencaffee und Brod, das von sehr guter Qualität ist. Ich hab in der großen Bäckerei selbst ein Stück dieses vortrefflichen Brodes verkostet. Das Mittagessen besteht aus Suppe, $^3/_4$ Pfund Fleisch und Kartoffeln, und das Abendessen aus Suppe und Maisbrei. Ueberdieß erhält ein Jeder per Monat eine halbe Gallone Syrup, nebst Salz und Essig zum Würzen der Speisen. Jeden Sonntag hält ein evangelischer Geistlicher in jedem Flügel eine kurze Predigt, wobei die Thüren der einzelnen Zellen geöffnet werden und ein großer Vorhang längs des Ganges herabgelassen wird, damit die Gefangenen diesseits und jenseits des Ganges einander nicht sehen können. Auch den katholischen Geistlichen ist es gestattet, Vorträge zu halten und die katholischen Sträflinge in den Zellen zu besuchen. Bei seinem Eintritt erhält jeder Verbrecher eine Nummer, mit der er, statt seines Namens, während seines Aufenthaltes bezeichnet wird. Das Haupthaar wird ihm kurz geschoren, dann erhält er ein Bad und eine eigene Kleidung, worauf er mit verbundenen

Augen in seine Zelle geführt wird. Hier bleibt er sich selbst, ohne jede Beschäftigung, überlassen. Blos die Bibel steht ihm für den Anfang zu Gebot; er erhält sodann Unterricht in der Religion, und, wenn nöthig, im Lesen. Erst wenn er Beschäftigung verlangt, wird ihm solche, nach seiner freien Wahl, zugewiesen. Die Strafen bestehen, mit Ausschließung aller körperlichen Züchtigung, in Entziehung der Arbeit, der Matraze, in Beschränkung der Kost und in Dunkelarrest. Bett- und Leibwäsche sind sehr reinlich und proper. Die Verwaltung soll ausgezeichnet und die Behandlung der Gefangenen human sein. Die Hausordnung wird auf's Strengste gewahrt, und versehen, bei der vortrefflichen Einrichtung der Anstalt, nur wenige Aufseher den Dienst der Ueberwachung derselben. Zu verschiedenen Stunden werden die Insassen der Zellen in Spazierhöfchen gelassen, die so eingerichtet sind, daß keiner den andern sehen oder mit ihm sprechen kann; und damit keiner seinen Nachbar kennen zu lernen oder sich mit ihm in's Einvernehmen zu sezen vermag, werden stets die Sträflinge der geraden, und dann nach diesen, jene der ungeraden Nummern in die Spazierhöfe gelassen; überdieß trägt ein Jeder, so lange er außerhalb seiner Zelle verweilt, eine Kappe, deren Schild das Gesicht bedeckt und 2 Oeffnungen hat, durch die der Gefangene sehen kann. Bei seiner Entlassung aus der Gefangenschaft erhält Jeder seine mitgebrachte Kleidung zurück, wird eindringlich vor dem Rückfalle ermahnt und erhält etwas Geld für den Anfang. Die große Mehrzahl verläßt gebessert die Penitentiary und ist befähigt, ihr Brod durch ein in derselben erlerntes Geschäft verdienen zu können. Aus der Statistik dieser Anstalt geht hervor, daß 2/3 durch Trunk zu Verbrechern geworden, daß fast die Hälfte der Verurtheilten entweder gar keinen oder nur mangelhaften Schulunterricht genossen hatten, daß die Zahl der männlichen jene der weiblichen, und die der schwarzen jene der

weißen proportionaliter weit übersteigt. Eine amerikanische Zeitung berichtet hierüber Folgendes: „Die Diebe bilden $^5/_6$ der Sträflinge. Von 6537 Züchtlingen [1]) konnten 4151 lesen und schreiben, 1302 dagegen kannten keinen Buchstaben. Von den im Jahre 1869 Inhaftirten, deren Zahl 626 betrug, hatten 390 die Staatsschulen, 159 Privatschulen, und 77 gar keine Schule besucht.“ Diese Zahlen werfen einen tiefen Schatten auf die gottlosen Public-Schulen, sie verurtheilen entschieden das Freischulen-System und die Staats-Pädagogik und liefern den Beweis, daß es ohne Religion keine Gewissenhaftigkeit, keine Sittlichkeit und keine Tugend geben kann. Der Weg des Ungläubigen und Gottlosen führet in's Zuchthaus. Wie viele Eltern, die in thörichter Verblendung ihre Kinder ohne Religionsunterricht und strenge Zucht heranwachsen lassen, beweinen später in denselben gebrandmarkte Züchtlinge! Das Blatt fährt weiter fort: „Man liest manchmal in den verbissenen nativistischen Blättern, daß die Ausländer unsere Armen- und Zuchthäuser bevölkerten, Thatsache ist jedoch, daß sich 4940 Yankees und blos 1597 Ausländer in den Zuchthäusern Pennsylvanien's befanden. 1551 genossen kein berauschendes Getränke, 2713 waren mäßige Trinker, 1159 waren zuweilen betrunken, und 1114 waren Gewohnheitssäufer. Die wenigsten Sträflinge waren Handwerker, die meisten Müssiggänger, Taugenichtse und Schreiber.“ Und aus alldem geht hervor, daß gute Schulbildung, christliche Zucht, Mäßigkeit und Fleiß vor dem Zuchthaus bewahren.

Die Zahl der Zellen anbelangend, sagte mir einer der Zuchtmeister, es seien deren 520, die alle besezt seien. Es befänden sich 606 Sträflinge in denselben, so daß also in 86 Zellen je 2 untergebracht sind. Nach einer anderen Angabe

---

1) In den Staatszuchthäusern Pennsylvanien's anno 1869.

soll das Gefängniß 560, und nach einer dritten 586 Zellen enthalten. Was nun das Richtige ist, vermag ich nicht anzugeben. Möglich, daß zu verschiedenen Zeiten bauliche Veränderungen vorgenommen wurden, in Folge deren die Zahl der Zellen ab- oder zugenommen hat.

Der Baumeister, der dieses ungeheuere Gefängniß aufgeführt hat, heißt John Haviland. Im Laufe von 15 Jahren wurde es hergestellt und 1836 vollendet.

Nicht in allen Staatsgefängnissen ist die Verwaltung so reell und musterhaft, wie sie in diesem, dem Vernehmen nach, sein soll. Die öffentlichen Blätter haben 1870 berichtet, daß viele Staatsbeamte und deren Freunde in Jefferson City, im Staate Missouri, laut Ausschußberichtes der Verwaltungs-Commission, ihren Bedarf an Proviant größten Theils aus dem dortigen Zuchthause bezogen haben, weßwegen das Volk demselben den Namen „Staatsfamilien-Grocery" beigelegt hat.

Die Stelle des Schließers im Staatszuchthause in Indiana erträgt per Jahr 1500 Dollars, allein trozdem bezahlte ein Individuum für Verleihung derselben 5000 Dollars, welche die Directoren der Anstalt unter sich theilten. Eine genaue Untersuchung aller Verhältnisse jener Strafanstalt hat herausgestellt, daß großartige Veruntreuung und Unterschlagung öffentlicher Gelder dort vorgekommen, und daß die weiblichen Gefangenen von dem Aufsichtspersonal schändlich mißbraucht wurden.

Bevor ich diesen Gegenstand verlasse, will ich noch einige Bemerkungen über das pennsylvanische und das auburn'sche Zuchthaus-System anfügen. Das erste (auch philadelphisches System genannt), ist das der strengen Absperrung, der Einzelhaft (solitary confinement), das zweite das des Schweigsystems. Nach beiden Systemen sind die Gefangenen zum Schweigen verurtheilt, aber nach dem ersten sind sie die ganze Zeit ihrer Bestrafung von ihren Mitgefangenen strenge getrennt, während

sie nach dem zweiten unter steter und strenger Beaufsichtigung gemeinschaftlich arbeiten und essen und nur des Nachts einzeln in Zellen schlafen. Es ist leicht einzusehen, daß es absolut nothwendig ist, die Züchtlinge zum Schweigen zu verpflichten, wenn sie im Zuchthaus nicht nur gestraft, sondern auch gebessert werden sollen. Die Strafe soll ja immer den doppelten Zweck haben, den Verbrecher zu züchtigen und ihn zu bessern; ihm eine Buße aufzulegen oder aufzunöthigen und ihn von seiner Leidenschaft zu heilen; ihn seine Schuld fühlen zu lassen und dadurch zur Erkenntniß seines Fehltrittes, seiner Bosheit, seiner Verkommenheit, seiner Lasterhaftigkeit und schweren Verirrung zu führen, auf daß er sich bekehre und bessere und in Zukunft vor dem Rückfall in die alte Sünde bewahre. Das ist aber nur möglich durch Einführung des Schweigsystems. Wo dasselbe nicht ein- oder nicht durchgeführt wird, da ist die Haft und langjährige Gefangenschaft eine Hochschule des Verbrechens, indem der Eine den Andern in der Schelmerei und Spizbüberei unterrichtet. Wie Viele begehen ein Verbrechen in Folge von Noth und Verlassenheit, in Folge von Verführung und Bethörung, in Folge jugendlichen Uebermuthes oder arger Berauschung! Wie Viele, die durchaus ein edles Herz und guten Willen haben, deren Erziehung aber durch gewissenlose oder stupide Eltern vernachlässigt wurde, oder denen in gottlosen Schulen schlechte Grundsäze beigebracht wurden; betreten den Weg des Lasters und gerathen in's Zuchthaus. Wie viele uneheliche Kinder, Waisen und Findelkinder wachsen ohne Gott, ohne Gebet, ohne Religion, ohne Unterricht, ohne Zucht heran, die dann ein käufliches Werkzeug zu Verübung von Verbrechen werden und in der Regel dem Arm der Gerechtigkeit anheimfallen, der sie zur Zuchthausstrafe verurtheilt. Werden nun all diese Unglücklichen sich selbst anheimgegeben, haben sie Gelegenheit, in stiller Einsamkeit über sich selbst und ihren seitherigen Lebens-

weg nachzudenken, sind sie aus ihren bisherigen Verhältnissen herausgerissen, die sie dem Verbrechen überantwortet, sind sie der Versuchung entrückt, werden sie sorgfältig belehrt und unterrichtet, liebevoll ermahnt und gewarnt, und weise geleitet und geführt; so bekehren sie sich und sind gerettet. Brächte man sie aber im Zuchthaus mit Verbrechern von Profession, mit total verkommenen, durch und durch verbosten Subjecten in Verbindung; so würden sie durch diese in den Morast des Lasters hinabgezogen, ihr Herz würde verhärtet, sie würden verstockt und kehrten als vollendete Verbrecher in die Welt zurück. Die traurige Erfahrung lehrt, daß die Sträflinge in jenen Anstalten, wo das Schweigsystem nicht eingeführt ist, mit Lastern bekannt gemacht werden, die sie früher nicht einmal dem Namen nach kannten, daß sie dort an Leib und Seele ruinirt werden und als wahre Scheusale, als verworfene, verruchte Subjecte das Gefängniß verlassen. Es kann also gar keinem Zweifel unterliegen, daß in Zuchthäusern, die ihren Zweck — die Besserung des Sträflings — erreichen sollen, das Schweigsystem eingeführt und strenge durchgeführt werden muß. Es handelt sich dabei aber nur darum, ob dasselbe ohne völlige Isolirung, ohne Einzelhaft, ohne strenge Absperrung bei Tag und Nacht in Anwendung gebracht werden kann? Und darüber streitet man sich in Amerika und in Europa. Diejenigen, die das Schweigsystem ohne Einzelhaft für durchführbar halten, sind für die auburn'schen Gefängnisse, und Jene, die es ohne Einzelhaft für nicht durchführbar halten, sind für die pennsylvanischen Gefängnisse. Ich bin der Ansicht, daß ein gut überwachtes und geleitetes auburn'sches Gefängniß die gefürchteten Nachtheile vermeiden kann, und daß darum demselben der Vorzug gebührt. So viel ist aber zweifellos, daß in einem auburn'schen Gefängniß das Aufsichtspersonal auf's Pünktlichste seine Pflicht und Schuldigkeit thun muß. Sollte Das jedoch

nicht der Fall sein, so ist dem pennsylvanischen Gefängniß unbedingt der Vorzug einzuräumen, weil dort eine Ansteckung durch den Verkehr der Sträflinge unter einander eine baare Unmöglichkeit ist. Die pennsylvanischen Gefängnisse haben nur den Nachtheil, daß die jahrelange Isolirung des Sträflings denselben leicht schwermüthig macht, ja denselben in einzelnen Fällen zur Verzweiflung oder zum Selbstmorde treibt. Es sind auch schon Sträflinge in Folge langjähriger Einzelhaft gemüths- oder geisteskrank oder wahnsinnig geworden. Diesem Uebelstande kann aber dadurch vorgebeugt oder abgeholfen werden, daß Sträflinge, bei denen sich die genannten Folgen der Einzelhaft zeigen, sogleich aus dem pennsylvanischen in ein auburn'sches Gefängniß verbracht werden. Es sollte also bei der Verurtheilung der Verbrecher auf deren Individualität, Naturell und Temperament Rücksicht genommen werden. Für Mörder, Raubmörder, Giftmischer und Unzüchtige, die sich des Umganges mit Menschen unwürdig gemacht haben, ist aber unbedingt das pennsylvanische Gefängniß geeignet.

Blos im Vorübergehen besichtigten wir das Zollhaus in der Chesnut-Straße, das im Style des Parthenon zu Athen erbaut ist und aus Marmor besteht. Den Porticus tragen 8 dorische Säulen von 27′ Höhe und 4′ 6″ Durchmesser. Ferner die Börsenhalle, ebenfalls von Marmor, mit schönem Porticus, den korinthische Säulen tragen.

Es sind in Philadelphia noch eine Masse sehenswerther Gebäude und Anstalten: ein sehr großes Krankenhaus, eine Blinden-, Taubstummen- und Irrenanstalt, Zufluchtshäuser für verwahrloste Kinder und jugendliche Verbrecher, eine Universität, das Marine-Hospital, die Navy-Yard, Theater u. drgl.; allein wir hatten des Interessanten genug gesehen.

Father Keck besuchte am Abend eine Landsmännin, die mit einem reichen Weinhändler verheirathet ist, und brachte

von diesem Besuch eine Flasche ächten Tokaier und etliche vorzügliche Havana-Cigarren mit, die mir sehr erwünscht kamen, denn soeben marschierte die tête des republikanischen Fackelzuges an unserem Hotel vorüber. Die ganze Demonstration war überaus grossartig und brillant. Es bedurfte einer vollen Stunde, bis sie unser Hotel passirt hatte, woraus sich auf die ungeheuere Menge der Theilnehmer schließen läßt. Die Musik und das „Hurrah Grant" wollten kein Ende nehmen. Das imposante Schauspiel war vom Wetter sehr begünstigt, denn freundlich lächelte der mit Sternen übersäete Himmel, und laue Lüfte wehten. Niemand aber hat behaglicher und gemüthlicher dieses Schauspiel betrachtet als meine Wenigkeit; denn es gibt Augenblicke auch und selbst im Leben eines kaltblütigen Heubergers, wo er durch einen amerikanischen Fackelzug, eine Flasche Tokaier, 4 Stück Havana und tropisches Clima in eine solche Seelen- und Gemüthstemperatur versezt wird, daß er sich auch ohne Ofenfeuer behaglich fühlt.

Samstag, den 3. October. Um 8 Uhr fuhren wir per Ferry-Boat über den Delaware nach Camden, eine rasch emporblühende Stadt, ohne Sehenswürdigkeiten. Wir besuchten dieselbe blos darum, weil ich hier einen Brief an die Gebrüder Oscar und Engelbert Knecht, die eine Conditorei betreiben, abzugeben hatte. Camden hat 2 katholische Kirchen, die englische Pfarrkirche zur unbefleckten Empfängniß, und die deutsche St. Peters- und Pauls-Kirche, die aber von Egg Harbor aus als Filiale pastorirt wird. Es sind hier blos 525 deutsche Katholiken, und besuchen 90 Kinder die Confessionsschule, die unter 2 weltlichen Lehrern steht. Es wird in Camden großartig gebaut, und dürfte diese Stadt, wegen ihrer günstigen Lage am Delaware mit der Zeit ein bedeutender Plaz für Industrie und Handel werden. Um 12 Uhr kehrten wir nach Philadelphia zurück, brachten unsere Reisetaschen in Ordnung,

bezahlten unsere Zeche, verabschiedeten uns bei unserem freundlichen und honorabeln Wirth, fuhren wieder über den Delaware und um 2 Uhr von Camden mit der Eisenbahn ab nach Amboy, wo wir einen großen Dampfer bestiegen, der uns auf einem langen Canal endlich in den Hafen von New-York brachte, als die Nacht mit ihren Fittichen die Erde bedeckte. Unbeschreiblich schön war der Anblick New-York's, Jersey City's und Brooklyn's — ein ungeheueres Lichtmeer! Der majestätische Meeresspiegel, leuchtete, glühte, flammte, und die Millionen Sterne, Lichter und Gasflammen hüpften und tanzten auf den sanft bewegten Fluthen. Welch eine Illumination, verherrlichend nicht einen weltlichen, kurzathmigen Präsidentschafts-Candidaten, sondern den himmlischen Präsidenten des Weltalls.

Sonntag, den 4. October. Wir gingen in die Kirche der schmerzhaften Muttergottes, in der Stanton- und Pitt-Street. Sie gehört den hochwürdigen Capuziner-Vätern und wurde erst vor kurzer Zeit erbaut. Sie ist eine Rotunda mit Kuppel, Säulen und breiter Galerie, und besizt ein sehr schönes Altarbild: den vom Kreuz abgenommenen Heiland im Schoße seiner jungfräulichen Mutter, in Holz geschnizt und meisterhaft gefaßt. Idee und technische Ausführung sind erhaben, edel, sinnig, zart und weich, und bringt das Bild eine mächtige Wirkung auf das Gemüth hervor.

Die Deutschen in New-York besizen gegenwärtig folgende Kirchen und Pfarreien:

1. Die Erlöser-Kirche. Nro. 173, in der III. Straße. Die Pfarrei zählt 16,000 Seelen und wird, wie ich weiter oben schon erwähnt, von den seeleneifrigen Redemptoristen pastorirt.

2. Die St. Alphonsus-Kirche. Nro. 6. Thompson-Street. Die Pfarrei zählt 3500 Seelen und wird ebenfalls von Redemptoristen pastorirt.

3. Die St. Francis-Kirche. Nro. 135. West. 31. Straße. Die Pfarrei zählt 1700 Seelen und wird von Franciscanern pastorirt.

4. Die St. Boniface-Kirche. Nro. 309. East (östlich) 49. Straße. Die Pfarrei zählt 1200 Seelen.

5. Die Mariä-Himmelfahrts-Kirche. Nro. 425. West. 49. Straße. Die Pfarrei zählt 4500 Seelen.

6. Die St. Nicholas-Kirche. Nro. 112. Erste Straße. Die Pfarrei zählt 10,000 Seelen.

7. Die Kirche Our Lady of sorrows (unsere schmerzhafte Mutter). Nro 211. Stanton- und Pitt-Street. Die Pfarrei zählt 5000 Seelen und wird von Capuzinern pastorirt.

8. Die St. Johannis-Baptistä-Kirche. Nro. 208. West. 31. Straße. Die Pfarrei zählt 6000 Seelen.

9. Die St. Josephs-Kirche. An der Ecke der 89. Straße und der I. Avennüe. Die Pfarrei zählt 300 Seelen.

10. Die St. Joseph's-Kirche. Manhattanville. Die Pfarrei hat 750 Seelen.

Die unter Nummer 2 aufgezählte Kirche wird gegenwärtig bedeutend vergrößert, das heißt, es wird über der alten und rings um dieselbe eine sehr große Kirche in romanischem Style aufgeführt, in der, wenn vollendet, die Redemptoristen eine großartige Missionsthätigkeit entfalten werden. Einheimische und Fremde können dann hier in ihrer Muttersprache beichten, Missionspredigten in deutscher, französischer und englischer Sprache hören, sich copuliren oder ihre Kinder taufen lassen. Die Zahl derjenigen deutschen Katholiken, die sich in New-York einer deutschen katholischen Pfarrei angeschlossen haben, beträgt: 49,900. Diejenigen deutschen Katholiken, die in der Nähe des Centralparkes und über denselben nördlich hinaus wohnen, gehören zur Pfarrei Melrose, die 3500 Seelen zählt.

Nachmittags besuchten wir den Centralpark und sehr selbst-

verständlich, als gute, ächte Deutsche, die deutsche Löwenbrauerei. Da ich weiter oben das Wesentliche über den Centralpark angeführt, will ich hier nur noch der eigenthümlichen Erscheinung erwähnen: Amerika ist ziemlich arm an Singvögeln, und die wenigen, die vorhanden sind, scheinen keine eifrigen Musikanten zu sein, denn ich hörte, so oft ich im Walde war, niemals einen eigentlichen Vogelgesang, sondern blos ein schüchternes Pipen, dann und wann einen grellen Schrei oder einen Schnalzer. Allerdings war ich zu einer Zeit in Amerika, wo die Waldoper Ferien hat, und die Bushconcerte suspendirt sind; allein laut zuverlässigen Berichten sollen die amerikanischen Singvögel auch im Frühling sehr häufig an Heiserkeit leiden, und pausiren die prima Donna unter ihnen, ganz ähnlich jenen auf den Brettern, gar häufig und lang aus Spleen und Caprice. Es haben daher reiche Leute, die große Gärten und Parkanlagen besitzen, Speculanten, Vogelfreunde und Stadtmagistrate für die städtischen Alleen und Parks aus Europa Singvögel nach Amerika kommen lassen, um Garten, Feld und Wald mit diesen Naturmusikanten zu bevölkern, allein dieselben pflanzen sich dort nicht fort und sterben darum nach kurzer Zeit aus. All die Nachtigallen, Grasmücken, Rothkehlchen, Hänflinge, Distelfinken u. s. w., die man in Amerika importirt und sorgfältig gepflegt, sind nach einigen Jahren zu Grund gegangen und ohne Nachkommen geblieben, weil sie eben durchaus nicht zum Brüten zu bringen waren. Gewiß sehr sonderbar!

Montag, den 5. October. Wir lasen die heilige Messe in der herrlichen Erlöser-Kirche und wurden von dem liebenswürdigen Herrn Rector Leimgruber zum Mittagessen eingeladen, bei dem wir uns sehr angenehm unterhielten. Es waltet hier ein zwangloses, unbefangenes, apostolisch-einfaches Wesen im ganzen Verkehr, in Wort und Benehmen. Nach dem Essen gingen wir in dem kleinen Klostergarten auf und ab, wobei

der vielerfahrene Herr Rector einige interessante Episoden aus seinem Missionsleben erzählte. Mitten im Garten ist ein kleines Bassin mit Eldorado-Springbrunnen, dessen Wasserstrahl eine Schildkröte mit großem Behagen auf ihren soliden Panzer fallen ließ. Ich hab in Feld und Wald auf Schildkröten gefahndet, konnte aber niemals eine entdecken, trozdem sie nicht selten vorkommen sollen.

Nachts um 9 Uhr begann eine großartige Demonstration für Seymour. Da ich einen Vergleich zwischen den bis jezt gesehenen und New-Yorker Demonstrationen anstellen wollte, ging ich auf den Union Square, wo der ganze Zug sich entfalten sollte. In manchen Straßen, besonders in Houston und an der Ecke von Bowery und First, Second 2c. Street waren solche Menschenmassen versammelt, und kam ich dermaßen in's Gedränge, daß ich mich kaum durchwinden konnte. Union Square war mit Boskets, Festons, Guirlanden, Kränzen und chinesischen Lampen prachtvoll geziert. Ueberall Seymour's und Blair's Bilder, sowie Transparente und Devisen. Es waren mindestens 60,000 Menschen auf diesem großartigen Plaze versammelt, der rings mit Palästen umgeben ist. Es wurden feurige Reden gehalten in englischer und deutscher Sprache, denn weitaus die meisten Deutschen betheiligten sich an dieser Demonstration für Seymour, da nur wenig Deutsche zu den Republikanern zählen. Auch Hoffmann, der Gouverneur von New-York, eine sehr beliebte, allgemein geachtete Persönlichkeit, hielt eine begeisterte Rede für Seymour, den demokratischen Präsidentschafts-Candidaten. So oft von den verschiedenen Rednern die Namen „Seymour, Blair“ und „Hoffmann“ ausgesprochen wurden, brach ein donnerndes, wahrhaft betäubendes Hurrah los. Und als die Redner geendet krachten die Kanonen, daß die Fenster klirrten, Leuchtkugeln flogen auf, Raketen zischten, Feuergarben und Sterne schwirrten in der Luft nach

allen Richtungen, Calciumlichter und Tausende von Gaslampen und Fackeln verwandelten die Nacht in lichten Tag und entzündeten am Himmel eine flammende Lohe. Trommeln wirbelten, zahllose Musikbanden schmetterten ihre Fanfaren und Märsche durch die Straßen, und bacchantische Sänger ließen die Nationalhymne ertönen. Der ungeheuere Zug von Fußgängern, Reitern und Wagen brauchte 3 Stunden, um einen bestimmten Ort zu passiren, und bewegte sich durch ein jauchzendes, wogendes Menschenmeer, das rechts und links Spalier bildete — ein für einen Europäer geradezu fabelhaftes Schauspiel, eine Scene aus 1001 Nacht. Eines aber widerte mich an, und Eines vermißte ich. Es widerte mich an, daß so viele Mädchen sich officiell betheiligten. Wozu denn — das weibliche Geschlecht in die politische Agitation hineinziehen! Wozu diese allegorischen Figuren aus der heidnischen, längst untergegangenen Götterwelt und der übel berüchtigten Mythologie, die vor Schmutz und Unrath starren! Wozu eine Niobe und Ceres bei einem demokratischen Festzug, wie sie auf einem Wagen zu sehen waren. Laßt doch diese Ladies weg, die schon wegen ihrer Candy-Schlozerei und ihren verschrobenen Emancipations-Gelüsten und Bestrebungen gar nicht verdienen, daß man sie auch nur mit dem Finger an die Fence des politischen Gebietes tasten lasse. — Ich vermißte aber die 2 philadelphischen Artikel: den Tokaier und die Havana, weßwegen die dort erwähnten seltenen Augenblicke im Leben eines Heubergers sich hier nicht ankündigten und einstellten.

Father Keck kehrte heut Abend mit der Erie-Bahn nach Buffalo zurück, um sich von Herrn Administrator Gleason Urlaub zur beabsichtigten Reise nach Deutschland zu erbitten. Sollte der Urlaub verwilliget werden, so war zwischen uns verabredet, am Dienstag, den 13. October, von New-York mit einem Hamburger Schiff nach Europa abzufahren. Leider er=

hielt der Arme keinen Urlaub, wodurch ich mich genöthiget sah, volle 8 Tage in New-York aufhalten zu müssen. Es hat mich bitterlich gereut, da ich denn doch 8 Tage nuzlos in New-York zubringen mußte, von Chicago nicht nach St. Louis und Cincinnati, statt nach Pittsburg, gereist zu sein, welche Tour blos 8 Tage in Anspruch genommen haben würde. Father Keck trug sich stets mit diesem Plane und suchte mich unter Aufbietung all seiner Beredtsamkeit dafür zu gewinnen, allein ich opponirte stets, weil ich glaubte, auch ohne St. Louis und Cincinnati eine hinlängliche Ausbeute aus dem schon Gesehenen und noch zu Sehenden machen zu können, um damit ein Reisebuch auszustatten. Hätte ich die Reise aber nochmals zu unternehmen, so würde ich mich von Chicago nach Cincinnati, von hier nach St. Louis und von dort nach New-Orleans begeben und dann über Alabama, Tennessee, Virginien und Washington nach New-York zurückkehren. Uebrigens hab ich in der kurzen Zeit dennoch Vieles gesehen, erfahren und gelernt, wovon dieses Buch, wie ich glaube, beredtes Zeugniß ablegt.

Dienstag, den 6. October. Heut hatte ich Hausarrest, da meine zerrissenen Stiefel reparirt werden mußten. Während dieses Hausarrestes, der für den geneigten Leser sehr uninteressant sein dürfte, will ich einen Artikel verfassen, der die Auswanderung zum Gegenstande hat, denn voraussichtlich wird mein Buch von Manchem in der Absicht gelesen werden, hierüber Aufschluß, Rath und Fingerzeige zu erhalten.

Nachdem ich durch 9 Staaten gereist und mich angelegentlich über alle amerikanischen Verhältnisse erkundigt, bin ich im Stand, über die vortheilhafteste Ansiedlung Auskunft ertheilen zu können. Vor Allem muß ich aber die einzelnen Staaten und Territorien namhaft machen.

Die Union zählt gegenwärtig 37 Staaten und 10 Territorien, nebst dem District Columbia. Diese Staaten sind, nach dem Alphabet aufgezählt:

1. Alabama. 2. Arkansas. 3. California[1]). 4. Colorado. 5. Connecticut. 6. Delaware. 7. Florida[2]). 8. Georgia. 9. Illinois. 10. Indiana. 11. Iowa. 12. Kansas. 13. Kentucky. 14. Louisiana[3]). 15. Maine. 16. Maryland. 17. Massachusetts. 18. Michigan. 19. Minnesota. 20. Mississippi. 21. Missouri. 22. Nevada. 23. New-Hampshire. 24. New-Jersey. 25. New-York. 26. North-Carolina. 27. Ohio. 28. Oregon[4]). 29. Pennsylvania. 30. Rhode Island. 31. South-Carolina. 32. Tennessee. 33. Texas[5]). 34. Vermont. 35. Virginia. 36. West-Virginia. 37. Wisconsin.

Die 10 Territorien sind: 1. Arizona[6]). 2. Dakota. 3. Idaho. 4. Montana. 5. Nebraska. 6. New-Mexico. 7. Utah. 8. Washington. 9. Alaska. 10. Das Indianer-Territorium. Alaska wurde erst 1867 von Rußland um 7,200,000 Dollars erworben und bildet die nordwestliche Ecke Nordamerika's, die südlich an den stillen Ocean, nördlich an das nördliche Eismeer, westlich an die Behringsstraße, und östlich an das britische Nordamerika grenzt — ein kaltes, unwirthliches Land, das bei der Einwanderungs- und Ansiedlungsfrage ganz außer Betracht bleibt.

Im Ganzen sind noch, Alaska nicht mitgerechnet, circa 1500 Millionen acres s. g. Congreßland unangebaut. Anno 1856 waren davon vermessen: 132,285,035 acres, jene Länder, die für öffentliche Zwecke, namentlich für Schulen ausgeschieden wurden, nicht mitgerechnet. Ein acre Congreßland, direct vom Staat bezogen, kostes blos 1 Dollar und 25 Cents. Auf den Ankauf von Congreßland kann ich hier nicht näher eingehen,

---

1) 1847 erobert. — 2) 1819 von Spanien abgetreten. — 3) 1803 Frankreich abgekauft. — 4) 1846 durch Vertrag von England erworben. — 5) 1845 in die Union aufgenommen. — 6) 1854 durch Vertrag von Mexico erworben.

da Solches viel zu weit führen und mein Reisebuch über Gebühr dickleibig machen müßte. Wer sich hierüber informiren will, kaufe Traugott Bromme's „Hand= und Reisebuch für Auswanderer und Reisende nach Nord=, Mittel= und Südamerika." Bamberg. 1866. Achte Auflage. Im Anhang dieses sehr lehrreichen Buches findet er Seite 672—679 und 714—720 einen bewährten, zuverlässigen Rathgeber bezüglich der Bürgerlichmachung, Naturalisirung und des Ankaufs von Congreßland [1]). Es kann Demjenigen, der sich in Amerika als Farmer ansiedeln will, nicht genug Vorsicht und Klugheit angerathen werden, besonders rücksichtlich des deed (des Kaufcontractes) muß er sehr auf seiner Hut sein, um nicht schändlich geprellt zu werden. Siehe Seite 637 des erwähnten Buches.

Der Strom der Einwanderung wälzte sich in den Jahren 1868 und 1869 nach folgenden Staaten und Territorien in den hier genau angegebenen Quantitäten:

1868 blieben von den Eingewanderten, wenigstens vorläufig, in New=York: 65,714. 1869 strömte bei Weitem die Mehrzahl der Einwanderer nach dem Westen, um dort Ackerbau zu treiben. Nach Illinois gingen: 34,625, nach Wisconsin: 16,537. Nach Ohio: 11,333. Nach Minnesota: 5891. Nach Iowa: 7040. Nach Pennsylvanien: 6926. Nach Missouri: 6511. Nach New=Jersey: 5916. Nach Michigan: 7324. Nach Indiana: 3852. Nach Maryland: 1604. Nach Kansas: 1085. Nach Kentucky: 1392. Nach Rhode=Island: 8279. Nach Massachusetts: 7604. Nach Connecticut: 3458. Nach Utah: 3115.

---

1) Sehr viele Auswanderer kaufen dieses Buch, das im Allgemeinen sehr brauchbar ist. Es leidet aber an dem Gebrechen, daß es die religiös=sittlichen und socialen Verhältnisse Amerika's blos flüchtig berührt, die weitläufig besprochenen aber in viel zu günstigem Lichte erscheinen läßt.

Nach Nebraska: 1410, und nach Californien: 3989. Einwanderer aus Schweden und Norwegen wenden sich seit 1870 mit Vorliebe nach Wisconsin und Michigan. In Kansas und Tennessee beträgt die Einwanderung seit einiger Zeit täglich 1000 Köpfe. In Nebraska hat sich seit 1862 der Werth des steuerpflichtigen Eigenthums verzehnfacht. In Colorado wurden am 13. September 1869 $2\frac{1}{2}$ Millionen acres Land verkauft. Nevada lockt viele Silbergräber an, während die Goldgräberei in Californien nachläßt, aber die Cultivirung des Bodens zunimmt. 1850 bestand St. Francisko aus elenden Hütten und Baraken, und heute ist es eine herrliche Stadt von 160,000 Einwohnern. Californien besitzt den fruchtbarsten Boden und das mildeste, gesundeste Klima von der Welt. Der Weinstock gedeiht dort am üppigsten, und ist der Preis des California-Weines geradezu fabelhaft. Wer sich dem Rebbau widmen will, siedle sich daher in Californien an. Längs der Pacific-Bahn entstehen neue Städte und Dörfer, die aber wenig Anziehendes bieten, da eine Menge Abenteuerer, Schwindler, Diebe, Räuber und Mörder dort Leben und Eigenthum gefährden.

In Ohio, Illinois, Wisconsin, Minnesota und Missouri leistet die Staatsregierung der Einwanderung ganz besonders Vorschub. Ein Mann, der die Vereinigten Staaten aus eigener Anschauung und langjähriger Erfahrung kennt wie kein Anderer, ein Mann, dessen Urtheil schwer wiegt und dessen Aeußerungen unbedingten Glauben verdienen, der hochverdiente Missionär Fr. X. Weninger, schreibt bezüglich der Gegend, wo Farmer sich niederlassen sollen, wie folgt: „Ich pflege grundsäzlich nie irgend einen Staat der Einwanderung anzuempfehlen; denn man weiß nicht, wie man verstanden wird, und die Erfahrung bewies es mir nur zu oft, wie groß der Aerger Derjenigen ist, die dergleichen Einladungen und Anpreisungen ge-

folgt und sich alsdann in ihren Erwartungen getäuscht fanden. Sie verwünschten nicht selten Diejenigen, die durch übertriebene oder nur halbwahre Anempfehlungen sie in eine Gegend verlockten, die in der That Das nicht ist, was sie davon erwarteten. Ich pflege daher höchstens zu sagen: diese oder jene Gegend ist gesund, mehr oder minder von Katholiken bevölkert — damit genug. Wenn ich nun aber trozdem die Zustände von California und Oregon bespreche, so ligt die Ursache darin, weil durch die Verbindung vermittelst der Eisenbahnen die Einwanderung nach California und Oregon so bedeutend erleichtert ist, und der Exodus der Einwanderung von Europa dergestalt zunimmt, daß es sehr schwer ist, in den östlichen und mittleren Staaten wohlfeiles Land zu erwerben. Dann ist es auch an und für sich zu wünschen, daß die deutschen Katholiken auch in diesem Theile der Vereinigten Staaten das Reich Gottes auf Erden verbreiten.

„Was nun erstlich California betrifft, so eilt freilich so Mancher hierher, dem es vom Goldlande geträumt, und meint, dasselbe werde ihm schon in ein paar Tagen über die Ohren wachsen. Als ich im vorigen Jahre im Osten war und den Leuten sagte, ich reise nach California, da baten mich Manche ganz ernstlich um bedeutende Geldunterstüzungen. Und auf meine Frage: Woher soll ich das Geld nehmen, sagten sie ganz einfach und naiv: ‚O, Sie gehen ja nach California!‘ Ich dachte bei dieser Aeußerung: Ihr guten Leute, meint ihr vielleicht, es regne Gold in California, oder es thaue vom Himmel wie das Manna. Solche Leute finden sich in California nur zu oft getäuscht. Merkwürdig ist es besonders, daß die ersten und ältesten Settler[1]) hier nun meistens unbemittelt sind. Sie gewannen anfangs allerdings sehr viel, allein das Sprichwort bewährte sich an ihnen: ‚Wie gewonnen, so zerronnen.‘ Es heißt

1) Ansiedler, Colonisten.

auch in California schaffen und schwitzen, wenn man etwas erschwingen will. Daß aber California im Allgemeinen in vielfacher Beziehung für die Einwanderung sich vortheilhaft empfiehlt, läßt sich nicht leugnen. Ich rede nicht von den Minen und für Goldgräber, denn die Minen sind größtentheils ausgebeutet. Ich rede von California vorzugsweise für das einwandernde Landvolk. Nun denn, California ist ein herrliches Farmland, besonders was den nördlichen Theil desselben betrifft. Beweis Dessen ist die durch öffentliche Berichte nachgewiesene enorme Ausfuhr von Waizen, Obst und Wein. Auch ist das Clima ein so anziehendes, daß man in den östlichen und Mittelstaaten kaum eine Ahnung davon hat. Eine Fahrt durch das Land im Februar ist so erquickend als eine solche im Frühjahr in anderen Staaten. Ich dachte mir oft: Wie ist es möglich, daß Menschen, die einen Winter in California durchlebt, sich je entschließen können, in die östlichen oder Mittelstaaten zurückzukehren? Es drängte sich mir oft die Parallele auf: Gleichwie Jemand, der längere Zeit in Amerika gelebt und dann nach Europa zurückgekehrt ist, Amerika nicht vergißt und gewöhnlich in dieses Land zurückkehrt; so muß auch Jeder, der ein paar Jahre in California gelebt, durch die Annehmlichkeit des Clima's, die er hier genossen, sich nach diesem Lande zurücksehnen, wenn er in einem östlichen Staate sich niedergelassen. Da California schon ziemlich bevölkert ist und mehrere bedeutende Städte und Fabriken besizt; so eignet es sich auch für Handwerker, Künstler und Geschäftsleute als Ansiedlungsplaz.

„Allein die deutschen Farmer anbelangend, so dürften diese dennoch Oregon California vorziehen. Für die Art und Weise, wie die Deutschen sich anfänglich in Ohio und Indiana und später in Wisconsin, Minnesota und Jowa ansiedelten, kenne ich keinen Staat in der ganzen Union, der Oregon vorzuziehen wäre. Die Ursache dieses Vorzuges ligt in der Ergiebigkeit

des Bodens und hauptsächlich in der vortrefflichen Beschaffenheit des Clima's. Was den Boden betrifft, so sagten mir alle Settler hier, daß sie auf ein und denselben Plaz während 20 Jahren ununterbrochen Waizen gepflanzt, ohne mit der Fruchtgattung je zu wechseln oder das Feld brach liegen zu lassen oder zu düngen. Sofern man aber das Feld dennoch brach liegen läßt, gibt es durch 2 und 3 Jahre eine s. g. gefundene Ernte (Volunteer Harvest) in Folge des beim Ernten ausgefallenen Samens. Bei weitem anziehender ist aber noch das Clima. Die Unannehmlichkeiten desselben in den übrigen Staaten sind: Die übergroße Hize im Sommer und die enorme Kälte im Winter, die periodisch wiederkehrenden Orkane nnd die schweren Gewitter mit den häufig tödtenden und zündenden Blizen. So in den östlichen und Mittelstaaten und nicht minder im Süden. Wer in Minnesota und Texas Gewitter erlebt, der kann davon erzählen. California ist zwar von Gewittern und Orkanen frei, allein dafür wird es, besonders im südlicher gelegenen Theile, von versengender Dürre und von Erdbeben heimgesucht. Von all Dem weiß man in Oregon Nichts. Der Winter ist sehr gelind, kaum einige Tage hindurch fällt Schnee. Der Sommer ist in der Regel gemäßigt. Einige Tage sind allerdings sehr heiß, allein dafür die Abende kühl. Nie erhebt sich in diesem glücklichen Lande ein Orkan, und ein Gewitter ist etwas äußerst Seltenes. Ich habe während zweier Sommer nur zweimal blizen sehen und zweimal schwach donnern hören. Ein Erdbeben hat aber noch nie Jemand hier erlebt. Aeußerst günstig für die Landwirthschaft ist besonders der Umstand, daß die Ernte Jahr für Jahr gesichert ist; denn es regnet von Mitte Juni bis September nicht. Nur selten fällt ein leichter, kurzer Regenschauer. Das sichert aber die günstige Einbringung der Ernte. Von November bis Ende Mai regnet es sehr oft, alle 2, 3 Tage und noch öfter, allein

nicht in Strömen, sondern rieselnd wie beim Niederschlag des Nebels. Somit fällt, wie mir Farmer versicherten, doch nicht mehr Regen während des ganzen Jahres als in den östlichen und Mittelstaaten. Dazu kommt noch der schwer in die Wagschale fallende Umstand, daß rüstig an Eisenbahnen gearbeitet wird. Zwei große eiserne Pulsadern sind im Entstehen, die Oregon mit der Pacific-Eisenbahn sowohl in der Richtung nach California als auch über Idaho und dadurch mit allen Staaten in Verbindung sezen. Schon jezt gelangt ein Brief in zehn Tagen von New-York nach Portland. Wenn eine Anzahl deutscher, katholischer Familien, von einem Priester begleitet, sich in einem der Thäler Oregon's niederließen, würde es sie gewiß niemals reuen, hierher gekommen zu sein. Ich habe wenigstens noch niemals einen Farmer gefunden, der sich nach jenem Staate zurückgewünscht, wo er ehedem wohnte, und der nicht Oregon allen anderen Staaten vorgezogen hätte. Oregon ist im Allgemeinen auch gesund, und mit der fortschreitenden Cultur und Lichtung der Wälder wird er der Gesundheit noch zuträglicher werden. Was ich von der climatischen Beschaffenheit Oregon's gesagt, gilt größtentheils auch von dem südlichen Theile des Territoriums Washington." So der Mann, der verdient „Apostel Amerika's" genannt zu werden.

Und ich für meine Person sage: Wer nicht viel Geld aufbieten kann oder will, darf nicht daran denken, in den bevölkertsten Staaten von dem noch wenigen freien, zur Betreibung der Landwirthschaft geeigneten Lande zur Anlegung einer Farm, oder gar eine schon in gutem Betrieb sich befindende Farm kaufen zu können; denn diese sind sehr theuer. Wem nur wenig Geld zu Gebot steht, oder wer um wenig Geld einen großen Gütercomplex sich erwerben will, der muß sich eben nach dem Staate Ohio oder Illinois, Missouri, Michigan, Jowa, Wisconsin, Minnesota, Cansas, California oder Oregon wenden

und dort à la Robinson Crusoe einige Jahre in der Wildniß leben, bis ihm die Cultur, Civilisation und Eisenbahn näher rücken. Wer nur sehr wenig Geld besizt, um sich Land zu kaufen, der kann etwa eine Achtel-Section, das sind 80 acres, von der Regierung direct, unter den Begünstigungen des Heimstätte-Gesezes vom 20. März 1862, erwerben. Vermag er aber auch das nicht, dann vermag ich ihm keinen andern Rath zu geben, als nach Florida zu gehen, wo in einigen Gegenden der acre blos 50 Cents kostet, oder Squatter zu werden. Ein Squatter ist Derjenige, der, mir Nichts, dir Nichts, auf seine eigene Faust, in eine unbewohnte Gegend des Westens zieht, Congreßland in Besiz nimmt, so viel ihm beliebt, den Wald lichtet, ein Log-House baut, den Boden urbar macht, einfencet, ansäet, erntet und so lange ohne Erlaubniß und Bezahlung fortwirthschaftet, bis sich Jemand meldet, der das Land dem Staat abkaufen will. Hat nun der Squatter sich schon so viel erspart, daß er es selbst kaufen kann (und die Bedingungen des Kaufs nach dem Heimstätte-Gesez sind sehr mild, er hat z. B. erstmals blos 10 Dollars und $^1/_2$% des Kaufpreises von 1 Dollar 25 Cents für den acre zu bezahlen), so hat er das Vorkaufsrecht (preëmtive right) und für die frühere Benüzung des Landes nicht einen Heller zu bezahlen.

Ich rathe keinem Deutschen, sich unterhalb des 35 Grades nördlicher Breite anzusiedeln, denn die Hize im Sommer ist dort unerträglich, und das Fieber eine Landplage. Das gilt besonders von dem Mississippi-Delta im Südosten des Staates Louisiana. Die schönsten Bauern-Güter sind in Pennsylvania, auch im Staate New-York hab ich herrliche Farmen mit stolzen weitschichtigen Wohn- und Oekonomie-Gebäuden gesehen. Wer immerhin die Mittel dazu hat, eine schon halb oder ganz in baulichem Stand sich befindende Farm zu kaufen, der thue Das ja; denn aus einem Stück Wildniß eine Farm herzustellen, ist

eine Riesenarbeit, ein Werk voll harter Mühe, Entsagung und Entbehrung. Wer dazu nicht durch die äußerste Noth gedrängt ist, der überlasse diese eines Galeeren-Sträflings würdige Arbeit den Backwoodmen, die den Trappers nachziehen, den Wald lichten, Blockhäuser bauen, Fencen errichten, den Boden umbrechen, also die müheseligste Arbeit verrichten und dann die Farm verkaufen, wieder weiter vorrücken und so Bresche um Bresche in die Urwälder des Westens legen, bis ihnen die Rocky-Mountains Halt gebieten. Alle Farmer gestehen es zu, daß sie die ersten 2 Jahre der Ansiedelung ein wahres Hundeleben führten, daß sie wahre Lastthiere gewesen und unter der Wucht der Arbeit, der Mühen, Entbehrungen und Gefahren fast erlegen seien. Gar Mancher erligt auch in Wirklichkeit diesen enormen Strapazen und wird dann ohne Sang und Klang von seinen Angehörigeu in's Grab gelegt.

In allen Staaten sind sehr viele Farmer Deutsche, deren Bodencultur und Viehzucht musterhaft ist. Sie sind es auch, die immer weiter nach Westen vordringen, und denen Amerika überhaupt in ökonomischer, industrieller und civilisatorischer Beziehung Vieles zu verdanken hat. Die Yankees sehen Das allmälig auch ein, und, was sie schwere Ueberwindung kostet, gestehen sie es sogar öffentlich ein. Ein ächt amerikanisches Blatt, der „Newyork Herald" spendet ihnen folgendes Lob: „Früher waren es die Irländer, die auf unsere politischen Angelegenheiten großen Einfluß ausübten; denn sie waren unter den auswärts geborenen Bürgern die einzigen, welche bei den Wahlen in Masse und wie Ein Mann stimmten. Die Politiker waren darum genöthigt, Rücksicht auf dieselben zu nehmen. Wer ihre Stimme hatte, gewann, wer sie nicht hatte, verlor — Grund genug, denselben zu schmeicheln, wodurch sie nach und nach mächtig wurden und Aemter erlangten. Es gewinnt aber jezt den Anschein, als würden die Deutschen in nicht langer

Zeit noch mächtiger werden als die Irländer; denn in gesellschaftlicher Beziehung stehen sie längst als eine Macht da. Ihre Liebe zur Musik, ihre Aufführung und ihr sociales Leben üben einen mächtigen Einfluß auf alle Theile dieses großen Landes aus. In allen Städten fühlt man ihre commercielle Bedeutung und weiß, daß sie wohlhabend sind. Im Westen haben sie allenthalben durch Fleiß und Energie die Wildniß in einen blühenden Garten umgewandelt. Unter allen Länge- und Breitegraden der Union gibt es keine kräftigeren, fleißigeren, intelligenteren Bürger als die Deutschen, und überall sind ihre Bemühungen von Erfolg. Die deutschen Einwanderer bringen weit mehr als irgend ein anderes Volk vortreffliche Eigenschaften in unser Land mit sich: Gesundheit, gute Sitten, gesunden Menschenverstand und außerdem viele Habe. Es gibt viele Einflüsse, die in Zukunft umgestaltend auf die Verhältnisse der Vereinigten Staaten einwirken werden, die besten und gesundesten darunter sind aber diejenigen, welche von Seite der Deutschen stammen. Es scheint uns darum ein hoffnungsvolles und ermuthigendes Zeichen der Zeit zu sein, daß die Deutschen immer mehr Antheil am politischen Leben nehmen." Dieses Zeugniß stellt ein amerikanisches Blatt den Deutschen aus! Es läßt sich nicht leicht ein löblicheres Zeugniß denken — wir dürfen stolz darauf sein. Aber sehr zu wünschen wäre, daß die Deutschen in politischer Beziehung einmüthiger wären, daß auch sie, wie die Irländer, wie Ein Mann stimmten, und ihre imposante Macht dadurch geltend machten. „Concordia parvae res crescunt, discordia maximae dillabuntur"; aber eben der heillose Parteihader schwächt ihre Macht, lähmt ihre Kraft und raubt ihnen den gebührenden Einfluß auf dem Gebiete der Staats- und Gemeinde-Verwaltung. Wie viele Millionen an Geld, Geldeswerth und Arbeitskraft sind aus Deutschland schon nach den Vereinigten Staaten gewandert! Es steht

fest, daß der Union durch die Einwanderung jährlich 30 Millionen Dollars in barem Gelde zufließen, und mit zuverlässiger Gewißheit kann angenommen werden, daß über ein Drittel dieses ungeheueren Vermögens von den Deutschen auf den amerikanischen Boden verpflanzt wird. Schon in dieser Beziehung verdienen die Deutschen, das Mark der Union genannt zu werden, und sind sie berechtigt, eine solche Stellung einzunehmen, die es ihnen ermöglicht, mitzurathen und mitzuthaten. In Milwaukee haben sich denn auch die Deutschen ermannt und einen deutschen Mayor, den ehrenwerthen Herrn Phillipps, einen gläubigen Katholiken und entschiedenen, eifrigen Sohn unserer heiligen Kirche, gewählt. Respect vor dieser gesinnungstüchtigen Einmüthigkeit und vor solchem Mannesmuth!

Mittwoch, den 7. October. Ich fuhr über den Hudson und von Jersey-City per Eisenbahn nach Newark, das einige Meilen von New-York entfernt ist, im Staate New-Jersey ligt und eine ungeheuer große Stadt zu werden verspricht. Ich kehrte in der Bierbrauerei von Hensler am Hamburg Place ein, weil ich hoffte, hier am Sichersten einige ehemalige Pfarrkinder von Stetten zu treffen. Hensler selbst ist aus dem Donauthal hierhergezogen und hat sich mit seinem Sohn eine sorgenfreie Existenz gegründet. Ich traf hier in Wirklichkeit mehrere geborene Kaltmarktianer, die mit ihren gegenwärtigen Verhältnissen zufrieden zu sein erklärten. Henslers Stoff ist delicat, und dürfte seine Brauerei dereinst, wenn der Hamburg Place, der jezt noch ein Gänse-Weid- und Badplaz ist, ein Park sein wird, den rings herum brillante Häuser garniren, eines der bedeutendsten und lucrativsten Geschäfte Newark's werden. Ich hab in der Hensler'schen Familie einen recht amüsanten Nachmittag und Abend zugebracht, wozu ein reservirtes Fäßchen Lagerbier nicht wenig beitrug. Als es dunkelte, trat ich den Heimweg an, wobei ich in der Nähe des

Bahnhofs eine Menge Personen antraf, die Vorkehrungen trafen, um sich einer Demonstration für Grant anzuschließen.

Donnerstag, den 8. October. Da es regnete blieb ich zu Haus, allein es bot sich mir gerade durch diesen Umstand Gelegenheit dar, ein speciell amerikanisches Unding kennen zu lernen — einen Freimaurer mit Chignon, Hut und Schleier. In die Wohnung meines guten Freundes kam nämlich eine Dame, die mit der Hausfrau ein Gespräch anknüpfte, aus welchem ich schloß, daß das Rippenstück, denn Das war dieses Weibsbild, eine Ordensschwester vom Hammer und der Kelle sein müsse. Sie sagte z. B. das Unglück Amerika's seien die Klöster, die üppig wie Pilze aufschössen; die Secten-Kirchen sammt und sonders müßten bedeutend reducirt und die Staatsschulen vermehrt werden; das Staatsschulwesen müßte monopolisirt und centralisirt, der Schulzwang eingeführt und die Jugend im Geiste des neunzehnten Jahrhunderts herangebildet werden, dessen Hauptverdienst darin bestehe, den bisher als persönlich und überweltlich gedachten Gott nunmehr in uns selbst zum Bewußtsein gebracht zu haben — und was dergleichen Unsinn mehr ist. Ich erklärte der naseweisen Dame rundweg: es würde ihr viel besser anstehen, Strümpfe zu stricken, als sich mit Dingen zu befassen, von denen sie lediglich nichts verstehe, und die zum Ressort des weiblichen Geschlechtes unzweifelhaft nicht gehören. Daß ich mit dieser Sentenz in ein Wespennest gestochen, ist auch ohne Betheuerung höchst glaubwürdig. Ich steckte das mir gewordene Compliment mit der eines Deutschen und überhaupt eines Mannes würdigen Ruhe ein, der sich bewußt ist, einer stupiden Arroganz gebührend entgegengetreten zu sein.

Leider hat Amerika solcher Damen und Mütter eine große Zahl, und der Freimaurer-Orden sezt alle Hebel in Bewegung, um diese Zahl zu vermehren und durch die Frauen und Müt=

ter die Freimaurerei in den Familien einzubürgern. Die in New-York erscheinende Freimaurer-Zeitung „Triangel" läßt einen tiefen Blick in das wühlerische Treiben dieses geheimen Ordens werfen und erkennen, welche Gefahr dem Christenthum durch dasselbe droht. Der Triangel brachte am 17. October 1868 folgenden Artikel: „Maurerische Taufe." „Die neugeborenen Kinder (!) werden förmlich in die Loge eingeführt, ein besonderes Ritual ist dazu geschaffen. Die beiden Vorsteher der Loge dienen als Pathen und leisten für den Säugling den Eid, worauf derselbe förmlich als Freimaurerlehrling auf- und angenommen wird. Nach erreichtem achtzehnten Lebensjahre ist er dann berechtigt, gegen Vorzeigung des über seine Taufe aufgenommenen Protokolls, den Eintritt in die Loge zu erwirken, ohne sich den sonst gewöhnlichen Prüfungen unterwerfen zu müssen, nur muß er den Eid noch persönlich leisten." Fürwahr eine famose Taktik zur Ausbreitung des Ordens!

„In Chicago besteht eine Association, deren leitender Genius Euphemia Regina, die maurerische Königin der Weisheit, die Princessin von Jerusalem ist." (Muß ein sauberes, muffiges Rippenstück sein!) „Die Gesellschaft besteht aus Männern und Frauen und bezweckt die Gründung eines neuen Reiches, welches von Frauen geleitet wird. Das neue Reich theilt sich in 2 Formen, Kirche und Staat, erstere repräsentiren die Frauen, lezteren die Männer, die Kirche aber beherrscht den Staat. Das neue Reich erklärt die Frauen als die reinsten Geschöpfe Gottes, denen die Macht innewohnt, Alles gerecht zu ordnen, und deren Regierung allein Frieden bringt." (Da würde ich mich denn doch noch bereitwilliger den weiter oben erwähnten Gänsen von Baltimore unterwerfen.) „Des Mannes Herrschaft erzeugt Krieg, der Frauen Herrschaft aber erringt Frieden. Die maurerische Königin behauptet, daß vor 6 Jahren der neue Orden vielen Personen über den Erdkreis geoffenbart worden sei." (Sapperlot! Also

besizt das Rippenstück in Chicago auch die Prophetengabe! 's ist mir übrigens von dieser Offenbarung Nichts zu Ohren gekommen, was ein Beweis sein dürfte, daß nur Gänseriche das prophetische Geschnatter der maurerischen Gans am Michigan-See zu vernehmen gewürdiget werden.) „Der Orden vom Stern des Ostens lebt gegenwärtig in allen Ecken New-York's.“ (Glaub's gern, denn die Freimaurer lieben ja die finsteren Winkel!) „Die Schwestern of the Alpha Chapter No. 1, of the Eastern Star halten demnächst einen großen Ball ab; die Mitglieder von Commenden, Capiteln und Logen werden sich dabei in vollen Regalien einfinden. Im Jahre 1867 steuerten die gedachten Schwestern als Reinergebniß eines solchen Balles dem Masonic Hall und dem Asylum-Fund die Summe von 2000 Dollars bei.“ Solchen blühenden Unsinn schreibt ein öffentliches Blatt! Und es gibt Frauen in Amerika, die denselben ohne Schamröthe, ohne Entrüstung und heiliges Zürnen lesen und sich dadurch noch geschmeichelt fühlen! Wie weit muß es mit der Verkehrtheit, Verkommenheit und Unnatur gekommen sein, wenn das Weib in dieser scheinbaren Erhöhung nicht seine Erniedrigung, Entwürdigung und Schmach erkennt. Wehe dem Weib, das durch den Abfall vom Christenthum aus dem von Gott, Natur und Vernunft ihm angewiesenen stillen Kreis der Häuslichkeit sich herausreißen läßt, seinen hohen Beruf verkennt, seinen sittlichen Halt verliert, sich auf das schlüpfrige Gebiet der Politik begibt und dadurch zu einem theils lächerlichen, theils verächtlichen Zerrbild wird!

Freitag, den 9. October. Da ich am Mittwoch in der Hensler'schen Bierbrauerei durch landsmännische Cordialität festgehalten und dadurch gehindert wurde, Newark nach Wunsch und Gebühr zu besichtigen, fuhr ich heute abermals dorthin. Ich besuchte zuerst die St. Peters-Kirche. Welch herrlichen Hochaltar sah ich hier! Er ist in der reinsten Gothik aufgeführt, voll

Kühnheit und Schwung, edel und geschmackvoll, sinnig und zart, voll Gold und Farbenpracht. Sehr viele Heiligenbilder, freistehend und in Nischen, zieren denselben, und doch erscheint er dadurch nicht überladen. Die Kirche ist sehr groß und hat 3 Schiffe. Es ist sehr zu bedauern, daß die Glocken einen schlechten Ton haben und nicht harmoniren. Reverend Prieth, ein geborener Tyroler, der schon 13 Jahre (1868) hier ist, hat die Pfarrei gegründet, die Kirche, das Pfarrhaus, das sehr große Schulhaus und das Kloster für die Schulschwestern gebaut, und hab ich allen Respect vor den architektonischen Kenntnissen, dem Eifer und Fleiß, der vielseitigen Bildung und Gewandtheit dieses Priesters. Derselbe ist überdieß Schriftsteller und Mitherausgeber einer vortrefflichen Zeitschrift für christliche Unterhaltung und Belehrung, die unter dem Titel „Katholisches Hausbuch" bei S. Zickel. 19 Dey-Straße, in New-York erscheint und von dem Hochwürdigsten Erzbischof Mc. Closkey empfohlen wurde.

Als ich die Kirche verließ, lief ich Herrn Prieth gerad in Hände und wurde von demselben freundlich ersucht, in's Pfarrhaus zu treten. Bald war das Gespräch in vollem Fluß, und ehe wir es uns versahen, brach die Nacht herein. Der gastliche Herr hielt mich fest für die Nacht und lud mich des anderen Tages,

Samstag, den 10. October, ein, am Sonntag Predigt und Amt zu halten. Ein saurer Apfel für einen Reisenden, allein ich schlug denselben doch nicht aus. Einen großen Theil des Tages verwendete ich zum Fertigen und Memoriren der Predigt, der Abend aber wurde der Unterhaltung gewidmet, die mir viel des Lehrreichen und Interessanten bot. Ich will Einiges davon dem Publicum mittheilen.

Es ist ganz enorm und grenzt an's Unglaubliche, mit welcher Rücksichtslosigkeit und Gewaltthätigkeit die Proselyten-

macherei und Seelenjägerei von manchen Secten-Kirchen betrieben werden. Hievon ein Beispiel.

Eine katholische Frau lebte in gemischter Ehe. Ihr Mann verbot ihr, die katholische Kirche zu besuchen. Um des lieben Friedens willen unterwarf sie sich diesem unbefugten, der Religions- und Gewissensfreiheit Hohn sprechenden, eines unvernünftigen und tyrannischen Mannes würdigen Machtspruch. Die Kinder wurden protestantisch erzogen. Einige Zeit nach dem Tode des Mannes kommt auch die Frau auf's Sterbebett. Sie verlangt aus freien Stücken nach dem katholischen Priester und erklärt diesem vor Zeugen, daß sie, nur von den Umständen gedrängt, sich während ihres Mannes Lebzeiten von der katholischen Kirche fern gehalten, daß sie aber innerlich stets den Glauben bewahrt und den katholischen Gottesdienst, die Messe und die Sacramente schmerzlich vermißt habe. Sie legte vor denselben Zeugen ihren sehnsüchtigen Wunsch an den Tag, die heiligen Sterbsacramente zu empfangen und nach katholischem Ritus beerdigt zu werden. Der Priester spendete ihr hierauf die heiligen Sacramente der Buße, des Altares und der lezten Oelung. Als derselbe Priester diese Frau nach kurzer Zeit besuchte, theilte sie ihm Folgendes mit: Eine Frau der episcopalen Kirchengemeinde des Dr. Rose, Namens Sauerbier, sei zu ihr gekommen und habe ihr erklärt, daß, wenn sie das protestantische Abendmahl nicht empfange und sich nicht protestantisch beerdigen lasse, sie ihre 3 Kinder, welche sich in dem Waisenhause der High-street befanden, nicht mehr zu sehen bekäme. Und die Frau war schwach genug, das protestantische Abendmahl zu empfangen und ihre Einwilligung zu ihrer Beerdigung nach protestantischem Ritus zu geben, nur um ihre Kinder nochmals zu sehen! Sie starb gleich darauf, von Gewissensbissen gefoltert, und wurde dann von einem episcopalen und lutherischen Geistlichen sehr pompös beerdigt. Wie schmählich und

niederträchtig, intolerant und fanatisch ist diese Seelenfängerei!

Wie erbittert und gehässig der Kampf der Sectenprediger gegen die katholische Kirche geführt wird, geht daraus hervor: Ein methodistischer Prediger schilderte die Schrecknisse der Hölle. Er malte und componirte immer greller, immer schrecklicher, immer entsezlicher, und das Furchtbarste und Haarsträubendste, was er zu sagen wußte, bestand in diesen denkwürdigen Worten: „So schrecklich ist die Hölle, daß, wenn mir der Herr des Himmels die Wahl ließe, entweder ewig in der Hölle zu brennen oder mit einem Katholiken im Himmel zu sein, wenn es überhaupt deren im Himmel hat, ich trozdem den Himmel vorziehen würde!“ Daraus geht hervor, wie tödtlich, wie glühend, wie unversöhnlich, ja bis an Wahnsinn grenzend, der Haß ist, den der Sectengeist erzeugt.

In keinem Land der Welt mischt sich in die Religion so viel Schwindel, Humbug, Heuchelei, Schwärmerei, Verirrung und Spectakel, wie in Amerika. Das Meiste in diesem Stück leisten aber die Methodisten bei ihren Camp-Meetings. Jede methodistische Synode, bestehend aus mehreren Pfarreien eines Staates, hält jedes Jahr ein Camp-Meeting. Es wird in öffentlichen Blättern dazu eingeladen, und zwar generaliter, ohne Unterschied der Religion: Juden, Türken und Heiden. Es werden die vorzüglichsten methodistischen Prediger weit und breit dazu berufen. Wie der Name „Camp“ schon sagt, werden diese Versammlungen auf dem Feld, unter freiem Himmel, gehalten. Findet sich in einem angrenzenden Wald ein freier, etwas erhabener Plaz, so wird dieser am Liebsten zur abzuhaltenden Feierlichkeit ausgewählt. Ganze Pfarreien, Familien, einzelnstehende Personen, Kinder und Greise ziehen hinaus und wohnen 10—14 Tage unter Zelten, Bäumen oder auch ganz

unter freiem Himmel. Sie nehmen Proviant mit, aber kein geistiges Getränk, denn der Genuß desselben ist bei den Methodisten streng verpönt. Es bewährt sich übrigens auch bei ihnen das allgemeine Gesez: „Nitimur in vetitum, cupimusque negata.“ Es ist über jeden Zweifel erhaben, daß die Bottle auch den Weg zu den Camp-Meetings findet, und daß mancher Methodisten-Prediger schwärmerisch-begeisterte Vorträge hält, deren Feuer nicht vom Himmel fiel, sondern von der Whisky-Bottle angezündet wurde. Von morgens früh bis abends spät wird gepredigt, und zwar von den s. g. Geistlichen wie von Laien. Ein Jeder sucht den Anderen an Ungeheuerlichkeit und Schauerlichkeit zu überbieten, wozu die üblichen Themata als: Sünde, Tod und Hölle ein weites Feld und Material in Fülle bieten. Die Zuhörer gerathen in höchste Ekstase, singen, seufzen, heulen, hüpfen und wälzen sich auf dem Boden. Man hört tausendfältig die Ausrufe: „Oh, Lord, Glory, happy!“ Es stellen sich Visionen, Ohnmachten, Hallucinationen, Bußkämpfe und Bußkrämpfe ein, und sehr häufig kommen die beliebten Revivals oder Erweckungen vor. Und diese sind der Triumph des Festes. Sie werden in ein Verzeichniß eingetragen und dann, unter Angabe des Namens der erweckten Personen, in den Zeitungen veröffentlicht. Es versteht sich von selbst, daß dabei viel Schwindel, Humbug, Heuchelei, Täuschung und Concurrenz-Macherei im Spiele ist, da jedes Camp-Meeting das andere an Effect zu übertreffen sucht. Ich habe von Solchen, die mehreren Camp-Meetings in der Absicht beigewohnt, um dem ganzen Treiben auf den Grund zu sehen, gehört, daß während der Nacht die ärgsten Ausschweifungen vorkommen, was keinen vernünftigen Menschen befremden wird; denn Unvernunft geht mit Emancipation des Fleisches Hand in Hand, und künstlich erzeugte, träumerische Ekstase führt jederzeit zur geschlechtlichen Verirrung. Die berühmtesten, oder besser gesagt: berüchtigtsten Camp-

Meetings finden jährlich in Long-Island statt. Den krassesten Unsinn fördert der methodistische Bekehrungsverein zu Tag, der den bezeichnenden Namen „Fliegende Artillerie des Himmels" trägt. Unverkennbar trägt schon dieser Titel die Tendenz an der Stirne, die in Revivals machenden Gesellschaften zu überflügeln, sowie das greuliche Chaos religiöser Denominationen, die im Sturmschritt Proselyten machen, zu erweitern. Wie könnte der heilige Geist, in dessen Namen all der Unsinn aufgeführt wird, hieran Theil haben! Ein deutsches Blatt, das in New-York erscheint, charakterisirt die immer weiter um sich greifende methodistische Manie folgendermaßen: „Dieser handwerksmäßig und in Bausch und Bogen betriebene geistige Durchbruch, die für unser Gemüth so verlezende Plözlichkeit und ruckweise Heftigkeit der s. g. Bekehrungen, der nüchterne Ernst, womit ganze Versammlungen den oft auf groteske Weise ausgesprochenen Gesuchen um eine kräftige Fürbitte bei Gott für die nach Erleuchtung ringende Seele des Ex-Aldermann Smith oder des Faustboxers Miller oder des Rentiers Brown oder der verwittweten Frau Black auf die buchstäblichste Weise entsprechen, die prosaische Buchführung über Erfolge dieser Gebete, wie man sie in den öffentlichen Blättern findet, alles Das ist so himmelweit verschieden von dem ruhigen und ebenmäßigen Walten der Ueberzeugung einer nach Erkenntniß ringenden Seele, die wir Deutsche als den Vorgang der Bekehrung anzusehen gewohnt sind, daß es uns weit eher an die burlesken Possen von Fetischdienern oder Buddhisten, als an Das mahnt, was in unserer Heimath gläubige Seelen mit dem Worte geistige Wiedergeburt zu bezeichnen pflegen." Und wenn man überdieß in Erwägung zieht, daß es durchaus nichts Seltenes ist, wie man oft in den amerikanischen Zeitungen liest, daß methodistische Prediger ihre Familien im Stiche lassen und mit Frauenzimmern durchbrennen; so dürfte der ganze Schwindel sich durch sich selbst richten.

Abends war wiederum eine republikanische Demonstration. Gerade dem Pfarrhaus gegenüber versammelte sich ein republikanischer Club. Es wurden Reden gehalten und von Zeit zu Zeit ein Böller gelöst, der, nach der Detonation zu schließen, ein großes Caliber haben mußte. Das Schießen in den Straßen mit schwerem Geschüz ist ein schreiender Unfug in Amerika, durch den viel Unglück angerichtet wird. Es ist überdieß eine sehr große Rücksichtslosigkeit gegen schwächliche und kranke Personen, die dadurch in lebensgefährliche Alteration versezt werden. Ich kann nicht umhin, hier noch einen anderen sehr gefährlichen Unfug zu erwähnen. Die Handwerksleute verbrennen am Abend auf der Straße allerlei Abfälle und Genist und laufen davon, sobald sie den Haufen angezündet haben. Ich hab in den größten Städten gesehen, daß z. B. Tapezierer eine Menge alter Tapeten kaum einige Schritte von denjenigen Häusern verbrannten, wo sie den Tag über arbeiteten. Bläßt nun ein Wind in die Flamme, so entführt er brennende Stücke Papier oder Holzspäne, die nicht selten in Kaufläden oder Wohnungsräumen auf leicht entzündliche Gegenstände fallen und einen Brand erzeugen. Es ist mir unbegreiflich, daß diesem Unfug nicht von Seite der Obrigkeit gesteuert wird, da es doch der Fälle sehr viele gibt, daß Häuser und ganze Stadttheile diesem Leichtsinn zum Opfer fielen.

In später Nacht trug ein Männerchor mit großer Meisterschaft mehrere vierstimmige deutsche Lieder vor, z. B. „Des Schäfers Sonntagslied," von Kreutzer. „Die Capelle," von Demselben. „Abendchor" aus dem „Nachtlager von Granada," von Demselben. „Der Gesang," von Maurer. „Das Felsenkreuz," von Kreutzer. „Das Kirchlein," von Becker. „Des Jägers Abschied," von Mendelsohn=Bartholdy.

Sonntag, den 11. October. Ich hielt Predigt und Amt bei überfüllter Kirche und vor Gläubigen, die mit ge=

spanntester Aufmerksamkeit meinen Worten lauschten. Die Akustik der Kirche läßt Nichts zu wünschen übrig. Die Musik war erhebend und der Heiligkeit des Ortes und dem Gottesdienste angemessen.

Montag, den 12. October. Der heutige Tag war dem Besuche der schönsten hiesigen Kirchen gewidmet. In Begleitung des Herrn Prieth besichtigte ich zuerst die Kirche sti Benedicti, und wahrlich, ich konnte nicht genug staunen ob der Pracht dieses Gotteshauses. Ich wähnte mich nach München, in die dortige Bonifacius-Kirche versezt, deren Abbild die Kirche sti Benedicti ist. Der Baustyl ist derjenige der Basiliken. Sie hat weder Plafond, noch Gewölbe, sondern zeigt das geschmackvoll gezierte Gebälk des Dachstuhls. Ueber den Säulen des Hauptschiffes, sowie der Seitenschiffe sind die Wandflächen mit herrlichen Fresken bedeckt. Altäre, Kanzel und Orgel stehen mit dem Baustyle in vollester Harmonie und sind ebenso reich als geschmackvoll ausgeführt.

Von hier gingen wir in die Cathedrale (sti Patricii). Auch diese Kirche ist prächtig gebaut und ausstaffirt. Der gothische Styl ist innen und außen durchgeführt. Zu tadeln ist einzig, daß der gothische Hochaltar im Verhältniß zu den Dimensionen der Kirche zu klein ist. Ein schreiender Verstoß gegen die Einheit des Styles ist es, daß auf dem höchsten Thürmchen desselben ein blankes, messingenes, großes Crucifixbild aufgepflanzt ist. Der Chor ist blos in Mannshöhe, was ich noch in keiner Kirche gesehen, mit 5 Oelgemälden geschmückt, die von Künstlerhand gefertiget sind. Rechts und links in den Seitenschiffen sind tiefe Nischen, mit Goldgrund und Sternen geziert. Rechter Hand befindet sich ein schöner Altar der allerseligsten Jungfrau, und linker Hand das Baptisterium. Die Gewölbrippen bilden ein Nez von geometrischen Figuren. Auf der Evangelienseite des Chors ist eine große Capelle angebaut, in der sich ein

Altar, 4 Beichtstühle und 12 gut ausgeführte Glasgemälde befinden. Newark ist seit 1853 Siz eines Bischofes. Der erste Bischof — James Bailey — ist noch am Leben. Das Bisthum zählt 74 Priester, wovon 21 Deutsche sind, 85 Kirchen, 59 Capellen und 15,385 deutsche Katholiken. (Die Zahl der Katholiken der übrigen Nationalitäten ist mir nicht bekannt.) Die Stadt Newark hat 8 katholische Kirchen, von denen 2 den Deutschen gehören, die oben genannten St. Peters- und sti Benedicti-Kirche. Die St. Peters Pfarrei zählt 4200 Seelen, und die sti Benedicti-Pfarrei 3700 Seelen. Von hier gingen wir in die irländische St. Jakobs-Kirche, die einen prachtvollen Chor hat, der mit den Bildnissen der 12 Apostel, des heiligen Patricius und Johannis Baptistä in Fresko-Malerei geschmückt ist. Oberhalb dieser Fresken sind in 5 Nischen weißlichgraue Fresken mit reicher Vergoldung. Auf dem einfachen Altar erhebt sich ein gothischer Tabernakel. 2 gothische Seitenaltäre stehen rechts und links in ornamentirten Nischen. Das Licht fällt von oben in den Chor und gewährt den Fresken eine günstige Beleuchtung.

Wir konnten nur noch eine Kirche besuchen, da die Dämmerung hereinbrach — die irländische St. Johannis-Kirche, die unsere Kunstreise würdig beschloß. Der Styl des äußeren und inneren Baues ist rein gothisch, der Thurm aber blos bis zur Höhe des Daches aufgeführt. Die Kirche hat nur Ein Schiff, über das ein weiter, nur wenig geschweifter Bogen gesprengt ist, der mit Stucco geziert ist. Die 3 Altäre stehen in 3 Nischen etwas zu nahe beisammen. Der Hochaltar ist eine Nachahmung der Façade der Kirche, und die Thüre des Tabernakels eine Imitation des Portales derselben. Eine eigene Idee! Doch nimmt sich das Ganze recht gut aus. Die Schnizarbeit ist ein wahres Meisterwerk und reich vergoldet. Ein freistehendes Christusbild, an dessen Fuß die Statüen Mariä und

48*

Johannis angebracht sind, krönt den Hochaltar. 6 Fenster sind mit Glasgemälden geziert.

Reverend Prieth gab mir das Geleite auf den Bahnhof. Ich schied gerührt von ihm, denn ich hatte während der kurzen Zeit unserer Bekanntschaft einen naturwüchsigen, gemüthlichen Tyroler und ehrenwerthen Geistlichen in ihm kennen gelernt. Möge dieses Buch, sofern es ihm zu Handen kömmt, ihm eine angenehme Rückerinnerung an die frohen Stunden sein, die wir bei St. Peter verlebten!

Dienstag, den 13. October. Ich hatte am Vormittag nothwendige Einkäufe zu machen, denn die Abschiedsstunde nahete — nachmittags 2 Uhr mußte ich auf dem Schiffe sein. Ich kaufte in der Nähe der Bowery ein auf Wollenstoff genähtes Büffelfell für 13 Dollars 50 Cents in einem Gebäude, das früher entweder als Theater, Sängerhalle oder Kirche benüzt worden sein mußte. Es hatte eine großartige Freitreppe, einen Porticus mit Säulen, und lief im Innern eine breite Galerie um den ganzen Raum, die auf Säulen ruhte. Und hier in diesem prächtigen Raum lagen Berge von Büffelfellen — welche Parodie! In der Nähe dieser Halle steht eine prachtvolle irländische Kirche, die ich im Vorübergehen besuchte. Der Hochaltar prangt in weißem Marmor, schlanke Säulen tragen 3 Schiffe, und 2 große Glasgemälde liefern ihren Tribut zum Schmucke des herrlichen Tempels. Ich traf hier einen Meßner, der jedenfalls zu den Raritäten gehört, denn er sprach recht geläufig lateinisch. Woran wohl dieser ehemalige Student Schiffbruch gelitten haben mag? Er wollte mich absolut zu dem neben der Kirche wohnenden Pfarrer führen, mit der steten Versicherung, derselbe sei vir doctissimus et hospitalissimus (der gelehrteste und gastfreundlichste Mann), allein die Zeit der Besuche war für mich vorüber. Bei einem Trödler erhandelte ich eine scharlachrothe, wollene Decke um 2 Dollars 50 Cents,

die bereits neu war. Dann kramte ich einen abgenäten Strohsack, sammt ditto Kopfkissen, ein Blechgeschirr für Suppe, Thee, Caffee, Haferschleim, Bohnen, Erbsen u. s. w., also ein wahres Füllhorn aller möglichen Hochgenüsse, ferner einen blechernen Teller, einen Blechlöffel sammt Gabel und schließlich ein Blechgeschirr, das dadurch am kenntlichsten wird, wenn man seinen eigentlichen Namen verschweigt. Und diese 6 Artikel kosteten 5 Dollar. Die Einrichtung für's Zwischendeck hatte mich also schon 21 Dollars gekostet.

Ich verabschiedete mich bei Reverend Leimgruber, der mich mit Güte und Wohlwollen überhäuft hatte, und verfügte mich dann in Gesellschaft meines guten Bekannten, seiner Frau und seiner Kinder nach Hoboken, wo in den Docks der Hamburg-Bremer Schiffe der Dampfer parat lag, der mich nach Europa zurückbringen sollte — die „Hammonia," deren schwarze Rauchsäulen thurmhoch emporwirbelten. Ich ging an Bord und wurde von dem die Passagiere an ihre Pläze dirigirenden Matrosen gefragt: „I. Classe?" — „Das weniger," antwortete ich lakonisch. „Sie brauchen sich durchaus nicht vergebens zu bemühen, mir das Zwischendeck zu zeigen; ich bin am Bord schon bekannt." Die Wasserratte sah mir geringschäzig nach. Ich wählte mir im Basement des schwimmenden Hauses eine Pritsche, belegte sie mit dem Strohsack, bedeckte diesen mit dem Büffelfell und der wollenen Decke, sezte meine Reisetasche und ein kleines Holzköfferchen, das meine Raritätensammlung sammt Blechgeschirr enthielt, darauf, musterte im Flug meine Reisegefährten und stieg dann wieder auf's Deck, um mich mit meinen Bekannten in gesunder Luft und freundlichem Himmelslicht noch so lange zu unterhalten, bis der Kapitän den Befehl ertheilen würde, die Landungsbrücke vom Bord zu heben. Es währte nicht mehr lange, und dieser Befehl erfolgte. Schwerfällig und langsam drängte sich der Koloß zu den Docks hinaus,

dann begann die Maschine ihre Thätigkeit. Bekannte, Verwandte, Freunde schwenkten auf dem Deck und am Landungsplaz zum Abschied Taschentücher und Hüte, und bald trennte uns ein Wald von Masten. Stolz segelte der Dampfer durch die breite Wasserstraße des Hudson, vorüber an der Trinity-Church (Trinitatis-Kirche), dem Castle Garden, der Battery, Jersey-City, Brooklyn, Governors-Island, Elli's Island und den malerischen Gestaden von Long-Island und New-Jersey, und nur Schritt für Schritt konnte ich mich losreißen von diesen großartigen Panoramen und den lieblichen Genrebildern. Wenn man nach mehrwöchentlichem Aufenthalt eine Stadt, ja nur ein obscures Dorf, ein Land oder gar einen Welttheil verläßt, so fühlt man sich ernst gestimmt, man wird weich, und wehmüthige Accorde zittern durch die Seele. Man wird sich dadurch Dessen bewußt, daß man schon in so kurzer Zeit tiefer in den neuen Boden eingewurzelt, als man glaubte, daß sich die Bande der Freundschaft und der Sympathie fester um das Herz geschlungen, als man geahnt, und daß Scheiden, Trennung, Lossagung ein bitteres Opfer ist. Jede Trennung ist ein leiser Vorgeschmack von jener Trennung, die Allen bevorsteht, sie ist eine Vorbereitung auf jenen Abschied, der kalten Todesschweiß auspreßt, eine ernste Erinnerung an jene gänzliche Lossagung von allem Irdischen, die uns, gleichsam zur Verhöhnung unserer Unersättlichkeit und unserer geckenhaften Anhänglichkeit an die Welt, nur noch erlaubt, einige Brettstücke mit unter den Boden zu nehmen. Ja, ja, lieber Leser, welches Weh wird dann unsere Seele quälen, wenn des Todes kalte Hand den lezten Faden zerreißt, der uns noch mit der Welt verband, wenn wir schonungs- und hoffnungslos aus Verhältnissen herausgerissen werden, in die wir uns so tief hineingelebt und eingenistet, die uns so lieb und theuer waren? Wenn wir zitternd, bebend scheiden müssen von Gütern, die wir lei-

der nur zu sehr geliebt, und von Personen, die uns nahe standen, mit denen wir durch Bande des Blutes und der Freundschaft vereinigt waren?

Der Himmel war klar und rein, eine feierliche Windstille lag über den Gewässern, und als die Nacht ihren Schleier über den Meeresspiegel breitete, war er dicht besäet mit funkelnden Sternen.

Mittwoch, den 14. October. Ich will für heut ganz kurz unsere Kost und für morgen meine Reisegesellschaft schildern. Um 7 Uhr wurde Caffee ohne Milch, weißes und schwarzes Brod servirt. Wer Haferschleim begehrte, konnte auch dieses Gericht erhalten. Mittags 12 Uhr gab's Fleischsuppe, Rindfleisch, gesottene Kartoffeln und Bohnen — gut und genug. Nur ein Uebelstand zeigte sich beharrlich rücksichtlich des Fleisches: es haftete an den Außentheilen der sehr großen Stücke Sand — ein mißliebiges, widerwärtiges Gewürz! Wer ein langes Messer hatte, konnte aus der Mitte des Stückes eine Portion herausschneiden; ich besaß aber blos ein kurzes Taschenmesser, das nur oberflächliche Sectionen vorzunehmen gestattete. Nachts 7 Uhr erhielten wir Haferschleim, Thee, Kartoffeln und Brod. Wer sich der Mühe unterzog, eine Portion von den am Mittag übrig gebliebenen kleinen Kartoffeln zu schälen, hatte abends Anspruch auf Kartoffelsalat; ich hab mir aber niemals einen verdient. Die heikle Frage: „Wer wird dir das Eßgeschirr spülen?" machte mir einige Sorgen, denn nimmermehr hätte ich mich dazu verstanden, diesem mir widerwärtigen Geschäft mich zu unterziehen. Man mußte nämlich, um es gehörig besorgen zu können, einen Waschlumpen haben, unter Deck in ein großes Cabinet gehen, an dessen Wänden eine Waschbank, ähnlich einer Backmulde hinlief, in welche drehbare Hahnen kaltes Seewasser gossen, und hier à la Maria, Camilla, Sibylla krazen und patschen, und schließlich war auch noch der Wasch-

lumpen zu reinigen. Brr! Vor einem Waschlumpen hat's mir aber von jeher gegraust, obschon ich Nichts weniger als mit Ekel behaftet bin. Es galt also, einen dienstbaren Geist unter dem spärlich vorhandenen weiblichen Geschlechte zu engagiren. Und wie stellte ich Das an? Am Abend des ersten Tages nahm ich mit Ostentation ein Zeitungspapier und reinigte damit mein Blechgeschirr. Eine Rheinbaierin, die blos 2 Schritt von mir, vis-à-vis des schmalen Cojenganges, mit ihrem Mann Quartier bezogen hatte, beobachtete mich ganz genau bei Anwendung dieser neuen Methode: ohne Wasser zu waschen, wobei sie einigemal den Mund spöttisch verzog. Und wahrlich: es mag mir schlecht genug angestanden haben, mit der silbernen Brille auf der Nas, das Eßgeschirr mit einer amerikanischen Zeitung, die so groß wie ein Tischtuch war, zu reinigen. Ich hatte erwartet, die Frau würde sich meiner erbarmen und sich von freien Stücken anerbieten, mein Geschirr mit dem ihrigen zu reinigen; allein ich hatte mich verrechnet. Diese Frau rechtfertigte in keiner Weise die allgemein verbreitete Ansicht, daß das weibliche Geschlecht zartfühlend, theilnehmend und mitleidig sei, im Gegentheil: sie war ein Original von abstoßendem, finsterem und mürrischem Wesen. Wie sollte ich nun dieser Xantippe eine milde, barmherzige Regung einflößen? Des andern Tags gab ich ihrem Buben, einem ungezogenen Schlingel, einen großen Apfel; allein die bockléderne Mutter nahm keine Notiz davon. Nach dem Mittagessen präsentirte ich ihr eine saftige, feine Birne als Dessert, und schickte mich an, mein Geschirr wieder mit einer Zeitung zu reinigen, wobei ich in launiger Weise äußerte, wie schlecht uns Mannsleuten das Spülen des Geschirres anstehe, wie linkisch und unbeholfen wir uns dabei benähmen und mit welchem Widerwillen wir uns dieser weiblichen Arbeit unterzögen. Das wirkte endlich. Sie erbot sich, in Anbetracht unserer Nachbarschaft, mein Geschirr zu reinigen.

Das Wetter war den ganzen Tag über sehr günstig, nur war der Wind recht kühl und am Abend empfindlich schneidend.

Donnerstag, den 15. October. Es befanden sich 50 Passagiere im Zwischendeck, von denen 4 dem „schönen" Geschlechte angehörten. Ein Prachtexemplar desselben war mein holdbengeliges, striegelsanftes vis-à-vis. Ein anderes präsentirte sich als ein ausgedorrtes perpetuum mobile, das jahrelang in den Straßen New-York's Matches (Zündhölzchen), Fleckseife, Stiefelwichse und Schuhbürsten feilgeboten und sich durch diesen weltbeherrschenden Großhandel einige Dollars erspart hatte. Dieses Handelsgenie verwandelte auch das Zwischendeck in ein merkantilisches Terrain und gewinnreiches Emporium, indem es uns die Strohsäcke um eine Bagatelle abfeilschte, am lezten Tage der Seefahrt denselben die Haut abzog und sie in einem riesigen Koffer verwahrte. Von den andern 2 Nummern der „schönen" Bildergalerie kann ich nur anführen, daß jede für sich allein schon im Stand gewesen wäre, den Wahn von einem „schönen" Geschlecht radical zu vernichten. Unter dem Mannsvolk war ein Franzos, der seine Lebensgeschichte, in welcher seine in Europa ehedem zurückgebliebene Frau eine Hauptrolle spielte, und die Sue, junior, zu einem Scandalroman hätte benüzen können, mehrmals weitläufig erzählte. Es mag seiner ein rührender Empfang in der Heimath gewartet haben. Eine zweite eminente Persönlichkeit war ein Schweizer, der, wie es mir schien, ein Büffelfell-Geschäft in seiner Heimath gründen wollte; denn er spedirte 2 große Koffer, mit diesen Fellen gefüllt, über den Ocean. Ein dritter Passagier war ein smarter Deutsch-Amerikaner, der mir die Lectüre der Gartenlaube, als des vortrefflichsten Geistesproductes, dringend anempfahl. Ein vierter Zwischendecker war ein langjähriger Farmer aus Jowa, der auf Besuch nach Hannover reiste; ein nüchterner, verständiger Mann, mit dem ich mich

öfters stundenlang unterhielt. Ein fünfter, der Amerika für immer den Rücken kehrte, war ein strenggläubiger Jud, der seinen Gebetsriemen fleißig handhabte. Die Uebrigen waren lediglich statistischer Apparat und sind hier der Erwähnung nicht werth.

Von den Officieren, einschließlich des Capitäns, ließ sich niemals einer im Zwischendeck blicken, was wohl ihre Pflicht erfordert hätte, aber, in Anbetracht der mephitischen Atmosphäre, die das Zwischendeck verpestete, verzeihlich war.

Die Fürsorge der Hamburg-Amerikanischen-Packetfahrt-Actien-Gesellschaft ist wirklich rührend und herzbrechend; denn in Nro. 4 der an den Wänden angehefteten „Verhaltungsmaßregeln für die Passagiere des Zwischendeckes" heißt es wörtlich: „Es ist keinem Passagier gestattet, Wein, Bier oder sonstige Getränke selbst bei sich zu führen, dieselben sind an Bord nach den festgesezten Tarifpreisen zu kaufen." Nun kostet aber eine Flasche Hamburger Bier 6 Schillinge (hamburgisch), das sind 18 1/2 Kreuzer, und eine Flasche Erlanger Bier 2 Schillinge (amerikanisch), das sind 25 Cents, oder 37 1/2 Kreuzer! Obiges Verbot besteht also lediglich zum Besten der speculativen Transport-Gesellschaft. Und doch heißt es zu wiederholten Malen in den Verhaltungsmaßregeln: „Alle Anordnungen sind zur *Annehmlichkeit*, zum *Wohlbefinden* und zum *Besten der Passagiere* getroffen!" Uebrigens hatten Mehrere sich mit Wein, Bier und Schnaps in New-York versehen und diese Spirituosen auf's Schiff geschmuggelt, wornach jedoch kein Hahn krähte. Meine Wenigkeit hat während der Ueberfahrt keinen Tropfen geistigen Getränkes verkostet.

Freitag, den 16. October. In der Nacht trat stürmisches Wetter ein. Das Schiff schwankte so heftig hin und her, daß man sich kaum auf den Beinen erhalten konnte und im Bett mit beiden Händen an den eisernen Trägern der

Cojen festhalten mußte, um nicht auf den Boden geschleudert zu werden. Die Seekrankheit schritt unerbittlich von Bett zu Bett, an dem meinigen aber ging sie für heute noch, hämisch lachend, vorüber. Ich will die Seekrankheit mit ihrer misère nicht schildern, sondern dich mit einem sehr interessanten Gegenstande bekannt machen, dessen Kenntniß zur allgemeinen Bildung gehört — mit der Erfindung der Dampfschiffe.

Wer jemals auf einem Dampfschiff gefahren, staunt gewiß über den fabelhaften Fortschritt, den die Mechanik und Nautik durch Erfindung der Dampfschiffe gemacht. Wer hätte je ahnen können, daß es dem Menschen gelingen sollte, ein Schiff zu erfinden, auf dem man per Dampf über den Ocean fliegen kann, troz aller Stürme, Wogen und Meeresströmungen? Zu „fliegen," sag ich, denn die ungeheuere Strecke von Hamburg bis New-York wird bei günstiger Witterung in zehn Tagen zurückgelegt. Und wäre es nicht Stupidität, nicht nach dem Erfinder der Dampfschiffe zu fragen, die einen fabelhaften Umschwung in der Schifffahrt und im Verkehr der Bewohner aller Welttheile hervorgerufen?

Der geniale Kopf, dem wir diese unschäzbare Erfindung verdanken, ist Robert Fulton. Er wurde 1765 zu Little-Britain in Lancastershire, in Pennsylvania, geboren. In Philadelphia erlernte er die Goldschmiedekunst, reiste später nach London, um bei dem Maler West, einem Amerikaner, die Malerei zu erlernen. Er fand aber wenig Geschmack an diesem Fach und widmete sich bald, in Verbindung mit dem Amerikaner Ramsey, der Mechanik. Durch den Amerikaner Barlow ließ er sich bestimmen, nach Paris überzusiedeln und dort an einem großartigen Panorama zu arbeiten. Nachdem er dieses Werk vollendet, erfand er eine Mühle zur Durchsägung der Marmorblöcke, ferner ein unterseeisches Schiff, um feindliche Fahrzeuge damit in die Luft zu sprengen (den Torpedo), und

zulezt das Dampfschiff. Er unternahm die ersten Versuche mit demselben auf der Seine, fand aber keinen Beifall, ebensowenig in London, wohin er sich mit seiner neuen Erfindung begab. Er reiste daher nach Amerika zurück und erbaute gemeinschaftlich mit Brown, 1807, zu New-York ein Dampfschiff, das den Hudson befahren sollte. Lassen wir ihn hierüber selbst reden. Er schreibt in einem Brief, betreffs dieser seiner genialen Erfindung: „Als ich den Bau meines ersten Dampfbootes unternahm, betrachtete das Publicum mein Project mit Gleichgiltigkeit, ja mit Verachtung. Gewisse Personen, die für Gelehrte galten, verspotteten mich als einen Träumer, Andere nannten mich einen Schwindler. Nur wenige Freunde waren auf meiner Seite, aber selbst diese zweifelten am Gelingen meines Unternehmens. Sie hörten zwar geduldig meine Auseinandersezungen an, allein nicht ein Einziger ließ sich davon überzeugen. Oft mischte ich mich unter Gruppen von Leuten, die mein Project besprachen, aber ach, welche Urtheile mußte ich da vernehmen! Die Einen warfen die Frage auf, wozu denn eigentlich die neue Maschine dienen könnte, und meinten, höchstens als ein unterhaltendes Spielzeug für müßige Leute. Andere sprachen sich ganz verächtlich darüber aus; wieder Andere lachten und nannten meine Erfindung eine Tollheit. Dessenungeachtet fuhr ich in meinem Unternehmen fort und brachte endlich mein Boot zu Stande. Der Tag der Probe nahete. Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen ich selbst derselben entgegensah. Ich lud mehrere meiner Freunde ein, mit mir an Bord des Schiffes zu gehen, um Zeugen meines ersten Erfolges zu sein. Sie nahmen größtentheils meine Einladung an, aber sie thaten es mehr aus Gefälligkeit gegen mich als in der Hoffnung, daß mein erster Versuch gelingen würde. Ich weiß wohl, daß man mit Recht an einem günstigen Erfolg zweifeln konnte; denn die Maschine war neu, und manche ihrer

Bestandtheile waren von Arbeitern gefertigt worden, welche weder von dem Zwecke der einzelnen Theile, noch vom Organismus des Ganzen einen Begriff hatten; man konnte darum auf einen Durchfall und eine Demüthigung gefaßt sein — ich allein hatte Vertrauen.

„Der Augenblick war gekommen, wo das Zeichen zur Abfahrt gegeben werden sollte. Meine Freunde standen auf dem Verdeck, sie schwebten zwischen Furcht und — nicht Hoffnung — sondern Angst; sie waren stumm und niedergeschlagen. Bei ihrem Anblick wäre mir selbst fast der Muth gesunken, und ich war nahe daran, mein Wagstück zu bedauern. Aber all mein Muth kehrte zurück, als das Signal ertönte.

„Das Schiff bewegte sich, es ging vorwärts, aber nach einigen Augenblicken blieb es stehen. Todesstille herrschte — dann aber erhob sich Gemurmel, Gelächter. ‚Ach, ich habe es Ihnen oft gesagt, die Sache ist Nichts!‘ — ‚Es ist Unsinn, Sie haben sich blamirt!‘ Solche Reden mußte ich von meinen besten Freunden vernehmen. Es war für mich ein schrecklicher Augenblick, aber auch ein entscheidender. Ich trat an den Rand des Schiffes und bat um's Wort. Als die Ruhe hergestellt war, sprach ich mit lauter Stimme: Ich kenne die Ursache der plözlich eingetretenen Stockung. Wenn man mir eine halbe Stunde Zeit gewährt, mache ich mich verbindlich, die Reise fortzusezen oder auf immer meinem Projecte zu entsagen. Man bewilligte mir die halbe Stunde. Ich stieg zur Maschine hinab und fand auch bald, daß das Stillstehen von 2 schlecht befestigten Maschinentheilen herrührte. Ich ließ sogleich dem Uebelstande abhelfen und gab dann das Zeichen zur Weiterfahrt. Das Schiff sezte sich in Bewegung und gelangte nach ununterbrochenem Lauf nach Albany. Aber ach, sollte man es glauben; der Widerstand der Wellen war überwunden, doch nicht auch jener des Publicums, besonders der Gelehrten! Man

konnte nicht leugnen, daß mein Schiff von New-York nach Albany gefahren, allein man wettete jezt, daß es den umgekehrten Weg nicht zurücklegen könne! Als aber auch Das durch die That bewiesen war, hieß es: ‚Es ist eine Spielerei, eine kostbare Unterhaltung, doch welchen practischen Nuzen kann ein solches Fahrzeug haben.'"

In kurzer Zeit befuhren unzählige Dampfer die Ströme Amerika's, allein die Gelehrten behaupteten jezt steif und fest, daß ein Dampfboot den Ocean nicht befahren könne. Es erschienen hierüber sowohl in Amerika als auch in Europa Schriften, welche diese Unmöglichkeit und die Fruchtlosigkeit eines solchen Versuches zu beweisen suchten. Doch plözlich löste ein Dampfer das Problem, machte dem unfruchtbaren Streit ein End und sezte die Herren Gelehrten auf den Esel. Am 26. Mai 1819 segelte der Dampfer „Savannha," ein stolzer Dreimaster mit horizontaler Maschine, aus dem Hafen von Savannha in Georgien und steuerte kühn in die offene See, um nach Liverpool in England zu dampfen. Mit ängstlicher Spannung sah man dem Bericht über dieses kühne Unternehmen entgegen. Da meldeten die Zeitungen, daß der Dampfer nach einer Fahrt von 25 Tagen, während welchen die Maschine 18 Tage gearbeitet hatte, in Liverpool wohlbehalten angekommen sei. Ungeheuer war das Staunen und die Verwunderung der Bewohner der englischen Küste, als sie ein Schiff ohne Segel mit ungeheuerer Geschwindigkeit das Meer durchfurchen sahen. Als es der Küste näher kam und in den Georgskanal einlief, gewahrte man den Rauch, der aus dem Schlote aufstieg, weßwegen man auf die Meinung kam, es sei ein Brand am Borde des Schiffes ausgebrochen. Ein englischer Capitän sandte demselben daher schleunigst 2 Piroguen zu Hilfe. Allein bald gewahrte er den Irrthum und begab sich dann selbst an Bord des wunderbaren Fahrzeugs. Die versammelte Volksmasse be-

grüßte das Dampfschiff mit einem enthusiastischen Beifallssturm und rief voll Staunen: „Ein Dampfschiff, ein Dampfschiff aus Amerika!“ Und die Gelehrten mit ihrer Stubenweisheit?! Sie gestanden erst nach 2 Decennien ihre Thorheit ein, nachdem sie mitten auf dem Ocean am heißen Schornstein sich die Finger verbrannt. Und der geniale Erfinder der Dampfschiffe? Der Congreß ertheilte ihm ein Patent, das ihn berechtigte, auf den größten Flüssen Amerika's die Dampfschifffahrt zu betreiben. Allein Fulton gerieth durch den kostspieligen Bau mehrerer Dampfer so tief in Schulden, daß er sich genöthiget sah, sein Privilegium bald für diesen, bald für jenen Fluß um einen Spottpreis zu verkaufen. Er besaß, kurz vor seinem Tode, nur noch 2 Privilegien für 2 Flüsse. Schließlich beauftragte ihn der Congreß, einen großen Kriegsdampfer, 145′ lang und 55′ breit zu bauen. Muthig ging der große, rastlos thätige, unternehmende Mann an's Werk, allein wenige Tage vor der Vollendung dieses Seeungeheuers starb er, 1815, mit Hinterlassung der ungeheuern Schuld von 100,000 Dollars! Der Congreß verwilligte erst 1829 seinen Kindern 5000 Dollars nebst dem Zins hieraus von 1815 an, und 1839 ließ er denselben 100,000 Dollars zu Tilgung der väterlichen Schuld ausbezahlen. Der hochverdiente Mann erntete also nicht persönlich die Frucht seiner jahrelangen Bemühungen, er starb in Kummer und Nahrungssorgen, und erst seine Kinder sollten ernten, was der Vater ausgesät. Fulton's Namen aber ist hochberühmt in Amerika und weit über die Grenzen seines Vaterlandes.

Samstag, den 17. October. Ein häßlicher Tag, der Himmel hat alle Schleusen geöffnet, der Regen gießt in Strömen nieder, die Matrosen triefen von See- und Regenwasser, der Wind heult gespenstig durch die Takelage, alle Luken und Thüren sind geschlossen, die Wellen gurgeln unter dem Kiel,

der schwere Koloß schwankt trunken in den Wogen und ächzt in allen Fugen, das Zwischendeck ist zum Siechenhaus geworden, die Seekrankheit ist unumschränkte Regentin in diesem schrecklichen Raum. Auch ich fiel ihr zum Opfer, doch nur in geringem Grade, denn sie vermochte es nicht, mich auf's Bett zu werfen. Ich kauerte mich in die Ecke neben mein Bett und eine provisorische Wand, welche die Matrosen zur Abgrenzung ihres Gebietes von dem der Zwischendecker aus allerlei Brettern und Gattern aufgerichtet. Da saß ich denn gedrückt, verstimmt, dumpf hinbrütend, mattherzig auf meinem Köfferlein, umhüllt von verpesteter Luft, umwogt von Tönen des Jammers und des Wehs. Mein vis-à-vis, die rheinbaierische Familie, ächzte und stöhnte hinter einem Vorhang, der mir wenigstens den Anblick Dessen entzog, was meine Ohren zuweilen vernahmen, und meine empfindliche Nase in eine gelinde Verzweiflung versezte. Ich konnte heut den ganzen Tag auch nicht ein Atom frische Luft schöpfen, und als ich genöthigt war, aus dem Zwischendeck in die Etage über demselben, die sich unter Deck befindet, hinaufzusteigen, mußte ich mich wie ein kleines Kind mit den Händen an den Stufen der Treppe festhalten, um nicht etwa bei einer der heftigen Schwankungen des Schiffes rückwärts hinabzustürzen. Und erst an jenem Ort — ein Bild der Schrecken! Meine Feder sträubt sich, es wiederzugeben. Hier übermannte mich der Ekel, und ich mußte den hungerigen Fischen übergeben, was ich soeben zu Mittag gegessen. Ich sezte mich sodann auf die Treppe und rutschte wieder hinab in den qualvollen Abgrund. Man ist während der Seekrankheit geistig gelähmt, eine vollständige Apathie bemächtigt sich der Seele, man ist indifferent gegen Alles, man stiert gedankenlos vor sich hin und würde ohne Schreck und Furcht selbst in's nasse Grab starren. Man ist unfähig zu beten, unfähig sich geistig aufzuraffen und zum Himmel emporzuschwingen, man bringt es höchstens zu einem bebenden Stoßseufzer.

Welches Bild bietet aber ein überfülltes Zwischendeck auf der Ueberfahrt nach Amerika während eines Sturmes! Ein Zwischendeck, in welchem 50 Kinder Tage und Nächte lang schreien, und entmenschte Cannibalen ihr Wesen treiben! Aber noch weit schrecklicher ist die Lage im Zwischendecke eines Segelschiffes, das oft Wochen lang von Sturm und Wellen hin- und hergeworfen wird und nicht selten einem schwimmenden Sarge gleicht! Ich will hier solch ein Exempel anführen. Im Jahre 1869 lief das Segelschiff „John Bertram“ in den New-Yorker Hafen ein, das von Hamburg bis nach Amerika 103 Tage gebraucht hatte, von denen $^2/_3$ stürmisch waren! Dieses Schiff nahm bei seiner Abfahrt von Hamburg 448 ferngesunde Personen an Bord, von denen 19 auf der Ueberfahrt starben, und 50 sogleich nach der Landung in's Spital verbracht werden mußten. Auf Anordnung der Sanitätsbehörde in New-York wurde von Dr. Judson eine Inspection des Schiffes vorgenommen, und auf Grund derselben von jenem Arzte folgender Bericht an die Sanitätsbehörde erstattet: „Als ich das Schiff inspicirte, fand ich dasselbe in sehr schmuzigem Zustande, da der Raum für die vielen Passagiere nicht hinreichte. Obgleich eine genügende Menge Arzneimittel an Bord war, so verstand doch Niemand das Geringste von der Arzneiwissenschaft, und diesem Umstand, sowie der Vernachlässigung der einfachsten Sanitätsmaßregeln ist die große Sterblichkeit zuzuschreiben. Die Schiffsoffiziere können Dieses in keiner Weise beschönigen. Es wurden 2 Karrenladungen Mist vom Schiffe gebracht, und dasselbe sodann desinficirt.“ Mach dir nun, wenn du's vermagst, einen Begriff vom Aufenthalt in einem Zwischendeck eines Segelschiffes während 103 Tagen, von denen 68 stürmisch waren!

Sonntag, den 18. October. Ein schöner Sonntag, daß Gott erbarm! Wie gern hätte ich in Buffalonischer Hize eine Predigt verfaßt, memorirt und gehalten, wenn ich dafür

auch nur eine Stunde aus dem Zwischendeck hätte erlöst werden können! Und am Liebsten hätte ich mir dann das Evangelium vom reichen Prasser im Abgrunde der Hölle gewählt, der Vater Abraham anflehte: „Vater Abraham, erbarme dich meiner, und sende den Lazarus, daß er seine Fingerspize in's Wasser tauche und meine Zunge abkühle; denn ich leide große Pein in" — diesem Zwischendeck hätte ich bald gesagt, statt in „diesen Flammen." Und ich würde lebensfrisch, ergreifend, dramatisch des reichen Prassers Pein geschildert haben — hätte ich doch nur aus eigener Erfahrung die Lage im Zwischendeck bei stürmischem Wetter schildern dürfen. Aber — wer weiß — hätte mir vielleicht nicht eine Geisterstimme aus dem Jenseits geantwortet: „Gedenke, Sohn, des Tokaiers, der Havana und des Blüthenduftes in Philadelphia; und darum schweige, dulde und leide!"

Ich saß heute, gerade wie gestern, auf meinem Köfferchen in der Ecke, die brennende Stirne auf die Hand gestüzt; da wird sachte der Vorhang vor der seit 3 Tagen mit Contumaz belegten Provinz Rheinbaiern empor gehoben. Erdfahl und mit hohlen Augen grinst mich die Nachbarin an und bittet mit matter, schwacher Stimme: „O lieber Herr, reichen Sie mir doch ein Glas frisches Wasser, denn ich verschmachte vor Durst!" Bereitwillig stand ich auf, ging zu dem großen, verzinnten Blechkessel, der das Trinkwasser enthielt, schöpfte davon ein Glas voll und brachte es der Jammergestalt. In gierigen Zügen trank sie das matte, abgestandene Wasser, denn man erwies den Zwischendeckern nicht so viel Gunst, ihr tägliches Trinkwasser durch ein Stück Eis genießbar zu machen. Als sie den Durst gelöscht, strengte sie sich an, durch eine freundliche Miene sich dankbar zu bezeigen, was ihr aber gänzlich mißlang. Ich hatte die ganze Familie 3 Tage lang mit keinem Aug gesehen, woraus hervorgeht, daß ich mich genöthiget sah, während dieser Zeit mein Eßgeschirr nach der trockenen Methode

mit Zeitungspapier zu waschen. Am Abend jedoch kroch das seekranke Gespenst unter dem Vorhang hervor. Ich holte ihm eine große Schüssel voll Seewasser, worauf eine großartige Wäsche verschiedener Artikel vorgenommen wurde, die wohl Jedem das Essen auf viele Wochen hätten verleiden können. Das Anerbieten zu acceptiren, mein Eßgeschirr ein Bad im Schlammteich der Schüssel nehmen zu lassen, weigerte ich mich standhaft. Nachdem die Wäsche vollendet war, trug ich die Schüssel mit abgewandtem Gesicht unter Deck und schüttete das trübe Element in die See. Ach Gott, was kann man nicht erleben im Zwischendeck! Hätte ich mir je träumen lassen, daß ich dort den Functionen eines Küchejungen mich unterziehen würde! Doch, was war zu thun? Die kranke Frau war nicht im Stand, sich auf den Füßen zu halten, geschweige denn, die Treppe zu erklimmen, warum hätte ich also nicht dieses Werk der Barmherzigkeit an ihr üben sollen?

Montag, den 19. October. Der Wind hatte sich gelegt, aber sehr hoch gingen die Wellen. Und diese Wellen bewegten sich in gleichmäßigen Intervallen von Westen nach Osten. Ich habe niemals schönere Wellen gesehen. Denkt man sich von der tiefsten Stelle des Wellenthales eine senkrechte Linie und von deren Höhepunkt eine horizontale bis zum Kamm der beiden Wellenberge, so betrug die Höhe der senkrechten Linie mindestens 50′, und die Länge der horizontalen 500′, so daß die Gipfelpunkte der Wellenberge 1000′ von einander entfernt waren. Und diese Wellen hielten in ihrer Mächtigkeit 2 Tage an. Das war ein imposanter, majestätischer, erhabener Anblick. Ich konnte mich nicht satt sehen. Und welche Farbentöne wechselten zwischen Berg und Thal! Die übereinander stürzenden Kämme waren silberweiß, dann folgte ein Bläulichgrün, wie man es nur am Gefieder der schönsten Colibris sieht. Und über diese prachtvolle Farbe ergoß sich ein Metallschmelz von

Rosa und Violett, während die Tiefe des Thales einer Wiese glich, die im saftigen Grün des Frühlings prangt. Kein Maler ist im Stand, solche Farben zu mischen und solche Pracht mit dem Pinsel wiederzugeben. Zuweilen zeigte sich auf der Höhe des durchsichtigen Wellenberges ein großer Fisch, der beutegierig unserem Schiffe folgte. Der Aether war klar und rein, die Luft mild und fächelnd, und während des ganzen Tages sandte die Sonne freundliche Strahlen vom Himmel. Wonnevoll legte ich mich auf ein Segeltuch im Bugspriet und ergözte mich an dem herrlichen Anblick. Auch die Seekranken krochen auf's Deck und athmeten die reine, milde Himmelsluft.

Dienstag, den 20. October. Der Wind wehte stärker, von Zeit zu Zeit fiel ein Regenschauer mit Schlossen untermischt, dann zeigte sich wieder das tiefblaue Firmament, und freundlich lächelte das Tagesgestirn. Ich will für heute eines Gegenstandes erwähnen, der besonders für Amerika in religiöser, politischer und socialer Beziehung von höchster Bedeutung ist, und der ausnahmslos auf alle Leser seine Anziehungskraft äußern wird — des Mormonenthums.

Wer hat nicht schon von den Mormonen gehört? Wer aber weiß in der Regel mehr von ihnen, als daß bei ihnen die Vielweiberei herrscht? Die Entstehung, die Ausbreitung und Schicksale dieser Secte sind den Meisten ein spanisches Dorf. Wer aber das Mormonenthum nicht kennt, der kennt Amerika nicht. Ohnehin sind die Mormonen durch die Pacific-Eisenbahn der civilisirten Welt näher gerückt, da dieselbe mitten durch das Territorium Utah, dem Hauptsiz der Mormonen, ja selbst durch ihre Residenz am Salzsee, die Salt-Lake-City, fährt, weßwegen ihre Geschichte zur Kenntniß des großen Publicums zu gelangen verdient.

Der Stifter dieser schwärmerischen, abergläubigen, jüdisch-christlich-mahomedanischen Secte ist Joe Smith. Er wurde am

23. September 1805 zu Sharon, im Staate Vermont geboren. Sein Vater war ein wenig bemittelter Landmann. Joe wuchs bei harter Arbeit auf und genoß einen dürftigen Schulunterricht, niemals aber eine höhere oder gar gelehrte Bildung. Er widmete sich dem Handelsfach und las nebenbei Wesleyanische Predigten und die heilige Schrift. Sein religiös gestimmtes Gemüth und sein nach Wahrheit ringender Geist gerieth aber in ein Chaos von Zweifeln und Widersprüchen, in dem er sich nicht zurecht zu finden im Stande war. Er suchte daher Belehrung und Rath bei den verbreitetsten Kirchen, bei der protestantischen, englischen, puritanischen, methodistischen u. s. w., hielt sich aber fern von der katholischen, gegen die er eine Abneigung empfand. Der Protestantismus mit seiner inneren Zerfahrenheit, der Anglicanismus mit seinem versteinerten Buchstabenchristenthum, der Methodianismus mit seiner Schwärmerei, sowie die übrigen Denominationen mit ihrer Willkürlichkeit und ihren Absurditäten konnten ihn nicht befriedigen, und darum erklärte er alle bestehenden Religionen und Confessionen für falsch und unternahm es, eine neue Religion zu stiften. Diese seine neue Religion war ein Mischmasch von Judenthum, Christenthum, Muhamedanismus, Chiliasmus, Theokratie und Communismus. Um seinen religiösen, schwärmerischen Ideen Eingang zu verschaffen, bediente er sich, gleichwie Mohammed, des Betrugs. Er gab vor, mit Gott und den Engeln in Rapport zu stehen und von ihnen Offenbarungen empfangen zu haben. Er behauptete, schon mit 17 Jahren (1820) eine Stimme vom Himmel vernommen zu haben, die alle bestehenden Religionen für falsch erklärte, und die ihn zur Stiftung einer neuen, der wahren Religion berufen habe. Er gerirte sich bald darauf als einen Abgesandten Gottes, trat offen mit seinen fingirten Revelationen und Visionen auf und verwickelte sich dadurch in einen Religionsstreit mit mehreren Sectenpredigern, die ihn als

einen Betrüger und Träumer erklärten. Er mußte sich also ihnen gegenüber als einen Inspirirten und Abgesandten Gottes documentiren, was er denn auch, und zwar auf sehr plumpe Weise in's Werk sezte. Er gab vor, ein Engel habe ihn am 21. September 1823 beauftragt, die in der Erde vergrabenen Tafeln der Offenbarungen aufzusuchen. Er suchte, und wer sucht, der findet ja, und fand 1827 eine auf goldene Platten in ägyptischen Buchstaben geschriebene Urkunde, die eine Ergänzung der heiligen Schrift des alten Testamentes enthielt, und deren Verfasser „Mormon" geheißen. Von diesem Mormon nahmen die Anhänger Smith's den Namen „Mormonen" an. Er behauptete ferner: bei diesen Platten seien 2 transparente Steine gelegen, die ihm als Instrument oder Medium gedient hätten, den Inhalt der Urkunde zu übersezen. Unser Joe verstand nämlich weder arabisch, noch hebräisch. Dieses Buch der Mormonen, nach Joe's Angabe, die treue Uebersezung des Inhaltes der gefundenen, beschriebenen Tafeln, behauptet, göttlich inspirirt zu sein, und beansprucht denselben Glauben wie die Bibel. Es enthält die Geschichte der Ureinwohner Amerika's, die nach dem mißglückten Thurmbau von Babylon aus Asien auswanderten und in Amerika sich niederließen. Es erzählt, daß Christus nach seiner Auferstehung den Amerikanern erschienen und dort seine Kirche gegründet habe. Die Christen wurden aber, ihrer Sünden wegen, ausgerottet. Das geschah im vierten oder fünften Jahrhundert. Mormon, der lezte christliche Prophet, verfaßte sodann eine Geschichte der amerikanischen Christen, ihrer Lehren und Weissagungen, und grub dieselbe in eben jene Platte ein, die Smith gefunden haben wollte. Mormon's Sohn, Morani, erhielt, als auch er verfolgt wurde, von Gott den Befehl, die von seinem Vater überschriebenen Tafeln zu vergraben, wobei ihm geoffenbart wurde, daß Gott selbst dieselben in seinen Schuz nehmen und erst „in den jüngsten Tagen" wieder an's Tageslicht fördern werde.

Angestellte Untersuchungen haben ergeben, daß ein gewisser Salomon Spaulding, ein anglicanischer Prediger in Neu-Salem, 1812, einen Roman über die Ureinwohner Amerika's und die Abenteuer der in Amerika zerstreuten Stämme Israels verfaßte, an dessen Herausgabe ihn aber der Tod hinderte. Das Manuscript gelangte in den Besiz eines gewissen Sidney Rigdon, eines Freundes Smith's. Beide copirten dasselbe, Smith fügte, auf eigene Faust, einige Portionen pikanten Senfs hinzu und vernichtete dann Spaulding's Original. Hierauf wurde der unschäzbare Fund einer „goldenen Bibel" in den amerikanischen Zeitungen ausposaunt, und die Humbugsucht der Yankee's verschaffte derselben in kurzer Zeit einen großen Leserkreis. Der über alle Erwartung günstige Erfolg ermuthigte Joe Smith, ein zweites inspirirtes Buch herauszugeben, das Offenbarungen von Engeln enthielt. Das hebräische Original wollte er von den Engeln selbst empfangen und dann übersezt haben. Die Möglichkeit der Uebersezung wies er damit nach, daß er behauptete, eine Wunderbrille zu besizen, vermittelst welcher er hebräische und griechische Prophetieen in die englische Sprache übersezen könne. Auch dieses Buch fand Anklang. Nun verlegte sich der schlaue Smith auf's Prophezeien und betrieb dasselbe mit ächter Smartneß als gewinnreiches Handwerk. Er wirkte auch Wunder und trieb mit Vorliebe Teufel aus. Es fanden sich auch, leider, gar Viele, die ihm um Geld und gute Worte den Gefallen erwiesen, sich als besessen, und, nach dem mit ihnen von Smith vorgenommenen Beschwörungs-Hocus-Pocus, als entteufelt zu zeigen. Die Anhänger Smith's nannten sich großsprecherisch „die Heiligen der lezten Tage, the latter days saints." Die Dogmatik dieser sauberen Heiligen ist noch nicht abgeschlossen, da noch fortwährend Offenbarungeu erfolgen, doch ist Folgendes bereits dogmatisirt: Sion wird wieder hergestellt. Das Reich Christi auf Erden dauert 1000 Jahre, und erfolgt am

Ende desselben die Auferstehung der Todten. Gott ist ein körperliches, mit Sinnen begabtes Wesen. Die ganze Welt mit allen ihren Gütern gehört den Mormonen. Ihre Kirche besizt die Gnaden- und Wundergaben des Urchristenthums. Sie glauben an Gott Vater, an seinen Sohn Jesum Christum, an die Erlösung durch ihn und an den heiligen Geist. Sie halten eine verschiedene Taufe für nothwendig, eine für Sünder, eine für Kranke und eine für Todte. Sie taufen in der Kirche und in Flüssen durch Untertauchung. Sie schreiben der Todtentaufe die Wirkung zu, die Seelen der Verdammten aus der Hölle zu erlösen. Nächstenliebe, Gehorsam gegen die Obrigkeit, Mäßigkeit, Fleiß und Vielweiberei sind der Inbegriff ihrer Moral. Sie unterscheiden ein Priesterthum nach der Ordnung des Melchisedech und nach jener des Aron und haben eine Hierarchie von Propheten, Aposteln, Bischöfen, Hirten, Großpriestern, Lehrern, Aeltesten und Diakonen.

Nachdem Smith und Witmer zuerst in Manchester am Ontario-See Gläubige um sich gesammelt hatten, und in Folge einer Vision Smith's nach Kirtland in Ohio übergesiedelt waren, wurde der erste Plaz einer General-Niederlassung, wo das neue Jerusalem erstehen sollte, von Smith durch Prophetie bestimmt — es war ein Ort im Staate Missouri, im County Jackson. Er prophezeite yankee'sch: „Wahrlich ich sage euch: mein Knecht Sidney Gilbert (ein mormonischer Apostel) soll sich an diesem Plaze anbauen und einen Laden etabliren." Und es geschah 1833, daß dort Neu-Sion erbaut wurde. Allein es ist ihnen im neuen Jerusalem übel ergangen. In Folge der allen fanatischen Sectirern eigenen Herrschsucht und Anmaßung, Polemik und Proselytenmacherei, sowie ihrer schnell anwachsenden Zahl und der leicht zu mißbrauchenden unumschränkten Gewalt ihres geistlichen und weltlichen Oberhauptes in Einer Person, geriethen die Mormonen in Conflict mit den übrigen Einwoh-

nern, der zu blutigen Raufereien und gewaltthätigen Excessen führte. Ohnehin fürchteten die ebenso fanatischen und wahnwizigen Methodisten, Baptisten, Campelliten u. drgl. Consorten, durch den wachsenden Einfluß der Mormonen an Macht zu verlieren. Es entstand ein allgemeiner Aufruhr gegen die Heiligen der lezten Tage, bei welchem Joe des Nachts aus dem Bette geholt und gelyncht, d. h. getheert und gefedert wurde. Der moderne Prophet mag sich in der neuen Uniform gar possirlich ausgenommen haben — ein Prophet der Heiligen im Costüme eines Papagenos! Seine Weiber konnten ihn jezo sensu proprio rupfen. Die Mormonen mußten, namentlich nach der ihrem Propheten angethanen Schmach, das Feld räumen. Sie zogen, 1834, 15,000 Mann stark, nach Illinois, und erbauten Nauvoo am Mississippi. Hier gründete Smith einen Gottesstaat, dessen Prophet, König und Hoherpriester er selbst war. Er gab als unumschränkter Herrscher Geseze, bildete eine Miliz und baute einen prachtvollen Tempel, der 1,000,000 Dollars kostete. Er trug in Frontispice in goldenen Buchstaben die Inschrift: „The house of the Lord, built by the church of Jesus Christ of latter days saints. Commenced 1th April 1841,“ d. h. das Haus des Herrn, erbaut durch die Kirche Jesu Christi, der Heiligen der lezten Tage. Begonnen am 1. April 1841. In diesem Tempel befand sich ein kolossales Taufbecken, aus Metall gefertigt, das auf 12 Ochsen ruhte, die vergoldete Hörner hatten.

Joe erhielt sogar manche Privilegien auf legislativem Wege. Dem gefederten Propheten schwoll dadurch und in Folge der Huldigung der Bornirtheit der Kamm so sehr, daß er sich so weit verstieg, als Candidat der Präsidentschaft der Vereinigten Staaten aufzutreten!!

Die Mormonen bauten den Boden vortrefflich an und führten eine wahre Musterwirthschaft ein. Eine Menge Aben-

teurer, Schwärmer und Frauennarren strömte nach Nauvoo. Joe sendete kraft seiner göttlichen Mission Apostel in alle Welttheile aus, um die neue Lehre zu verkünden und Proselyten zu machen. Und ihre Propaganda blieb nicht erfolglos — wo wäre je eine Narrheit aufgetaucht, die nicht Anhänger und Vertheidiger gefunden hätte! Wenn nun überdieß ein verschrobener Kopf bei der allwaltenden Sinnlichkeit und Verkommenheit der Lüsternheit mit Vielweiberei schmeichelt, so kann es ja nicht fehlen, daß alle Buhler und Dirnen dem neuen Evangelium zujauchzen. Allein die Herrlichkeit sollte auch hier nicht lange währen. Die Mormonen wurden vom Glücke berauscht, übermüthig, aggressiv. Sie gingen zu Thätlichkeiten über und zerstörten das Bureau der Zeitschrift „Nauvoo-Expositor", worauf ein Haftbefehl gegen Joe erlassen wurde. Joe protestirte aber gegen einen solchen Gewaltact, der an seiner geheiligten Person verübt werden sollte, und rief seine Anhänger zu den Waffen. Der Staat Illinois bot deßwegen die Miliz auf, um den Aufruhr zu dämpfen. Joe erkannte nunmehr die Unmöglichkeit, Widerstand zu leisten und stellte sich mit seinem Bruder Hiram dem Gerichte, nachdem der Gouverneur sich für seine Sicherheit verbürgt hatte. Allein am 27. Juni 1844 drangen als Indianer verkleidete Individuen in sein Gefängniß und schossen ihn und Hiram nieder. So endete der große, gefederte Prophet. Nach seinem Tod erhoben sich verschiedene Parteien, es trat innerhalb der Secte Spaltung ein, es gab heftigen Streit und Kampf, und schien es nicht anders, als seie schon jezt das Ende des tausendjährigen Reiches gekommen. Brigham Young, Sidney-Rigdon und ein Bruder Joe's stritten sich um das Amt des Propheten-Königs. Brigham Young siegte über seine Gegner, allein das theokratische Reich war dermaßen im Innern zerrüttet und von außen hart bedrängt, daß der Prophet-König den Befehl ertheilte, aufzubrechen und an einem

Orte, wo keine Gentiles (Heiden, denn die Mormonen halten alle Nicht-Mormonen für Heiden), wohnen, sich niederzulassen. Im Frühling 1846 brachen sie auf, ohne zu wissen wohin. Sie zogen nach Westen, wanderten, wie die Kinder Israels, durch Steppen und Wüsten, durch Flüsse und Prairieen, unter vielen Strapazen und harten Entbehrungen, bis sie endlich im Frühjahr 1847 in Utah einen Plaz gefunden zu haben glaubten, wo sie, abgeschlossen von aller Welt, das neue Sion gründen und den Gottesstaat herstellen könnten. Sie ließen sich am Großen Salzsee, der 4210′ über dem Meeresspiegel ligt, nieder. Das ganze Land war eine völlige Wüste und fast gänzlich unbewohnt, blos einige wenige Horden der rohesten Indianer, die sich von Wurzeln nährten, streiften durch die Wildniß. Das Becken des Großen Salzsees ist von hohen Bergen umschlossen, deren höchste Firnen ewiger Schnee bedeckt. Der Winter ist sehr streng und der Sommer meistens regenlos. Weite Salzflächen mit trostlosen Ebenen, auf denen blos Chenopodiaceen und Artemisien kümmerlich ihr Dasein fristeten, umgaben den See bis zum Fuß der Gebirge, blos auf eine kurze Strecke durch einen Fluß durchströmt, den die Heiligen sogleich Jordan nannten. Gegen Süden und Osten war das Becken vor jeder Berührung mit den Heiden durch ungeheuere Strecken Prairielandes gesichert, und gegen Norden und Westen war es durch unübersteigliche, unzugängliche Berge geschüzt. Kein Weg und keine Straße, geschweige denn eine Eisenbahn führte in die Nähe des Salzsees, jede Verbindung und jeder Verkehr mit der Welt war vollständig abgeschnitten. Und das Alles entsprach den Mormonen; hier konnten sie ohne irgend welchen hemmenden Einfluß von außen ihr neues Gottesreich gründen. Sie deuteten alle vorgefundenen Verhältnisse biblisch aus und erklärten die geographische Beschaffenheit und Eigenthümlichkeit Palästina's als Typen ihres wahren gelobten Landes. Der Große

Salzsee war ihnen das todte Meer, der Utah-See, der See Genesareth, der Fluß zwischen beiden Seeen der Jordan, die Gebirge der Libanon, die Indianer die Philister, Jebusiter u. s. w. Das Wasser des Großen Salzsees enthält sehr viele Salztheile (22 % feste Bestandtheile und darunter 20 % Kochsalz). Weil sein Wasser so sehr mit Salz gesättiget ist, vermag kein Thier darin zu leben. Einige Felsen-Inseln erheben sich senkrecht aus der Salzfluth und erreichen die erstaunliche Höhe von 3000′. Der südlich von diesem See gelegene Utah-See hat reines, süßes Wasser und ist sehr fischreich.

Das Erdreich enthält außer Salz viel Alkali und ist für den Anbau von Frucht sehr geeignet. Und den Mormonen ist es gelungen, dieses Becken, über dem der Fluch Gottes zu liegen schien, in ein Paradies umzuwandeln. Im Jahre 1849 hatten sie schon 6000 acres Land cultivirt, und 1850 besaßen sie drei größere Colonieen und sehr viele Farmen. Sogleich begannen sie, das neue Jerusalem auf dem östlichen Ufer des Jordan zu bauen. Es wurde sehr großartig und regelmäßig angelegt: die Straßen sind 132′ breit, jedes Quadrat (Block) 660′ lang und breit, und enthält jedes so viele Lots, daß auf eines 5/4 acres Land kommen. Jedes Haus muß 20′ von der Straßenfront abstehen, und dieser Raum mit Buschwerk und Blumen bepflanzt werden. Durch jede Straße rinnt ein klares Bächlein, das zur Reinhaltung der Straßen und zur Cultur der Gärten wesentlich beiträgt. Der Bau eines ungeheuer großen Tempels wurde ebenfalls begonnen, der aber zu seiner Vollendung noch viele Zeit in Anspruch nehmen wird, da er der größte des Erdbodens werden soll.

Nachdem die Mormonen sich eine neue blühende Heimath gegründet, luden sie alle ihre Glaubensgenossen in der weiten Welt ein, im neuen Jerusalem sich niederzulassen. Sie sandten zahlreiche Missionäre aus, denen es auch gelang, eine große

Anzahl Mormonen zur Uebersiedelung nach Neu-Jerusalem zu bestimmen. Sie wurden in ihren Bemühungen nicht wenig durch die Meinung unterstützt, die sich bald nach Gründung des neuen Gottesreiches in Utah unter den Mormonen gebildet und befestigt, daß man nur auf dem heiligen Boden jenes Landes selig werden könne. Zur Unterstützung und Förderung der Einwanderung ihrer Glaubensbrüder gründeten sie in den Hafenplätzen Californien's, sowie durch den Staat Nevada Ansiedelungen.

Schon 1849 hatten die Mormonen ihrem Staat eine demokratisch-theokratische Verfassung gegeben und in Washington um Genehmigung derselben nachgesucht; der Congreß verweigerte jedoch rundweg die Genehmigung derselben. Ein Hauptgrund der Verwerfung derselben war die notorische Vielweiberei der Mormonen, zu der sie sich zwar, mit Rücksicht auf die öffentliche Meinung, nicht mit nackten Worten bekannten, die aber durch ihre Theorie von den „geistlichen Schwestern und Bräuten" nur schlecht verhüllt war. Der Congreß faßte den Beschluß, Utah die gewöhnliche Territorial-Verfassung zu geben und unter einen nichtmormonischen Gouverneur zu stellen. Dagegen erhoben aber die Heiligen Protest und ein blutiges Dazwischentreten durch die bewaffnete Macht stand bevor. Es wurde jedoch in lezter Stunde noch durch den eigenthümlichen Ausweg vermieden, daß man den Bock zum Gärtner machte, das heißt: Brigham Young zum Gouverneur ernannte, durch ein Gesez vom 9. September 1850 Utah als Territorium anerkannte und dessen Organisation regelte. 1858 ernannte der Congreß wiederum einen Nicht-Mormonen als Gouverneur, wogegen sich dieselben aber wiederum auflehnten. Der Congreß sandte aber Truppen, um seinen Beschluß aufrecht zu erhalten. Am 14. Juni desselben Jahres zogen dieselben in der Great-Salt-Lake-City ein, und man war berechtigt, anzunehmen, daß der Con-

greß endlich der durch die Congreßacte verbotenen Vielweiberei ein Ende machen würde, was aber bis heute nicht geschehen ist. Brigham Young hat z. B. 70 Weiber!

Die Mormonensecte macht in aller Herren Ländern Propaganda und entwickelt eine erstaunliche Missionsthätigkeit, die viel Geld verschlingt und einer besseren Sache werth wäre. John Taylor wurde ausgesendet, um Frankreich und Italien zu bekehren; Lorenz Snow, um die Schweiz und Sardinien für das neue Evangelium zu gewinnen; Ernst Now, um Deutschland und Scandinavien in die Kirche der Heiligen aufzunehmen, und Franklin Richards, um England aus der Nacht des Heidenthums zu erlösen. Es bestehen Missionen in Malta, Gibraltar, Ostindien, China, Japan, Chili, auf den Sandwichinseln und in Australien. Circa 500 Missionäre wirken unter den Heiden. 1856 gab es 120,000 Mormonen, 68,000 in Amerika, 39,000 in Europa, 3500 auf den Sandwichinseln, 2400 in Australien, 1000 in Asien und 100 in Afrika. In Europa sind die Mormonen am zahlreichsten in England, Dänemark, Schweden und Norwegen. In der kurzen Zeit vom November 1854 bis April 1855 trafen in der Missionsanstalt San Bernardino in Californien 3626 Mormonen ein, und darunter stammten 409 aus Dänemark, 71 aus Schweden, 53 aus Norwegen und die Uebrigen größtentheils aus England.

Die Gemeinde der Heiligen steht zunächst unter dem Könige und Propheten Brigham Young, dann unter Kimball und Grant, die mit Young gleichsam ein Triumvirat bilden. Es folgen sodann: 7 Apostel, 2086 Mitglieder des Siebenziger-Rathes, 715 Oberpriester, 994 Aelteste, 514 Priester, 471 Monitoren und 227 Diakonen, also ein ganzes Heer geistlich-weltlicher Obrigkeit, das übrigens den, wie es scheint, nahe bevorstehenden Zerfall der Secte nicht wird aufhalten oder abwenden können. Ein höchst gefährliches Schisma ist in der Mormonen-

kirche ausgebrochen. David und Alexander Smith, 2 Söhne des in Nauvoo ermordeten Stifters der Secte, sind öffentlich gegen Brigham Young aufgetreten, sie heißen denselben einen falschen Propheten und Betrüger und verwerfen die Vielweiberei als eine von demselben willkürlich eingeführte Neuerung.

David Smith ward kurz nach der Ermordung seines Vaters geboren, der seine Geburt prophezeit und ihn als zukünftigen Propheten bezeichnet hatte. Solches ist den Mormonen sehr wohl bekannt, und Brigham Young selbst erklärte bei seiner Wahl zum König-Propheten, daß er dieses Amt nur als Stellvertreter David Smith's übernehme. Nachdem Dieser aber volljährig geworden war, weigerte sich Jener, seiner Herrscherstelle zu entsagen. Daher die Opposition, daher der glühende Haß des Einen gegen den Andern, daher die schonungslosen gegenseitigen Angriffe beim Gottesdienst und in der Presse. Brigham Young verbot David Smith, den Mormonentempel zu betreten, worauf Dieser in der protestantischen Kirche Neu-Jerusalems gegen Young zu predigen begann. Als er sich aber vor den Nachstellungen dieses seines Todfeindes nicht mehr für sicher hielt, ging er vorläufig nach Californien, wo er viele Anhänger fand. Selbst in der eigenen Familie Young's bildete sich eine Partei für David Smith, die der Prophet nur mit eiserner Strenge im Zaum halten konnte.

Auf Brigham Young's Seite steht Joe Smith, ein Sohn des ermordeten Hiram und Neffe des Stifters der Secte, somit eine mächtige Stütze des Propheten.

Auch die mormonische Presse hat sich in den Streit gemischt. Der „Telegraph" steht auf Brigham Young's, das „Utah-Magazine" dagegen auf David Smith's Seite. Es bestreitet namentlich die absolute Glaubwürdigkeit der Young'schen Aussprüche. 2 Männer der Mormonen-Hierarchie, s. g. Aelteste, redigirten das Blatt und wurden deßwegen vor das geistliche Gericht

citirt. Sie verwarfen allerdings die Competenz jener Behörde und behaupteten, troz der Bekämpfung Young's durch die Presse, gute Mormonen zu sein, und daß sie dessen absolute Glaubwürdigkeit blos bezüglich weltlicher Dinge bestritten hätten; allein die Mehrheit des Gerichtshofes sprach das Urtheil der Excommunication mit dem Bemerken über sie aus, „daß sie dem Teufel zum Beohrfeigtwerden überliefert würden." Die Excommunicirten sezten aber nunmehr nur um so ungenirter und erbitterter ihre Polemik fort, sie gründeten ein neues Blatt, „The Mormon Tribune", und bezeichneten als Tendenz desselben: die Religionsfreiheit und den Kampf gegen Bigotterie und Fanatismus in allen ihren vielgestaltigen Erscheinungen. Der Redacteur des „Reporter", ebenfalls ein Oppositionsblatt, wurde von den Mormonen gelyncht, weil er das „heilige" Institut der Mormonen, die Polygamie, angriff. Der Sohn eines Mormonenrichters schlug, unterstüzt von mehreren seiner Gesinnungsgenossen, den armen Redacteur fast todt.

Die Mormonen leben in der Regel in der Monogamie, nur die Vorsteher der Gemeinden, die Mormonenbeamten und die reichen Kaufleute leben in der Polygamie. Es gibt, troz des Communismus, auch Arme unter den Mormonen; da es eben auch hier Solche gibt, die nur so lange theilen wollen, als sie empfangsberechtigt sind, nicht aber auch noch dann, wenn die Reihe des Gebens an sie kommt. Es wäre zu wünschen, daß diese häßliche Carricatur des Christenthums bald vom Angesicht der Erde verschwände, was am Sichersten dadurch zu erreichen wäre, wenn es gelänge den leichtgläubigen, getäuschten, betrogenen „Heiligen" die Augen zu öffnen.

Mittwoch, den 21. October. Sehr schönes Wetter, hell, mild, sonnig und windstill. Es ließ sich heute ein todmüder Kreuzschnabel auf dem Decke nieder, den ich fing, fütterte und dann wieder in Freiheit sezte. Er blieb auf dem

Schiffe, bis wir nach 2 Tagen in die Nähe der englischen Küste kamen. Was mag wohl den Landbewohner veranlaßt haben, mehrere hundert Seemeilen weit sich auf's Meer zu wagen, wo er weder ruhen, noch Nahrung finden konnte? Wir unterhielten uns einige Zeit mit der Besprechung dieser sonderbaren Erscheinung und fragte nun eine Person, wo denn die Möven, die zahlreich unser Schiff umkreisten, ihre Eier brüten, da sie sich stets auf dem Meere aufhalten, ja zuweilen mitten auf dem Ocean angetroffen werden? Ein in unserer Nähe sich befindender Matrose löste dieses Räthsel durch die Versicherung, sie trügen ihre Eier unter den Flügeln, und seien die aus dem Ei schlüpfenden Jungen flügge und könnten sogleich mit den Alten davon fliegen. Dieser Matrose scheint entschiedene Anlage zu besitzen, sich zu einem ächten Barnum zu qualificiren.

Nachts erzählte ein alter Rheinbayer einem kleinen Zuhörerkreis mehrere Anekdoten, unter andern auch jene, inhaltlich deren Kaiser Joseph II., als Juwelenhändler verkleidet, den türkischen Sultan in Constantinopel besuchte, aber dennoch als Kaiser erkannt wurde. Er warf dabei die Frage auf: „Wer mag es wohl dem Sultan verrathen haben, daß der Juwelenhändler Joseph II. war?“ Meine Küchenmagd beantwortete diese Frage sogleich ganz resolut und bestimmt: „Die Pfaffen, die Jesuiten!“, auf welche Worte sie einen häßlichen, giftigen Accent legte. Dem Altbayer wollte aber diese Antwort durchaus nicht einleuchten, denn er bemerkte ganz richtig: „Das glaub ich nicht, denn Joseph II. war kein Pfaffenfreund und reiste gewiß nicht in Gesellschaft eines Jesuiten oder Hofcaplans nach Constantinopel, woraus hervorgeht, daß ihn auch kein Pfaff verrathen konnte.“ Die giftige Rheinbayerin verharrte aber obstinat auf ihrem Ausspruch, indem sie kategorisch äußerte: „Ach was, die Jesuiten haben in Allem die Händ, sie haben alle Welttheile mit ihren Netzen umsponnen.“ Ich schloß aus

dieser malitiösen Aeußerung, daß das Rippenstück von glühendem Haß gegen alle Priester erfüllt sein mußte. Hätte es mich als Priester erkannt oder gar geahnt, daß ich sein „schönes“ Bild der Welt vorführen würde; ich glaub, es hätte mir dann nicht nur nicht das Eßgeschirr gewaschen, sondern des Nachts die Augen ausgekrazt. Welch ein Kunterbunt-Magazin mag sich wohl im Hirnkasten einer solchen mit Gott, mit der Welt und mit sich selbst zerfallenen Megäre befinden! Wahrhaftig, 's muß ein psychologisches Monstrum sein, das 10 Philosophen in 3 Jahren nicht sichten und katalogiren könnten.

Donnerstag, den 22. October. Morgens um 4 Uhr ging ich auf's Deck, denn der Schlaf floh mein Lager, das übrigens während der neuntägigen Fahrt hart wie ein Brett geworden war. Der Wind hatte sich gedreht, er wehete nicht mehr von Nordost, sondern von Südwest. Die Luft war lauwarm und rings umher rabenschwarze Nacht. Das Meer leuchtete prachtvoll, Myriaden feuersprühender Wasserstrahlen hüpften um den Schiffspanzer. Um 5 Uhr dämmerte es im Osten und in Zeit von einer halben Stunde glühte der Himmel in purpurnem Morgenroth — dem Vorboten regnerischen, stürmischen Wetters. — Der Vorrath meiner Cigarren war erschöpft, ich kaufte einem Schweizer ein Duzend Glimmstengel ab, die mit jenen nahe verwandt zu sein schienen, die ich vor einem Jahr in Wadstena in Schweden gekauft hatte, und deren ich in meinem Buche „Dänisches und Schwedisches“ Erwähnung gethan. Es war ein scharfes, beißendes Kraut, ähnlich meiner Nachbarin im Zwischendeck — doch gut genug für einen Zwischendecker! Ich bezahlte das Stück mit 5 Cents, und da ich keine Münze hatte, gab ich dem Schweizer einen vermeintlichen Papierdollar. Es war aber, wie es sich bei völliger Tageshelle herausstellte, kein Dollar, sondern ein Schwindelpapier, das ich als specificum americanum mit nach Europa mitnehmen wollte.

Ich will nun zu Nuz' und Frommen meiner Leser Näheres darüber berichten. In Amerika gibt es jederzeit Artikel, die überall annoncirt, eine gewisse Zeit lang zur Mode werden, Furore machen und dann spurlos verschwinden. Bezüglich dieser Annoncen und Reclamen sucht nun Jeder, der mit einem neuen Artikel auftritt, alles schon Dagewesene zu überbieten. Wo man mit der Eisenbahn vorüber fährt, sind Felswände und Fences mit Placaten bedeckt, die den preiswürdigen Gegenstand ankündigen. Ein speculativer Amerikaner verfiel auf den originellen Gedanken, seine Waare auf die Weise anzukündigen, daß er alle Papierdollar, die er ausgab, in der Mitte mit schmalen Papierstreifen überkleisterte, auf denen die Annonce stand. Ein Anderer erwarb sich bei einem methodistischen Prediger um schweres Geld das Recht, dessen Kanzel in der Kirche mit Placaten bedecken zu dürfen. In Chicago verkleidete ein Pelzhändler einen Commissionär mit einem Bärenfell, sandte denselben von Haus zu Haus, und ließ seine Pelzwaaren durch den zweibeinigen Bären an den Mann brummen. Als ich in Amerika war, ging auch ein neuer Artikel im Schwang — Napoleon Bitters genannt, eine Art Schnaps oder Liqueur. Nicht zufrieden damit, seinem Getränk einen berühmten Namen gegeben, nicht genug damit, seinen Napoleon Bitters in allen Zeitungen, an allen Fences, an allen Felswänden der Eisenbahn-Viaducte mit ellenlangen Lettern annoncirt zu haben, sondern er ließ Hunderttausende von Zetteln herstellen, die den Dollarscheinen ganz ähnlich waren, und auf denen in verschiedenen Farben und Lettern sein Fabrikat angekündigt und über den Schellenkönig gelobt war. Diese Napoleon-Scheine wurden besonders den Besuchern der Beersaloons eingehändigt und in den Hotels ausgestreut. — Die Annoncen in den Zeitungen sind enorm theuer und vertheuern natürlich den annoncirten Gegenstand. Eine Ankündigung von etwa 5 Zeilen, die eine Woche lang in den

gelesensten Zeitungen New-York's erscheint, kostet 500—600 Dollars! Von der Ueberschwänglichkeit des Styls will ich gar nicht reden, ich sage nur so viel, daß man aus diesen Annoncen alle rhetorischen Figuren gründlich erlernen kann. Und welche Aufschneiderei, welche faustdicken Lügen, welcher Schwindel und Humbug in diesen Annoncen! Wahrlich, die Augen überlaufen Einem, wenn man sie liest. Und doch gibt es Tausende und Hunderttausende, die sich narren und anschwindeln lassen. Uebrigens grassirt die Reclamen-Epidemie auch stark bei uns, und wächst der Schwindel auch bei uns recht hoffnungsvoll heran. Ich will ein Beispiel der lezten Art hier anführen. Vor etwa 5 Jahren sendete eine Kunsthandlung, wahrscheinlich von Carlsruhe, ohne vorhergegangene Bestellung, ein Portrait unter Glas in unächter Goldrahme an die Bürgermeisterämter — ob an alle, weiß ich nicht, aber an diejenigen in der oberen Gegend, das weiß ich. Das Ganze etwa 15″ hoch und 10″ breit. Das Portrait stellt den badischen Kronprinzen, damals einen Knaben von 7—8 Jahren, halb in Zuaven-Uniform, eine preußische Pickelhaube in der einen und eine kleine Flinte in der anderen Hand, dar. Es ist jedenfalls die Copie einer größeren Photographie und lithographisch wiedergegeben. Ich sah Exemplare, die von einer ordentlichen Verlagshandlung nicht verkauft, sondern als defect und gänzlich mißglückt ausgeschieden worden wären. Aber auch die gelungenen Abdrücke haben bei der massenhaften Vervielfältigung und der bequemen Art der Erhebung des Kostenbetrags, vermittelst Nachnahme auf der Post, als technisches Product und Handelsartikel einen Werth von höchstens 18 Kreuzern das Stück. Ich rede nicht von dem imaginären, relativen Werth, den das Portrait für einen besonderen Liebhaber und enragirten Verehrer der betreffenden Dynastie haben kann, denn für einen solchen könnte es ja möglicher Weise einen unschäzbaren Werth haben, sondern ich wie-

derhole es, ich rede von dem positiven, absoluten Werthe desselben als mercantilischen Artikels der Industrie. Nun berechnete die fragliche Kunsthandlung aber hiefür 1 fl. 18 kr. Ebenso ist die s. g. Goldrahme, die unächt ist, höchstens 45 Kreuzer werth. Allein wie hoch brachte die fragliche Kunsthandlung diesen Gegenstand in Rechnung? Mit 3 fl. 30 kr.! Ebenso wurde bei der Berechnung der Verpackung viel zu hoch gegriffen, dieselbe wurde nämlich statt mit 15 kr., mit 30 kr. angesezt. Das Ganze kommt also auf 5 fl. 18 kr., welche die Gemeindekassen zu bezahlen, das Vergnügen hatten. Ich frage nun, waren die zu viel angesezten 4 fl. nicht reiner Schwindel, um nicht noch mehr zu sagen? War die unangemeldete, unbestellte Uebersendung des Bildes nicht eine Speculation auf die Loyalität der Gemeinderäthe und die verscheuchte, bezirksamtlich aufgestempelte Gesinnung der „lezten Glieder an der langen Kette der Staatshierarchie und Büreaukratie“? War sie nicht eine Brandschazung der Gemeindekassen? War sie nicht eine unwürdige Speculation auf die Börse der steuerpflichtigen Bürger, da zur Ausführung derselben ein Gegenstand benuzt wurde, der nicht im Dienste der Gewinnsucht und des Schwindels ausgebeutet werden sollte? Nach meiner Ansicht war das Ganze ein wohlberechneter coup der Logenbrüder, um einem oder mehreren ihrer Gesinnungsgenossen oder Mitbrüder einen fetten Hasen in die Küche zu jagen. Die Ausführung dieses Unternehmens trug überhaupt den Stempel des Mysteriösen an sich, denn die quittirte Rechnung trug weder eine Namensunterschrift, noch waren Ort, Datum und Jahreszahl bezeichnet. Ich seze hier, besonders zur Belehrung der Amerikaner, damit sie nicht etwa wähnen, sie allein leisteten auf dem Gebiete des Barnumianismus Erkleckliches und hätten ein besonderes Schwindelprivilegium, sondern sich überzeugen, daß die schrankenlose Dollarjagd auch bei uns kühne Fortschritte gemacht, und sich bei uns selbst

an edlem Wild erprobt, eben diese Rechnung in wortgetreuer Abschrift bei:

Rechnung

für die Gemeinde ________________________

über

ein Porträt	1	fl.	18 kr.
eine Goldrahme mit Glas und Rückwand . . .	3	„	30 „
Verpackung	—	„	30 „
Ausgelegtes Postporto	—	„	18 „
	5	fl.	36 kr.

Empfangen die Kunsthandlung.

Also nicht wann, wo und wer! Auch ein abgestumpfter Geruchssinn muß hier Unrath wittern. Uebrigens wären es der von Carlsruhe zur Ausschmückung der Rathhäuser des Landes übersendeten Portraits anfangs mehr als genug, besonders nachdem die sehr theueren Bilder des Triumvirats, das den Staat der neuen Aera aufgebaut, und die lediglich wegen Vernichtung des Concordates auf den Leuchter gestellt wurden und Berühmtheit erlangt haben, jeder Gemeinde des Landes übermittelt wurden. Und was ist in kurzer Zeit aus diesem Staat geworden, laut Geständnisses eines Baumeisters desselben, v. Roggenbach's nämlich, der erklärte: Das ganze Gebäude, das nota bene er, im Bunde mit Lamey und Stabel, aufgerichtet, sei so morsch und faul, daß kein Nagel festhalte, man möge ihn einschlagen, wo man wolle!? Die Antwort ist mit Roggenbach's Erklärung schon gegeben. Wie nun — wenn die Gemeinden des Landes die Portraits dieser 3 Baumeister, deren Haus schon nach wenig Jahren der Einsturz droht, an die Bezugsquelle zurückschickten und den Kaufpreis reclamirten?! Jedenfalls protestire ich für meine Person feierlich gegen solchen kostspieligen Portraitschwindel der Residenz-Industrie; und habe

ein gegründetes Recht, dagegen zu protestiren, da ich zur Tragung der Gemeindelasten beigezogen werde, wie jeder andere Ortsbürger. Ich hatte z. B. pro 1869 von 100 Gulden Steuercapital über 2 fl. Gemeindeumlage zu bezahlen. Sollten jene Steine, von welchen die Abdrücke der 3 Baumeister des Musterstaates genommen wurden, noch vorhanden sein, so möchte ich den Vorschlag machen, dieselben als Grabsteine zu verwenden; man lege den einen auf das Grab der Religionsfreiheit, den andern auf das Grab der Gewissensfreiheit und den dritten auf das Grab des Concordats.

Freitag, den 23. October. Nachdem es während der Nacht geregnet hatte, trat am Morgen schönes Wetter ein, aber frisch, sehr frisch säuselte der Wind über's Deck. Abends 4 Uhr warfen wir Anker zwischen Southampton und Cowes, lezteres ligt auf der Insel Wight. Viele Passagiere verließen hier die Hammonia, um über Havre in die Heimath zurückzukehren. Auch eine schöne Summe Geldes, mehrere Millionen betragend und in Gold- und Silberbarren bestehend, wurde ausgeschifft. Um 6 Uhr fuhren wir wieder ab. Beim Beginne der Nacht umfächelte lauwarme Luft unsere erstarrten Hände und Füße, und durch den reinen Aether funkelten die freundlichen Sterne. Gegen 10 Uhr wurde es aber trüb, und der Himmel bedeckte sich schnell mit Gewölk.

Samstag, den 24. October. Morgens mild und freundlich, gegen Mittag regnerisch und stürmisch, von abends 6 Uhr an Sturm. Wir hatten 3 Lotsen an Bord, eine schlimme Vorbedeutung für Das, was kommen sollte. Ich verschiebe jedoch das Nähere davon auf den morgigen Tag, denn für heute ist noch ein langer Bericht zu erstatten über specifisch amerikanische Verhältnisse. Ich hab denselben absichtlich an das Ende meiner Reisebeschreibung placirt, zum Zeichen, daß ich diese Angelegenheit reiflich erwogen; und noch auf dem Wasser will ich sie

erledigen, weil das Schiff ein Territorium absoluter Gedanken- und Preßfreiheit ist. Ich habe in Amerika mein Augenmerk hauptsächlich auf die dortigen religiös-kirchlichen Zustände gerichtet, ich habe scharf beobachtet und sorgfältig geprüft und will nun das Resultat dieser Wahrnehmungen, Beobachtungen und Prüfungen in dem Nachfolgenden niederlegen.

Ich werde mich hiebei der größten Discretion befleißigen, rein objectiv zu Werke gehen, und jede Persönlichkeit aus dem Spiele lassen. Ich bemerke noch ausdrücklich, daß ich mir nicht anmaße, über Das, was ich hier zur Sprache bringe, ein endgiltiges Urtheil fällen oder vorlaut absprechen zu wollen; was ich erwähne, ist lediglich meine Privatansicht und meine subjective Meinung und entspringt der regsten Theilnahme und dem herzlichsten Wohlwollen für die im Ganzen und Großen in reicher Blüthe stehenden religiös-kirchlichen Verhältnisse Amerika's. Ich glaube übrigens zuversichtlich, daß die Ansichten und Meinungen, die ich hier aussprechen werde, von jedem Unbefangenen werden getheilt werden.

1. Einem Jeden, der den Katalog der amerikanischen Geistlichkeit durchgeht, fällt es ohne Zweifel auf, daß die eminente Mehrheit der Bischöfe Irländer sind. Als ich mich in Amerika befand, waren blos 8 Bischöfe Deutsche, die übrigen gehörten anderen Nationalitäten an. Nach Verhältniß der Nationalitäten sollten nun 18 Bischöfe Deutsche sein. Ich will nicht den leisesten Zweifel in die Unparteilichkeit und den rechtlichen Sinn der nicht-deutschen Bischöfe sezen, allein lassen sich denn Mißtrauen und Argwohn auch bei einer Million deutscher Katholiken gänzlich verbannen? Auch verkenne ich durchaus nicht die hohen Verdienste der irländischen Bischöfe um das religiös-kirchliche Leben in Amerika und bin weit entfernt, dieselben schmälern zu wollen, allein, gewähre man in einem gerechten Turnus auch den deutschen Priestern Gelegenheit, durch

die That zu beweisen, daß sie, den Hirtenstab in der Hand, nicht minder als andere Nationalitäten, den von St. Paulus im Brief an Timotheus und Titus an einen Bischof gestellten Anforderungen nachkommen werden, und daß sie fähig und würdig sind, eine Diöcese zu regieren. Ich habe wiederholt bei Laien und Priestern mißbilligende Aeußerungen über dieses Mißverhältniß gehört. Ja, es hat sich die Ansicht bei Vielen festgesezt, als vermeinten die Irländer, im Hinblick auf die eminente Mehrzahl der irländischen Bischöfe, die bevorzugten Kinder der Kirche zu sein, den ächten Katholicismus zu repräsentiren und die Bischofsstühle als irländisches Monopol und Fideicommiß zu besizen. Diese Ansicht findet sich durch die eigenthümliche Erscheinung bestärkt, daß in dem gegenwärtigen Krieg zwischen Deutschland und Frankreich die Irländer in corpore für Frankreich Partei ergreifen und Deutschlands Demüthigung, Schwächung und Verkleinerung wünschen, weil sie Deutschland als solches für den Schwer- und Stüzpunkt des Protestantismus, Frankreich aber für den Grundpfeiler des Katholicismus halten. Es waltet zwischen den irländischen und deutschen Katholiken vielfach dasselbe Verhältniß ob, wie zwischen den französischen und deutschen Katholiken. Gar viele französische Laien und Abbées betrachten deutsche Katholiken als halbe Häretiker oder Schismatiker, sich selbst aber als Vollblut-Katholiken. O nur keine Coterien und Factionen, keine Fences und Barrièren innerhalb der Kirche! Rivalisiren wir auf dem Gebiete der Frömmigkeit und Charität, nicht aber auf jenem des Katechismus! Möchte nach und nach den deutschen Katholiken Amerika's jene kirchliche Repräsentation eingeräumt werden, die ihnen nach dem numerischen Verhältniß, nach ihren Opfern und ihrem eifrigen Antheil am kirchlichen und socialen Leben gebührt!

2. Man findet in dem Schematismus der katholischen

Geistlichkeit (Sadlier's Catholic Directory. New-York. 1868.) unter den bischöflichen Räthen, Kanzlern, Generalvicaren und Secretären zuweilen auch nicht einen einzigen deutschen Namen — Alles englisch! das ist denn doch zu exclusiv und fideicommissarisch. Einhelligkeit ist allerdings in jedem Collegium viel werth, allein zu dieser Einhelligkeit gehört nicht gerade auch die gleiche Nationalität, sondern, und besonders was die hierarchischen Collegien anbelangt, nur der gleiche Glauben, die gleiche Liebe zur Kirche, der Gebrauch der gleichen Mittel und die gleiche Begeisterung für dasselbe hohe Ziel; all Das ist aber den deutschen Priestern nicht abzusprechen, und gibt es in jeder Diöcese deutsche Priester, die der englischen Sprache vollständig mächtig sind und an Gediegenheit der Kenntnisse, sowie an Solidität des Charakters keinem Irländer nachstehen. Die deutschen Katholiken sollten also im Rathe der irländischen Bischöfe vertreten sein und unbedingt wenigstens je einen deutschen Vertrauensmann haben. Das ist gewiß keine unbillige Forderung, sondern vielmehr eine Forderung des strengen Rechts. Exclusivität und Omnipotenz des einen Theils gleichberechtigter Glieder hat stets wenigstens den Schein der Zurücksezung und Benachtheiligung des andern Theiles gegen sich; warum also diesen Schein nicht meiden?

3. Man hört in Amerika sehr häufig den Ausdruck: „arbitrium Episcopi est jus canonicum." Die Genesis der kirchlichen Verhältnisse in Amerika hat natürlich außergewöhnliche Zustände in der Jurisdiction der Bischöfe geschaffen, allein das Außerordentliche sollte nach und nach in das Geleise juris canonici geführt werden. Das Schwankende und Unsichere sollte nach fast hundertjährigem Bestand festen Normen weichen, damit nicht eine allenfallsige Maßregelung sich hinter dem Vorwand willkürlicher Behandlung verbarricadiren kann.

4. Die Suspension, dieses martialische Strafmittel, kommt,

nach meiner Ansicht, zu häufig in Anwendung und knickt das gebrochene Rohr vollends. Ich verkenne und bestreite durchaus nicht, daß die Verhängung dieser Pönitenz in Amerika öfters für nothwendig erachtet werden mag, als in Europa; denn ein Klerus, welcher der eigenen Diöcese entsproßte und unter den Augen seines Bischofes für die Pastoration herangebildet wurde, ist gewiß mansueter und leichter zu leiten, als ein Klerus, der aus den verschiedensten Diöcesen und Nationalitäten stammt. Jeder Welterfahrene wird wissen, daß nicht in allen Fällen der apostolische Eifer Priester nach Amerika führt, sondern daß bisweilen ein uncorrectes Verhalten einen Priester veranlaßt, auf diesem überhaupt „nicht mehr ungewohnten Weg" seine apostolische Thätigkeit auf ein anderes Gebiet zu verpflanzen. Ueberdieß bietet Amerika jedem Stand und Beruf eigenthümliche und große Versuchungen und Gefahren. Allein troz all Dem sollte die Suspension nur im äußersten Nothfall verhängt werden, weil dieselbe den Priester in Amerika vollständig an die Luft sezt und hiflos macht. Was Wunder, wenn dann Manche einen weltlichen Beruf ergreifen, Lehrer an einer Public-Schule oder gar Saloon-Wirth werden, um nicht Hunger leiden, darben oder betteln zu müssen! Solche Priester sind dann ein großes scandalum und können mehr niederreißen, als 10 eifrige Priester aufzubauen vermögen. Aber wie Abhilfe treffen? denn tadeln ist leicht, bessermachen aber schwer. Ich sage: Nur im äußersten Nothfall sollte die Suspension verhängt werden; denn unter 2 Uebeln ist stets das kleinere zu wählen. Ist aber die Verhängung der Suspension angezeigt und unumgänglich nöthig, so sorge man dafür, daß der Suspendirte nicht der Verlassenheit und dem Elend preisgegeben und genöthigt wird, einen verzweifelten Schritt zu thun, man internire ihn daher in ein Kloster für die ganze Zeit seiner Suspension. Dadurch wird die poena zugleich eine sehr heilsame medicina werden.

Oder man errichte für jede Erzdiöcese domum demeritorum, die sehr segensreich wirken, besonders wenn die zu heilenden Presten noch nicht veraltet sind. Ein Präservativ gegen die Anwendung dieses §. des Standrechtes ist jedenfalls die unnachsichtliche und unerbittliche Durchführung des Verbotes, die Wirthshäuser in der Pfarrei zu besuchen, denn Das ist in Amerika das Schlimmste, was ein Priester thun kann, es ist die summa malorum et ruina multorum. Das Verbot besteht allerdings und wird in vielen Diöcesen streng aufrecht erhalten, allein es gibt doch auch Districte, wo weniger Strenge waltet. Eine in Amerika schon bestehende sehr heilsame Einrichtung ist die jährliche obligate Anwohnung der Priester bei den Exercitien.

5. Die domus demeritorum führen mich zu den domus emeritorum. Es ist ein schreiender Uebel- und Nothstand, daß dienstunfähige Geistliche in Amerika gänzlicher Verlassenheit preisgegeben sind. Pension oder Tischtitel sind dort unbekannte Dinge, und da alle Priester dort Missionäre sind, so bedürfen sie der sonst von der Kirche vorgeschriebenen Versorgungstitel nicht. Ihr titulus ist also entweder der: misericordia Dei, der eigentlichste titulus paupertatis, oder divinae providentiae, oder der: „Help your self", der titulus personalis providentiae sive prudentiae. Ferne sei es von mir, der göttlichen Vorsehung zu mißtrauen, aber die traurige Erfahrung in Amerika lehrt, daß es gar manchem dienstunfähigen Priester bitterlich ergeht. Sorgt aber ein Priester zu guter Zeit für diesen möglichen Fall seiner Dienstuntauglichkeit, so zieht er sich leicht den Vorwurf der Habsucht zu. Was ist also zu thun? Es sind entweder domus emeritorum zu errichten oder Fonds zu gründen, deren Erträgnisse dienstuntauglichen Priestern Subsistenzmittel gewähren. So viel mir bekannt, gebührt dem Reverend General-Vicar Mühlsiepen das Verdienst, die Initiative in dieser

höchst wichtigen Angelegenheit ergriffen zu haben. Derselbe hat für altersschwache gebrechliche, kranke, dienstuntaugliche Priester einen Unterstüzungsverein gegründet, von dem zu wünschen ist, daß er in allen Diöcesen eingeführt und nach Gebühr unterstüzt werde. In denjenigen Diöcesen aber, wo derselbe nicht zur Einführung gelangt, sollten die Bischöfe unbedingt domus emeritorum gründen. Und deren Gründung unterläge gar keinen Schwierigkeiten, wenn allen Priestern die Verpflichtung auferlegt würde, einen entsprechenden Theil ihrer Accidentien, etwa per Monat 1 Dollar, also 12 Dollars per Jahr, zu dem beregten Zweck an den Bischof einzusenden. Es bräuchte ja bezüglich des Eintrittes in diese Häuser, im Falle der Dienstuntauglichkeit, kein Zwang obzuwalten; wer nicht eintreten wollte, dem könnte man per Jahr so viel auf die Hand geben, als die Verpflegung im Hause selbst kostet.

6. Ich möchte die amerikanischen Herren confratres angelegentlichst bitten, bei einem ausgebrochenen Zwiespalt oder einer Meinungsverschiedenheit oder einer gegründeten Unzufriedenheit, doch sich der Tagespresse nicht bedienen zu wollen. Machen wir doch niemals unseren Feinden die Freude, sich hämisch und schadenfroh in unsere häuslichen Angelegenheiten mischen, dieselben ausbeuten und aus denselben für sich Capital schlagen zu können. Ich erinnere hier blos an die Bischof Duggan'sche Angelegenheit in Chicago, die durch die maurerischen Blätter die Runde gemacht, viel Staub aufgewirbelt und von den Kirchenfeinden bejubelt wurde; ferner an die Bibelfrage in der Schule, die in einer gewissen Bischofsstadt viel böses Blut gemacht, und an die Infallibilitätsfrage, die öfters mit zu großer Animosität von den katholischen pro- und contra-Blättern discutirt wurde und zu persönlichen Angriffen geführt hat.

7. Ein anderer wunder Fleck ist die nur provisorische Anstellung der Geistlichen. Amerika hat keine Pfarrer, sondern

nur Missions-Priester, die pro tempore bald da, bald dort angestellt werden. Anfänglich, ursprünglich konnte Das nicht anders sein, denn Alles war damals provisorisch, transitorisch, ambulant und precär, allein seit langer Zeit existiren in Städten und Dörfern festgegründete Pfarreien, warum also aus dem Provisorium der Anstellungsart der Priester nicht heraustreten? Ich weiß wohl, daß sich für die provisorische Anstellung Gründe geltend machen lassen, und daß Amerika deren mehr aufzuweisen hat, als z. B. Deutschland. Allein die Gründe für die definitive Anstellung des Klerus scheinen mir jene, welche für ein Provisorium sprechen, doch zu überwiegen. Allerdings, ich gebe es zu, wäre bei definitiver Besezung der Pfarreien große Vorsicht bei Aufnahme von auswärtigen Priestern in den betreffenden Diöcesen anzuwenden, weil die Dienstentsezung eines definitiv angestellten Priesters besondere Schwierigkeiten bietet. Allein diese Schwierigkeiten ließen sich dadurch leicht beseitigen, wenn der amerikanische Episkopat sich mit Cardinal Barabo, der mit dem Referat über amerikanische Kirchenangelegenheiten in Rom betraut ist, sich in's Einvernehmen sezen würden.

Ein älterer Mann, der viele Jahre, ich möchte sagen: von dem launischen Schicksal hin- und hergeworfen wurde, wünscht endlich Ruhe und ein festes Quartier. Ein Geistlicher, der unter unsäglichen Mühen, Sorgen und Kämpfen eine Pfarrei gegründet, eine Kirche, Pfarrhaus und Schule gebaut, wünscht begreiflicher Weise in dieser Pfarrei zu bleiben, und ist's eine Härte, was jeder billig Denkende fühlen wird, ihn ohne den triftigsten Grund von da zu versezen. Das Bewußtsein und Gefühl, ein Vogel auf dem Zweig zu sein, ist ein banges und beängstigendes, und der Blick in eine Zukunft, die stets an einem Faden hängt, ist trüb und trostlos. Mit der definitiven Anstellung bewährter Priester in Pfarreien, für die sie tauglich und befähigt sind, würde auch der Intrigue und Ambition-

gewehrt, einen tüchtigen und energischen Mann aus dem Sattel zu heben, und das „variatio delectat“ verlöre dann für gar manche Trustees seinen Reiz.

8. Einen nicht-amerikanischen Geistlichen befremdet und widert am Meisten das Pew-Rent-, Box- und Pic-Nic-Wesen an, und kein Geistlicher wird dasselbe für einen normalen, wünschenswerthen Zustand erklären wollen. Es bringt den Geistlichen in zu große Abhängigkeit von seinen Pfarrkindern, es beeinflußt und hemmt sein disciplinäres Einschreiten, es legt ihm Rücksichten auf, unter denen höhere Interessen leicht Noth leiden, es läßt ihn mehr als einen Pfarrgemeinde- denn als einen Kirchendiener erscheinen, und tritt durch dasselbe das „vom Almosenleben“ doch gar zu nackt und, ich möchte sagen, beschämend hervor. Die Amerikaner sind zwar sehr generös und von wahrhaft fürstlicher Munificenz gegen ihre Geistlichen, allein Das ändert doch die Sache wesentlich nicht — das Pew-Renten, Boxen und Pic-Nicen ist ein Uebelstand und bleibt hoffentlich nicht mehr lange bestehen. Es sind schon vielfältig Stimmen laut geworden, die der Creirung von Pfarrfonds das Wort geredet haben, und dahin wäre, nach meiner Ansicht, unausgesezt zu streben. Wenn z. B. die vom lezten Baltimore'schen National-Concil aufgebesserten 200 Dollars halbirt, und die eine Hälfte zur Fundirung bleibender und sicherer Existenzmittel für die Pfarrer verwendet würden, so wäre damit ein schöner Anfang gemacht.

9. „Concordia parvae res crescunt“ ist ein bewährtes Wort, und ich möchte es dem amerikanischen Säcular- und Regular-Klerus empfehlen. Ich fühle wohl, daß ich hier eine sehr delikate Sache berührt und darum, brevis esse laboro, damit aber das obscurus fio nicht mein Antheil werde, will ich mich durch ein in Amerika nicht unbekanntes Exemplum deutlicher ausdrücken. Was dort auf der Kanzel vor Hunderten

von Zuhörern geäußert wurde, wird mir hoffentlich in diesen Blättern nicht als Indiscretion ausgelegt werden. Wenn ein Regular-Kleriker seine Zuhörer also apostrophirt: „Der Richter der Lebendigen und der Todten wird dich einst fragen: Zu welcher Pfarrei hast du gehört? Und du wirst antworten: Zur St. . . . Pfarrei. Und er wird dir antworten: Wehe dir, Sohn, Tochter des Verderbens! Und zu einem Andern wird er sprechen: Zu welcher Pfarrei hast du gehört? Und du wirst antworten: Zur St. . . . Pfarrei. Zu dir aber wird er sprchen: Wohl dir, mein Sohn, meine Tochter! Gehe ein in die Freude deines Herrn!", so ist Das nicht nur taktlos im Superlativ, sondern ein wahres Lynchverfahren intra muros ecclesiae. Katholisch heißt allgemein und fußt auf der oben erwähnten Concordia, durch die parvae res crescunt. Discordia aber ist der schlimmste Feind des Katholicismus. Die porta coeli öffnet sich nicht vermeintlich Privilegirten, sondern Denjenigen, die auf Christi Namen getauft wurden und redlich darnach strebten, nach bestem Wissen und Gewissen, Jesu nachzufolgen. Ich will hier keineswegs das Gebiet der gelehrten Controverse betreten und rede darum nicht von Jenen, die nicht getauft wurden, die aus unverschuldetem Irrthum einer Häresie anhingen, sondern ich rede vom Standpunkt des Christenthums und speciell des Katholicismus aus, aber gerade von diesem Standpunkt aus bin ich berechtigt, mich auf St. Pauli Worte zu berufen: „Ich bitte euch aber, Brüder, im Namen unseres Herrn Jesu Christi, daß ihr Alle einerlei Sprache führet, und keine Spaltungen unter euch seien, daß ihr vielmehr vollkommen Eines Sinnes und Einer Meinung seid; denn es ist mir von euch kund geworden, ... daß Streitigkeiten unter euch sind. Ich meine nämlich Dieses, daß der Eine und der Andere sagt: Ich halte es mit Paulus, ich mit Apollo, ich mit Kephas, ich mit Christus. Ist denn Christus getheilt?" — Worte, die

nicht genug beherziget werden können! Es können nicht Alle Regular-Priester sein, aber Regular- und Säcular-Priester haben Einen Zweck und Ein Ziel: sich selbst und die ihnen anvertrauten Seelen zu heiligen. Thue Jeder in den ihm angewiesenen Grenzen seine Pflicht und Schuldigkeit, und es wird mit Glauben und Sitten gut stehen. Wirken wir Hand in Hand und einmüthig, viribus unitis, Jeder sich freuend über die Erfolge, die auf dem großen, gemeinsamen Gebiete erzielt werden. Wir Alle sind Arbeiter im Weinberge des Herrn und haben dafür zu sorgen, daß derselbe seinem Herrn möglichst viele Frucht bringt. Ob nun dieser und jener Rebstock diesseits oder jenseits einer Furche steht, zu dieser oder jener zufälligen Abtheilung des unermeßlichen Weinberges gehört — was ligt daran! Wenn er nur würdige Früchte bringt! — Niemand unterschäzt den edlen Eifer, die rastlosen Bemühungen und die großen Erfolge des Regular-Klerus auf dem Gebiete der Pastoration und besonders der Missionen, und ich erwähne hier namentlich den hochverdienten Fr. X. Weninger, der dem Orden der Jesuiten angehört und als sehr fruchtbarer Schriftsteller und Missionär zum Heil der Seelen thätig ist. Sein ausgezeichnetes Werk: „Protestantismus und Unglauben" wirkt wahrhaft Wunder in Amerika und hat schon unzähligen Blinden und Verirrten den Staar gestochen. Wäre es aber nicht höchst unbillig, ungerecht und arrogant, blos die Verdienste des Regular-Klerus anzuerkennen und den Säcular-Klerus in den Schatten zu stellen und als Miethlinge verzollen zu wollen? Auch er hat allenthalben in der Union Großes geleistet und sich bleibende Verdienste erworben.

10. Es ist gewiß jedem Besizer des „Schematismus der katholischen deutschen Geistlichkeit in den Vereinigten Staaten Nord-Amerika's" von E. A. Reiter, ebenfalls aufgefallen, daß der Verfasser eines so gemeinnüzigen Werkes 7000 Briefe zu

schreiben gezwungen war, um die Materialien zu seinem Buche zu sammeln. Es erscheint wirklich räthselhaft, warum der Episcopat nicht durch unmittelbares Eingreifen die Sache unterstüzt und gefördert hat. In Deutschland wäre Das zuverlässig geschehen. Die Ehrfurcht vor dem hohen amerikanischen Prälaten der Kirche verbietet, die Nichtbetheiligung derselben an dem genannten Unternehmen durch den Mangel an Wohlwollen für Deutsche zu erklären. Es mag daher genügen, auf die räthselhafte Erscheinung aufmerksam gemacht zu haben.

11. Ich gestehe offen, daß mir die schonungslose Polemik auf der Kanzel nicht gefallen. Wir verurtheilen ja auch diese Polemik jenseits — warum sie also diesseits nicht meiden? Abyssus abyssum invocat! Ich bestreite nicht, daß es in Amerika zuweilen nothwendig ist, sich auf der Kanzel mit symbolischen Erörterungen zu befassen, weil den in gemischten Ehen Lebenden die Gefahr des Abfalles droht, sofern sie nicht bisweilen bei differirenden Glaubenssäzen von der Wahrheit des katholischen Dogmas überzeugt werden, allein sine ira et studio sollte Das jederzeit geschehen. Bittere Ausfälle und lieblose Aeußerungen stoßen ab und verlezen. Wir haben ja unserer Pflicht genügt, wenn wir die Wahrheit des katholischen Glaubenssazes bewiesen; der ihm entgegengesezte Irrthum richtet und verurtheilt sich ja dadurch von selbst.

12. Es hat mich geschmerzt, da und dort die Wahrnehmung zu machen, daß der Religions-Unterricht in der Schule sich jener Aufmerksamkeit und Sorgfalt nicht erfreut, die er zu beanspruchen berechtigt ist. Ich behaupte nicht, daß der Religions-Unterricht in der Schule gänzlich vernachlässiget wird, allein das regelmäßige Erscheinen des Priesters in der Schule, und das Wort aus seinem Mund sind eine nicht zu unterschäzende Autorität und verleihen sowohl den Glaubenswahrheiten als auch den Sittengesezen Gewicht und Nachdruck. Die

Thätigkeit der weltlichen Lehrer, der Schul-Brüder oder Schwestern erleidet ja dadurch nicht nur keine Einbuße, sondern wird durch sie wesentlich gefördert und unterstüzt. — Damit will ich mich nun definitiv von Amerika verabschieden.

Sonntag, den 25. October. Schauerlich heulte der Sturmwind, dumpf drönte der Schiffspanzer, wenn die thurmhohen Wellen ihre Wassermassen gegen seine Breitseite schleuderten, grausig tobten die Fluthen über das Deck. Gellend jammerte die Schiffsglocke, und verworrenes Geräusch, abgerissene Commandoworte und Flüche der Matrosen drangen bis zu uns herab in die unheimliche Tiefe. Um 3 Uhr des Morgens erfolgte ein jäher Ruck, der uns in den Cojen in die Höhe schleuderte, ihm folgte ein Donnerschlag wie von einem schweren Geschüz, und rasch legte sich das Schiff auf die rechte Seite. Polternd, rasselnd und krachend fiel, was nicht befestigt war, über einander. Eßgeschirre, Koffer und Verschläge begannen einen wirren Hexentanz, der die Sinne betäubte. Eine abgedrehte, schwere Säule oder Walze, die über den Eisenstangen der oberen Coje der Provinz Rheinbayern lag, schoß an die Brüstung meiner Coje, einen Zoll breit von meiner Hand, mit der ich mich an der schmalen Barrière festhielt. Wäre sie auf meine Hand gefallen, so hätte sie dieselbe unfehlbar zerschmettert. Dann herrschte einen Augenblick Todesstille auf dem Schiff, man hörte nur das dumpfe Schlachtgewühl der kämpfenden Elemente. Und während dieser augenblicklichen Ruhe fing der Israelit zu beten an: „Heiliger, gerechter Gott, gib unsere Seele nicht dem Abgrund des Meeres preis," die nachfolgenden Worte verschlang der Wind und der Wellen Brausen. Und dieses grauenvolle Wüthen, Rasen, Toben, Brausen, Heulen, Drönen, Tanzen währte 6 volle Stunden. Welch eine Nacht, welcher Sonntagsmorgen! Aber erst die Matrosen auf dem Deck während eines solchen Sturms! Als die Hammonia Ende

51 *

September nach New-York fuhr, wüthete ebenfalls ein Sturm, und eine Sturzwelle ergriff einen Matrosen, hob ihn empor und schleuderte ihn in's Meer, wo er spurlos verschwand. Frau und Kind erwarteten seine Rückkehr an der Landungsbrücke in Hamburg. Herzzerreißend war ihr Jammergeschrei, als man sie vom Tod ihres Mannes und Vaters in Kenntniß sezte. Wahrlich, die Matrosen müssen ihre 14 Thaler und die Feuerarbeiter in der Tiefe der fünften Etage ihre 16 Thaler per Monat sauer verdienen! Das Schiff war während des Sturmes von der rechten Bahn ganz abgekommen und befand sich, als es tagte, nördlich, statt südlich, von Helgoland, wo Felsenriffe jedem Fahrzeug Verderben drohen. Wir mußten daher in einem großen Bogen wenden, um das rechte Fahrwasser wieder zu gewinnen. Bei Cuxhafen begegneten uns Segelschiffe, die den Sturm auf offener See mitgemacht; sie waren elend zugerichtet. Eines war leck geworden, und mußte die ganze Mannschaft pumpen, um es über Wasser zu erhalten, und ein anderes hatte beide Masten verloren, den einen hatten die Fluthen über Bord gespült, der andere aber lag, am Deck geknickt und zersplittert, der Länge nach auf dem Schiff. Nachmittags 1 Uhr langten wir in Hamburg an. Der Sturm hatte auch hier schweren Schaden angerichtet. Er hatte die Fluthen stromaufwärts getrieben und das Wasser so sehr gestaut, daß es in Hamburg und Altona in die Keller und in das Erdgeschoß der Häuser drang; er hatte manche Dächer fast ganz abgedeckt und viele Schornsteine von den Firsten herabgerissen. Im Hannöver'schen aber hatte er in den Waldungen furchtbar gehaust und großen Schaden angerichtet.

Montag, den 26. October. Ich eilte ohne Aufenthalt nach Süden. Morgens 8 Uhr fuhr ich per Omnibus nach Haarburg und von hier per Eisenbahn nach Cassel, wo ich nachts 8 Uhr ankam und um Viertel nach 11 Uhr wieder abfuhr.

Dienstag, den 27. October. Morgens 5 Uhr kam ich in Frankfurt an, fuhr bald darauf wieder ab und war um 8 Uhr in Heidelberg. Auf dieser Strecke hatte ich das Vergnügen, einem von Eitelkeit, Arroganz und Pinselhaftigkeit hoch aufgeblasenen Menschen, der, wie er sich gegen einen Bekannten äußerte, seine Geliebte in Heidelberg besuchte, gegenüber zu sizen. Dieses Individuum hatte brennend rothe Haare und zog nach Verfluß von je einer Viertelstunde eine Haarbürste aus der Tasche, womit es dem Fuchspelz hofirte, die Borsten seines Schnauzers einzeln in Ordnung brachte und sich dann unendlich wohlgefällig, mit Hochgefühl und adorirend im Spiegel betrachtete, der sich auf dem Bürstendeckel befand. Er stocherte wiederholt zwischen den breiten, gerippten Zahnschaufeln seines Gebisses, leckte beständig die Lippen, wahrscheinlich um ihnen ein schwellendes, frisches, rosiges Aussehen zu verschaffen und reckte sogar einmal möglichst weit die Zunge heraus und besah sie in dem Bürstenspiegel, wahrscheinlich um nachzusehen, ob er ihr mit dem Fischbeinschaber säuberlich den weißen Pelz genommen — kurz der ekelhafte Mensch benahm sich mit einer solchen Ungenirtheit und mädchenhaften Eitelkeit, als befände er sich ganz allein in einem Boudoir. Nachdem er sich, wie eine Kaze in der Frühlingssonne, unzählige Male abgeleckt, gestriegelt und bebürstet, zog er eine Cigarre heraus, steckte sie in einen silbernen Halter mit Bernsteinmundspiz und zündete ein wirklich wohlriechendes Kraut an. Aber mit welcher Affectirtheit der Zierbengel rauchte, Wolken bließ und seine Schnauzerborsten diesseits und jenseits des Cigarrenhalters hinabzog! Als wir in die Nähe Heppenheim's kamen, wollte er mit seinen geographischen Kenntnissen prahlen und behauptete, die nächste Station sei Weinheim, die lezte hessische Stadt, und dann käme Heppenheim, die erste badische Station. Ich entgegnete ihm: ich käme zwar aus Amerika und könne darum nicht

wissen, welche geographische Veränderungen während meiner Abwesenheit vor sich gegangen seien; allein sofern es seitdem beim Alten geblieben, liege Heppenheim nördlich von Weinheim und sei hessisch, während Weinheim badisch sei. Er aber beharrte auf seiner Behauptung und zwar mit einer solchen anmaßlichen Dünkelhaftigkeit, wie man sie sonst nur bei neugebackenen Universitäts-Professoren oder absolvirten Cadetten findet. Es fehlte wenig, so hätte er mich einen Ignoranten und Dummkopf geheißen, und zeigte er sich unendlich gekränkt und verlezt, daß ich es gewagt, seine Aussprüche anzuzweifeln und selbst widerlegen zu wollen. Um dem ekelhaften Streit ein rasches End zu machen, ersuchte ich den Conducteur, dem Kampfhahn den Kopf zurecht zu sezen. Als wir in den Bahnhof von Heidelberg einfuhren ging die Rupferei, Zupferei, Leckerei, Bürsterei und Striegelei des Aufgeblasenen erst recht an, und ich hätte, wahrhaftiger Gott, einen Groschen darum gegeben, die Geliebte eines solchen geckenhaften, geschwollenen und ekelhaften Menschen kennen zu lernen. Dieses Glück war mir jedoch nicht beschieden. Uebrigens wünsche ich derselben Glück und Segen für ihren Einzug und Aufenthalt in dem selbstgewählten Fuchsbau. — Ich traf den wahren, ächten badischen Jakob, der den vorsündfluthlichen Kammerpolypen „von der traurigen Gestalt" ihr langes, langes Sündenregister vorgelesen, und freute mich sehr, diese bestverleumdete Koryphäe der badischen Volkspartei persönlich kennen zu lernen.

Mittwoch, den 28. October. Ich besuchte die großartige und herrliche Schloßruine und verlebte im katholischen Casino unter lauter schon gemaßregelten, proscribirten Personen einen sehr vergnügten Abend.

Donnerstag, den 29. October. Abgefahren bis Station Riegel, von wo ich mich nach Endingen begab, um mich der 100,000 Grüße der in Amerika lebenden Endinger, die ich besucht hatte, zu entledigen.

Freitag, den 30. October. Ich besuchte die Katharinencapelle auf dem Kaiserstuhl, die eine wahrhaft entzückende Aussicht bietet, wie man sie höchst selten findet. Herr Bürgermeister Kniebühler in Endingen hat sich ein großes Verdienst um die Wiederherstellung der schönen Capelle auf diesem classischen Punkte erworben. Auf dem Rückweg besuchte ich einen früheren Studiengenossen, den Pfarrer in Amoltern, der, in Folge eines Sturzes, vor einiger Zeit ein Bein gebrochen hatte und nun vermittelst zweier Stöcke im Zimmer auf- und abhüpfte. Bei Decan Zeller in Endingen, den leider schon die Erde deckt, übernachtete ich.

Samstag, den 31. October. Abgefahren nach Freiburg, wo ich auch am

Sonntag, den 1. November blieb. Eine prächtige Stadt, weßwegen es sehr zu bedauern ist, daß das faule, stinkende Wasser der falschen Aufklärung dort noch reicher und üppiger durch alle Schichten der Gesellschaft fluthet, als die klaren, freundlichen Bächlein des Dreisamwassers durch die Straßen der altehrwürdigen Stadt.

Montag, den 2. November. Ich fuhr durch das liebliche Kirchzartener Thal, durch das Paradies und den Höllenpaß. Dann ging's die Kunststraße hinan und auf die Hochebene des Schwarzwaldes, dessen höchste Punkte schon mit Schnee bedeckt waren. Abends 6 Uhr war ich in Donaueschingen. Die dortige fürstliche Residenz präsentirt sich gerade so großartig wie eine mäßige Spinnerei. Bei meinem langjährigen guten Bekannten, Reverend Danner, Pfarrer dortselbst, fand ich gastliche Herberge.

Dienstag, den 3. November. Mit der Eisenbahn fuhr ich nach Immendingen und von hier nach Tuttlingen, wo ich um 9 Uhr und 15 Minuten ankam, und der Postwagen um 9 Uhr und 20 Minuten nach Meßkirch abfahren

sollte. Derselbe war aber 10 Minuten vor der festgesezten Zeit abgegangen, und somit war ich durch die postalische Impertinenz aufgefahren. Was war zu thun? Es blieb mir Nichts übrig, um an demselben Tag noch nach Stetten zu gelangen, als mit dem Postwagen nach Friedingen zu fahren, von dort über einen hohen Berg nach Beuron zu gehen und von jenem Orte aus meine Weiterbeförderung zu bewerkstelligen. Die Besteigung des Berges wurde mir sehr sauer und hat mir dieselbe, die schwere Reisetasche an der Seite, manchen Schweißtropfen ausgepreßt. So oft ich mich aber des Zwischendeckes erinnerte, athmete ich wieder leichter, und verstummte jede Klage. In Beuron gewann es den Anschein, als müßte ich hier nochmals übernachten, denn es war kein Fuhrwerk zu haben. Doch am späten Abend kam ein Fuhrwerk von Sigmaringen an, das nach kurzer Rast den Rückweg wieder antrat, und war ich herzlich froh, durch dasselbe bis Neidingen befördert werden zu können. Dort ersuchte ich den Müllermeister Meschenmoser, mich vollends nach Stetten zu expediren, wo ich nachts 10 Uhr ankam. —

Nun bin ich zwei Jahre lang schon hier festgebannt, abgeschieden von aller Welt. „Dänisches und Schwedisches" hab ich unterdessen vom Stapel laufen lassen, und „Amerikanisches," ist, Gott sei Dank, nunmehr auch druckfertig geworden. Während ich das Lezte schrieb, hat ein blutiger Krieg die Welt erschüttert, und gewaltige Ereignisse haben sich vollzogen. Der Wellenschlag dieser welterschütternden Begebenheiten drang sogar herauf bis zu mir, allein non turbavit circulos meos. „Inter arma silent Musae," sagt der Lateiner, meine Muse aber schwieg dennoch nicht. Blutige Schlachten wurden geschlagen, allein ich schrieb; Festungen fielen, allein ich schrieb; das unerbittliche Verhängniß ereilte den europäischen Schwindelkaiser — Napoleon, allein ich schrieb. Und während ich schrieb, ist ein

großer Plan in mir herangereift, doch ist's Geheimniß unterdessen, bis ich mit einer dritten Reisebeschreibung vor das überraschte Publicum treten werde. Nur meiner Gefährtin in Leid und Freud, meiner treuen Begleiterin über Land und Meer will ich's anvertrauen, denn sie weiß zu schweigen. Vernimm es also meine traute Reisetasche! Dort, wo des Himalaya schneebedeckte Häupter in des Indus heiligen Fluthen — — doch was ist das? Ist's Täuschung oder Wirklichkeit, Wahrheit oder Traum? Meine Badhosen hüpfen aus der Tasche! Was soll Das? Wollt ihr zum Verräther an mir werden? Hat schon das Wort „des Indus heilige Fluthen“ euch electrisirt? Nur Geduld! Marsch, zurück in's Dunkel, das euch ziemt, und vergesset nimmer, daß euer Schmuck: Verschwiegenheit!

Ich wäre eigentlich befugt, hier zu schließen und mich von meinen Lesern einstweilen zu verabschieden, allein meine fast allzugroße Ehrlichkeit und Offenherzigkeit berechtigen Jene, welche mein „Dänisches und Schwedisches“ in Händen haben, nach dem Kostenverzeichniß zu fragen, da ich in der erwähnten Reisebeschreibung ein solches ebenfalls zur Einsicht aufgelegt. Ich will darum auch bezüglich dieser Reise Rechnung ablegen, wobei ich aber nur die Kosten der Fahrt namhaft mache; denn den Speisezettel kann ich mir nicht von jedem Beliebigen revidiren lassen.

	fl.	kr.
Von Stetten bis Stockach mit dem Postwagen . .	1	30
„ Stockach bis Radolfzell mit der Eisenbahn . .	—	18
„ Radolfzell bis Freiburg	3	21
„ Freiburg bis Riegel, II. Cl.	—	39
„ Riegel bis Endingen und retour per Omnibus	—	30
„ Riegel bis Mannheim	3	21
„ Mannheim bis Haarburg	12	56
„ Haarburg bis Hamburg mit dem Omnibus .	—	35
	23	10

	fl.	kr.
Uebertrag:	23	10
Von Hamburg bis New-York, II. Cl., und retour Zwischendeck	249	9
„ New-York bis Buffalo, Expreßzug	17	18
„ Buffalo bis Chicago, theils I. theils II. Cl. .	21	26
„ Chicago bis Milwaukee, II. Cl. Dampfboot .	2	37
„ Milwaukee bis Chicago, II. Cl. Eisenbahn . .	4	22
„ Chicago bis Pittsburg, II. Cl.	17	30
„ Pittsburg bis Baltimore, I. Cl.	18	54
„ Baltimore bis Washington, I. Cl.	2	38
„ Washington bis Philadelphia, I. Cl. . . .	8	45
„ Philadelphia bis New-York, I. Cl.	5	15
„ New-York bis Newark und retour, I. Cl. . .	—	51
„ Hamburg bis Haarburg	—	35
„ Haarburg bis Riegel	15	56
„ Riegel bis Endingen und retour per Omnibus	—	30
„ Riegel bis Freiburg	—	24
„ Freiburg bis Donaueschingen, per Postomnibus	2	30
„ Donaueschingen bis Immendingen per Eisenbahn	—	21
„ Immendingen bis Friedingen, per Postwagen	—	48
„ Beuron bis Stetten	1	35
Summa:	394	34

Gewiß für die ungeheuere Strecke von 4766 Stunden, die ich zurückgelegt, ein sehr geringer Betrag, da es auf die Wegstunde blos 5 Kreuzer trifft. Den Kostenbetrag für kleinere Ausflüge z. B. nach Cheldon, an den Niagara, die High-Bridge ꝛc., sowie für die Street-Kars und Ferryboots ließ ich außer Rechnung.

Nachtrag.

Da die Drucklegung dieses Buches sich durch die ungünstigen Zeitverhältnisse, besonders durch häufige Stockungen im Verkehr, welche die Herbeischaffung des nöthigen Papierquantums erschwerten, und durch den leidigen Krieg, der in allen Geschäften Mangel an Arbeitskräften hervorrief, bedeutend verzögerte; ist es nöthig geworden, zur Vervollständigung des Inhaltes einen kurzen Nachtrag zu liefern.

Nach dem neuesten Census (Volkszählung) von 1870, der erst vor kurzer Zeit durch die Zeitungen veröffentlicht wurde, beträgt die Seelenzahl der Vereinigten Staaten in dem genannten Jahre: 38,016,684.

Unter Hinweisung auf die Seite 294 auf 30,000 Mann angegebene Stärke der Bundesarmee, erwähne ich, daß das stehende Heer der Vereinigten Staaten, lt Bericht des Generals Sherman, 32,277 Mann zählt, und daß dasselbe jährlich 200,000,000 Dollars, das sind 500,000,000 Gulden, verschlingt. Nach dem preußischen Maaßstabe würde dieses Heer blos: 12,709,068 Gulden und 45 Kreuzer kosten, da es in Preußen blos 225 Thaler oder 393 Gulden und 45 Kreuzer auf den Kopf trifft. Dieses amerikanische Heer kostet also 487,290,931 Gulden und 15 Kreuzer mehr, als ein ebenso großes deutsches Heer kosten würde — gewiß eine fabelhafte Differenz! Für die kolossale Summe von 500,000,000 Gulden könnten sich die Vereinigten Staaten das ungeheuere Pläsir verschaffen, ein dem stehenden Heere des neuen deutschen Kaiserreichs an Mannschaft gleichkommendes auf die Beine zu stellen.

Das Kriegsbudget der Vereinigten Staaten weist nach dem neuesten Berichte des Kriegskommissärs enorme Posten auf. Es wurden im lezten Verwaltungsjahre ausbezahlt:

Rückständige Handgelder und Sold an die Erben gefallener Soldaten	4,160,776	Dollars.
Für Invalidenhäuser	1,791,675	"
Pensionen an Invaliden	8,963,475	"
Pensionen an Wittwen und Waisen von Soldaten	19,163,509	"
Summa:	34,079,435	Dollars

oder 85,198,587 Gulden und 30 Kreuzer — gewiß ein respektables Pöstchen! Wenn bei uns die Invaliden, sammt den Wittwen und Waisen der im lezten Feldzug gefallenen Krieger nach diesem amerikanischen Maaßstabe entschädigt werden, so dürften hiezu die Zinsen aus der von Frankreich an Deutschland bezahlten Kriegskosten-Entschädigungssumme nothdürftig hinreichen.

Da ich auf Seite 624 den Verlust der Handelsmarine der Vereinigten Staaten pro 1869 angegeben, so will ich nachträglich auch denjenigen des abgelaufenen Jahres anführen, da Solches für Jedermann gewiß von Interesse ist.

Im Jahre 1870 erlitt die Handelsmarine einen Verlust von 18,000,000 Dollars durch Stranden und Untergehen von Schiffen nebst deren Ladung. Von den total verlorenen Schiffen verbrannten 42 auf hoher See, 66 vermißt man seit langer Zeit, ohne eine Nachricht von ihnen erhalten oder eine Spur derselben entdeckt zu haben. 250 scheiterten, 56 mußten auf hoher See aufgegeben werden, und 27 gingen durch Stürme zu Grund.

Ich habe Seite 406 eines in New-York gegründeten Findelhauses erwähnt und dabei bemerkt, daß die Staatslegislatur

von New-York demselben aus Staatsmitteln 100,000 Dollars schenkte. Diese Schenkung war jedoch an die Bedingung geknüpft, daß die Privatwohlthätigkeit einen gleich großen Betrag für die genannte Anstalt zusammenbringe. Die vor kurzer Zeit zu diesem Zweck veranstaltete Fair, die von sämmtlichen katholischen Gemeinden New-York's abgehalten wurde, ergab 94,000 Dollars, von denen 2000 Dollars Auslagen in Abzug kamen. Der Reinertrag belief sich somit auf 92,000 Dollars, und fehlen jezt nur noch 8000 Dollars zur Completirung der nöthigen 100,000 Dollars. Eine einzige Dame, Namens Connoly, sammelte 21,000 Dollars. Welch ein Opfersinn für diesen gemeinnüzigen, edlen Zweck! Die noch fehlenden 8000 Dollars werden zuverlässig in kurzer Zeit aufgebracht sein, so daß dann die erwähnten 100,000 Dollars aus Staatsmitteln flüssig gemacht werden können. Nach Ablauf des ersten Jahres, von der Gründung des Findelhauses an gerechnet, hatte dasselbe schon 1305 Kinder aufgenommen, und liefert diese enorme Zahl den klarsten Beweis, daß ein Findelhaus für New-York ein schreiendes Bedürfniß war. Was wäre wohl aus der Mehrzahl dieser armen 1305 Geschöpfe geworden ohne Findelhaus? Sie hätten entweder das Tageslicht nicht erblickt oder wären nach ihrer Geburt auf verbrecherische Weise um's Leben gebracht worden.

Seite 351 geschah der Indian office, sowie der Veruntreuungen und Unterschlagungen der Commissionäre und Lieferanten Erwähnung, die mit der Anschaffung und Uebergabe der den Indianer-Stämmen bewilligten Nahrungsmittel und Utensilien betraut sind. Ich will hier jene Behauptung mit 2 eclatanten Beispielen belegen, welche die öffentlichen Blätter in Amerika zur Kenntniß der neuen und alten Welt brachten. Sie erzählen: „Die Commissäre, welche die Lieferung der den Indianern versprochenen Leistungen besorgen, sind vielfach ganz

kolossale Schwindler und Betrüger. Der Vorsizende der Indian office, Namens Walsh, sah sich 1870 genöthigt, diese großartige Betrügerei aufzudecken. Einer der Contractoren machte an einer Lieferung von 740,000 Dollars einen Profit von 300,000 Dollars! Ein anderer erhielt innerhalb weniger Monate 1,000,000 Dollars zur vertragsmäßigen Verwendung für Indianer-Stämme ausbezahlt. Von dieser Summe unterschlug er wenigstens 400,000 Dollars, und scheint es, daß der Commissär der Indian office, Namens Parker, bei diesem unsaubern Handel stark compromittirt werden wird." Die Rothhäute können freilich nicht rechnen, allein solch einen Betrug merken sie doch, und da ist's denn kein Wunder, wenn sie, erbittert und empört über das in so großem Maaßstab an ihnen verübte Unrecht, bisweilen zu den Waffen greifen, oder das Wiedervergeltungsrecht dadurch üben, daß sie einigen Duzend Weißen die Schädel scalpiren.

Ich habe wiederholt, bald da, bald dort, das, an die apostolische Zeit erinnernde, Verhältniß zwischen dem Klerus und den Laien in Amerika erwähnt. Damit man nun nicht wähnt, es käme hierin niemals ein Mißton vor, oder Bischöfe und Priester seien gegen die ihnen anvertrauten Seelen zu nachsichtig, sofern es sich um Unfug, Willkürlichkeiten oder Verlezung kirchlicher Sazungen handelt, oder sie seien bei unbefugten Ein- und Uebergriffen der Trustees in kirchliches Gebiet willenlose Creaturen, da sie blos auf die freiwilligen Liebesgaben der Gläubigen angewiesen sind; so will ich zu allgemeinem Nuz' und Frommen, zur Erbauung und als Augenspiegel die 2 folgenden Berichte der geschäzten, entschieden kirchlichen Baltimorer Zeitung, die den Titel: „Katholische Volkszeitung" trägt, hier anführen. Der erste Bericht enthält ein Hirtenschreiben des Hochwürdigen Bischofes der Diöcese Alton (Kirchenprovinz S. Louis), Namens Peter JosephBaltes, der also lautet:

„Den Geistlichen und Laien Unseres Bisthums Gruß und Segen im Herrn!

Hochwürdige Brüder und vielgeliebte Diöcesanen! Es thut uns leid, daß, um die Wiederholung solcher Aergernisse zu verhindern, wie die Katholiken von New-A —[1]) in dieser Diöcese sie soeben gegeben, Wir genöthigt sind, in einem öffentlichen Blatte über Sachen zu sprechen, die Wir, ähnlich einer Familienangelegenheit, zwischen uns, Unserem Klerus und ihren Gemeinden zu regeln beabsichtigten. Wir verweisen auf §. 8. Unseres Circulars vom 24. Februar 1870, welcher also lautet:

Um allen Mißverständnissen vorzubeugen, welche vielleicht in Betreff der Pic-Nics und anderer Festlichkeiten zwischen dem Pfarrer und seiner Gemeinde, oder zwischen dem Bischof, dem Pfarrer und seiner Gemeinde entstehen könnten; so verlesen Sie vor Ihrer Gemeinde das 396. Decret des II. Plenar-Concils von Baltimore. — Es ist jedoch nicht Unsere Absicht, alle s. g. Fairs zu verbieten, wenn dieselben anständig, ohne Tanz und sonstiges Aergerniß, gehalten werden. Ebenso wenig verbieten Wir die s. g. Schul-Pic-Nics oder solche, welche von Gesellschaften und Bruderschaften der Gemeinden veranstaltet werden, vorausgesezt, daß berauschende Getränke davon fern gehalten werden. Wir verbieten jedoch auf's Strengste, irgend welche Feste zu veranstalten, bei welchen in unschicklicher und ärgerlicher Weise Geld erworben werden soll, oder, was noch weit schlimmer ist, bei Gelegenheit der Weihe von Grundsteinen, Kirchen, Glocken u. s. w. sogenannte Bar-Rooms oder Trinkstände zu errichten, um dadurch für die Kirche Geld zu machen. Eine Kirche, welche ohne solche unanständige und Aergerniß verursachende Feste nicht gebaut oder vollendet werden kann, bleibt viel besser ungebaut oder unvollendet. Sollte

[1]) Um nicht indiscret zu sein, deute ich den Namen der betreffenden Pfarrei blos an.

Jemand durch List oder Ränke oder sonst auf irgend eine Art diese Unsere Verordnung zu umgehen oder zu vereiteln und die Autorität des oben erwähnten Concils von Baltimore bei Seite zu sezen suchen; so sollen jene Gemeinden oder jene Parteien, die sich Dessen schuldig machen, der gerechten Strafe nicht entgehen, wenn sie überhaupt mit Strafe erreicht werden können. Jener Geistliche aber, welcher von Uns autorisirt ist, den Grundstein, die Kirche oder Glocke zu weihen oder irgend eine andere Ceremonie vorzunehmen, soll diese genannte Facultät verlieren, und nicht mehr ausüben dürfen, sobald es sich zeigt, daß man entschlossen ist, diese Verordnung zu übertreten.

Wir können nicht begreifen, wie Priester oder Gemeinden sich so weit vergessen können, an Sonn- oder gebotenen Feiertagen oder in der Fastenzeit Fairs oder Pic-Nics zu veranstalten.

So weit §. 8. des erwähnten Circulars, welches, wie schon gesagt, ursprünglich nicht bestimmt war, in öffentlichen Blättern zu erscheinen, jedoch allen Geistlichen der Diöcese damals zugeschickt wurde.

Da nun die Katholiken der Gemeinde New-A—, St. Clair County, Illinois, ungeachtet des obigen Verbotes und des mündlichen Protestes ihres Pfarrers und der Warnungen, welche Wir selbst denselben, sobald Wir ihre Absichten erfuhren, durch die Trustees der Gemeinde zugeschickt haben, nichts desto weniger bei ihrem Entschlusse verharrten, den Tag des Herrn zu entheiligen, indem sie am Sonntage, den 6. d. M. (November 1870), zum Besten ihrer Kirche eine Fair und ein Concert veranstalteten, und dadurch nicht blos Unsere Autorität verhöhnten, sondern auch den guten Katholiken großen Schmerz, den Andersgläubigen aber, die uns ohnehin feindlich gegenüber stehen, viel Aergerniß bereiteten und so unserer heiligen Religion schadeten: so protestiren Wir hiedurch feierlich gegen das Betragen und die Handlungsweise aller Jener, welche an der

Veranstaltung dieses Aergernisses Theil genommen, sei es nun, daß sie Mitglieder der katholischen Kirche sind oder nicht.

Zur Strafe der Katholiken von New=A— verbieten Wir allen Säcular= und Regular=Geistlichen sub poena suspensionis ipso facto incurrendae, innerhalb der Grenzen erwähnter Gemeinde Messe zu lesen oder Begräbnisse vorzunehmen, während des Zeitraumes eines Jahrs, vom Tage dieses Schreibens an gerechnet, oder auch noch länger, bis die genannte Gemeinde für das Vergehen der Verachtung der rechtmäßigen Obrigkeit und das Aergerniß, welches sie gegeben, hinreichende Genugthuung geleistet hat. Sobald diese Genugthuung geleistet sein wird, werden Wir die betreffenden Herren Geistlichen davon in Kenntniß sezen.

Damit für die Zukunft nicht noch mehr Schwierigkeiten in Angelegenheiten, welche unter §. 8. fallen, entstehen, verordnen Wir, daß alle Säcular= und Regular=Geistliche in ihren respectiven Kirchen sobald als möglich an einem Sonntage beim Hauptgottesdienste dieses Unser Schreiben verlesen. An Missionsstellen, wo Sonntags kein Gottesdienst gehalten wird, soll dieses bei Gelegenheit des nächsten Besuches geschehen.

Wir können Unser Schreiben nicht schließen, ohne den Katholiken der Nachbargemeinden von New=A—, und besonders jenen Unserer früheren und vielgeliebten Gemeinde zu Belleville, Unseren herzlichsten Dank auszusprechen, die, wie Wir aus einer von ihrem Pfarrer Uns zugeschickten Depesche ersehen, in Uebereinstimmung mit Unserer Verordnung sich absolut weigerten, irgendwie an dem Verbrechen ihrer weniger getreuen Glaubensgenossen von New=A— Theil zu nehmen.

Gegeben zu Alton am 7. November 1870.

† Peter Joseph."

*

Das ist eine edle, freimüthige, ernste und doch väterliche Sprache eines Bischofes der großen nordamerikanischen Republik, Katholiken und freien Bürgern gegenüber!

Der zweite Bericht derselben Zeitung enthält Folgendes: Im Staate Pennsylvania erhoben sich in der Pfarrei N. N.[1]) Zwistigkeiten zwischen dem Pfarrer und den Trustees. Die Trustees klagten endlich gegen den Pfarrer vor dem weltlichen Gerichte, (was jedenfalls nicht nur uncanonisch, sondern auch ganz entschieden unamerikanisch und unrepublikanisch war.) Das weltliche Gericht entschied nun vollständig correct und ächt amerikanisch, daß der Bischof und der von ihm angestellte Priester allein zu bestimmen haben, wann und wie der Gottesdienst zu feiern sei. Die Kirchenglocken und der Sängerchor stehen unter der ausschließlichen Leitung des Pfarrers, desgleichen auch der Begräbnißplaz der Confessions-Gemeinde und der Unterricht der Kinder in der Schule. Die Trustees dürfen daher gegen den Willen des Pfarrers die Glocken nicht läuten, während des Gottesdienstes keine Collecte erheben, den Sängerchor nicht belästigen und demselben keine Vorschriften ertheilen. Auch dürfen sie die Lehrer weder anstellen, noch absezen, wenn der Bischof oder Pfarrer Solches nicht billigt; noch auch können sie den Pfarrer zwingen, eine Leiche auf ungeweihten Boden zu begleiten; denn in allen diesen Dingen ist nach den Gesezen der Kirche die höchste Gewalt in die Hand des Bischofs gelegt, und die Gemeindemitglieder haben sich darin zu fügen. Das ist amerikanisches Staats-Kirchenrecht, wenn man bezüglich Amerika's überhaupt von einem Staats-Kirchenrecht reden könnte. Welch ein Aergerniß und welcher Greuel ist aber wohl diese Entscheidung einer weltlichen Behörde der

1) Auch hier sei der Name mit Stillschweigen übergangen.

Vereinigten Staaten (und ganz in demselben Sinne würden a l l e weltlichen Behörden dortselbst entschieden haben) für alle neuärarischen Männer des modernen Staats, d. h. für alle Subjecte, denen die von ihnen ausgeheckte Theorie der Staatsomnipotenz, des Staatsabsolutismus, des Polizeistaats-Kirchenrechts den Kopf verdreht und den gesunden Menschenverstand geraubt. Bei uns ist eben, leider, noch immer das berüchtigte Staatskirchenrecht des kaiserlich-königlichen Bruders Sacristan, weiland Joseph II., in Kraft, lt dessen der absolutistische Polizeistaat Alles macht, beeinflußt, ernennt, bevollmächtigt und controlirt, und in dem eine selbstständige Corporation mit eigener Rechtssphäre ein Ding reinster Unmöglichkeit ist; denn sonst könnte in Baiern die Abhaltung von Missionen nicht polizeilich verboten werden, sonst könnte dort der famose Renftle in Mering sein Unwesen nicht unter der Staatsägide forttreiben, sonst würden in Baden die Gendarmen nicht beauftragt, jeder Predigt der Missionäre beizuwohnen, wie Solches in meiner Nähe, in Schwenningen, jüngst der Fall gewesen, und sonst könnte sich der s. g. Kirchenvorstand in Frankfurt nicht anmaßen, die Zahl der Kerzen zu bestimmen, die beim Gottesdienst anzuzünden sind. Daß es aber auch in der Republik der Vereinigten Staaten manche Trustees gelüstet, nach Art des centralisirenden, omnipotenten Polizeistaates die Tropfen Weines im Kelch, die Weihrauchkörner im Rauchfaß und die Hostien im Ciborium zählen und controliren zu wollen; ist und bleibt einem Mann, der nur annäherungsweis einen Begriff von einem freien Staatswesen und von Selbstständigkeit der Kirche hat, eine Unbegreiflichkeit.

Da ich an verschiedenen Stellen dieses Buches wahrheitsgemäß erwähnt, daß die Protestanten und alle protestantischen Denominationen im Ganzen und Großen eine entschieden feindliche Stellung gegen die katholische Kirche einnehmen; so will

ich hier, da ich mir bei Verfassung dieser Reisebeschreibung die strengste Unparteilichkeit zum obersten Grundsaze und als leitenden Gesichtspunkt erwählt, einer sehr rühmlichen Ausnahme gedenken. Ein Beispiel seltener Toleranz, und noch mehr: brüderlichen Wohlwollens gegen die Katholiken lieferten die Protestanten in Cedarburg im Staate Wisconsin; sie spendeten nämlich ganz freiwillig eine bedeutende Summe zu den 10,000 Dollars, die der Bauplaz zu Errichtung einer katholischen Kirche kostete — eine glänzende Satisfaction für so viele dem Katholicismus zugefügte Unbill, Kränkung und Schmach.

---

lung der umfangreichen und vielseitigen Gegenstände sehr sorgfältig, gewandt und geistreich.

Wir geben hier in Kürze den reichen Inhalt der drei Bände der Hausapothek' an:

I. Band: Das Familienleben. Dieser Band enthält fünf Recepte. 1. Für die Eheleute. 2. Für die Eltern. 3. Für die Kinder. 4. Für die Dienstherrschaften, und 5. Für die Dienstboten.

II. Band: Die Familienkrankheiten oder neun Sargnägel. 1. Der Hochmuth. 2. Der Geiz. 3. Die Unkeuschheit. 4. Die Trunksucht, mit einem Extrakapitel: Von den Wirthen und Wirthshäusern. 5. Das Tanzen. 6. Der Zorn. 7. Das Fluchen. 8. Die Lüge, der Meineid, Eidbruch und falsche Eid, und 9. Der Neid und Haß, die Feindschaft, Rachesucht und Unversöhnlichkeit.

III. Band: Aufklärung, Fortschritt, Freiheit, oder die wahre Bekehrung. Die Bekehrung ist in folgende Abschnitte getheilt: 1. Nothwendigkeit der Bekehrung. 2. Möglichkeit der Bekehrung. 3. Geschichte der Bekehrung. 4. Die Erweckung des Sünders. 5. Die Verschiebung der Bekehrung. 6. Die Anrufung des heil. Geistes. 7. Die Erforschung des Gewissens. 8. Reue und Leid. 9. Der Vorsaz. 10. Die specielle Beicht. 11. Die Genugthuung. 12. Die heilige Communion. 13. Verhaltungsmaßregeln beim Empfang der heil. Sacramente der Buße und des Altares, und 14. Die Hindernisse der Bekehrung und eines bußfertigen, gottseligen Lebens.

Diese drei Bände bilden ein organisch gegliedertes, in sich abgeschlossenes, harmonisches Ganze; trotzdem ist aber jeder Band ein selbstständiges Glied des Ganzen. Sie sind in Wirklichkeit eine vollständige Hausapothek', unschäzbar für jede christliche Familie, da sie einem jeden Glied derselben seine Pflichten vor Augen halten, ihm in's Gewissen reden und Rath ertheilen; da sie alle Presten aufdecken und heilen und dadurch wahre Glückseligkeit begründen. Sie enthalten die praktische Philosophie des Christenthums und einen reichen Schatz an Belehrung, Erbauung und Unterhaltung, der in anziehender, allgemein verständlicher und leicht faßlicher Form sich darbietet. Kist's Hausapothek' ist der Taube Noe's ähnlich, die den Oelzweig der Versöhnung, des Friedens, des Heils und Segens in christliche Familien und Herzen trägt. Möchten doch recht Viele ihre Hand nach diesem kostbaren Zweige ausstrecken!

Geistlicher Schazgräber

oder

die Angelegenheiten deiner Seel', diesseits und jenseits,

unterhaltend besprochen.

Zwei Hefte.

Erstes Heft. gr. 8⁰. geh. 36 kr. — 10 Sgr.
Zweites Heft. gr. 8⁰. geh. 54 kr. — 15 Sgr.

Dieses Buch ist, was sein Name sagt, es bietet und liefert, was es verspricht: es ist ausschließlich dem kostbarsten Schatze, den der Mensch besitzt, gewidmet — seiner unsterblichen Seele und ihrer Rettung und Beseligung. Was für jeden denkenden Menschen von höchstem Interesse ist: Unsterblichkeit der Seele, Zeit, Tod, Gericht, Himmel, Fegfeuer und Hölle, sind darin eingehend besprochen, wo nöthig, wissenschaftlich und doch sehr faßlich bewiesen und begründet, energisch vertheidigt und sehr eindringlich an's Herz gelegt. Die Ungläubigen und Religionsspötter werden kurz und mit unerbittlicher Logik abgefertigt; die Unbußfertigen werden derb aus ihrem Sündenschlafe aufgerüttelt, den Leichtsinnigen wird der nöthige Ernst beigebracht, die Sünder werden erschüttert, die Wankenden befestigt, die Lahmen angespornt und die Eifrigen im Guten bestärkt. Es findet sich keine Spur von Rigorosität und Kopfhängerei, von Ueberschwänglichkeit oder Taktlosigkeit in dem ganzen Buche, obgleich sich sein Inhalt mit den heikelsten, delikatesten und schwierigsten Gegenständen befaßt.

Nüchtern, gesund, tief durchdacht, mit den Entscheidungen der Kirche im Einklang sich befindend und zugleich praktisch verwendbar sind die Ansichten, Urtheile und Rathschläge des Verfassers. Was dieser seiner Schrift aber hohen Reiz und große Anziehungskraft verleiht, das sind die zahllosen, sehr gut gewählten, vortheilhaft verwertheten und frappanten Beispiele, seine drolligen Einfälle und die launige Ausschmückung an und für sich trockener und schwer zu behandelnder Stoffe. Kist versteht es wie nur Wenige, Belehrung, Erbauung und Unterhaltung mit einander zu verbinden, den Leser zu fesseln und einen tiefen Eindruck auf seinen Geist und sein Herz hervorzubringen. Sein „geistlicher Schatzgräber" ist ein wirkliches Kleinod, das in keiner christlichen Familie fehlen sollte. Es verdient diese Schrift des bei dem Volke schnell beliebt gewordenen Verfassers ohne allen Anstand dem Besten, was in alter und neuer Zeit an Erbauungsschriften erschienen, an die Seite gesetzt zu werden. Wir wollen von den vielen günstigen Recensionen hier nur Eine erwähnen. Die „Kathol. Blätter aus Tirol" (Beilage zu Nr. 25 von 1866) sagen: „Der Name des Herrn Verfassers ist in kurzer Zeit auf dem Gebiete der populären Erbauungsliteratur sehr bekannt und beliebt geworden. Diejenigen, welche dessen „Hausapothek'" benützt haben, werden gerne auch nach vorliegendem Buche greifen, welches über die wichtigsten Heilswahrheiten unserer heil. Religion in ebenso belehrender als unterhaltender Weise Allen nützliche und beherzigungswerthe Unterweisungen und Mahnungen ertheilt. Wie in den früheren Schriften des Herrn Verfassers findet der Leser auch in diesem Buche eine Fülle der interessantesten, eindringlichsten Schilderungen und Erzählungen aus alter und neuer Zeit; Vieles von dem Gesagten hat der Autor aus dem reichen Schatze seiner eigenen Erfahrung geschöpft und weiß es an passender Stelle wohl und geschickt anzubringen. — Wir wünschen diesem „geistlichen Schatzgräber" recht viele eifrige Freunde und sind überzeugt, daß besonders die hochwürd. Prediger und Katecheten sich durch denselben so manche werthvolle Beihilfe zu einem gesegneten Wirken in der Seelsorge werden verschaffen können."

Dienstbüchlein für's Christenthum,

das nachweist

was die Welt war vor Christus, was sie ward durch Christus, und was sie wird ohne Christus,

und das damit beweist, daß das

Christenthum kein überwundener Standpunkt ist.

gr. 8°. geh. 42 kr. — 12 Sgr.

Die brennenden Fragen der Gegenwart: „Hat das Christenthum sich überlebt, ist es ein überwundener Standpunkt, ist es in Folge der über alle Maßen gelobhudelten Aufklärung, Civilisation und Humanität des XIX. Jahrhunderts entbehrlich geworden, befürwortet und beschleunigt es die Rückkehr zu der zum Dogma erhobenen Finsterniß, Bornirtheit und Rohheit des Mittelalters?" hat der Verfasser, dessen Volksschriften in den weitesten Kreisen bekannt und wegen ihrer ächtpopulären Schreibart und ihres gediegenen Inhaltes sehr geschätzt sind, in diesen Blättern gründlich gelöst. In den sieben Zeugnissen, die er dem Christenthume ausstellt, ist geschichtlich nachgewiesen: 1) daß das Christenthum den wahren Gott erkennen lehrt; 2) daß es einen Gottesdienst eingeführt, der allein Gottes und des Menschen würdig ist; 3) daß es den Menschen aufklärt über sein Schicksal diesseits und jenseits; 4) daß es das Leben sichert und schützt; 5) die Sklavenketten gebrochen; 6) das Weib zur Würde des Mannes erhoben, und 7) Wissenschaft und Kunst gepflegt, ächte Bildung und Gesittung verbreitet und wohlthätige Anstalten gegründet — sämmtlich Thatsachen, die von den Gegnern des Christenthums entweder in ihrem Werthe unterschätzt oder keck und frech geleugnet werden. Mit hohem sittlichen Ernst und mit siegreichen

Waffen bekämpft der Verfasser das neumodische Heidenthum und deckt schonungslos dessen Hohlheit, Widersprüche, gleißnerische Scheinheiligkeit und die durch dasselbe angerichteten Verheerungen auf. Er liefert den unwiderlegbaren Beweis, daß das moderne Heidenthum nicht nur kein Fortschritt zu etwas Besserem und keine höhere Stufe der Bildung und Gesittung ist, sondern in die Nacht und Finsterniß, in die Lasterhaftigkeit und Barbarei des vorchristlichen Heidenthums zurückführt und schließlich, sollte es je zum Sieg gelangen, den Ruin der Gesellschaft herbeiführen würde. Der ernste Inhalt ist in anziehender Form dargestellt, und wird diese warme und geistvolle Rechtfertigung des Christenthums Niemand unbefriedigt lassen.

Die lauretanische Litanei

in

einunddreißig Vorträgen erklärt.

Zweite umgearbeitete und zum Gebrauche bei der Maiandacht eingerichtete Auflage.

gr. 8°. geh. 1 fl. 21 kr. — 22½ Sgr.

Ein gar liebes, anmuthiges Büchlein, willkommen jedem Verehrer der gebenedeiten Jungfrau und Gottesmutter Maria. Ungemein sinnig und zart weiß der Verfasser die bildlichen und schwungreichen Anrufungen der lauretanischen Litanei zu deuten, fruchtbar zu machen und ihre praktische Anwendung zu zeigen. Er hat den kostbaren Kern, den die Anrufungen in poetischem Gewande bergen, seiner geheimnißvollen Hülle entkleidet und sich bestrebt, denselben in's Herz der Verehrer Mariä zu pflanzen, damit er dort tiefe Wurzeln fasse, zu duftenden Blumen der Tugend sich entfalte und köstliche Früchte bringe, die würdig sind, in's ewige Leben gesammelt zu werden. Der als Volksschriftsteller rühmlich bekannte Verfasser hat in 31 Vorträgen blos die typischen, mystischen und tropologischen Invocationen erklärt, weil die übrigen wohl keiner besonderen Erklärung bedürfen. Da diese zweite Auflage zugleich zur Benützung bei den Maiandachten eingerichtet ist, dürfte das Büchlein Priestern und Laien sehr willkommen sein und mit großem Nutzen und Erfolge gebraucht werden. Die angeführten Beispiele sind mit großer Umsicht ausgewählt, gut situirt und möglichst profitirt. Ein himmlischer Odem weht durch das Ganze, innige Frömmigkeit, kindliche Verehrung der allerseligsten Jungfrau, festes Vertrauen auf ihre mächtige Fürbitte und ernstliches Ringen und Streben, ihr nachzufolgen, sprechen aus jeder Zeile; weßwegen wir dieses Büchlein auf's Wärmste allen wahren Christen, allen Verehrern Mariä und ganz besonders den Mitgliedern marianischer Bruderschaften und Sodalitäten empfehlen.

Das ist der Tag des Herrn!

gr. 8°. geh. 1 fl. 30 kr. — 27 Sgr.

Eine vortreffliche Schrift über die Pflicht, den Nutzen und Segen der Beobachtung des dritten Gebotes Gottes und des zweiten Kirchengebotes, die nicht genug empfohlen werden kann. Mit hoher Begeisterung und bewährter Meisterschaft, sowie ausgerüstet mit reicher Erfahrung, großer Belesenheit und gründlicher Kenntniß der Kirchenväter, kämpft der Verfasser in dieser Schrift für die Pflanzstätte und den Hort des Christenthums: den Sonntag und seine würdige Heiligung durch Anhörung der heiligen Messe und Gebet. Es dürfte nicht leicht ein Buch zu finden sein, das mit solcher Gründlichkeit, Schärfe, Sorgfalt und Gewandtheit die hohe Wichtigkeit des Sonntages nach allen Seiten und Beziehungen für Religion und Kirche, Leib

und Seele, Staat und Familie, Bildung und Gesittung, zeitliches und ewiges Wohl, beleuchtet und nachweist; das mit so tiefem Ernst und so eindringlich mahnt und beschwört, den Tag des Herrn zu heiligen, und so ergreifend und erschütternd warnt, sich an diesem Heiligthum der Menschheit zu versündigen. Der über den Sonntag, das heilige Meßopfer und das Gebet ertheilte Unterricht läßt an Gründlichkeit und Vollständigkeit Nichts zu wünschen übrig. Eine Menge der interessantesten Beispiele verleiht dem Ganzen nicht nur erhöhten Reiz und einen großen Reichthum an Belehrung und Erbauung, sondern sie macht die behandelten Gegenstände auch sehr anschaulich, leicht faßlich und klar. Die Sprache ist körnig, ungeschminkt und ergreifend. Mit photographischer Treue wird die Welt in ihrer Verkehrtheit und Verirrung geschildert und nach Verdienst gegeißelt. Mit großer Geschicklichkeit hat der Verfasser eklatante Erscheinungen der Jetztzeit, wie sie die Umwälzung auf dem Gebiete des modernen Staates und die von oben herab betriebene oder begünstigte Befehdung der Kirche täglich gebären, mit dem Inhalte seines Buches verwoben, wodurch dasselbe in hohem Grade pikant und recent geworden. Wir schließen mit den Worten, die hier sehr wohl am Platze und durchaus gerechtfertigt sind: „Nimm, und lies!", und du wirst an dir selbst erfahren, wie sehr es Kist versteht, zum Herzen des Volkes zu sprechen, dasselbe für Gott und Tugend zu gewinnen, das Christenthum zu vertheidigen und die Bosheit zu züchtigen.

Dänisches und Schwedisches.

gr. 8°. geh. 2 fl. 12 kr. — 1 Thlr. 7½ Sgr.

Die Kölnische Volkszeitung bespricht das Werk in folgender Weise:

„Dänisches und Schwedisches" von Leopold Kist ist eine glückliche Nachahmung des bedeutenden Riehl'schen Werkes „Land und Leute". Der Verfasser, ein katholischer Priester, zeigt sich nicht nur als unbefangenen, viel erfahrenen und weit gereisten Mann, sondern hat sich auch bemüht, in einfacher aber durchaus angemessener Sprache seinem Buche durch politisch-sociale Betrachtungen eine höchst interessante Würze zu geben. Sein Streifzug durch Deutschland im Sommer 1867 entwickelt dem Leser ein vollständiges, aus eigener Wahrnehmung hervorgegangenes Bild der damaligen politisch-socialen Zustände Deutschlands. Kist schreibt so spannend, daß der Leser fast glauben sollte, einen Roman, nicht eine Reisebeschreibung, in der Hand zu haben. Dies gilt zumal von dem Schlusse des Streifzuges, vor dem Eintritt in dänisches Gebiet beim Aufenthalte in Travemünde an der Ostsee, „das ein Seebad und eine Spielbank besitzt". Was dann folgt: „Fritz und Lottchen in der Spielhölle, der Kaffeesack und die alte Scharteke, der suffisante Bäckermeister, das neu gebackene Ehepärchen" — alles athmet Wahrheit ohne Dichtung.

Nicht weniger wird das Interesse des Lesers wach erhalten, ja noch bedeutend gesteigert beim Besuche der uns weniger bekannten Länder: Dänemark und Schweden. Vor allem dankenswerth ist die Darstellung der Staats- und Religionsgeschichte beider Länder. Der Leser lernt auch jenen Gustav Adolph im Lichte der Wahrheit kennen: als Mordbrenner Deutschlands, als hochmüthigen und gleißnerischen Herrscher. „Diesen intriguanten, und auf unsere nationale Schmach speculirenden, unserer Noth hohnlachenden Ausländer," sagt Wolfgang Menzel, „feiern wir noch in Prosa und Versen, wir bilden Vereine zur Ehre und zum Preise seines Namens — zum lächerlichen Beweise, daß unsere politische Einfalt unheilbar ist." Interessant sind Land und Leute in Dänemark und Schweden, und Kist weiß genug davon zu erzählen. Die Kirche und Kirchen in allen Varianten, die Schulen, die Familien, die Gesellschaften, geheime und offene, die Menschen in ihrem Treiben bei Nacht wie am Tage, alles was den Leser an einem fremden Volke interessiren kann, ist in trefflicher Weise dargelegt. Die durch das ganze Buch sich hinziehenden Vergleiche mit dem sprüchwörtlich bestregierten Staate Baden, geben uns merkwürdige Aufschlüsse über die dortigen Zustände, und wir können nicht umhin, das sprüchwörtlich „bestregiert" nur im ironischen Sinne zu nehmen.

Amerikanisches.

gr. 8⁰. 52 Bogen. geh. 3 fl. 12 kr. — 1 Thlr. 22½ Sgr.

„Amerikanisches", aus der fleißigen und gewandten Feder des rühmlich bekannten Verfassers einer Reihe gediegener Volksschriften, ist das erste größere Werk, das die Zustände und Verhältnisse in den Vereinigten Staaten Nordamerika's vom katholischen Standpunkte mit Freimuth, völliger Unparteilichkeit und feinem Takte, wahr, klar, spannend und anziehend schildert und charakterisirt. Mit großer Sachkenntniß bespricht der Verfasser die eigenthümlichen Erscheinungen auf dem staatlichen, kirchlichen, wissenschaftlichen, pädagogischen, industriellen, landwirthschaftlichen, socialen rc. Gebiete — ein ungeheures Material, das aber sorgfältig gesichtet, zweckmäßig geordnet und übersichtlich dargestellt ist. Er hebt überall die Licht- und Schattenseite hervor, knüpft daran geistreiche Bemerkungen, stellt Vergleichungen zwischen den amerikanischen und deutschen Verhältnissen an, gibt dankenswerthe Fingerzeige und Rathschläge für Auswanderer und würzt das Ganze durch naturwüchsigen, unversiegbaren Humor. Kist's „Amerikanisches" ist ein in hohem Grad belehrendes und unterhaltendes Buch für Jedermann, für Auswanderer, Amerikaner und Deutsche. Es ist ein würdiges Seitenstück seines geschätzten Reisehandbuches, das 1869, unter dem Titel „Dänisches und Schwedisches", in demselben Verlage erschien, und reiht sich dasselbe ebenbürtig seinen übrigen Volksschriften an. Wir begrüßen in demselben eine willkommene und verdienstliche Erscheinung auf dem literarischen Gebiet, die eine bisherige störende Lücke in der Literatur nach Gebühr ausfüllt, die allen Anforderungen, die man an ein Reisehandbuch für die nordamerikanische Union zu stellen berechtigt ist, in vollem Maße entspricht, die bleibenden Werth haben und eine glänzende carrière machen wird.

Werke von Conrad v. Bolanden.

Gustav Adolph.

Historischer Roman

von

Conrad von Bolanden.

Vier Bände.

8⁰. geh. 9 fl. 18 kr. — 5 Thlr. 7½ Sgr.

In der ganzen deutschen Romanliteratur ist uns ein Buch nicht bekannt, das Bolandens vierbändigen historischen Roman „Gustav Adolph" ebenbürtig an die Seite gestellt werden könnte. Abgesehen von der geschichtlichen Treue der behandelten Stoffe und der künstlerischen Vollendung des ganzen Meisterwerkes, liegt in demselben zugleich eine so tief ethische Bedeutung, daß dieselbe allein hinreichen würde, dieses großartig angelegte und einheitlich durchgeführte historische Gemälde über alle ähnliche Schöpfungen weit zu erheben. Mit dem hergebrachten, bereits von dem schlauen Schwedenkönige angelegten und von dessen Verehrern weiter gesponnenen Geschichtslügen dürfte es ebenso vorbei sein, wie mit dem entehrenden, confessionellen Haß schürenden Gustav-Adolphcultus, wenn dieses epochemachende Werk jene massenhafte Verbreitung findet, die es verdient.

Romane von
Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Maria Regina. Eine Erzählung aus der Gegenwart. Zwei Bände. Dritte Auflage. 8⁰. elegant broschirt. 5 fl. 15 kr. — 3 Thlr.

Doralice. Ein Familiengemälde aus der Gegenwart. Zwei Bände. Zweite Auflage. 8⁰. elegant broschirt. 3 fl. 30 kr. — 2 Thlr.

Zwei Schwestern. Eine Erzählung aus der Gegenwart. Zwei Bände. 8⁰. elegant broschirt. 4 fl. 30 kr. — 2 Thlr. 15 Sgr.

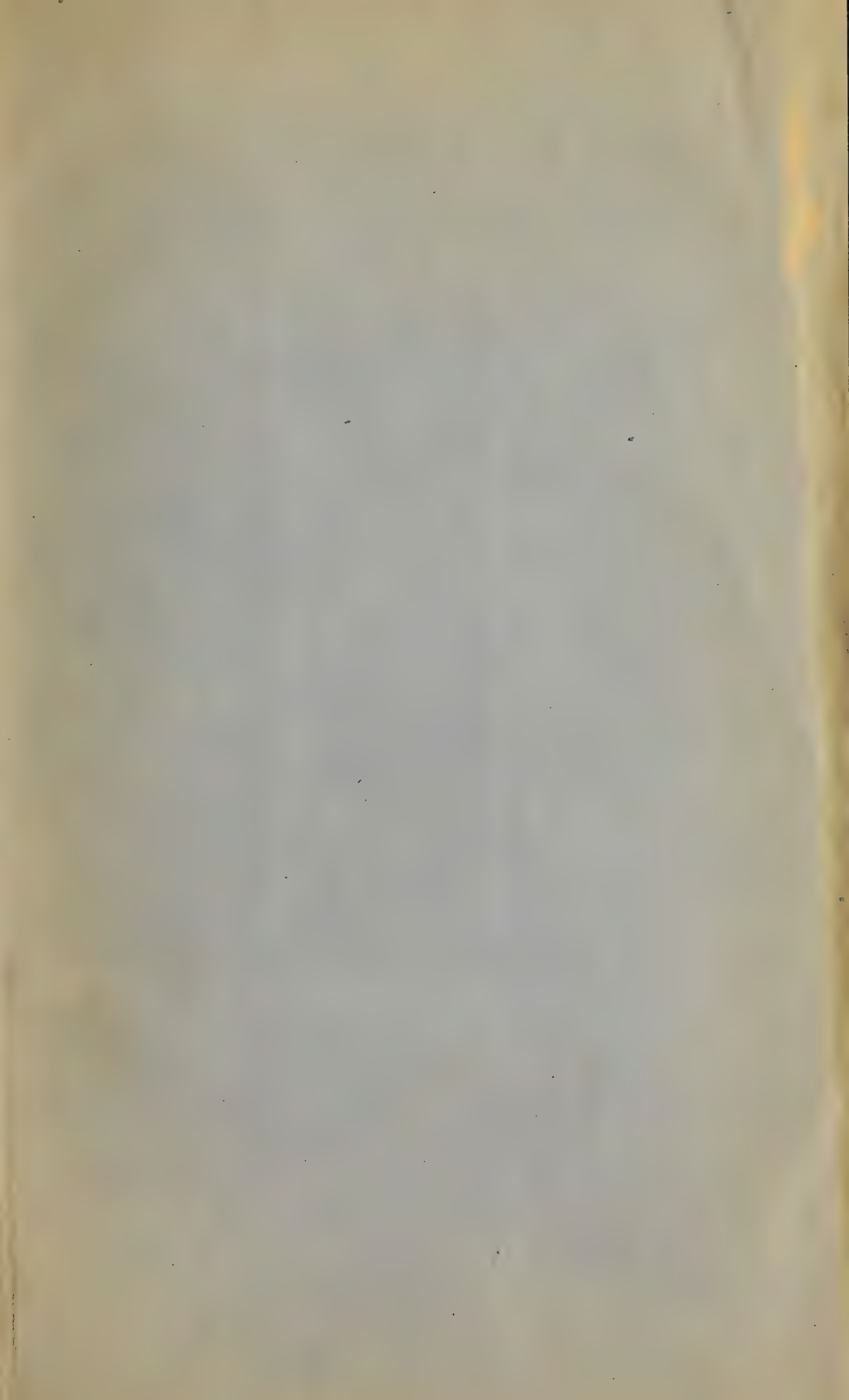
Peregrin. Zwei Bände. 8⁰. elegant broschirt. 4 fl. 30 kr. — 2 Thlr. 15 Sgr.

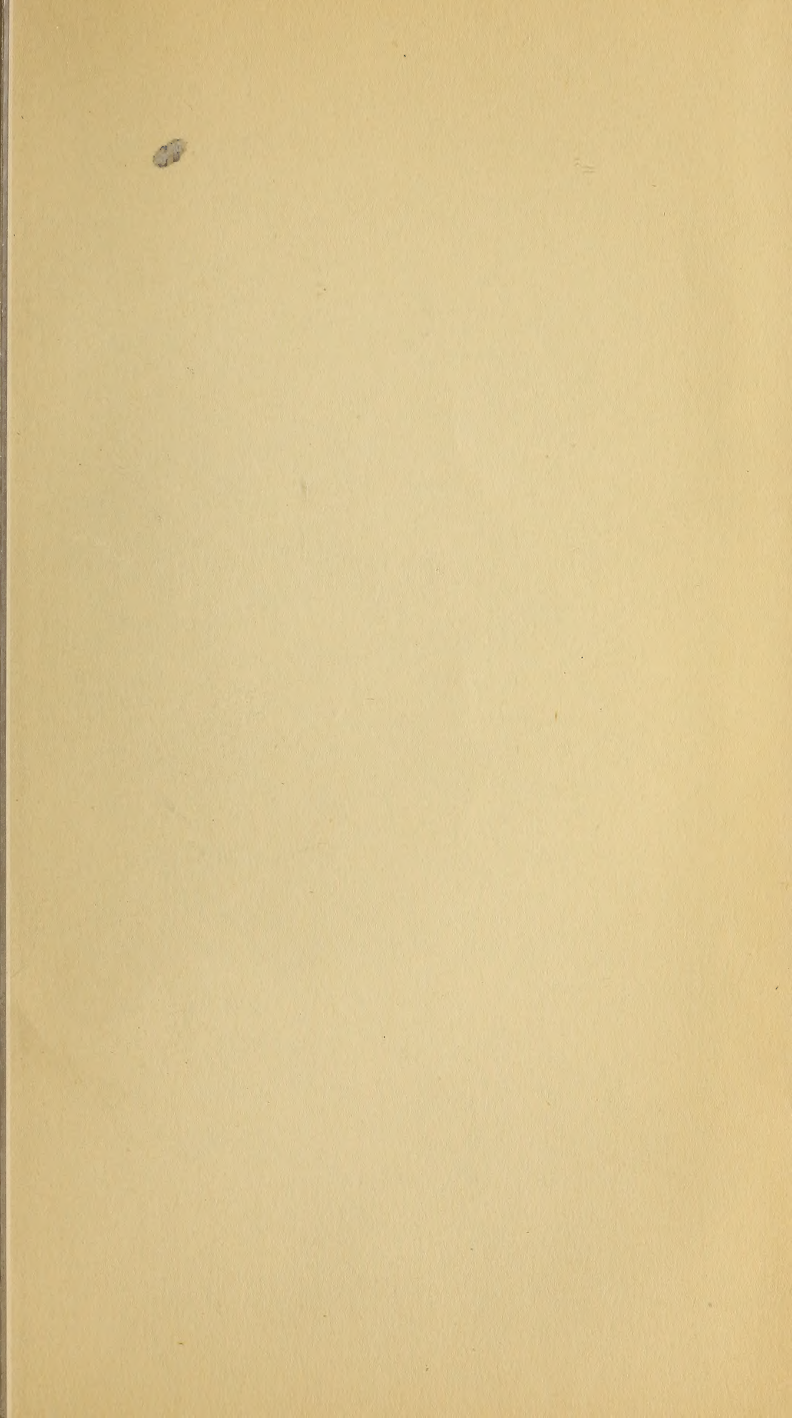
Eudoxia, die Kaiserin. Ein Zeitgemälde aus dem fünften Jahrhundert. Zwei Bände. 8⁰. eleg. brosch. 3 fl. — 1 Thlr. 22½ Sgr.

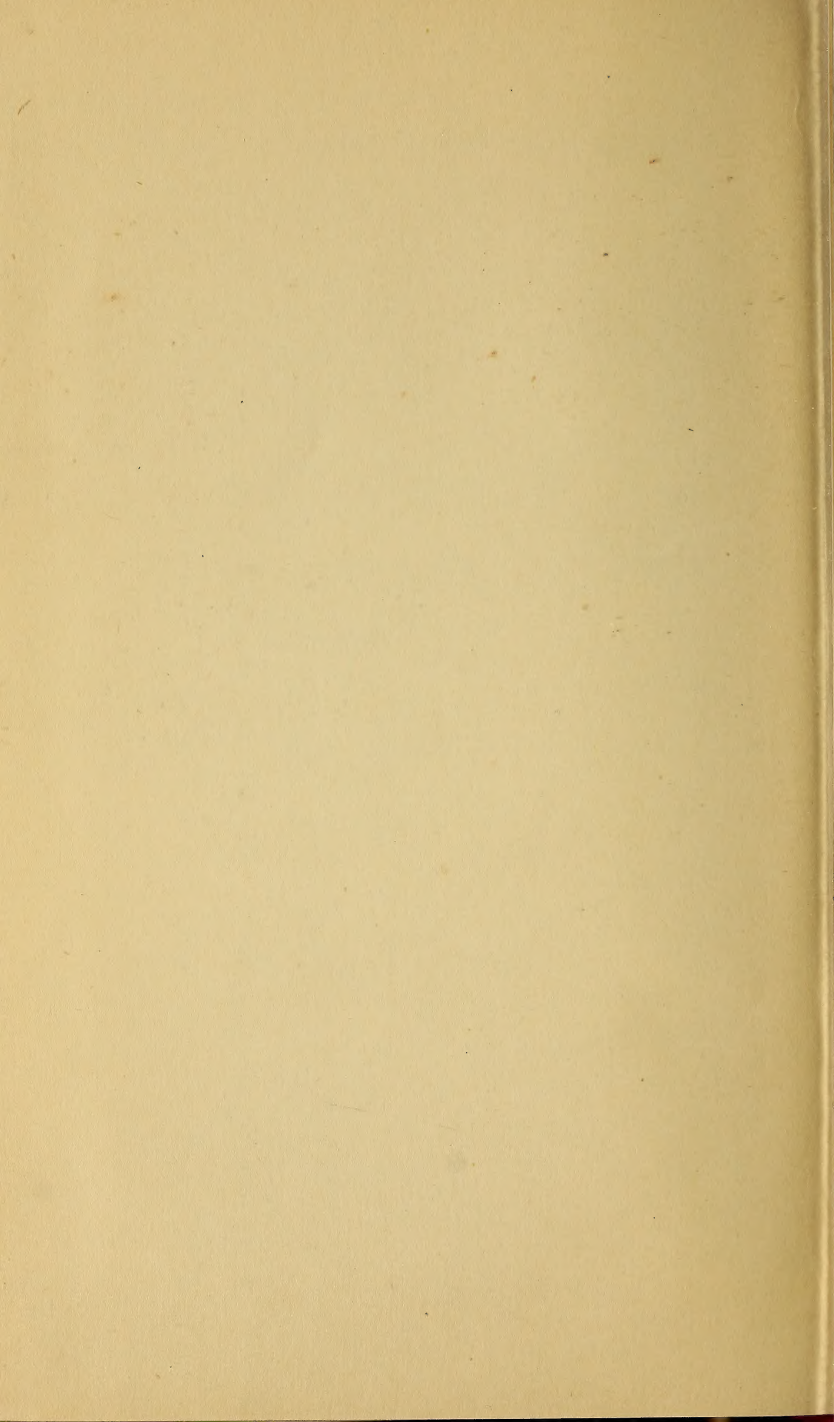
Die Erbin von Cronenstein. Zwei Bände. gr. 8⁰. geh. 4 fl. 30 kr. — 2 Thlr. 15 Sgr.

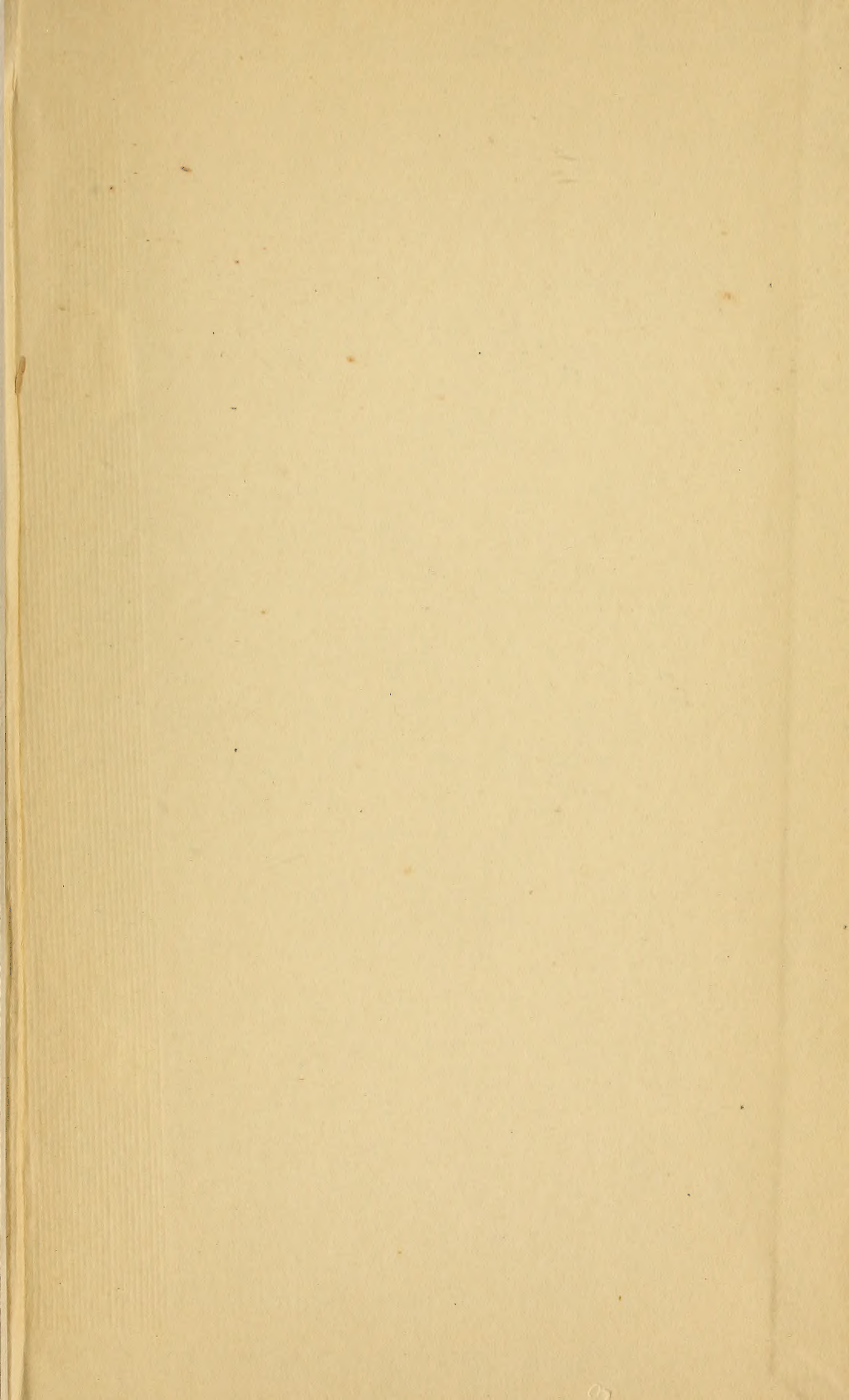
Die Geschichte eines armen Fräuleins. Zwei Bände. 8⁰. geh. 3 fl. 30 kr. — 2 Thlr.

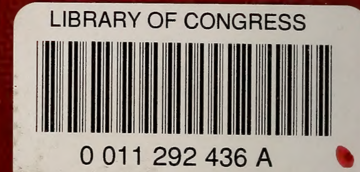
Mainz. — Druck von Fl. Kupferberg.










LIBRARY OF CONGRESS
0 011 292 436 A